Jahrbuch der Charakterologie

Herausgegeben von Emil Utitz

V. Jahrgang / Berlin 1928 / V. Band

Pan-Verlag Rolf Heise

Digitized by Google

BF
833
J2
1928

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1928 BY PAN VERLAG ROLF HEISE
IN CHARLOTTENBURG 2

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig. 900527.

Digitized by Google

1083004-298

Inhalt

	Seite
MÜLLER-FREIENFELS, Richard, Individualität und Typus	1
ICHHEISER, Gustav, „Sein" und „Erscheinen". Ein Beitrag zur Psychologie des Selbstbewußtseins	21
BRUGSCH, Theodor, Der personalistische Standpunkt in der medizinischen Wissenschaft und Praxis	61
FICK, R., Gesichtsausdruck und Muskelspiel	83
SCHWANGART, Friedrich, Persönliches bei Tieren und tierisches Niveau	101
RINK, Willi, Fragmente zur Geschichte der Tierphysiognomik	141
POLLNOW, Hans, Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik . . . I. Zur Problemgeschichte. II. Zur Systematik und Methodologie.	157
GESEMANN, Gerhard, Volkscharaktertypologie der Serbokroaten . . .	207
MARCUSE, Ludwig, Über die Struktur der Liebe	271
ZWEIG, Stefan, Vitalität und ihr Widerspiel	299
PLAUT, Paul, Der Paranoiker. Eine Psychographie	311
LÖWY, Max, Versuch einer „motorischen Psychologie" mit Ausblicken auf die Charakterologie	335
ZIEHEN, Th., Charakterologische Studien an Verbrechern	375

Digitized by Google

Ein Inhaltsverzeichnis der Bände 1, 2/3 und 4
befindet sich am Schluß des Bandes

Digitized by Google

Individualität und Typus.

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin-Halensee).

Digitized by Google

Inhalt.

1. Die Problematik 3
2. Stabilität und Wandelbarkeit der Typen 6
3. Die Geschlechtstypen („Mann“ und „Weib“) 8
4. Die Reifungstypen 10
5. Die Nationaltypen 12
6. Die Epochaltypen 14
7. Die Sozialtypen 15
8. Typologie und Charakterologie 17
9. Typen und Individuen in der Geschichte 18

Digitized by Google

1

Es gehört zu den fundamentalsten und merkwürdigsten Tatsachen der Welt, daß alles, was existiert, zugleich als einzig in seiner Art, als „Individuum", oder als Repräsentation eines Allgemeinen, eines „Universale" im Sinne des Mittelalters, betrachtet werden kann. Kein Eichenblatt ist einem andern völlig gleich, und doch kann man jedes Eichenblatt einem Typus, eben dem des Eichenblattes, zuordnen, der sich deutlich von allem übrigen Existierenden unterscheidet. Je nachdem sie das Singulare oder das Universale betonten und als wahre Realität ansahen, spalteten sich die Philosophenschulen, und bis auf den heutigen Tag kann man die Denker einteilen in solche, die vor Wald die Bäume, oder solche, die vor Bäumen den Wald nicht beachten. Das ist der tiefe Gegensatz zwischen Platonikern und Aristotelikern, der im Mittelalter noch zum Gegensatz zwischen „Realisten" und Nominalisten verschärft wird, wobei die Aristoteliker in eine Mittelstellung zwischen Platonikern und Nominalisten gebracht wurden.

Auch der Mensch macht keine Ausnahme von den übrigen Weltinhalten. Man kann mit gleichem Rechte sagen, daß jedes menschliche Individuum einzig sei, wie daß es die wesentlichen Kennzeichen der „Gattung" Mensch aufweise, andernfalls es eben kein Mensch wäre. Zwar ist es keineswegs ausgemacht, daß alle heutigen Menschen von einem einzigen Elternpaare abstammen, also genetisch eine Einheit bilden: wohl aber unterscheiden sie sich alle so unverkennbar auch von den nächstverwandten Gattungen, etwa den Gorillas, daß niemand an der Verschiedenheit zweifelt, und die spärlichen Funde, die man als Übergangsformen ansieht, können, bisher wenigstens, diese Trennung nicht aus der Welt schaffen. Neben, ja vielleicht über aller individuellen Formung erweist sich die Gattung als eine umgrenzbare Wesenheit, und auch in der modernen Biologie, Vererbungslehre und Psychologie kehrt das alte Problem, wenn auch in geänderter Form, wieder, ob man diese „Universalien", die „Typen" oder Gattungen als primär gestaltende, schöpferische Formen neben und über den Individuen anzusehen hat oder nicht.

Kompliziert wird das Problem außerordentlich dadurch, daß die Gegensätze Universale und Individuum gar nicht unzweifelhaft polare Gegensätze sind, sondern daß dasjenige, was man in der Praxis des Lebens als Gattung oder Individuum anzusehen pflegt, Zwischenstationen zwischen den wahren Polen, die letztlich „Grenzen" im Sinne der Mathematik sind, darstellen, und daß sich sowohl die Universalien wie die Individuen in der Praxis des Lebens stets einem noch Universelleren und die Individuen einem noch Individuelleren, richtiger noch Singulareren zuordnen lassen.

Digitized by Google

Beides ist so bekannt, daß man nicht dabei zu verweilen braucht. Stellt man als Gegensätze die Gattung Mensch heraus und andererseits ein beliebiges Individuum N., so stehen hinter der Gattung Mensch die noch universelleren Begriffe Säugetier, animalisches Wesen, belebtes Wesen überhaupt bis zum „Sein" schlechthin, wobei man freilich kaum mehr etwas zu denken vermag, andererseits reihen sich dem Individuum weitere Singularitäten an; denn ungeachtet seiner Ganzheit läßt jedes Individuum sich ansehen als ein Komplex von Organen, Geweben, Zellen und jenseits dieser von Molekülen, Atomen usw. Durch diese Feststellungen wird das Problem der Priorität von Gattung und Individuum außerordentlich verwickelt, und wir gehen an dieser Stelle nicht darauf ein[1]).

Wir richten hier das Augenmerk auf die andere Tatsache, daß die Gegensätze „Gattung Mensch" und „Individuum" nicht nur Zwischenstufen zwischen ganzen Reihen von extremeren Begriffen sind, daß auch zwischen jenen beiden Gegensätzen noch weitere und außerordentlich zahlreiche Zwischenstufen bestehen, die sich ebenfalls ins Unübersehbare vermehren, wenn man erst scharf hinzusehen beginnt. Und zwar schichten sich diese Zwischenstufen nicht etwa einreihig über- und hintereinander, sondern bilden eine vieldimensionale Mannigfaltigkeit.

Wir denken dabei hier nicht in erster Linie an das Rassenproblem, d. h. die Frage, ob die scheinbare Einheit der Gattung homo sapiens hinsichtlich der Abstammung besteht oder nicht besteht, eine Frage, die heute gar nicht zu lösen ist und auch für die Praxis insofern von geringer Bedeutung ist, als, selbst wenn dem Ursprung nach völlig verschiedene Rassen je bestanden haben sollten, diese längst so gemischt sind, daß jedes Individuum sehr verschiedenes „Blut" in sich vereinigt. Auch leidenschaftliche Vorkämpfer des Rassegedankens, wie Chamberlain, haben zugegeben, daß es Urrassen im Sinne Gobineaus heute gar nicht gibt, daß sich vielmehr Rassen durch längere Inzucht erst bilden, womit freilich das Problem auf eine ganz andere Ebene geschoben ist. Wir können zugeben, daß es zwar innerhalb der Gattung Mensch „Rassen" als relativ stationäre Sondertypen gibt, diese jedoch genetisch nicht völlig geschieden sind, sondern durch Mischung zustande kommen, womit der Begriff einer „Gattung" im exklusiven Sinne ihnen nicht zuzusprechen ist. Sie bilden überhaupt nicht „Klassen" im naturwissenschaftlichen Sinne, sondern nur „Typen" in der Verwendung, wie es besonders in der modernen Psychologie üblich geworden ist. Allerdings sind, wie später zu zeigen sein wird, die physiologisch bestimmten Rassen unter psychologischem Gesichtspunkt gesehen keine Einheiten. Wir behandeln als solche psychologischen Typen statt jener die „Nationalcharaktere", über deren Zusammenhang mit den physiologisch fundierten „Rassebegriffen" später zu sprechen sein wird.

Auf solche psychologischen „Typen" haben wir es hier abgesehen, einen Begriff, den wir mit William Stern etwa definieren können: „Ein psychophysischer Typus ist eine vorwaltende Disposition psychischer oder psychologisch neutraler Art, die

[1]) Ich verweise für diese Problemstellung auf meine „Metaphysik des Irrationalen" (Leipzig 1927).

Digitized by Google

einer Gruppe von Menschen in vergleichbarer Weise zukommt, ohne daß diese Gruppe eindeutig und allseitig gegen andere Gruppen abgegrenzt wäre." Tatsächlich bestehen auch zwischen den physiologisch bestimmten Rassen keine scharfen Grenzen; denn wenn sich auch gewisse Rassetypen, etwa des Negers oder Mongolen feststellen lassen, so gibt es doch mannigfache Übergangs- und Mischformen.

Und zwar gehen wir von einer Beobachtung des Alltags aus, der Tatsache, daß man jedem Menschen nicht nur seine Individualität und seine Zugehörigkeit zur Gattung homo sapiens auf den ersten Blick ansieht, sondern daneben noch mannigfache weitere Typuszugehörigkeiten. Wir sehen in der Regel sofort, ob einer Mann oder Frau, Jüngling oder Greis, Bauer oder Städter, Deutscher oder Amerikaner, Melancholiker oder Choleriker, intelligent oder stumpfsinnig ist, eine Reihe von Kennzeichnungen, die sich noch weiterhin verlängern ließe. Alle diese Gruppenzuweisungen geschehen zunächst auf Grund körperlicher Merkmale, die uns jedoch zugleich auch als Ausdruck seelischer Besonderheiten gelten. Dabei sind wir uns bewußt, daß wir mit jeder solchen Zurechnung nur eine Seite im Wesen des andern hervorheben, daß man ihn aber auch mannigfachen anderen Gruppen zuweisen kann, daß also alle die Typen sich mannigfach kreuzen und überschneiden.

An diese höchst vielspältigen Typen dachten wir, wenn wir von Zwischenstufen zwischen dem traditionellen Gegensatz: „Gattung Mensch" und „Individuum" sprachen. Unser Problem ist die Untersuchung, wieweit diese „Typen" wirklich als geschlossene Wesenheiten anzusehen sind, als abgrenzbare, stationäre Komplexe und weiterhin, wieweit ihnen konstitutive Bedeutung zukommt, womit wir vor dem Problem der Priorität der „Universalien" stehen. Unsere Frage wird also zunächst sein: sind diese Typen, wie „Mann", „Weib", „Jüngling", „Greis", „Deutscher", „Aristokrat" zeitlose „Ideen", d. h. ewige Lebensformen, die jenseits der historischen Wandelbarkeit beharren, oder sind sie das nicht?

Wir suchen zugleich das Problem der Typik vor allem mit der charakterologischen Forschung in Zusammenhang zu bringen. Denn zweifellos muß die Charakterologie, was sie auch sonst als ihr Ziel ansieht, mit solchen Typen arbeiten. Ein Individuum charakterologisch zu bestimmen, wird zum mindestens stets die Teilaufgabe einschließen, die Eigenart des Individuums mit Hilfe einer Typik festzulegen, die irgendwie in Beziehung treten muß auch zu jener Typik, die wir oben skizzierten.

Wir lassen dabei die Frage, ob die Typen oder die Individuen das Primäre seien, zunächst ganz beiseite, wir fragen vielmehr, ob es möglich ist, eine Individualität durch ein auf äußerste Feinheit durchgearbeitetes Typennetz einzufangen.

Unterstellen wir zunächst diese Möglichkeit als durchführbar, so würde das jedenfalls die Voraussetzung haben, daß diese Typenbegriffe feste, unwandelbare Tatbestände seien. Man weiß, daß die Platoniker aller Zeiten das annehmen, daß sie ihre „Ideen", „Universalien", „Allgemeinbegriffe" für zeitlose und überörtliche Geltungen ansehen. Auf diese Annahme baut jeder Rationalismus, nicht etwa nur in Psychologie und Charakterologie, sondern in der Wissenschaft überhaupt. Rational erkennen heißt ja, einen gegebenen Tatbestand durch Hervorhebung der wesentlichen Merkmale einem Allgemeinbegriff zuordnen, von dem aus dann das Wesen

Digitized by Google

jenes Tatbestandes mit Sicherheit zu begreifen wäre. Wir werden zu zeigen haben, daß jene Typusvorstellungen nicht solche rationale Begriffe sind, sondern recht fluktuierende Zusammenfassungen, deren Verwendung in der Charakterologie daher sehr vorsichtig gehandhabt sein will.

2

Man kann alle Typen, die wir oben aufzählten und die zum großen Teil der volkstümlichen Seelenkunde durchaus bekannt sind, theoretisch als „Begriffe" nach gewissen hervortretenden Merkmalen herrichten, man muß sich jedoch daneben bewußt sein, daß eine solche Fixierung nur fiktiv ist, daß in der Wirklichkeit der Typus sich wandelt. Wir betonen also, daß die Gruppencharaktere genau wie die individuellen Charaktere zwar gewisse Dauerkennzeichen haben, daneben aber in beständiger Wandlung begriffen sind, wobei das Dauernde und das sich Wandelnde keineswegs scharf voneinander zu sondern sind.

Daß die Individuen wandelbar seien und ihr Leben eine beständige Wandlung darstellt, wird meist zugegeben. Wir haben zwar etwa von der Individualität Goethes eine ungefähre Vorstellung, indem wir supponieren, daß gewisse Eigenschaften dem Dichter sein ganzes Leben lang zuzuschreiben seien; daneben aber müssen wir in die Vorstellung von Goethe auch mannigfache Wandlungen einfügen, da jener Goethe, der den „Werther" und jener, der die „Wanderjahre" schrieb, nur sehr wenig Ähnlichkeit miteinander haben, also daß die meisten Leute (und nicht nur Laien in der Literaturgeschichte und Psychologie) in peinliche Verlegenheit geraten würden, sollten sie die Gemeinsamkeiten angeben. Man versuche es nur, und man wird finden, wie schwer faßbar alle charakterologischen Vorstellungen, mit denen wir doch wie mit geprägten Münzen täglich hantieren, in Wahrheit sind. Es ist zwar neuerdings Mode geworden, auch in Individuen ihre „Gestalt", ihre „Idee" erschauen zu wollen; indessen scheint uns eine derartige Betrachtungsweise dem flutenden Leben Gewalt anzutun und an Stelle des unendlichen Reichtums jeder Lebenseinheit ein starres Schema zu setzen, das höchstens eine subjektive Konstruktion ist. Alles Derartige gehört in das Gebiet der Kunst, nicht der Wissenschaft, mag es sich noch so wissenschaftlich in der Form gebärden.

Nicht anders als mit den Begriffen von Individualitäten steht es mit den Begriffen von Typen. Was wir hier zu zeigen gedenken, ist die kulturhistorisch beweisbare Tatsache, daß sich, ungeachtet des Umstandes, daß wir beständig mit solchen Typusbegriffen arbeiten, der Typus jeder Art doch in Wandlung befindet. Wohl hat man zu allen Zeiten Mann und Weib, Jüngling und Greis unterschieden, aber das, was man dabei als typisch männlich resp. weiblich, als typisch jugendlich resp. greisenhaft ansah, war keineswegs überall völlig identisch, vielmehr weist der Typus Mann, ebenso wie der Typus Weib im alten Griechenland, im heutigen Frankreich, im heutigen Deutschland, ja in welchem andern Bezirke man will, jeweils neben Übereinstimmungen auch große Verschiedenheiten auf. Man kann zwar als wertvolle Fiktionen Begriffe vom Ewig-Männlichen oder Ewig-Weiblichen (dies Wort nicht in Goethes Sinn genommen) vom Ewig-Aristokratischen, vom

Digitized by Google

„Ewigen Deutschen" und andere bilden, man muß sich jedoch bewußt sein, daß alles das nicht rational-wissenschaftliche Begriffe sind, sondern etwa künstlerische Visionen und als solche gewiß reizvoll. Für die Wissenschaft haben sie nur sehr beschränkten Wert und müssen höchst vorsichtig gehandhabt werden, und speziell die Charakterologie muß sich dessen bewußt bleiben. Diesem Ziele dienen unsere Darlegungen.

Die Tatsache, daß sich die Typen wandeln, ist zwar keineswegs vollkommen übersehen, wenn auch selten in ihrer grundsätzlichen Bedeutung erkannt worden. Man hat zwar gelegentlich auch Erklärungen dafür dargeboten, wenn auch zumeist nur für Teilgebiete der gesamten Problematik. Und die Erklärungen sind vielfach nur Analogien, nicht wirkliche Aufdeckungen der Kausalität. So hat neuerdings Spenglers Erklärung der Wandlungen seiner Kulturtypen als eines immanenten Reifeprozesses, der dem Altern der Individuen gleichzusetzen sei, großes Aufsehen gemacht. So geistvoll das Unternehmen durchgeführt ist, so verabsolutiert es doch in nicht haltbarer Weise die aufeinanderfolgenden Reifungstypen, übersieht über gewissen Übereinstimmungen die tiefen Verschiedenheiten und preßt so die Weltgeschichte in eine Schematik, der sich die Wirklichkeit nur sehr teilweise fügt. Wir werden später zeigen, daß sich gewiß „Epochaltypen" feststellen lassen, daß man diese jedoch nicht mit „Reifungstypen" gleichsetzen darf, mögen auch einzelne Analogien bestehen. In Wahrheit ist alles Leben ein viel zu verflochtenes Gewebe, als daß es sich auf eine solche Schematik bringen ließe. Offenbar liegt es im Geiste der Zeit, daß man die Bewegung in der Geschichte auf eine Bewegung von Typen zurückzuführen sucht. So stellt sich den Rassetheoretikern das Weltgeschehen als Kampf der Rassen dar; neuerdings führt man „Geschlechtstypen" ins Feld, indem man matriarchalische und patriarchalische Kulturen unterscheidet. In marxistischen Schriften spielt der „Klassenkampf" eine große Rolle, d. h. der Versuch, die Geschichte einseitig als Ringen bestimmter Sozialtypen zu kennzeichnen. In Wahrheit wirken wohl alle diese typenhaften Gegensätze mit, aber keiner dieser Gegensätze bietet einen Hauptschlüssel für alle Probleme des geschichtlichen Lebens, und zwar schon darum nicht, weil die verwendeten Begriffe gar nicht feste Gegebenheiten sind, sondern höchst wandelbare Gebilde, die gewaltsam verabsolutiert werden. Hiergegen richtet sich unser Widerspruch, indem wir zu zeigen unternehmen, daß alle „Typen", die man in der Charakterologie und in der Geschichtsphilosophie verwendet, sich selbst im historischen Geschehen wandeln und daher nicht geeignet sind, die individuellen und überindividuellen Entwicklungen zu erklären, sondern selbst einer Erklärung bedürfen. Zum mindesten findet ein höchst kompliziertes Verschränkungsverhältnis statt, insofern einerseits gewiß die Typen das individuelle Geschehen formen helfen, selbst aber wieder beständig von den Individuen her umgeformt werden.

Besonders wichtig ist dabei, daß jeder Typus sich selbst als Wertform ansieht, daß der Typus, die „Idee", zum „Ideal" wird. Schon bei Plato sind die Tatsachenbegriffe zugleich Wertbegriffe, indem der Typus, die „Idee", nicht nur formgebende Macht, sondern zugleich Ziel, Aufgabe, Ideal ist. Wir werden auch diesen Gesichtspunkt stets im Auge behalten.

Digitized by Google

Wir illustrieren die Relativität und Wandelbarkeit aller Typen zunächst am Beispiel des Gegensatzes zwischen Mann und Weib. Gerade dieser Gegensatz wird gern verabsolutiert, d. h. man stellt einem Ewig-Männlichen ein Ewig-Weibliches gegenüber, ohne zu merken, daß man fast stets sehr Zeitliches nur als ewig herausputzt. Gewiß gibt es als ideale Pole jenen Gegensatz: aber die Verkörperung der Typen in lebendigen Individuen bewegt sich stets zwischen jenen Polen und nähert sich oft recht beträchtlich dem andern Pol. Besonders in der überspitzten, sensationell herausgeputzten Darstellung Weiningers hat das Problem Beachtung gefunden, obwohl Weiningers Verquickung der M- und W-Teile im Menschen mit einseitigen Wertgesichtspunkten das Problem völlig verzerrt.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Tatsachen, so ist festzustellen, daß die Dualität der anatomischen Veranlagung außer der primären Verschiedenheit der Geschlechtsorgane auch mannigfache sekundäre Verschiedenheiten körperlicher und geistiger Merkmale mit sich bringt, zum mindesten einen hohen Korrelationsgrad zu denselben aufweist, ohne daß jedoch das Vorhandensein der primären Besonderheit mit Notwendigkeit auch das Vorhandensein der sekundären bedingte. In der Regel ist man sich sogar gar nicht bewußt, wie sehr diese angeblich „natürlichen" Unterschiede Produkte kultureller Beeinflussung sind.

Beginnen wir mit dem Körperlichen, so erübrigt sich hier die Aufzählung der primären und sekundären Merkmale. Welches der sekundären man jedoch auch nimmt, ob Haar oder Stimme oder Körperform, keines ist mit Notwendigkeit mit der Besonderheit der sexuellen Veranlagung verbunden. Auch wenn wir nicht auf pathologische Abnormitäten zurückgreifen, so wird jeder Männer mit sehr hohen, Frauen mit sehr tiefen Stimmen kennen. Es gibt sehr schwache Männer mit gering ausgebildeter Muskulatur und starker Fettpolsterung, was dem Körper etwas Weibisches gibt, ebenso wie es starke Frauen mit männlichem Körper, geringer Brustentwicklung, schmalen Hüften usw. gibt.

Und noch schwieriger ist die Zuweisung der sekundären psychischen Merkmale. Was auch immer die Männer als ihre eigenste Domäne in Anspruch nehmen, es gibt Frauen, die auch darin sich ausgezeichnet haben. Und umgekehrt gibt es kaum ein „spezifisch weibliches" Gebiet, worin nicht auch Männer Tüchtiges geleistet haben. Gerade die Gegenwart läßt ja dies Problem außerordentlich aktuell erscheinen; denn mit aller Macht schicken die Frauen sich an, die „natürlichen" Schranken ihrer Begabung zu sprengen. War bisher der Gegensatz Mann und Weib vielfach mit dem soziologischen Gegensatz Herr und Sklave eng verquickt (der Doppelsinn des Wortes „Herr", das sowohl ein Geschlechtscharakteristikum wie ein Machtcharakteristikum ist, ist sehr bezeichnend), so hat sich das geändert. Die auch auf anderen Lebensgebieten sich offenbarende Umformung eines früheren Übereinander in ein Nebeneinander, eines Herrschaftsverhältnisses in ein Gleichberechtigungsverhältnis, tritt hier besonders deutlich in Erscheinung. Es gibt kaum einen männlichen Beruf, den heutzutage Frauen nicht ebenfalls ausfüllen, und die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß die angeblich „natürlichen"

Digitized by Google

Grenzen sich immer weiter verschieben, ja daß sie schließlich ganz oder fast ganz entschwinden. Es ist sogar denkbar, daß sich eine Gynokratie ausbildet (in Amerika sind schon starke Ansätze vorhanden) an Stelle der früheren Androkratie.

Jedenfalls darf man schon heute feststellen, daß die früher als göttliche Satzung sogar religiös sanktionierte Verschiedenheit der Geschlechter nicht als fertiges Faktum von der Natur gegeben ist, sondern innerhalb der Kultur mannigfacher, sei es bewußter, sei es unbewußter Beeinflussung unterliegt. Und zwar geht die Hauptbewegung dieser Wandlung entweder auf eine starke Differenzierung oder eine Annäherung, ja Vermischung der Geschlechtsbesonderheiten. Die Grenze, wo bewußter Wille hier eingreift, ist schwer zu ziehen. Stets jedoch nimmt das Bewußtsein nur auf, was instinkthaft gefordert wurde. Schwankungen hat es immer gegeben; gerade die neueste Zeit jedoch zeigt eine besonders starke Wandlung.

Natürlich denken wir nicht daran, zu leugnen, daß die körperliche Verschiedenheit von Mann und Weib sich stets auch psychisch auswirkt; wir betonen nur, daß Grad und Art dieser Unterschiede durch die Kultur außerordentlich umformbar sind, also daß ein angeblich „ewiger" Typengegensatz für die praktische Charakterologie sehr an Wert verliert. Gewiß wird der Charakterologe stets auch die Geschlechtszugehörigkeit in Rechnung stellen müssen, aber die Frage, ob Mann oder Weib, wird stets ergänzt werden müssen durch die andere, welche Art Mann oder Weib. Diese Spezifizierung aber ist niemals aus dem Typus, also hier der physischen Geschlechtszugehörigkeit zu erklären, sondern hängt einerseits von der neben der Typuszugehörigkeit bestehenden individuellen Besonderheit ab, andererseits aber von Einflüssen, die den Typus selber von außen umformen helfen. Bei der gegenwärtigen Verschiebung des Typengegensatzes sind es vor allem wirtschaftliche Verhältnisse, die mitspielen, ferner politische (das Aufkommen der Demokratie) und vieles andere. Tatsache jedenfalls ist, daß die heutige Frau, die studiert, Weltrekorde im Sport aufstellt, in allen Künsten exzelliert, auf Kanzel und Anwaltposten wirkt, ganz und gar nicht mehr dem „Frauenideal "entspricht, das noch vor wenigen Jahrzehnten für „ewig" gehalten wurde. Bis ins Psychologische hinab geht diese Wandlung; denn auch der körperliche Typus ändert sich, an Stelle der vollbusigen, starkhüftigen Frau tritt die knabenhafte Gestalt, die oft von einer für die Gesamtheit gefährlichen Gebäruntüchtigkeit und Unmütterlichkeit ist. Wir enthalten uns dabei jeder Wertung; wir konstatieren nur Tatsachen: diese aber laufen in der Feststellung zusammen, daß die angeblich natürlichen, ewigen, absoluten Typengegensätze Mann und Weib eben alles das nicht sind, sondern daß jener „natürliche" Gegensatz so umformbar ist, daß er viele seiner sekundären Merkmale völlig einbüßt.

Indem wir von der bewußten Umformung der Typenbegriffe sprachen, berührten wir bereits die Tatsache der Wertung, die in der Tat der eigentliche Kern des ganzen Problems ist. Das heißt, der Typus ist gar nicht bloß ein Tatsachenbegriff, sondern ein Wertbegriff, und es sind die geänderten Wertakzente, die bei der Formung der Typen entscheidend mitreden. Diese Wertung aber ist keineswegs bloß eine Bejahung der vorgefundenen Tatsächlichkeit, sondern ist oft die Forderung nach etwas Noch-nicht-Existierendem, und gerade dadurch wird sie schöpferisch.

Digitized by Google

4

In mancher Hinsicht ähnlich wie mit den Geschlechtstypen steht es mit den Reifungstypen, obwohl hier, schon wegen der größeren, kaum genau abzugrenzenden Zahl der Typen, das Problem komplizierter ist als gegenüber der Zweiheit dort. Denn schon die Zahl der Reifungstypen schwankt. Während man früher vielfach nur Kind, Mann und Greis als Reifungsstadien unterschied, ist jetzt bereits dem „Jugendalter" eine eigene Existenzberechtigung zugebilligt worden; es wird aber zweifellos die weitere Forschung auf diesem Gebiete eine noch weit differenziertere Typensonderung bringen, wozu schon Ansätze vorhanden sind, ohne daß bisher eine sich durchgesetzt hätte. Besonders innerhalb des Kindesalters unterscheidet man bereits eine ganze Reihe von Stadien. Es kann jedoch nicht ausbleiben, daß auch das Jugend-, das Mannes- und sogar das Greisenalter noch in weitere Untertypen aufgespalten werden, die scharf voneinandergeschieden werden. Daß das noch nicht früher geschehen ist, liegt daran, daß hier noch weit weniger als bei der Geschlechtspolarität absolute Merkmale vorliegen. Am wenigsten kann die Zahl der Jahre Kriterium der Zuordnung sein, da das Tempo der Reifung bei verschiedenen Rassen, in verschiedenen Klimaten, auch individuell außerordentlich verschieden ist und ebenfalls starker kultureller Beeinflussung unterliegt.

Eine auf breiter kulturhistorischer und ethnographischer Basis aufgebaute Untersuchung der Reifungstypen gibt es bisher meines Wissens nicht, ist auch nicht leicht zu liefern, zumal sich erst neuerdings das Interesse auf diese Probleme eingestellt hat. Für die Wissenschaft zum mindesten ist das Kind erst wirklich entdeckt worden in den letzten Jahrhunderten, und es ist etwas Richtiges an dem Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes". Ein Beweis dafür ist z. B. der Umstand, daß es eine spezifische Kinderkleidung erst seit etwa 1800 gibt, während man früher Kinder in der Regel als kleine Erwachsene anzog. Ebenso ist es auch eine relativ neue Entdeckung, daß Kinder eine andere geistige Kost brauchen als Erwachsene, also daß man bewußt eine besondere Jugendliteratur schuf, während z. B. noch die Jugendlektüre Goethes ganz aus Büchern bestand, die die Erwachsenen auch lasen. Was man früher Kindern vorsetzte, alte Volksmärchen und -sagen, sind weder dem Ursprung noch der Artung nach spezifisch kindlich, selbst wenn sie „primitiv" sind. Aber noch lange nicht alles Primitive ist kindlich, was alle Anhänger des biogenetischen Grundgesetzes übersehen.

Vor allem muß man sich darüber klar sein, daß das, was man als „naturgegebenen" Typus ansieht, gewiß in natürlichen Tatbeständen verwurzelt ist, aber ebenfalls stärkster kultureller Beeinflussung unterliegt. Es läßt sich z. B. dartun, daß das, was wir das „Kindliche" nennen, zum guten Teil ein Kulturprodukt ist. Der Typus des „Kindes", wie wir ihn heute sehen, ist nicht minder ein Kulturprodukt, wie etwa der Typus des „stubenreinen Haushundes" ein Kulturprodukt ist. Wenn wir von einem typisch „hündischen" Verhalten sprechen und darunter sklavisches, schmeichlerisches Schweifwedeln verstehen, so ist zu bedenken, daß das ein reines Kulturerzeugnis ist, worin die ursprüngliche Raubtiernatur des Hundes vollkommen umgebogen und pervertiert ist. Das Kind unserer Großstädte und gar unserer Salons

Digitized by Google

ist überhaupt keine Naturgegebenheit, sondern ein Erziehungsprodukt. Es ist ein großer Fehler unserer Kinder- und Jugendpsychologien, daß sie ihre Beobachtungen ausschließlich an sehr domestizierten Kindern vornehmen, die jedoch gerade für das Kind als „Natur" nicht stimmen. Das „Naturkind" ist gar nicht so naiv, so harmlos, so kindlich, wie es in den „Kinderstuben" gemacht wird, es ist mindestens daneben grausam, roh, ein wenig „Raubtier". Das moderne Stubenkind dagegen ist ein Erwachsenenprodukt, das gerade seines Naturcharakters ebenso beraubt ist wie der Stubenhund oder der Stubenvogel. Es ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß man diesen Typus wissenschaftlich beschreibt, aber man darf sich nicht einbilden, daß man damit etwas „Zeitloses", „Ewiges" ergriffen habe.

Ähnlich steht es mit dem Typus des „Jugendlichen". Mehr noch als das Kind ist der „Jugendliche" ein Kulturprodukt, speziell ein Produkt später Zivilisation. Frühstufen der Kultur kennen diesen Typus als Sonderstufe überhaupt nicht. Das Kind geht direkt über in den Mann, ein Übergang, der vielfach durch sakrale Weihen besonders markiert wird. Die komplizierten wirtschaftlichen Verhältnisse der starken Hinausschiebung des Eintritts in Beruf und Ehe in der modernen Zivilisation haben zunächst äußerlich ein Zwischenstadium zwischen Kindes- und Mannesalter, neuerdings auch zwischen Kindes- und Frauenalter geschaffen, das auch neue seelische Konstellationen brachte. Nicht als ob es nicht auch in früheren Zeiten solche Zwischenstadien gegeben hätte, aber sie wurden nicht besonders erkannt und anerkannt. Heute sind sie nicht mehr zu übersehen, und die moderne Jugend hat ja selbst das ihrige getan, diesem Zustand eine bestimmte Form zu geben. Wie wir eine Frauenemanzipation haben, so haben wir eine Jugendemanzipation, ein bewußtes Betonen des Jugendlichen, ein Jungseinwollen, was in diesem Ausmaß und mit diesem Pathos frühere Zeiten gar nicht gekannt haben. Ein neuer Typus ist entstanden, deutlicher noch beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte sichtbar. Der Typus des „Backfischs" ist fast ausgestorben; auch er war ein wesentlich zeitlich bedingtes Kulturprodukt. Gewiß bestehen natürliche Grundlagen, die in allen Zeiten ungefähr gleichgeblieben sind, aber die „reine Natur" gibt es nicht, stets ist die Natur kulturell umgeformt.

Man versteht die Wandlungen, speziell die mit Bewußtsein herbeigeführten, in der Reifungstypik jedoch nur dann, wenn man die verschiedene Wertung berücksichtigt, die dabei mitspielt. Der am stärksten in die Augen fallende Unterschied ist dabei die verschiedene Bewertung von „alt" und „jung". Während in den meisten früheren Kulturen das Alter eine Ehrenbezeichnung ist, hat sich das neuerdings geändert. In sehr vielen Kulturen ist die Anrede als der „Ältere" (senior = signore = monsieur = sir) als „Vater", Onkel, der „ältere Bruder", ja Großvater ein Ehrentitel. Heutzutage würde jede Anspielung auf das Alter, speziell einer Dame gegenüber, eine grobe Geschmack- und Taktlosigkeit bedeuten.

Wir rühren damit an die tiefste Umwandlung auch der späteren Typen. Denn der heutige Mann, ja der Greis wollen selber jung sein, und sie mühen sich nach Kräften, physisch wie psychisch, alles das zu unterdrücken, was als charakteristisches Kennzeichen des Altseins früher galt; und bei der Frau ist es ähnlich. In Kleidung und Sitten, in Sprache und Gedankenwelt wehrt man sich gegen das

Digitized by Google

ist überhaupt keine Naturgegebenheit, sondern ein Erziehungsprodukt. Es ist ein großer Fehler unserer Kinder- und Jugendpsychologien, daß sie ihre Beobachtungen ausschließlich an sehr domestizierten Kindern vornehmen, die jedoch gerade für das Kind als „Natur" nicht stimmen. Das „Naturkind" ist gar nicht so naiv, so harmlos, so kindlich, wie es in den „Kinderstuben" gemacht wird, es ist mindestens daneben grausam, roh, ein wenig „Raubtier". Das moderne Stubenkind dagegen ist ein Erwachsenenprodukt, das gerade seines Naturcharakters ebenso beraubt ist wie der Stubenhund oder der Stubenvogel. Es ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß man diesen Typus wissenschaftlich beschreibt, aber man darf sich nicht einbilden, daß man damit etwas „Zeitloses", „Ewiges" ergriffen habe.

Ähnlich steht es mit dem Typus des „Jugendlichen". Mehr noch als das Kind ist der „Jugendliche" ein Kulturprodukt, speziell ein Produkt später Zivilisation. Frühstufen der Kultur kennen diesen Typus als Sonderstufe überhaupt nicht. Das Kind geht direkt über in den Mann, ein Übergang, der vielfach durch sakrale Weihen besonders markiert wird. Die komplizierten wirtschaftlichen Verhältnisse der starken Hinausschiebung des Eintritts in Beruf und Ehe in der modernen Zivilisation haben zunächst äußerlich ein Zwischenstadium zwischen Kindes- und Mannesalter, neuerdings auch zwischen Kindes- und Frauenalter geschaffen, das auch neue seelische Konstellationen brachte. Nicht als ob es nicht auch in früheren Zeiten solche Zwischenstadien gegeben hätte, aber sie wurden nicht besonders erkannt und anerkannt. Heute sind sie nicht mehr zu übersehen, und die moderne Jugend hat ja selbst das ihrige getan, diesem Zustand eine bestimmte Form zu geben. Wie wir eine Frauenemanzipation haben, so haben wir eine Jugendemanzipation, ein bewußtes Betonen des Jugendlichen, ein Jungseinwollen, was in diesem Ausmaß und mit diesem Pathos frühere Zeiten gar nicht gekannt haben. Ein neuer Typus ist entstanden, deutlicher noch beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte sichtbar. Der Typus des „Backfischs" ist fast ausgestorben; auch er war ein wesentlich zeitlich bedingtes Kulturprodukt. Gewiß bestehen natürliche Grundlagen, die in allen Zeiten ungefähr gleichgeblieben sind, aber die „reine Natur" gibt es nicht, stets ist die Natur kulturell umgeformt.

Man versteht die Wandlungen, speziell die mit Bewußtsein herbeigeführten, in der Reifungstypik jedoch nur dann, wenn man die verschiedene Wertung berücksichtigt, die dabei mitspielt. Der am stärksten in die Augen fallende Unterschied ist dabei die verschiedene Bewertung von „alt" und „jung". Während in den meisten früheren Kulturen das Alter eine Ehrenbezeichnung ist, hat sich das neuerdings geändert. In sehr vielen Kulturen ist die Anrede als der „Ältere" (senior = signore = monsieur = sir) als „Vater", Onkel, der „ältere Bruder", ja Großvater ein Ehrentitel. Heutzutage würde jede Anspielung auf das Alter, speziell einer Dame gegenüber, eine grobe Geschmack- und Taktlosigkeit bedeuten.

Wir rühren damit an die tiefste Umwandlung auch der späteren Typen. Denn der heutige Mann, ja der Greis wollen selber jung sein, und sie mühen sich nach Kräften, physisch wie psychisch, alles das zu unterdrücken, was als charakteristisches Kennzeichen des Altseins früher galt; und bei der Frau ist es ähnlich. In Kleidung und Sitten, in Sprache und Gedankenwelt wehrt man sich gegen das

Digitized by Google

Altern und nicht ohne Erfolg. Die männliche „Würde" wird nicht mehr gesucht, sondern vermieden. Balzacs „Femme de trente ans" ist heute kein Typus mehr. Derartiges erlebt heute vielleicht die Frau von fünfzig Jahren.

Woher diese Umwertung der Werte kommt, ist dabei ein Problem für sich, das wir hier kaum streifen können. Es hängt mit den verschiedensten Kultursphären zusammen: religiöse, wirtschaftliche, soziale Tatbestände greifen ineinander. Die Verlegung des Wertungsprinzips aus dem Transzendenten ins Diesseitige, die Glorifizierung des Lebens im Gegensatz zu Tod und Jenseits und vieles andere wirkt mit. Was Ursache und was Folge ist, ist dabei kaum aufzudecken. Tatsache aber bleibt, daß die Reifungstypen sowohl hinsichtlich der Tatsachen wie ihrer Bewertung ihr Gesicht gewandelt haben und wohl noch weiter wandeln.

5

Am leichtesten wird die Wandlung des Typus bei den Nationaltypen zugegeben, weil hier jede Kulturgeschichte allzu offensichtlich zeigt, wie sich die gesamte kulturelle Auswirkung des „gleichen" Volkes beständig ändert, was zu einem Rückschluß auch auf die seelische Struktur der hervorbringenden Subjektivität nötigt. Gerade auf den Träger dieser Nationaltypen, das „Volk", hat man schon seit langem die Phasentypen der Reifung übertragen und spricht von Jugend und Altern der Völker.

Untersuchen wir kurz, ob diese Analogie, die Spengler in großem Stile für seine „Kulturen" wiederholt hat, zu Recht besteht. Das Altern ist im wesentlichen ein physiologischer Vorgang. In der Jugend ist er gekennzeichnet durch das Wachstum des Körpers und Differenzierung der Zellteile, bei Vielzelligen durch Vermehrung der Zellen durch Teilung und ein Verschiedenwerden ganzer Zellen. In der Reifezeit tritt als charakteristischer Akt die Fortpflanzung auf, während in der Seneszenz der Abbau überwiegt und eine Degeneration der Körperteile eintritt, deren Folge schließlich der Tod ist.

Nun hat es ja schon seit dem Altertum viele Denker verlockt, das Volksganze oder den „Staat" in Analogie zum individuellen Organismus zu bringen und selbst als Organismus zu behandeln, womit dann auch nahelag, Analogien für den Altersprozeß im „Staate" oder dem Volksganzen aufzusuchen. Indessen hat die neuere Kritik doch dargelegt, daß die Analogie zwischen Organismus und Staat sehr vorsichtig anzufassen ist. Neben manchen Ähnlichkeiten besteht gerade für unser Problem die große Verschiedenheit, daß die sozialen Gemeinschaften offene, die individuellen dagegen geschlossene Integrationen sind. Im Volk oder im Staate sind „Verjüngungsprozesse" möglich, es kann, wie man zu sagen pflegt, „neues Blut" zugeführt werden, was beim Individuum bisher wenigstens nicht in gleicher Weise möglich ist, und es ist bis jetzt sehr problematisch, wieweit das Steinachsche Verfahren praktische Bedeutung erhält, das übrigens auch dann noch keine Analogie zu der Verjüngung der Völker durch Einströmen fremder Volksbestandteile wäre. Gewiß kann man besonders insofern eine Analogie statuieren, als auch Völker als Ganzes zunächst wachsen, während mit zunehmendem Alter die Fortpflanzungsfähigkeit stark abnimmt.

Digitized by Google

Die Frage ist nun die: darf man wirklich von einem Altern des Volksganzen sprechen, oder sind es nur die Individuen, die infolge der sich komplizierenden Kulturbeeinflussung an Vitalität verlieren? Zweifellos treten wie bei den Individuen in Spätstadien der Völker Alterszüge auf. Aber alles das gilt nicht absolut. Daneben treten Rückläufigkeiten ein, und die bewußte Verjüngung der Individuen, die wir im vorigen Kapitel zeichneten, gehört hierher. Die Analogie mit dem „Kindischwerden" des Alters ist viel zu oberflächlich, um das Wesen dieses Phänomens zu treffen.

Wir leugnen mit alledem gar nicht, daß es gewisse Volkstypen gibt, wir bestreiten jedoch auch hier, daß wir es etwa mit Naturgegebenheiten zu tun haben, und daß diese angeblichen Auswirkungen des „Blutes" „ewig" seien. Vielmehr sehen wir auch im Volkstypus ein, allerdings auf natürliche Tatbestände aufgebautes, Kulturprodukt, das schon darum, weil es geschaffen wird, auch umformbar ist. In seinem Buche über die „Psychologie des deutschen Menschen und seine Kultur"[1]) hat der Verfasser den Versuch gemacht, herauszuheben, was sich an Dauerbeständen innerhalb einer Volkskultur ergibt, und was sich davon einem bestimmten Volkscharakter zuordnen läßt. Er sah sich jedoch dabei allenthalben genötigt, zahlreiche Wandlungen in Rechenschaft zu stellen.

Für die Charakterologie des Individuums jedenfalls ist noch keineswegs eine apodiktische Aussage gemacht, indem man es als zugehörig zu einem bestimmten Volkstum charakterisiert. Mag auch in gewissem Sinne in jedem Deutschen etwas typisch Deutsches sein, so findet es sich doch nicht in gleichem Grade und nicht in gleicher Art darin, sondern stets in individueller Ausprägung. Ja, es gibt innerhalb jedes Volkstumes Individuen genug, die ihrem Äußeren wie ihrer seelischen Struktur nach oft größere Verwandtschaft mit anderen Volkstypen haben.

Daß eine Nationaltypik erst zu einer historischen Wirklichkeit wird, indem sie bejaht und bewertet wird, offenbart die neueste Geschichte. Was wir heute als „Nationalität" ansehen, ist nicht natürlich geworden, sondern ist durch ein Wertbewußtsein geschaffen. Weder das Altertum noch das Mittelalter kannten Nationalitäten in unserem Sinne. Deren historische Bedeutsamkeit wird dadurch natürlich nicht verringert, nur ihr Anspruch auf Naturgegebenheit oder gar ewige Geltung wird dadurch eingeschränkt.

Ähnlich ist es mit den Rassebegriffen. Reine Rasse gibt es überhaupt nicht mehr. Daß man heute von arischer oder semitischer Rasse beim Individuum spricht, geht nicht oder nur zu sehr geringem Teil auf Naturgegebenheiten zurück, ist im wesentlichen eine Bewußtseinssetzung, eine Wertung, die sich in Wahrheit weit mehr auf kulturelle Gemeinsamkeiten als auf Tatsachen des „Blutes" stützt. Es ist durchaus möglich, daß sich der Nationalitäts- und Rassenfanatismus noch weiter verschärft, es ist ebenso möglich, daß er wieder vergeht. Möglich ist jedenfalls, daß beides auch ohne physiologischen Unterbau besteht, wie am besten Amerika beweist, wo sich aus höchst gemischtem Material ein sehr ausgeprägter Nationaltypus herausgebildet hat, der das „Blut", soweit es angeht, verneint, allerdings daneben gegen

[1]) München C. H. Beck 1923.

Digitized by Google

Farbige höchst unduldsam ist, wohl hauptsächlich deshalb, weil ihre Aufnahme den sich neu bildenden Typus stark gefährden würde.

6

Stellen wir neben die die Weltgeschichte longitudinal durchziehenden Nationaltypen die sie transversal kreuzenden Epochaltypen! Man hat sich ja neuerdings gewöhnt, diese Typen ziemlich scharf herauszuarbeiten und von einem Renaissancemenschen, einem Barockmenschen, einem Rokokotypus zu sprechen. Darüber hinaus hat man, wie wir schon berührten, die Epochaltypen mit den Reifetypen der Nationaltypen identifiziert und demgemäß etwa in der Gotik oder im Barock nicht einmalige Ereignisse, sondern in allen Kulturtypen wiederkehrende Phasen entdecken wollen, also daß man nicht nur von einer abendländischen, sondern auch einer griechischen, chinesischen, indischen Gotik sollte sprechen können. Indessen handelt es sich dabei um recht vage Analogien, die bei schärferem Hinsehen sich als sehr oberflächlich darstellen! Gewiß lassen sich irgendwelche Ähnlichkeiten zwischen den verschiedensten Dingen aufweisen, ohne daß damit der Beweis einer wesenhaften Gleichheit erbracht wäre. Man kann z. B. Ähnlichkeiten zwischen der ins Transzendente strebenden Gotik und der ebenfalls gern in transzendenten Träumen sich verlierenden Jugend finden. Aber ist z. B. die deutsche Romantik dann nicht auch ein jugendlicher Stil, nicht, wie es nach der Kultur-Alterungstheorie sich darstellen müßte, der Übergang ins Greisentum? Und ist wirklich das Rokoko der Stil einer alternden Epoche? Empfinden wir Haydn und Mozart und den jungen Goethe nicht als sehr jugendlich, obwohl es daneben möglich ist, etwa Tiepolo und Watteau als dekadent darzustellen. Alle solche Analogien sind in Wahrheit ein Sport billiger Geistreichelei, d. h. eines Spieles mit Halbwahrheiten, die den Sinn blenden, aber eine wirkliche Erkenntnis kaum erbringen.

Im übrigen ist zu beachten, daß man auch innerhalb der einzelnen Epochaltypen mit dem gleichen Rechte wie in der Reihenfolge der verschiedenen Epochaltypen Reifungs- und Alterungsprozesse sehen kann, womit wir zugleich auf unser Ausgangsproblem kommen, daß die Typenbegriffe nicht starre Schemata, sondern selber mannigfachen Wandlungen unterworfen sind. Zweifellos kann man innerhalb der Gothik oder des Barock von einer Frühperiode, einer Reifeperiode und einer Niedergangs- oder Erstarrungsperiode sprechen und diese als Jugend-, Reife- und Alterszeit des Stiles oder des Epochaltypus ansehen. Damit ist jedoch bereits zugegeben, daß die Epochaltypen nicht stationäre Wesenheiten sind, sondern sich selber wandeln.

Hinzunehmen müssen wir weiter, daß die Epochaltypen keineswegs die gesamte Bevölkerung in gleicher Weise erfassen. Sehen wir davon ab, daß alle Epochaltypen regional begrenzt sind, nur innerhalb einer „Kultur" gelten, daß also z. B. die abendländische Epochalfolge die asiatische und afrikanische Welt wenigstens bis vor kurzem nur wenig berührte, daß vielmehr abseits unserer Entwicklung noch Stein- und Bronzezeitalter bestanden und bestehen. Auch innerhalb unsres Kulturkreises sind es wesentlich die Oberschichten, die jede Entwicklung mitmachen, während die Unterschichten nur wenig davon berührt werden. Während die Groß-

Digitized by Google

städter in ihren Oberschichten an jedem Wandel sofort teilnehmen, blieben bisher wenigstens Kleinstädte und Dörfer fast ganz unberührt, oft so sehr, daß sich hier mitten in der „Neuzeit" mittelalterliche Lebensformen fast rein erhalten konnten. Hier kreuzt sich mit der Epochaltypik die Sozialtypik in stärkster Form. Was man den „Fortschritt der Menschheit" nennt, ist nicht ein gleichmäßiges Avancieren, sondern ein Vordringen weniger Fronten, hinter denen sich eine breite Etappe sehr langsam vorschiebt, bis die letzten Teile in völliger Ruhe verharren. Die Geschichte als die Darstellung des Geschehens freilich schildert nur die Vorgänge in der Kampffront, sie geht dem Wechsel und Wandel nach und zeichnet nach den Oberschichten, die diesen Wandel machen.

Für die charakterologische Auswertung der Epochaltypen ist daher notwendig, daß man weiß, inwieweit ein Individuum Kontakt mit der den Typus konstituierenden Oberschicht hat. Ungeachtet nämlich, daß wir alle im 20. Jahrhundert leben und gewisse Gemeinsamkeiten haben, ist jeder heutige Mensch doch nur zum Teil in seiner Zeit verwurzelt. Es ist unmöglich zu verlangen, daß er in gleicher Vollendung die modernste „Wirtschaftsgesinnung", die modernste politische und soziale Einstellung, den modernsten Geschmack in Dichtung, Musik, Bildkunst habe und was sonst zu den typischen Besonderheiten des „Menschen des 20. Jahrhunderts" gehört. Vermutlich wird man überhaupt kein Individuum finden, das in allen Teilgebieten des seelischen Lebens gleich „up to date" ist. Ja oft sind solche Männer, die auf einem Gebiete führend die Physiognomie ihrer Zeit mitbestimmen helfen, auf anderen hilflos zurückgeblieben. Es gibt Gelehrte, die als Physiker modernste Ideen ausgestalten, jedoch in ihrem Kunstgeschmack noch heute bei Scheffel oder Makart stehen; es gibt Künstler genug, die vom modernen wissenschaftlichen Weltbild keine Ahnung haben und nie über das, was sie als Knaben gelernt haben, hinausgekommen sind.

Und trotzdem gibt es daneben schwerbestimmbare Züge, die dennoch den Menschen von 1920 niemals mit dem Menschen von 1870 verwechseln lassen würden. Auf eine Formel zu bringen ist so etwas kaum. Es können Nebensächlichkeiten sein, die oft für oberflächliches Hinsehen die Ähnlichkeit stärker ausmachen als die wesentlichen Züge. Als geistige Zusammenfassung, als eine ordnende Fiktion gibt es zweifellos den Typus des „modernen Menschen" wie den Typus jeder früheren Zeit. Für die Individualität ist jedoch nicht sonderlich viel ausgemacht, wenn man diesen vielspältigen Begriff an sie heranträgt.

7

Auch für die Sozialtypik in ihren mannigfachen Sonderformen gilt ähnliches wie für alle anderen Typen, daß sich zwar gewisse Gleichmäßigkeiten aufzeigen lassen, daß diese jedoch weder unwandelbar beharren noch sonstwie als feste Begriffsmerkmale anzusehen sind.

Beginnen wir mit der beliebtesten Scheidung: der zwischen Herrenschichten und Dienerschichten, so ist zunächst festzustellen, daß diese Scheidung sehr grob ist, insofern zahlreiche Zwischenstufen bestehen, innerhalb deren dieselbe Schicht nach oben eine Dienerschicht, nach unten eine Herrenschicht ist und je nach der

Digitized by Google

Konstellation einen Herren- oder Dienercharakter herauskehrt. Die Aristokratie der französischen Monarchie gilt als Typus einer Herrenschicht und war das auch sicherlich gegenüber Bürgern und Bauern; aber sie hat zugleich gegenüber dem König und seinem Hofe eine Servilität entwickelt mit so ausgesprochenen Formen der Unterwürfigkeit, wie sie sich selten bei wirklichen Sklavenschichten finden.

Trotzdem bestehen zweifellos Gemeinsamkeiten zwischen aristokratischen Schichten der verschiedensten Völker und Zeiten und ein Gegensatz gegen untergebene Schichten, der ebenfalls typisches Gepräge trägt. Nietzsche hat den Gegensatz der Herren- und Sklavenmoral herausgearbeitet, wenn er auch diesen Gegensatz mit religiösen und anderen Gegensätzen verquickt hat, die nicht für alle Fälle zutreffen. Es ist unmöglich, alle Typusmerkmale in Kürze zusammenzufassen, zumal daneben stets beträchtliche Verschiedenheiten bestehen. Der Hochadel in Griechenland, im deutschen Mittelalter, im modernen England haben gewiß Gemeinsamkeiten, sie sind jedoch daneben auch wieder sehr verschieden. Die Sozialtypen zeigen zwar, wie alle Lebenserscheinungen, einerseits eine gewisse Dauer im Wechsel, aber sie wandeln sich doch auch innerhalb gewisser Grenzen. Von einer ewig-unwandelbaren „Idee" etwa des Adels, des Städters, des Bauern zu reden ist nicht möglich.

Eng verknüpft mit jenen Standestypen sind die Berufstypen, zumal die Standesunterschiede stets mitbedingt sind durch die soziale Funktion, die die Stände innerhalb der staatlichen Gemeinschaft erfüllen. Die Geschlossenheit dieser Typen ist sehr ungleich. Während etwa im indischen Kastenwesen die Berufstypen wie verschiedene Völkerschaften nebeneinander bestanden, oft sogar durch Abstammung, Sitte, Sprache und anderes geschieden waren und ein Übertritt oder Connubium ausgeschlossen war, während auch im europäischen Mittelalter die Berufstypen noch ein sehr starres, unterschiedliches Gepräge trugen, hat sich das in der Neuzeit stark verwischt. Nicht nur jedes Individuum hat prinzipiell vollkommene, in der Praxis freilich eingeschränkte Wahlfreiheit hinsichtlich seines Berufes, in Amerika wechselt sogar dasselbe Individuum mit Leichtigkeit in einen andern Beruf hinüber. Das aber bedeutet letztlich die Aufhebung aller festen Prägung dieser Sozialtypen, die natürlich niemals völlig abgeschlossen sind und sich ebenfalls wandeln. Der Typus des Kriegers ist trotz gewisser Gemeinsamkeiten ein völlig anderer in der Zeit der Maschinengewehre und Gasbomben als zur Zeit von Spieß und Panzer. Der kapitalistische Unternehmer ist zwar auch Kaufmann, hat aber eine ganz andere geistige Funktion als ein vorkapitalistischer Handelstreibender. Gewiß wird, wenn einer sich einem Lebensberuf zuwendet, die gesamte Persönlichkeit danach gewandelt, aber es ist doch nicht ein Typus als ewig gleiche Schablone, die ihn formt, sondern der Typus selber ist ja wandelbar, wandelt sich im Zusammenhang der gesamten Entwicklung mit.

Entscheidend sind auch hier überall Wertungen, die in Form von besonderen Berufsidealen auf die sie übernehmenden Individuen stärksten Einfluß gewinnen. Diese Wirkungen stehen natürlich in engem Zusammenhang mit anderen Tatbeständen, hier vor allem wirtschaftlichen, es ist jedoch ganz verkehrt, wie der historische Materialismus will, sie nur aus wirtschaftlichen Bedingtheiten abzuleiten.

Digitized by Google

Wir können also nach unseren bisherigen Feststellungen als sicher gelten lassen, daß die einzelnen Typusformen, in die man die Individuen einreihen kann, zwar eine gewisse Zusammenordnung ermöglichen, aber selbst keineswegs feste Formen sind. Wenn man sie mit Gewalt zu abstrakten „Ideen" machen will, indem man alle charakteristischen Züge heraustreibt, so werden sie dafür völlig unbrauchbar für die Praxis. Es kann sich ja jemand vornehmen, in einer Wesensschau den reinen Typus des Weibes, des gothischen Menschen, des Aristokraten zu erfassen als zeitlose Wesenheiten: indessen erhält er dann leere Schemata, die zergehen, sowie man damit arbeiten will. Die Praxis des Lebens und auch der Charakterologie kann mit solchen Gebilden wenig anfangen. Wenn diese mit „Typen" arbeitet, so müssen es Gebilde sein, die sich vielleicht nicht in voller Konkretheit empirisch nachweisen lassen, die jedoch gestatten, die Wirklichkeit damit zu fassen. Wollen wir aber das, nicht eine unfruchtbare, konstruierte Welt leerer Abstraktionen erbauen, so müssen wir die Typen, mit denen wir an das Leben herantreten, selbst lebendig, wandelbar, wenn auch darum noch lange nicht chaotisch sein lassen. Übrigens hat bereits Plato in seinen Spätschriften die Ideen als belebt und wandelbar angesehen und damit jene Starrheit, an der seine Schüler vielfach festhielten, selbst vermieden. Es wäre denkbar, den Typus als eine sehr langsame, nur schwer wahrnehmbare Wandlung neben den rascheren, individuellen Wandlungen anzusehen; aber wandelbar ist auch er. Es ist eine seltsame Paradoxie, daß man bei der Beurteilung von Menschen nicht ohne solche Typusvorstellungen auskommt, die man fiktiverweise als festgeprägte Münze anzusehen pflegt, daß aber alle diese Typen in Wahrheit höchst elastische Gebilde sind, die, mit strenger Logik angesehen, als sehr irrationale Gebilde sich darstellen, als intuitive Feststellungen von gewiß oft okkasioneller, aber niemals universeller Brauchbarkeit.

Unsere Frage ist nun, ob man mit solchen Typusbegriffen, selbst wenn wir sie als geschmeidig denken, wirklich an die Individualität in ihrer Einzigkeit herankommen. Vergleiche bieten sich dar: sind z. B. die Typen etwa Gerade, als deren Schnittpunkt die Individualität festzulegen wäre? Nein, denn die Individualität ist kein Punkt, sondern eine Einheit in der Mannigfaltigkeit. Auch der Vergleich mit Tangenten, durch die man einen Kreis bestimmen kann, reicht nicht aus, denn keine Individualität ist einer so einfachen Figur, wie es ein Kreis ist, zu vergleichen. Und auch andere mathematische Gleichnisse versagen. Wir mögen die Typuskennzeichen noch so häufen, an die Individualität in ihrer immanenten Lebendigkeit kommen alle diese Begriffe nicht heran. Ja es kann vorkommen, daß ein Individuum, obwohl es äußerlich in einen Typuskreis gehört, dennoch seelisch recht wenig von dessen Merkmalen aufweist, ja gar gegen seinen Typus rebelliert und ihn zu vertuschen sucht.

Nehmen wir etwa als Beispiel die Aufgabe, den 30jährigen Goethe nach seiner Typuszugehörigkeit zu charakterisieren. Wenn wir dabei feststellten, daß er ein 30jähriger Mann, deutscher Abkunft, als Bürgerlicher in ein Hofmilieu versetzter Sohn des Spätrokoko sei: hätten wir, selbst wenn wir seine dichterische Potenz in Rechnung stellten, damit seine Individualität irgendwie in der Tiefe erfaßt? Gewiß

Digitized by Google

könnten wir mit einiger Wahrscheinlichkeit nach diesen Angaben schließen, daß er ein Mann gewesen sei, in dem vermutlich die Jugendstürme verbraust und die Einpassung in feste Lebensverhältnisse einigermaßen vollzogen sei, was richtig wäre; wir hätten auch seine Einfügung in das aristokratische Milieu des französelnden Weimarer Hofes danach ungefähr bestimmen können, vielleicht auch eine gewisse Gegensätzlichkeit gegen das verblassende Rokoko, aber die eigenste Eigenart jenes Goethe, der damals an Urmeister und Iphigenie arbeitete, und dessen Innenleben sich in den Briefen an Frau von Stein erschließt, hätten wir mit alledem noch lange nicht erfaßt.

Der tiefste Grund für die geringe Schärfe der volkstümlichen Typik liegt darin, daß sich darin zwar gewisse primäre Tatbestände auswirken, die jedoch durch sekundäre Nebenwirkungen mannigfacher Art so umgebogen werden, daß sie „rein" niemals darzustellen sind. Die Wirklichkeit geht niemals ganz in rationale Begriffe ein. Rationale Begriffe sind wertvoll, um die Tatsachen zu ordnen, aber sie erfassen niemals die Tatsächlichkeit in ihrer ganzen Kompliziertheit. Wir kommen z. B. in der Naturwissenschaft nicht aus ohne mathematisch formulierbare Gesetze, aber ganz exakt treffen deren Rechnungen in der Wirklichkeit niemals zu. Ein Mathematiker, wie Poincaré, meint sogar, daß die Naturgesetze niemals gefunden wären, wenn wir mikroskopische Augen hätten. Das gilt in viel höherem Grade von der Typik und Regelmäßigkeit im organischen und seelischen Geschehen. Nur als „Fernbilder" haben alle Typen ihre Bedeutung, nicht als ganz exakte Feststellungen.

Die neuere Psychologie hat deshalb Typengebilde geschaffen, die bewußt von ganz einfachen Voraussetzungen ausgehen und weit einfacher sind als jene komplexen Typen, mit denen die volkstümliche Seelenkunde arbeitet und die die wissenschaftliche Betrachtungsweise doch nicht übersehen darf. Bei der wissenschaftlichen Typik, wie sie Dilthey, Spranger, Jaspers, Jung, Jul. Schultz u. a., auch ich selber in meinem Buche: „Persönlichkeit und Weltanschauung" (2. Aufl. 1924) aufgestellt haben, handelt es sich um weit primärere Abstraktionen. Diese Typen sind meist von vornherein so angelegt, daß sie in ihrer Einfachheit, da sie meist nur die Prävalenz einer Besonderheit betonen, weniger dem Wandel unterworfen sind als die hier besprochenen. Da es sich hier um bewußte Konstruktionen handelt wie in der Mathematik, so haben diese Typen eine gewisse „allgemeine" Geltung. Eben darum aber fassen sie auch nur Allgemeinheiten und lassen eine Ergreifung des rein Individuellen noch weiter zurücktreten als jene außerwissenschaftlichen Typen.

8

Zum Schlusse versuchen wir von unseren bisherigen Ergebnissen aus einen Blick zu gewinnen auf das große metaphysische Problem, das wir anfangs kurz anschlugen: das Problem der Priorität der Gattung oder des Individuums. Mittelalterlich-scholastisch formuliert also wäre das das Problem, ob die Universalia ante oder post rem seien, im Grunde also der Gegensatz zwischen Platonismus oder Aristotelismus. Denn für Plato waren ja die „Ideen", die ewigen Gestalten das schöpferische Prinzip in der Welt — ante rem — und die Individuen wären nur unvollkommene Verkörperungen der allgemeinen Ideen; nach Aristoteles dagegen sollen die Individuen

Digitized by Google

die „ersten Substanzen" sein, die Gattungen und Typen nur „zweite Substanzen", also höchstens in re, woraus der Nominalismus dann sogar post rem machte.

Durch die neuere Entwicklungslehre scheint zunächst die große Streitfrage, eine der tiefsten und weitgreifendsten der gesamten Metaphysik, im nichtplatonistischen Sinne entschieden zu sein. Insofern die einzelnen Gattungen und Typen der biologischen Welt ineinanderübergehen und sich auseinanderentwickeln, darf man die Gattungsbegriffe nicht als starre, a priori festgelegte Tatbestände ansehen, sondern muß sie als beweglich, wandelbar, nicht als schöpferisch, sondern geschaffen und geworden verstehen. Die schöpferischen Faktoren wären gerade die Individuen, die den Kreis der bestehenden Gattung überschreiten und neue, lebenstüchtigere Formen entwickeln, die nun ihrerseits zur Schaffung neuer Typen führen. — Unsere psychologische Analyse der Typusformen des menschlichen Kulturlebens bestätigt das weitgehend. Die Betrachtung aller menschlichen Typen, sowohl der Geschlechts- wie der Reife-, wie der National-, Epochal- oder Sozialtypen, zeigte unverkennbar, daß diese Typen nicht starre, „ewige", apriorische Gebilde sind, sondern mannigfachen Wandlungen unterliegen, und daß diese Wandlungen bewirkt werden zum guten Teil durch Individuen, die den Typus umbilden.

Indem wir damit den „Realismus" im scholastischen Sinne ablehnen, brauchen wir dennoch nicht ohne weiteres in einen krassen Nominalismus zu verfallen und die Wirklichkeit des Typus, der Typen als Wirklichkeiten zu leugnen. Indem wir den Typus nicht als apriorische Idee fassen, ist er damit doch nicht zu einer willkürlichen, subjektiven Zusammenfassung im Geiste des Betrachters degradiert. Vielmehr besteht doch der Typus innerhalb der Individualitäten, und zwar aller oder doch fast aller Individualitäten, die sich mit demselben „nomen" bezeichnen lassen, als eine Wirklichkeit, als eine gewisse Grenzsetzung, die zwar durchbrochen werden kann, aber doch einen ungefähren Umkreis der Möglichkeiten absteckt. Wir haben keinerlei Grund anzunehmen, daß die Universalien, also auch die Typen, irgendwo als rein geistige Wesenheiten eine Existenz oder „Geltung" losgelöst von den Individuen hätten. Sie bestehen nur in den Individuen. In dem Augenblick, als es keine Ichthyosauren mehr gab, war auch der Typus Ichthyosaurus erloschen und lebt heute nur noch als wissenschaftlicher Begriff, ohne reale, schöpferische Existenz in den Köpfen der Menschen weiter. Sicherlich ist für diesen Sachverhalt die Formel „universalia in re" die treffendste Bezeichnung.

Indessen nicht für alle Fälle trifft sie zu. Wie wir oben die Möglichkeit ins Auge faßten, daß die neuen Gattungen durch Sonderentwicklung von Individuum entstünden, also „post rem", wenn auch nicht im scholastischen Sinne, wären, so gibt es auch Fälle, wo die Typen die Individuen in ihren Bann zwingen, also doch vor den Individualitäten sind. Wenn z. B. ein Individuum infolge Anpassung, Suggestion usw. etwa in einen Typus, sei es einen Epochal- oder Sozialtypus, hineinwächst, so hat doch der Typus in diesem Falle das Prius, er formt die Individualität, die sich ohne jene Einwirkung sicherlich anders entwickelt haben würde. Man spricht zwar vom „geborenen Aristokraten", und ganz sicher fällt ein Kind vornehmer Eltern, das in einer Proletarierfamilie aufgezogen wird, in vielem aus dieser Umwelt heraus; es nimmt aber doch auch wieder Züge dieses Umwelttypus an, wird

Digitized by Google

also nachträglich geformt. Es findet gleichsam den Typus als einen äußeren Komplex vor, an den es sich wohl oder übel anpassen muß.

Die neuere Biologie hat ja durch Sonderung der Begriffe Genotypus und Phänotypus, ein wenig Ordnung in diese Verwicklungen zu bringen gesucht, und man könnte formulieren, daß der Genotypus immer vor dem Individuum, der Phänotypus nach dem Individuum wäre. Indessen bestehen große Schwierigkeiten im einzelnen, Phänotypus und Genotypus scharf zu sondern. Und auch der Phänotypus hat oft eine überindividuelle Existenz, die, wie unsere obigen Beispiele zeigen, wenigstens soweit psychische Entwicklungen in Betracht kommen, auch ein tatsächlich wirkender Faktor sein kann, nicht bloß eine nominalistische Abstraktion[1]).

Für die seelische Welt ist vor allem entscheidend, daß die Typen nicht bloß die Feststellung von tatsächlichen Übereinstimmungen sind, sondern im Bewußtsein Wertcharakter haben, daß die „Idee" als „Ideal" Wirksamkeit und damit Wirklichkeit ist. Diese Wertungen sind gewiß nicht „ewige" Geltungen, wie der philosophische Absolutismus behauptet, sondern sind zeitlich und kulturell bedingt, sie stehen aber trotzdem den Individuen als objektive Forderungen und Einwirkungen gegenüber, sind jedoch auch ihrerseits wieder durch diese umformbar. Wir verstehen den historischen Prozeß nicht, wenn wir ihn als Zufallsprodukt zahlreicher zufällig auftretender Individuen fassen, wie eine naive individualistische Geschichtsschreibung ihn schildert; er ist aber auch nicht eine logische Folge von „Ideen", wie Hegel ihn darstellt; sondern er ist eine höchst komplizierte Wechselwirkung von individuellen und allgemeinen Sachverhalten. Die Formulierungen ante oder in oder post schließen sich nicht aus, sondern ergänzen sich. Jede der großen philosophischen Betrachtungsweisen hat etwas Richtiges, ist aber einseitig. Es ist letztlich das Gleiche in der organischen wie in der geschichtlichen Welt: wie dort zwar gewisse stereotype Lebensformen bestehen, die jedoch durch besondere Varietäten erweitert, umgeformt, gesteigert werden können und neue, höhere Lebensformen aus sich heraus entwickeln, so bestehen in der geschichtlichen Welt mannigfache Typen von relativer Konstanz, die jedoch einer unablässigen Umformung von Seiten solcher Individuen unterliegen, die ihrerseits zunächst diesen Typen angehören, aber doch auch über den Typus hinausstreben und ihn nach ihrer Wesenheit umprägen. Das gilt auch für alle Objektivationen, die ein Menschentypus ausprägt, seien es Staaten, seien es Kunststile, seien es wissenschaftliche Lehren. Sie alle sind z. T. vor den Individuen, z. T. in ihnen, z. T. nach ihnen. Alles Leben ist nur zu verstehen als eine höchst verflochtene Wechselwirkung von Typenprägungen und individuellen Wesenheiten, die aber beide im tiefsten irrational sind.

[1]) Vgl. zu diesen Problemen mein Buch: „Geheimnisse der Seele", Delphin-Verlag 1927.

Digitized by Google

„Sein" und „Erscheinen".

Ein Beitrag zur Psychologie des Selbstbewußtseins

von Gustav Ichheiser, Wien.

„Es sind dir, lieber Leser, vielleicht schon hin und wieder Zweifel aufgestiegen an der Wahrheit des bekannten philosophischen Satzes, daß das Äußere das Innere, das Innere das Äußere sei." Kierkegaard.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. „Sein" und „Erscheinen" als zwei „Seiten" des Selbstbewußtseins. — Die Du-Bezogenheit und das „Erscheinen". — Die Konkordanz zwischen „Sein" und „Erscheinen" als Erfüllungsbedingung der „Vergemeinschaftung". — Das ausdrückliche Erlebnis der Dualität des Selbstbewußtseins („Sein-Erscheinen") nur bei Konfliktkonstellationen vorhanden. — Der unwillkürliche Charakter mancher Erscheinungsformen. — Die Physiognomik und unsere Problemstellung. — Das „Erscheinen" im „einsamen" Seelenleben. — Gliederung der Probleme.

II. Der Leib als erste Erscheinungsschicht. — Zur Phänomenologie des Leibbewußtseins. — Die Bedeutung des leiblichen „Erscheinens" an zwei Hauptfaktoren gebunden: 1. Der typische (überindividuelle) Eindruckswert des leiblichen „Erscheinens", 2. Die zentrale Rolle des leiblichen „Erscheinens" im Aufbau des Du-Bewußtseins. — Die leibhafte und die unanschauliche Du-Gegebenheit. — Eine entwicklungspyschologische Betrachtung zum Thema: Konkordanz bzw. Diskrepanz zwischen „Sein" und „Erscheinen". — Die Bedeutung einzelner Erscheinungszüge nur aus dem Gesamtcharakter verständlich; Beispiele. — Zur Kunst des Porträts.

III. Das soziale Erscheinen als zweite „Erscheinungsschicht". — Zur Frage nach der zeitlichen Priorität des „Seins" bzw. des „Erscheinens" im Selbstbewußtsein. — Das soziale Erscheinen als Spiegelung der wirklichen oder vermeintlichen Stellung innerhalb des Schichtenaufbaues der Gesellschaft. — Das soziale Erscheinen als Produkt der „typisierenden Erfassung"; das „apperzeptive Vorurteil" bei der Du-Erfassung. — Ursachen der Diskrepanz zwischen dem „Sein" und dem „sozialen Erscheinen". — Das „Vexierkabinett". — Die Schwierigkeiten des Ankämpfens gegen das am sozialen „Erscheinen" orientierte „apperzeptive Vorurteil". — Der unlösliche Charakter der hierin wurzelnden Konflikte. — Der seelische Konflikt als Folge einer Antinomie zwischen Individuum und Gesellschaft. — Die Grenzen der „inneren Freiheit". — Eine Nachbemerkung.

IV. Das „Bild des Du". — Die Konstanz des Du-Bildes. — Die Problematik der unmittelbar erlebten „Ich-Konstanz". — Die Du-Konstanz als soziale Voraussetzung und Forderung: die „Vertragsfähigkeit des Individuums". — Die Konstanz des leiblichen Erscheinens als Handgabe der Durchsetzung jener Forderung. — Die Wandlung des „Seins" das Beharren des „Erscheinens". — Die Larven der Vergangenheit. — Drei mögliche Reaktionsweisen. — 1. Schwache Persönlichkeit: das „Sein" erliegt dem „Erscheinen". — 2. Starke Persönlichkeit: die Grenzen der Durchsetzung. — 3. Dritte Möglichkeit: die „Loslösung" des Persönlichkeitsbewußtseins vom „Erscheinen"; die ironische Haltung; die Kunst: die soziologische Eigenart der künstlerischen Sphäre. — Das Erscheinungsbewußtsein als wesentlicher Träger der Ich-Konstanz.

V. Das Maß der Beteiligung des „Seins" bzw. des „Erscheinens" am Aufbau des Selbstbewußtseins und seine charakterologische Bedeutung; Beispiele. — Das Erlebnis der „Sichtbarkeit" und der „Unsichtbarkeit". — Nochmals die leibliche und die sonstige Du-Gegebenheit. — Die zentrale Rolle der leiblichen Du-Gegebenheit als Scheinerfahrung. — Die Armut der leiblichen Ausdrucksmöglichkeiten. — Die leibliche Erscheinung ist (quantitativ) keineswegs die „beste Illustration" der Persönlichkeit. — Das „Unsichtbarkeitserlebnis" als Folge der wachsenden Differenzierung des Seelenlebens; der Leib als „Schranke". — Die Intimität der leiblich unvermittelten seelischen Beziehungen; der Ausdruckswert eines „unklaren" Du-Bildes. — Die charakterologischen Voraussetzungen der Plastik. — Die charakterologische Erklärung der Abwendung von der Plastik in der Neuzeit. — Die quantitativen Konstellationen und das Problem der Geselligkeit. — Der charakterologische Zusammenhang zwischen der griechischen Plastik und der Publizität des griechischen Lebens. — Der charakterologische Zusammenhang zwischen der Mystik und der Abkehr vom gesellschaftlichen Leben. — Bemerkung zu einem überlieferten Ausspruch Plotins.

VI. Drei typische Formen der Rückwirkung des „Erscheinens" auf das „Sein". — 1. Die physiologisch vermittelte Rückwirkung. — 2. Die soziologisch vermittelte Rückwirkung. — Die dritte Form der Rückwirkung: das Ich als Du. — Die am eigenen Erscheinen orientierte Selbsterfassung, das sekundäre „Sein". — Die Folgen der Konkordanz bzw. Diskrepanz zwischen „Sein" und „Erscheinen" für die Selbsterfassung. — Das Ich-Ideal und die „Erscheinung". — Die „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes". — Die seelischen Reaktionen gegen die Verbildung durch das Erscheinen. — Die Kunst als „Regulator" des ästhetischen Bewußtseins. — Die biologische Bedeutung der leiblichen Schönheit und die ethische Umwertung aller Werte. — Die phylogenetische und die ontogenetische Entwicklung des ästhetischen Bewußtseins. — Die Neugestaltung der symbolischen Beziehung zwischen „Sein" und „Erscheinen": der Humor als Ideal.

Digitized by Google

I. Das Problem.

Die Tatsache, daß wir solche sind, die sich einerseits als so oder so beschaffene Persönlichkeiten, als durch gewisse, ob nun momentane oder konstante Wollungen und Stimmungen, Strebungen und Gegenstrebungen konstituierte Wesen unmittelbar erleben bzw. um diese unmittelbar erlebte eigene psychische Individualität ein mittelbares (adäquates oder inadäquates) Wissen besitzen —, und daß uns andererseits ein eigenartiges, Vordergrund oder Hintergrund des seelischen Lebens füllendes Bewußtsein um unser „Erscheinen", d. h. potentielles oder aktuelles Wissen um unser Gegebensein für ein Du eigen ist: diese Tatsache ist bisher, wenn überhaupt, so doch nur in gelegentlichen und die Fülle der Problematik kaum systematisch erschöpfenden Betrachtungen berücksichtigt worden.

Und doch ist das Faktum, daß unser Selbstbewußtsein zwei „Seiten" gleichsam besitzt: eine, in der sich unser unmittelbar erlebtes psychisches Selbst konstituiert, und eine andere, in der unser (eventuell nur vermeintliches) Gegebensein für ein Du zur Spiegelung gelangt, für das strukturelle und dynamische Verständnis ganzer Bezirke des Seelenlebens von einer Bedeutung, die, unseres Erachtens, kaum überschätzt zu werden vermag. Da nun aber weder Tatsache noch auch Bedeutung jener „Doppelseitigkeit" unseres Selbstbewußtseins an sich und ohne weiteres als Problem ersichtlich sind, wird es wohl das Beste sein, wenn wir sie, zunächst in aller Kürze, in den Umkreis der Sichtbarkeit zu bringen versuchen.

Wir beginnen mit folgenden Erwägungen: Es ist offenkundig, daß der allergrößte Teil unseres wachen Lebens in einem implicite oder explicite erlebten, wirklichen oder imaginären In-Beziehung-treten zu einem Du vollzogen wird, in einem Sichverbinden (und Sichlösen) und Sich-verbunden-wissen mit einer wirklichen, oder imaginären Gemeinschaft. Wir betonen ausdrücklich: in einem In-Beziehungtreten zu einer imaginären oder wirklichen Gemeinschaft; denn, ob wir jeweils in einer persönlich-anschaulichen Beziehung zu einem oder mehreren Individuen stehen, ob wir also durch Rede, Tat oder wie immer auch auf ein Du einzuwirken im Begriffe sind und uns demgemäß als solcherart „Erscheinende" erleben —, oder ob wir etwa „einsam" an einem Buch arbeiten und einen zu überzeugenden Leserkreis, wenn auch noch so „im Hintergrunde" des Bewußtseins, im Sinne haben — dies ist, psychologisch betrachtet, durchaus gleichbedeutend. Nimmt man daher das Erlebnis der Du-Bezogenheit in diesem erweiterten, und zwar mit voller sachlichen Berechtigung erweiterten Verstande, dann wird es wohl keineswegs als eine Übertreibung anmuten, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß sich fast all unser „inneres" und „äußeres" Glück und Unglück, Seligkeit

Digitized by Google

und Verzweiflung, Erfüllung und Scheitern, unser seelisches Schicksal also überhaupt, als irgendwie von der Art und Weise, wie wir uns zum Du, in Einzahl und Mehrzahl, seelisch gestellt wissen, mitbedingt erweist.

Nun sind aber — und das ist von entscheidender Bedeutung — alle echten seelischen Beziehungen[1]) zwischen Mensch und Mensch — von allen anderen Erfüllungsbedingungen abgesehen — auch davon abhängig, daß dem Ich sein Erscheinen das Bewußtsein einer angemessenen, einer „entsprechenden" Darstellung dem Du gegenüber, zu bieten imstande ist. Wir wollen uns gleich näher erklären: Ich kann mich dem „Andern" in Liebe und Freundschaft, Achtung und Verehrung, Sympathie und Ehrfurcht, aber auch in Haß, Verachtung und in welcher immer auch die Persönlichkeit selbst als solche betreffenden Weise nur dann „verbunden" empfinden, kann die Beziehung nur dann als seelisch realisiert erleben, wenn ich die, freilich vielfach nur implicite erlebte Gewißheit besitze, daß ich für den andern faktisch als derjenige „existiere", d. h. von ihm als derjenige „gesehen" (geliebt, geachtet usw.) werde, der ich im Kerne meiner Persönlichkeit tatsächlich bin (oder wenigstens zu sein mir einbilde). Nur wenn also für das Individuum die (objektiv berechtigte oder unberechtigte) Gewißheit besteht, daß sein „Sein" und sein „Erscheinen" — wie wir von nun an kurzerhand die beiden Seiten des Selbstbewußtseins bezeichnen wollen — einander restlos entsprechen und daß daher das jeweils in Frage kommende Du mit der eigenen Persönlichkeit in eine echte, durch gültiges Erscheinen vermittelte Berührung getreten ist, mit unserer Persönlichkeit also, wie diese wirklich ist und nicht mit einem chimärischen Gespenst das an unserer Statt in seinem Kopfe sich spiegelt — nur dann kann eine Beziehung zu einem Du Verwirklichung erfahren, die wir seelisch als eine wahrhaft erfüllte zu erleben imstande sind.

Bestünde nämlich aus irgendeinem Grunde die Gewißheit dieses Entsprechens zwischen eigenem „Sein" und eigenem „Erscheinen" nicht, oder würde sie, durch welche Veranlassung auch immer, erschüttert, dann könnte das betreffende Individuum, müßte vielleicht sogar, in die seelisch verhängnisvolle Lage jenes Jupiter im Kleistschen „Amphitryon" geraten, der, im äußeren Besitz aller Liebesbezeugungen Alkmenes, dennoch ihrer innerlich nicht teilhaft zu werden vermochte, weil sie eben nicht ihm wie er war, sondern bloß ihm wie er zu sein vorgab (wie er erschien), einem andern also im Grunde, gegolten haben.

Hier beginnt sich bereits, wenn auch einstweilen nur ahnungsweise, die Tatsache sowohl wie die Bedeutung der Sein-Erscheinen-Probleme am Horizonte unserer Betrachtungen zu zeichnen; versuchen wir sogleich die Linien etwas deutlicher zu ziehen:

Obzwar die Dualität von „Sein" und „Erscheinen" unser Selbstbewußtsein dauernd durchziehen dürfte: zum eindringlichen und ausdrücklichen Bewußtsein gelangt sie erst dann, wenn an Stelle des symbolischen Zusammenklangs beider Seiten

[1]) Unter einer „echten" seelischen Beziehung zwischen Ich und Du verstehe ich eine solche, die von ihnen (wenigstens einseitig), als das eigene psychische Selbst berührend und erfassend, erlebt wird.

Digitized by Google

eine antinomische Konstellation getreten ist; wenn also das Individuum sich durch sein Erscheinen, der Gemeinschaft gegenüber, nicht mehr angemessen „repräsentiert" empfindet, und sein eigenes Erscheinen als Verdeckung, vielleicht sogar Verzerrung und Verbildung des eigenen Wesens, zu erleben beginnt. Und eben, weil erst in Konflikten die Sein-Erscheinen-Konstellationen eine psychisch betonte Form zu gewinnen pflegen, wird sich ihre strukturelle sowohl wie dynamische Bedeutung an Konflikten am eindeutigsten studieren lassen. Diese Sachlage hat uns veranlaßt, unsere Untersuchungen mit Vorzug an Konfliktkonstellationen zu orientieren. Denn erst dadurch war die methodische Möglichkeit gewonnen, an Hand der explicite erlebten typischen Grundkonflikte auch die mehr verborgenen, aber deshalb nicht weniger wirksamen typischen Grundsituationen zwischen „Sein" und „Erscheinen" überhaupt zu erforschen und so mit sicherem Griff die prinzipielle Bedeutung des Erscheinens für Aufbau und Bildung der psychischen Individualität zu erfassen.

Dem „Erscheinen" erwächst nun aber seine zwingende Bedeutung für das psychische Leben erst aus der Tatsache, daß das Individuum nicht alle Erscheinungsformen, durch die es der Gemeinschaft verbunden ist, in freier Willkür hervorbringen kann, sondern daß ihm diese Formen und daher ein bestimmtes „Erscheinen" vielfach durch biologische und soziologische Verhältnisse geradezu aufgezwungen wird, so daß es in keiner Weise durch freie Willkür sich dem ihm aufgezwungenen „Erscheinen" zu entziehen vermag: das „Erscheinen" ist also zum großen Teil etwas, was das Individuum nicht „schafft", sondern etwas, was ihm „widerfährt". Da nun jedes Erscheinen, ganz automatisch gleichsam, ein Eingefügtwerden in bestimmte soziale Beziehungen zu bewirken pflegt, so wird, wie nicht anders möglich, die ganze seelische Wucht dieser durch das „Erscheinen" vermittelten Beziehungen auf dem Individuum lasten und es charakterologisch in maßgebender Weise modellieren müssen; wie dies die nachfolgenden Betrachtungen zu zeigen bestimmt sind.

Folgendes sei hier zur Abgrenzung unseres Themas allenfalls noch angemerkt: Nicht die mannigfachen Probleme, die daraus sich ergeben, daß wir vielfach zur Erreichung bestimmter Ziele und Zwecke ein bestimmtes Erscheinen, das unser „Sein" zu maskieren bestimmt ist, „hervorbringen" (Heuchelei, Verstellung, Mimikry), sondern nur die typische Rolle des mannigfach aufgezwungenen „Erscheinens" im Aufbau des Selbstbewußtseins (strukturelle Betrachtung) und ihre typische bildende Rückwirkung auf das psychische Leben (dynamische Betrachtung) sollen ausschließlich und allein zum Gegenstand der nachfolgenden Untersuchungen gemacht werden.

Wollten wir nun erläuterungsweise und mit aller Vorsicht die Probleme, die hier zur Sprache gelangen sollen, an den Problemen der Physiognomik orientieren — wobei es gleichgültig ist, ob eine solche als Wissenschaft möglich ist oder nicht — dann ließe sich dazu etwa folgendes sagen: Während die Physiognomik die Bedeutung des individuellen Erscheinens vom Du aus zu bestimmen sich bemüht, um durch die Symbolik des „Erscheinens" zum fremdseelischen Selbst zu gelangen, sind wir hier vielmehr im Begriffe, die charakterologische Bedeutung dieses „Er-

Digitized by Google

scheinens" für das erscheinende Ich selbst zu bestimmen. — Doch wollen wir uns bei dieser Analogie zwischen der physiognomischen und unserer eigenen Problemstellung nicht weiter aufhalten.

Das bisher Gesagte könnte nun aber den Anschein erwecken, als erwiese das „Erscheinen" seine charakterologische Macht und Bedeutung nur auf dem Umwege durch sozialpsychische oder gar soziologische Beziehungen. Dem ist nun aber natürlich bei weitem nicht so. Das Bewußtsein, in einer bestimmten Weise zu erscheinen, spielt auch im durchaus einsamen Seelenleben des Einzelnen eine fundamentale Rolle und bestimmt dadurch, daß das Ich sich selbst — wie wir sehen werden — gewissermaßen immer wieder zum Du wird, durchgängig „sein Verhältnis zu sich selbst". Was es mit diesem „Verhältnis zu sich selbst" für eine Bewandtnis an sich hat und welche Funktionen hierbei dem Erscheinungsbewußtsein zukommen — dies werden wir in einem eigenen Kapitel (dem letzten) eingehend zu untersuchen haben.

Unsere Problemstellung zusammenfassend, können wir also sagen: Ein bestimmt orientierter Beitrag zur Psychologie und Charakterologie der Persönlichkeit soll auf nachfolgenden Blättern geboten werden. Die Persönlichkeit soll unter dem Aspekt der „Zweiseitigkeit" ihres Selbstbewußtseins betrachtet werden und es soll die strukturelle sowohl wie dynamische Bedeutung des Erscheinens — d. h. immer wieder natürlich: des Bewußtseins, so oder so zu erscheinen — für Aufbau und Bildung des Selbstbewußtseins, einer Untersuchung unterzogen werden.

Die Gliederung unserer Untersuchung ist nun folgende: Im nächsten (II.) Kapitel suchen wir, nachdem zunächst eine grundsätzliche phänomenologische Charakteristik des eigenen Leibbewußtseins geboten wird, die Bedeutung dieser ersten „Erscheinungsschicht" zu bestimmen, im III. Kapitel die Konstellationen zu erforschen, die aus der Tatsache des „sozialen Erscheinens" sich ergeben, welches letztere als psychische Spiegelung unserer wirklichen (oder vermeintlichen) Stellung in der Gesellschaft sich darstellt. Im IV. Kapitel werden seelische Situationen zur Sprache gelangen, die dadurch entstehen, daß die etwaigen Wandlungen der beiden Seiten des Selbstbewußtseins keineswegs immer im gleichen Schritt sich bewegen, so daß aus diesem ungleichen Rhythmus immer wieder schwerste Seelenkonflikte entstehen können. Das V. Kapitel wird Spannungen zum Gegenstand haben, die aus einem „quantitativ" ungleichen Anteil der beiden „Seiten" an der Konstitution des Selbstbewußtseins sich ergeben. Im letzten Kapitel endlich wird, wie bereits erwähnt, jene eigentümliche Tatsache der durch das eigene Erscheinen vermittelten Beziehung „zu sich selbst" und die damit zusammenhängenden Probleme einer gründlichen Erörterung unterzogen werden.

Wir wenden uns nunmehr der Untersuchung des ersten der angedeuteten Probleme zu.

II. Das „Sein" und die „leibliche Erscheinung".

Der menschliche Leib als Erscheinung eines Seelischen bildet die unmittelbarste und ursprünglichste Schicht, durch die die allererste unwillkürliche Beziehung zwischen Ich und Du zur Herstellung gelangt. Durch die leibliche, visuell vermittelte

Digitized by Google

Erscheinung des andern belehrt, wissen wir uns von vornherein Männern oder Frauen, Kindern oder Greisen, Rassengenossen oder Rassenfremden usw. gegenübergestellt. Und umgekehrt: Das Individuum (als psychisches Wesen) weiß sich als so oder so dem andern erscheinend, als Jüngling oder Mädchen, als schön oder häßlich, sympathisch oder antipathisch, und seine ganze innere Haltung erhält ihr Rückgrat von diesem ausdrücklichen oder unausdrücklichen, so oder so gefärbten Wissen um das eigene Erscheinen.

Bevor wir uns nun aber der charakterologischen Bedeutung des leiblichen Erscheinens zuwenden, erscheint es zunächst nötig, einiges zur Phänomenologie des eigenen Leibbewußtseins grundsätzlich zu sagen; denn merkwürdigerweise ist die Psychologie bis heute diesem Bewußtseinstatbestand in keiner Weise gerecht geworden[1]). Besonders charakteristisch hierfür ist jene scheinbar vorurteilslose Auffassung, die im Positivismus wohl die eindringlichste Formulierung gefunden hat, wonach die optischen Wahrnehmungsinhalte, welche das Bild des eigenen Leibes konstituieren, in einer und derselben Erfahrungsreihe mit allen Dingen der sonstigen Gegenstandserfahrung sich angeblich befinden und von ihnen in keiner Weise zu unterscheiden sind; dies aber ist, phänomenologisch, so falsch wie nur möglich. Denn ebenso, wie wir dem Du-Körper keineswegs „zunächst" als einem Nur-Körperlichen gegenüberstehen, um ihm erst „im nachhinein", durch Einfühlung oder wie immer, ein Seelisches zugrunde zu legen, sondern ihn vielmehr, solange wir in der „natürlichen Bewußtseinshaltung" verharren, sofort und schlechtweg unmittelbar als „Erscheinung" eines „Innern" zu apperzipieren genötigt sind; gleich wenig erblicken wir im Bilde unseres eigenen Leibes ein Ding unter Dingen, sondern sind gleichfalls genötigt, in ihm eine „Erscheinung" unserer eigenen psychischen Individualität zu erblicken. Oder anders formuliert: Ebenso wie wir die Du-Körper, ihre Mimik, Pantomimik und Physiognomik schlechthin unmittelbar als Hinweise auf ein Fremdseelisches zu gewahren gewohnt sind, ebenso auch sind wir gewohnt, unseren eigenen Leib, als die der Gemeinschaft zugewandte und sie der Gemeinschaft gegenüber „repräsentierende" Seite unserer Individualität zu erleben; und dies eben muß als die eigentliche phänomenologische Funktion der eigenen Leibanschauung im Aufbau unseres Selbstbewußtseins bezeichnet werden.

Soll nun aber die Bedeutung dieses Tatbestandes seinem vollen Gehalt nach erkannt werden, dann müssen wir zwei Momente vor allem ins Auge fassen, die an der Konstituierung unseres leiblichen Erscheinens beteiligt sind. Zunächst also:

Die Tatsache, daß die symbolische — d. h. den Leib als „Erscheinung" eines „Innern" — erfassende Apperzeption, innerhalb gewisser sozialen und anthropologischen Grenzen, bestimmten typischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist, hat zur Folge, daß das an eine bestimmte leibliche Erscheinungsform gebundene Individuum gewissen typischen, seinen Charakter vermeintlich erfassenden Interpretationen seitens der Umgebung unterworfen ist. Mögen also von Individuum zu Individuum die Eindruckswerte gewisser physiognomischen Züge variieren:

[1]) Vgl. hierzu auch meine Arbeit: „Über die gemeinsam und die individuell gegebenen Inhalte und ihre Bedeutung im Aufbau des Bewußtseins", Archiv für Philosophie, 1927.

Digitized by Google

von diesem Schwanken unberührt bleibt ein sehr erheblicher Teil des physiognomischen Bestandes, dem somit ein typischer, überindividueller Eindruckswert zu eigen ist.

Unser „Eindrucksbewußtsein" — womit wir den Inbegriff aller jenen Bewußtseinsfunktionen bezeichnen wollen, die auf die Erfassung des leiblichen Erscheinens eben als Erscheinens eines bestimmten Innern gerichtet sind — ist also an ein, teils erbbiologisch vermitteltes, teils sozialpsychologisch gebildetes typisches Funktionieren gebunden. Vom Du aus betrachtet, bedeutet dieses typische Funktionieren des Eindrucksbewußtseins den Anspruch gewisser leiblichen Erscheinungsformen, so oder so symbolisch (als Ausdruck eines bestimmten Innern) interpretiert zu werden[1]); vom erscheinenden Ich aus gesehen bedeutet sie — wie bereits gesehen — das „Ausgeliefertsein" des mit einem bestimmten Erscheinen behafteten Individuums an bestimmte, seine seelische Beschaffenheit intendierende Erfassungsweisen seitens der Umgebung. — Diese merkwürdige Sachlage und ihre Bedeutung wird erst durch nachfolgende Betrachtungen zur vollen Klarheit gelangen.

Und nun zum zweiten Faktor der an der Konstituierung der Bedeutung des leiblichen Erscheinens für den „Erscheinenden selbst" in einer grundlegenden Weise beteiligt ist; wir wollen uns seiner zunächst an einem konkreten Beispiel vergewissern: Stehen wir etwa einer „anmutigen Frau" gegenüber, so heißt dies — solange wir wenigstens in der natürlichen Bewußtseinshaltung verharren — nie und nimmer, daß wir bloß einem in einer gewissen wohlgefälligen Weise sich gebärdenden Körper gegenüberstehen, sondern dies heißt immer zugleich, daß wir über den Körper „hindurch" auf eine „anmutige Seele" zu blicken im Begriffe sind: die Anmut des Leibes bedeutet uns, der soeben besprochenen Konstitution unseres Eindrucksbewußtseins zufolge, zugleich immer, und zwar völlig zwangsweise, Kundgabe (Erscheinung) einer innerlich anmutigen Persönlichkeit. Erfahren wir nun aber — auf welchem Wege auch immer —, daß dem in Frage stehenden seelischen Du jene von der leiblichen Erscheinung symbolisch dargebotenen Eigenschaften in Wirklichkeit nicht zukommen, dann entsteht aus diesem derart beschaffenen Wissen um die Andersartigkeit des psychischen Du keineswegs schlechtweg eine Aufhebung, eine Zunichtemachung des leiblich vermittelten „Eindrucks"; sondern was entsteht, ist vielmehr ein Wettstreit zwischen dem durch die leibliche Gegebenheit und dem durch das unanschauliche Wissen erzeugten Erlebnis des Du. Und dieser eben Tatbestand des unaufhebbaren Eindruckswertes des leiblichen Erscheinens ist für die Sein-Erscheinen-Problematik von allergrößter Bedeutung. Ebensowenig wir nämlich imstande sind, den „gebrochenen Stab" im Wasser als einen „geraden" anschaulich wahrzunehmen, obzwar wir ein abstraktes Wissen um seine „Geradheit" besitzen[2]), gleichwenig ist es uns möglich, ein unmittelbares, in der leiblichen Erscheinung fundiertes Du-Bewußtsein, durch aus anderweitigen Erfahrungen herrührende anders-

[1]) Es sei hier nebenbei bemerkt, daß die populäre Physiognomik immer wieder der Verwechslung dieses faktisch typischen „Anspruchs" gewisser physiognomischen Werte, mit ihrer durchaus problematischen Ausdrucksgeltung, erlegen ist.

[2]) Auf die erkenntnistheoretische Seite dieses Problems gehen wir hier natürlich nicht ein.

Digitized by Google

artige Kenntnisse ganz zu entkräften und seinen psychischen Eindruckswert ganz zu brechen.

Wo also unanschauliches Wissen um ein Du und leibliche Du-Erscheinung in Widerstreit geraten, dort stehen wir recht eigentlich (phänomenologisch) nicht einem, sondern „zwei" psychischen Individuen gegenüber; oder adäquater formulierend: zwei qualitativ widerspruchsvolle Daten fordern dann eine Beziehung auf ein und dasselbe Du und verhindern zugleich die Realisierung dieser wechselseitig sich aufhebenden Forderung. Welches Du-Bewußtsein zuletzt obsiegen wird: das mittelbar gewußte oder das leibhaft symbolisierte, dies wird vielfach abhängen von den charakterologischen Eigenheiten des im Apperzeptionsdilemma sich befindenden Individuums. — (Wir haben es hier ersichtlich mit einem jener zahlreichen Konflikte zwischen „Instinkt" und „Verstand", zwischen reflexartig erfolgender Reaktion und auf Überlegung beruhender Haltung, zu tun, welche so oft die Nachdenklichkeit der Forscher herausgefordert haben — man denke etwa an Spencer — und deren phänomenologische Wurzeln jedenfalls in der Tatsache begründet liegen, daß unser Bewußtsein in verschiedenen „Schichten" sich aufbaut und daß die verschiedenen „Schichten", voneinander relativ unabhängige Apperzeptionsweisen zu üben imstande, zuweilen auch, der eigenen Konstitution folgend, genötigt sind.) Aus dieser Doppeltatsache: daß unser Erscheinen innerhalb eines engeren oder weitern, anthropologischen und sozialen Kreises einen relativ typischen Eindruckswert besitzt, und daß dieser Eindruck durch keine wie immer geartete Kundgabeform ausgelöscht zu werden vermag, erwächst die fundamentale Bedeutung des leiblichen Erscheinens für das seelische Leben des Erscheinenden selbst. Bestünde nun aber regelmäßig eine Konkordanz zwischen unserem psychischen „Sein" und unserem leiblichen „Erscheinen", so besäße zwar auch dann das Erscheinen seine strukturelle und dynamische Bedeutung, aber diese Bedeutung bliebe im Hintergrunde des Bewußtseins „versteckt"; denn nur wo „Sein" und „Erscheinen" auseinandertreten, erwächst dem letzteren ein scharf akzentuierter und daher eindeutig beobachtbarer Erlebniswert. Nun belehrt uns aber die breiteste Erfahrung, daß jene harmonische Konstellation sehr häufig gestört ist, und die entwicklungspsychologische Besinnung läßt sogar diese Störung als durchaus begreiflich und wahrscheinlich erscheinen. Obzwar nun für eine „idealtypisch" orientierte Untersuchung die statistische Frage nach der präsumptiven Häufigkeit der konkordanten bzw. diskrepetanten „Sein-Erscheinen"-Bewußtseinslagen ohne eigentliche Bedeutung ist, wollen wir dennoch so kurz als möglich die genetische Frage nach den Ursachen der faktisch häufigen Diskrepanz zwischen beiden zu beantworten versuchen:

Vorausgesetzt sogar, daß zwischen „angeborener Konstitution" und „ursprünglichem Charakter" ein durchgängiger Wechselbezug bestünde — auch dann müßten Kreuzungen und Diskrepanzen zwischen „Sein" und „Erscheinen" als durchaus wahrscheinlich erwartet werden. Denn mag man Anteil und Rolle der Konstitution an der genetischen Bildung des Charakters noch so hoch anschlagen: jedenfalls müssen doch sozialpsychische und andere Erfahrungen anerkannt werden, die auch ihrerseits durchschlagkräftig an der Modellierung des Charakters beteiligt

Digitized by Google

sind. So wird also das Leben vielfach Charaktere bilden, die der angeborenen Konstitution und daher auch der ihnen zugeordneten Erscheinung keineswegs „entsprechen". Der Einwand aber, daß das „Erscheinen" selbst Produkt mimischer und pantomimischer Funktionen sei, und daß daher doch eigentlich in allen Lebensphasen die Erscheinung angemessener Ausdruck des jeweiligen Charakters sein müßte, ist, wie uns scheinen möchte, völlig unfähig, die Behauptung einer möglichen und genetisch sogar wahrscheinlichen Diskrepanz zwischen „Sein" und „Erscheinen" zu entkräften. Und dies zwar aus folgenden Gründen: Wenn es wahr ist, daß die Erscheinung eines Individuums durch charakterogene Mimik und Pantomimik geformt wird, so ist nicht weniger wahr, daß diese Formung durch mannigfache charakterfremde Faktoren (Heuchelei, Beherrschung, soziale Konvention usw.) durchkreuzt wird, und daß daher Erscheinung kaum je ganz adäquate Spiegelung des Charakters sein dürfte, wie er in seiner Unmittelbarkeit besteht. Und weiter — was vermutlich noch weit wichtiger ist —: Der Körper, dem die mimisch-pantomimische Gestaltungstätigkeit die Erscheinungswerte einprägt, besitzt eine nur sehr beschränkte „Plastizität"; wer, mit einer „anmutigen Seele" begabt, an einen plumpen Körper gebunden ist, dem wird durch keine wie immer geartete mimisch-pantomimische Tätigkeit gelingen, seinen Leib zum adäquaten Erscheinungsinstrument seiner ausdruckssüchtigen Seele zu gestalten! — Gewiß: zwischen „Sein" und „Erscheinen" bestehen Wechselzusammenhänge mannigfachster Art, und wir selbst werden diesem Thema eingehende Erörterungen zu widmen haben; aber diese an der wechselseitigen Anpassung der beiden Selbstbewußtseinsseiten arbeitende Dynamik darf uns nicht blind machen gegen die Antinomik der Ausgangs- und Durchgangspositionen — von denen aus ja erst jene Dynamik verständlich gemacht zu werden vermag.

Es wäre nun aber ein schweres, wenn auch einer atomistischen Betrachtungsweise naheliegendes Mißverständnis, zu glauben, daß eine für alle Individuen gleich geltende Feststellung der Bedeutung einzelner Erscheinungsmerkmale und Erscheinungsqualitäten möglich wäre, daß also Gewicht und Gewichtslosigkeit einzelner Erscheinungszüge für alle Individuen dieselben sind. Demgegenüber ist mit Nachdruck zu betonen, daß einem und demselben Erscheinungszug, je nach der Persönlichkeit des Erscheinenden, eine entscheidende oder aber eine völlige ephemäre Bedeutung zukommen kann. Wie dies des Näheren zu verstehen ist, mögen nachfolgende Beispiele verdeutlichen:

Für einen asketischen Mönch kommt wohl wenig oder gar nicht in Betracht, ob er körperlich hochgewachsen ist oder nicht: seiner Persönlichkeit und der durch sie repräsentierten seelischen Haltung und Gesinnung bedeutet körperlicher Wuchs — soweit er sich wenigstens in den Grenzen des Normalen hält — in keiner Weise einen irgendwie bedeutsamen Ausdruckswert. Das heißt: er kann als der, der er seinem inneren Wesen nach ist (oder sein möchte), ob er nun groß oder klein ist, „zur Erscheinung" und damit zur ungehemmt-vorbildlichen, gemeinschaftlichen Wirksamkeit gelangen; diese Erscheinungszüge besitzen also für seinen Charakter keine Relevanz. Wohl könnte aber, müßte sogar vielleicht, etwaige Beleibtheit — sofern er ihr nicht durch Ironie begegnen würde (darüber später) — schwere see-

Digitized by Google

lische Hemmungen und Konflikte heraufbeschwören. Seine Stellung in der Gemeinschaft wäre immer wieder gefährdet: sein inadäquates „Erscheinen" könnte die Ehrlichkeit seines „Seins" in Frage stellen, müßte jedenfalls das Pathos eines ausdrucksvollwertigen Verhaltens verhindern. Die Form seines Lebens wäre unweigerlich durch das Bewußtsein, nimmer als der, der er ist, leibhaft sichtbar werden, niemals daher einen erfüllenden Kontakt mit seiner „Gemeinde" finden zu können, gezeichnet. — Umgekehrt könnte kleiner Wuchs verhängnisvoll das Lebensgefühl eines Kriegers bedrohen, weil ihm hierdurch die angemessene symbolisch-erfüllende Erscheinungsform seiner persönlichen Artung versagt bleiben müßte. Er würde, durch diese Diskrepanz reizbar gemacht, überall dort verletzende, höhnische Andeutungen wittern, wo der Hochgewachsene in seiner Erscheinung zur angemessenen Repräsentation gelangt, gefestigt und sich und anderen unfragwürdig, durchs Leben könnte gehen. — Oder: Eine Frau, die den Sinn ihres Lebens in politisch-sozialer Wirksamkeit erleben würde, könnte seelisch ungehemmt, an durch eine Krankheit etwa bewirkten Verunstaltungen ihres Gesichts vorübergehen; dasselbe Schicksal müßte zu einer schweren Seelenkrise bei einer Frau führen, deren gesellschaftliche Position und die daran geknüpften Erfüllungsgefühle an ihre leibliche Schönheit gebunden wären.

Diese Beispiele mögen genügen, um einsichtig zu machen, daß Bedeutung, Gewicht und Gewichtslosigkeit gewisser Erscheinungszüge erst vom Charakter her begreiflich werden; daß für einen eine Erscheinungsform Erfüllung bzw. Hemmung bedeuten kann, die für einen anderen ohne jede Bedeutung bleibt. — Die Beispielliste ließe sich natürlich beliebig vermehren. Und wer weiß, ob die große Ironie eines Sokrates sich ihrem seelischen Ursprung und Sinne nach nicht verstehen ließe aus der Diskrepanz zwischen seinem inneren Ethos und seiner — insofern wir der psychologisch höchstwahrscheinlichen Überlieferung trauen dürfen — seltsam grotesken Erscheinung, die besonders in der Atmosphäre des dem Ideal einer „Kalokagathie" ergebenen, und das heißt: an die Harmonie zwischen innen und außen glaubenden Athen, problematisch wirken mußte? War nicht diese große ironische Haltung letzten Endes — wie alle Ironie — eine reaktive Schutz-, eine Abwehrmaßnahme einer in ihrem seelischen Gleichgewicht bedrohten Persönlichkeit? —

Bedenkt man also, daß das in einer Unzahl von fast unmerklichen Variationen sich abschattende Verhalten der Umwelt seine ursprüngliche Orientierung und seinen ursprünglichen Anhaltspunkt an dem Eindruckswert des leiblichen Erscheinens eines Individuums findet; daß das Individuum also durch die bloße Tatsächlichkeit seines leiblichen Erscheinens einer Unzahl von Beziehungen eingeordnet wird; bedenkt man, daß dieser mächtige Komplex seinen seelischen Niederschlag im Bewußtsein erhält, so oder so zu erscheinen, mit diesen oder jenen Werten oder Mängeln behaftet vor der Umwelt dazustehen, dann wird man sowohl die Bedeutung der hieraus entstehenden seelischen Konflikte, wie überhaupt die charakterbildende bzw. verbildende Funktion des leiblichen Erscheinens begreifen können ...

Zuletzt noch folgende Bemerkung: Die — gewiß nicht allzu selten — in irgendwelcher Form erlebte Diskrepanz zwischen innerem Sein und äußerem Erscheinen

Digitized by Google

der Persönlichkeit, das immer wieder auftauchende Bewußtsein im eigenen Körper nicht zur gültigen Sichtbarkeit gelangt zu sein, läßt das paradoxe Wort eines berühmten Malers seinem tief berechtigten Sinne nach verstehen, eines Malers, welcher meinte, er male die Menschen „ähnlicher — als sie selbst sind": Die menschliche Seele „fordert", der eigenen Artung gemäß, eine ihrem konkreten Wesen entsprechende leibliche Form, in der sie zur Erscheinung und damit zur Gemeinschaft gelangen könnte; bleibt dieser seelischen Forderung die Erfüllung versagt, dann übernimmt die Kunst die durch die Natur nicht geleistete Aufgabe und, indem sie der Seele einen Körper schafft, der dem Ausdruckssinne nach, mehr der „ihrige" ist als derjenige, dem eine sinnfremde Notwendigkeit sie in der Wirklichkeit unterworfen hat, bereitet sie ihr, von einer Intuition geleitet, in der naturbefreiten künstlerischen Sphäre — im Porträt — eine wahrhaft gültige Verleibung.

III. Das Sein und das soziale Erscheinen[1]).

Durch die leibliche Erscheinung wird, wie wir sahen, die primäre und in gewissem Sinne fundamentale Selbsterscheinungsschicht konstituiert, welche zuletzt fast allen Beziehungen zwischen dem psychischen Ich und dem psychischen Du, ihnen gleichsam erst eine tragfähige Basis verschaffend, zugrunde liegt. Über dieser primären, und den Urtypus aller übrigen bildenden Erscheinungsschicht, erhebt sich nun aber eine zweite, ebenso „unwillkürliche" Erscheinungsform wie die erste, die für Aufbau und Dynamik des Selbstbewußtseins von einer keineswegs geringeren Bedeutung ist: das soziale Erscheinen. (Das „soziale Erscheinen" im engeren Sinn ist uns also nur eine spezifische Form des Erscheinens überhaupt.) Tatsache, Ursprung und Bedeutung dieser zweiten Schicht ist Thema dieses Kapitels. —

Bevor wir aber auf dieses Thema eingehen, soll mit einigen Worten das Problem der zeitlichen Priorität des Seins- bzw. des Erscheinens-Bewußtseins überhaupt, erörtert werden. Tritt, genetisch betrachtet, zunächst die Seite des „Seins" oder die des „Erscheinens" im Selbstbewußtsein auf? Oder anders formuliert: Wird das Selbstbewußtsein auf niedrigen Stufen der Entwicklung (ontogenetisch und phylogenetisch) vornehmlich durch die Seins- oder durch die Erscheinensseite gebildet? Ohne uns dogmatisch irgendwie festlegen zu wollen, möchten wir dennoch der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß der Erscheinensseite in der zeitlichen Entwicklung des Selbstbewußtseins jedenfalls eine ursprünglichere und fundamentalere Rolle zukommen dürfte, als man dies gemeinhin anzunehmen geneigt wäre.

---

[1]) Die Gedanken dieses und des nachfolgenden Kapitals berühren sich mannigfach mit einzelnen Ausführungen von Müller-Freienfels, in seiner „Philosophie der Individualität". — Bei dieser Gelegenheit gestatte man mir folgende Anmerkung: Als ich — im Jahre 1925 — diese hier in wesentlich gekürzter Form vorgelegte Arbeit geschrieben habe, da war mir von der modernen Sozialpsychologie so gut wie gar nichts bekannt. Ich habe nun nachträglich keine literarischen Hinweise bzw. polemischen Bemerkungen aufgenommen, weil es meine Absicht ist, das Thema später einmal in einem größeren Zusammenhang zu behandeln, und ich hoffe, daß es mir dann möglich sein wird, auf die Ergebnisse der neuesten sozialpsychologischen Forschung — soweit sie unser Problem betreffen — in ausgedehntester Weise Bezug zu nehmen.

Digitized by Google

Ist es doch eine Tatsache, daß beim Kinde (und beim Primitiven) das Selbstbewußtsein (aber auch das Du-Bewußtsein) weit inniger und weit unlösbarer mit dem visuellen Bilde des eigenen (bzw. fremden) Leibes verknüpft ist als beim Erwachsenen. Und ist es in der Tat nicht so, daß ein junges Mädchen, das Sonntags aufgeputzt auf dem Korso „sich zeigen" geht, ganz und gar vom Bewußtsein, gesehen zu werden, zu erscheinen ausgefüllt und gleichsam verschluckt wird? Und steht nicht auf der anderen Seite jenes, wohl nacherlebbare, „schrittweise Zurücktreten aus der Erscheinung" im Alter, von dem Goethe sprach, mit dem wachsenden Anteil des Seins und dem gleichzeitig schwindenden Anteil des Erscheinens am Aufbau des gesamten Selbstbewußtsein im Zusammenhange? Wir werden auf dieses Thema im vorletzten Kapitel noch einmal zurückkommen und wenden uns nunmehr dem Tatsachenkomplex des sozialen Erscheinens zu.

Um es zunächst ganz allgemein zu sagen: Dasjenige, was wir als die soziale Erscheinungsseite des Selbstbewußtseins bezeichnen und was, mit immer neuen Konflikten und Antinomien geladen, unser seelisches Leben bedroht und spaltet, ist Produkt und Spiegelung unserer (wirklichen und vermeintlichen) Familien-, Volks- und Berufszugehörigkeit, Produkt und Spiegelung kurzum unserer mannigfachen „Stellung" innerhalb des Schichtenaufbaus des sozialen Lebens. Um nun aber Ursprung und Bedeutung dieses Erscheinens zu begreifen, müssen wir zunächst zwei bedingende Grundtatsachen ins Auge fassen:

Es ist ein sozialpsychologisches Faktum — Simmel hat es geradezu als eine „Bedingung der Möglichkeit der Gesellschaft" bezeichnet — daß der alltägliche Kontakt und Verkehr unter Menschen sich in der Weise einer wechselseitig typisierenden Erfassung abzuwickeln pflegt. Wir treten sonach wechselseitig nicht als schlechthin besondere Individuen in Berührung, nicht als Wesen also, die mit einer bestimmten Vergangenheit beladen, durch eine konkret erfüllte Gegenwart, in eine besondere, erhoffte oder gefürchtete Zukunft gehen; sondern wir erfassen uns wechselseitig als „Repräsentanten" einer „sozialen Gattung", als „Exemplare", wie: Ärzte, Advokaten, Professoren, Offiziere, Kaufleute, Arbeiter usw. Die Tatsache dieser typisierend sich vollziehenden Erfassung hat zur Folge, daß die charakterologischen Merkmale, die wir einer bestimmten sozialen (beruflichen, nationalen usw.) „Gattung", mit Recht oder Unrecht beizulegen gewohnt sind, das Schema bilden, an dem orientiert die interindividuell deutende Apperzeption zu erfolgen pflegt. Ist also z. B. innerhalb einer bestimmten Gesellschaft oder innerhalb eines bestimmten sozialen Kreises die Ansicht verbreitet, daß „der Professor" ein „schwerfälliges", „weltabgewandtes", „zerstreutes", „ein wenig plumpes" Wesen ist, dann wird auch jeder einzelne Professor gewärtig sein müssen, zunächst im Verkehr, von der Umgebung mit diesen eben Eigenschaften „ausgestattet" zu werden. Der soziale Typus, dem man zugehört und die ihm mit Recht oder Unrecht beigelegten seelischen Eigenschaften bilden das „apperzeptive Vorurteil", das schematisch (und zwar zwangshaft) am Aufbau der Beziehungen zwischen Ich und Du beteiligt ist.

Bestünde nun zwischen dem Sein und dem sozialen Erscheinen eines konkreten Individuums eine stete Konkordanz, dann würde die Typisierung nicht nur soziolo-

Digitized by Google

gisch (für die Gesellschaft) die Bedeutung einer handlichen Vereinfachung des alltäglichen Verkehrs unter Menschen bedeuten; sondern auch charakterologisch würde die adäquate Erscheinungsseite dem Selbstbewußtsein eine harmonische Konstituierung gewähren. Zwei Momente sind es nun aber, die de facto eine Diskrepanz zwischen dem Sein und dem sozialen Erscheinen erzeugen, eine Diskrepanz, die um so verhängnisvoller ist, als sie, wie wir zeigen werden, letzten Ende in einer unlöslichen Antinomie zwischen Individuum und Gesellschaft verwurzelt bleibt. Erstens: In bezug auf die charakterologischen Qualitäten bestimmter sozialer Kreise ist jenes „apperzeptive Vorurteil", demzufolge einem bestimmten Kreise bestimmte charakterologische Qualitäten zugesprochen werden, Ergebnis zahlloser, vielfach ganz unberechenbarer sozialer Suggestionen (die selbst in mannigfachen Machtverhältnissen u. dgl. begründet sind) und entspricht daher dem faktisch durchschnittlichen Charaktertypus eines bestimmten sozialen Kreises (Nation, Klasse, Beruf usw.) in keiner Weise. Und zweitens (und dies scheint für die Gegenwart entscheidend zu sein): Die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen wählt nicht den Beruf der der eigenen Begabung und Charaktereinstellung entsprechen würde, sondern wird durch mannigfache (traditionelle, ökonomische u. a.) Abhängigkeiten in einen bestimmten Beruf hineingezwungen[1]). Dies hat aber zur unausweichlichen Folge, daß Individuen, weil ihnen die vermeintlichen Charakterzüge des Kreises, in den sie das Schicksal hineingezwungen hat, als die ihrigen beigelegt werden, sich, in der Sprache des Selbstbewußtseins gesprochen, fortgesetzt als etwas erscheinend erleben, was sie keineswegs sind, und daß ihnen dadurch das Erreichen einer angemessenen „Vergemeinschaftung", wenn nicht unmöglich gemacht, so doch wenigstens äußerst erschwert wird. (Freilich: eine berufliche Stellung besitzt sehr wohl die Tendenz, Charakterzüge, die ihr ursprünglich entgegenstehen, beim Individuum abzuschleifen und Einstellungen, die dem jeweiligen Beruf entsprechen, heranzuzüchten; aber dies eben ist der stärkste Erweis — und nicht etwa eine Widerlegung — der faktischen charakterologischen Bedeutung des sozialen Erscheinens[2]). Fassen wir nun diese charakterologische Bedeutung etwas näher ins Auge: Wer in einem bestimmten Berufe tätig ist, kommt mit einer (größeren oder kleineren) Anzahl von Menschen als eben dieser bestimmte „Berufsmensch" in Berührung. Das heißt: diejenigen, die mit ihm zusammenkommen, fassen ihn als ein „Exemplar einer bestimmten Menschengattung" auf, die durch spezifische Tugenden und Laster, Neigungen usw. charakterisiert ist. Die Kollegen, d. h. andere „Gattungsexemplare", nehmen ihn als ihresgleichen in Anspruch: sie präsumieren (und fordern von ihm) ein bestimmtes Verhalten, in dem sein (und ihr) inneres Wesen zum angemessenen Ausdruck gelangen soll. Diejenigen, die außerhalb des Kreises stehen, betrachten ihn nicht als das besondere Individuum, das er ist, sondern als einen Kaufmann, einen Arzt usw. schlechthin.

---

[1]) Wir nehmen der Vereinfachung halber den Beruf als Beispiel für alle sozialen Erscheinungsformen an.

[2]) Über die drei Formen der Rückwirkung des Erscheinens auf das Sein verweise ich auf das letzte Kapitel.

Digitized by Google

Es konstituieren sich also unwillkürlich Beziehungen konstanter Art, die natürlich im Selbstbewußtsein eine entsprechende Spiegelung erzeugen. Besteht nun zwischen den ursprünglichen Tendenzen, Neigungen, Fähigkeiten, kurzum dem Charakter eines Individuums und den Tendenzen, Neigungen, Fähigkeiten, die, auf Grundlage seiner sozialen Stellung, die Umgebung ihm beilegt, ein Zwiespalt, dann kommt er im Selbstbewußtsein in Form eines psychischen Konfliktes zum Ausdruck; der Einzelne wird sich von einer sozialpsychischen Atmosphäre umgeben wissen, wird Inanspruchnahmen („wir"!) und Antipathien („ihr"!) erfahren müssen, die nicht auf ihn, wie er ist, sondern auf ihn, wie er zu sein scheint, bezogen bleiben.

Am besten vielleicht und eindringlichsten läßt sich die seelische Situation eines Menschen, in dessen Selbstbewußtsein das soziale Erscheinen Konflikte und Spaltungen, heraufbeschwört, durch folgendes Gleichnis illustrieren: Ist jemand in ein Vexierkabinett getreten, dann grinsen ihm aus allen Wänden seltsam verrenkte und verzerrte Spiegelungen seines Selbst entgegen; und man nehme nun an, das Verzerrungsspiel würde einem bestimmten Schema folgen und typische Spiegelungen zuwege bringen, deren symbolischer Ausdruckswert der seelischen Eigenart des Gespiegelten ganz entgegen wäre —, und man nehme nun auch weiter an, der Betreffende hätte die Erfahrung gemacht, daß diese verzerrten und verrenkten Spiegelungen ihn, dem Du und der Gemeinschaft gegenüber, repräsentieren, und daß alle Beziehungen zwischen ihm und der Umgebung sich, an diesem verzerrten Erscheinen orientiert, gestalten, daß Achtung und Verachtung, Neigung und Abneigung, „wir und ihr" an diesem Spiegelspuk ihren Anhalt finden: dann hätte man, im Gleichnis, das Bild der seelischen Lage gewonnen, die der in Konflikten zwischen dem „Sein" und „Erscheinen" Befangene erleben muß.

Gewiß: das Ich kann gegen die ihm durch die Mechanik des sozialen Erscheinens auferlegte Erscheinungsform ebenso wie gegen jede andere anzukämpfen suchen; es kann durch Mitteilung, Bekenntnis, durch Verhalten, vor allem aber durch künstlerische Schöpfung[1]) auf Wegen und Umwegen eine angemessene Erscheinungsform (und damit eine Gemeinschaftserfüllung) zu erstreben trachten; aber man bedenke: die leibliche und soziale Erscheinungsform bildet das mächtige, primäre Du-Erfassungsschema (und damit natürlich auch: Ich-Erscheinungsschema), welches alle Mitteilung und jedes Verhalten einer typischen Deutung unterwirft. Dasselbe Verhalten kann sowohl als Kundgabe einer Noblesse wie auch als die einer schlauen Berechnung gedeutet werden; und sie wird diese oder jene Deutung in der Tat erfahren, je nach den Annahmen (dem „apperzeptiven Vorurteil"), die in bezug auf das fragliche Individuum sich gebildet haben. Diese „Annahmen" kon-

[1]) Die neuzeitliche Dichtung von „Othello" bis zum König Nikolo Wedekinds und Hauptmanns Michael Kramer ist mit Sein-Erscheinen-Problemen und -Konflikten bis an den Rand geladen. Ich hoffe einmal dieses Thema in einer eigenen Arbeit behandeln zu dürfen, wo ich auch nachweisen werde, warum und in welcher Hinsicht die Konstellationen zwischen Sein und Erscheinen für künstlerisches Erlebnis und künstlerische Gestaltung, für künstlerische Persönlichkeit überhaupt, von besonderer Bedeutung sind.

Digitized by Google

stituieren sich aber auf Grundlage des Eindrucks, der am typischen Erscheinen der Individualität seine Orientierung findet.

Der Durchbrechung der Schranken, die das leibliche und soziale Erscheinen auferlegt, sind also weit engere Grenzen gezogen als man zunächst vermeinen könnte; denn wir können doch schließlich nicht durchs Leben gehen, jedem und allen verkündend — daß wir nicht „so" sind, wie zu sein wir erscheinen! Und den feinsten Seelen wird Zurückhaltung ein solches Bekennen erschweren, verbieten.

Es hieße nun einem an der faktischen Tiefe der Problematik vorbeisehenden Optimismus huldigen, wollte man glauben, daß die fraglichen Seelenkonflikte nur der unzulänglichen Organisation der jetzigen Gesellschaft ihr Dasein verdanken, und daß in einer Gesellschaft, die dem Individuum eine seinen Fähigkeiten und triebhaft-instinktiven Tendenzen entsprechende Stellung zu verschaffen vermöchte, jene Konflikte automatisch auch verschwinden müßten. Diesem Optimismus gegenüber vertreten wir die Ansicht, daß wir hier mit Folgen eines unaufhebbaren Widerspruchs zu tun haben, zwischen den Angelegtheiten, Tendenzen, Trieben des Individuums einerseits, die ihrem eigenen Gesetz gemäß sich entfalten möchten, und den unumgänglichen Voraussetzungen des gesellschaftlichen Daseins andererseits[1]); und dies zwar aus folgendem Grunde: Die Gesellschaft hat gewisse Beziehungen und Stellungen herausgebildet, die ihrer immanenten Teleologie entsprechen, und diese Stellungen müssen nun mit einer bestimmten Anzahl von Individuen zu jeder Zeit besetzt werden. Für die Gesellschaft „existieren" Individuen nur als auswechselbare Platzhalter jener Stellungen: als Ärzte, Kaufleute, Arbeiter usw.; was sie ansonsten sein mögen und ob sie dieses „Ansonsten" als Kerninhalt und Sinn ihres Daseins erleben — darum kümmert die Gesellschaft sich ganz und gar nicht.

Ist nun bereits — angesichts der unerhörten Kompliziertheit des psychischen und sozialen Daseins — die Aussicht eine sehr geringe, die Befähigtesten (was soziologisch — unter dem Gesichtspunkt der Leistung — das Wichtigste wäre) und die triebmäßig am besten Angelegten (was charakterologisch — unter dem Gesichtspunkt der seelischen Befriedigung — das Wichtigste ist) an den richtigen Platz zu bringen, so sinkt diese Chance geradezu auf Null, wenn man bedenkt, daß zwischen Zahl und Art der gesellschaftlich erforderlichen Stellungen und der Zahl und Art der Befähigungen bzw. charakterologischen Angelegtheiten keine „prästabilierte Harmonie" obwaltet, und daß nur der brutale Zwang des Lebens die Konflikte zu „lösen" imstande ist. Bedenkt man noch gar die faktische Vielheit der „Stellungen", die ein und dasselbe Individuum innehat, und die unausweichlich als Folge eine Vielheit des sozialen Erscheinens zustande bringen: dann wird man wohl auch einsehen müssen, daß die Art und Weise des sozialen Erscheinens nur in seltensten Fällen mit dem, ob nun angeborenen oder erworbenen Charakter („Sein") eines Individuums übereinstimmen dürfte und daß daher zwischen den Qualitäten der Seinswerte des Selbstbewußtseins und ihrer Erscheinungsseite antinomische Konstellationen mannigfacher Art entstehen müssen.

---

[1]) Auf einen andern Konflikt dieser Art werden wir im nächsten Kapitel stoßen.

Digitized by Google

Wir sehen also: Das soziale Erscheinen konstituiert eine phänomenologisch eigenartige und eigenartigen Gesetzen der Entstehung unterworfene Schicht des Selbstbewußtseins; sie ist Niederschlag und Inbegriff unseres — implicite oder explicite — erlebten Wissens um die — wirklichen oder vermeintlichen — Meinungen, Stellungnahmen, Vermutungen unserer Umgebung, die auf uns selbst „intentional bezogen" sind und die ihre Orientierung an unserer sozialen Stellung und den mit dieser Stellung — wirklich oder vermeintlich — verknüpften Charaktereigenschaften gewinnen. Aber auch hier sondert deutlich aus der Einheit des Selbstbewußtseins eine eigene Erscheinensschicht erst dann sich ab, wenn zwischen dem Bewußtsein um unser Sein und dem Bewußtsein um unser Erscheinen ein Zwiespalt sich auftut.

Alle Ideologie einer „inneren Freiheit" scheitert zuletzt an der unerbittlichen Tatsache, daß wir, einer wesenhaften Konstitution unseres psychischen Lebens zufolge, notwendig auf ein Du und eine Gemeinschaft bezogen bleiben, und daß daher, so paradox es klingt, eine Seite unseres Ich unserem Machtbereich entzogen und der Umwelt auf Gnade und Ungnade überantwortet ist. Wir sind nun einmal seelisch „so" gebaut (und darin bekundet sich, weil strukturell bereits, vielleicht am tiefsten der „soziale" Charakter unseres Wesens), daß wir die, wie immer auch vermittelten Meinungen unserer Umgebung über uns selbst zu „sammeln" gezwungen sind, und daß diese gesammelten Erfahrungen am Aufbau einer Seite unseres eigenen Selbstbewußtseins unweigerlich beteiligt sind.

Da die charakterologisch bildende und verbildende Dynamik des Erscheinens (im anderen Zusammenhang) im nächsten, vor allem aber systematisch im letzten Abschnitt dieser Arbeit zur Sprache gelangen wird, wollen wir auf eine diesbezügliche Erörterung an dieser Stelle verzichten. Nur folgender Bemerkung sei hier noch Raum geboten: Daß wir fast immer die Situation und das Verhalten bedeutender (vor allem „verkannter") Menschen der Vergangenheit, die *ihren* Zeitgenossen noch nicht als das „erschienen" sind, als was sie uns *jetzt* „erscheinen" —, daß wir diese soziale Situation immer in einer *falschen Perspektive* zu erblicken pflegen, dies dürfte vor allem daran gelegen sein, daß wir den notwendigen charakterologischen Folgen eines bestimmten „Erscheinens" Rechnung zu tragen noch nicht gelernt haben. Ein Beispiel mag genügen: Es ist immer wieder einem Schopenhauer zum Vorwurf gemacht worden, daß er, anstatt den Mißerfolg, wie es eigentlich einem Philosophen „geziemt" hätte, mit Gleichmut zu tragen, vielmehr zum Sonderling wurde, verschrullte und in ungebührlicher Weise durch gehässige Ausfälle sich Luft zu machen versuchte. Es ist ein Zeichen einer merkwürdgen psychologischen Oberflächlichkeit, in einem solchen Verhalten *lediglich* den Ausdruck einer verärgerten Eitelkeit zu erblicken. Denn, *wie* sollte und konnte eigentlich das Verhältnis eines nun einmal verkannten Schopenhauer zur Umwelt sich gestalten? Sollte er mit seinen Zeitgenossen als der verkrachte Privatdozent — als der er doch ihnen erschien! — verkehren? Oder als der reiche Müßiggänger, der seine Zeit mit Anfertigung „offenbar wertloser Bücher unnützerweise vertrödelte" und sich darauf noch was zugute hielt? Versteht man denn nicht, daß er zu einer echten und erfüllenden Gemeinschaft nur dann hätte gelangen können, wenn er als derjenige, der er war und als den er sich — wie wir heute wissen: mit

Digitized by Google

Recht — empfand, „gesehen" und erkannt worden wäre? Seine Lebensweise in Verteidigung und Angriff war somit nicht — oder jedenfalls nicht nur — Ergebnis und Folge einer kleinlichen Eitelkeit, sondern der leidenschaftliche Kampf einer ureigenen Individualität um Verwirklichung und — wie wir noch sehen werden — auch um die Bewahrung der eigenen Persönlichkeit.

IV. Wandlung des „Seins" — Beharren des „Erscheinens".

Wir wenden uns nunmehr neuen typischen Konfliktformen und damit neuen typischen Konstellationen zwischen „Sein" und „Erscheinen" überhaupt zu. Auch hier müssen wir zunächst die soziologischen bzw. sozialpsychologischen Situationen ins Auge fassen, um aus ihnen ihre psychische Spiegelung und charakterologische Bedeutung zu begreifen.

Durch folgende Überlegungen also seien zunächst die Probleme, die hier in Frage stehen, in den Gesichtskreis unserer Betrachtungen gezogen:

Im Laufe unseres Lebens kommen wir mit einer teils wachsenden, teils schwindenden Anzahl von Mitmenschen in eine mannigfach qualifizierte, durch leibhaften Kontakt oder wie immer auch vermittelte Berührung; auf der Grundlage verschiedenartiger Erfahrung formt sich in uns allmählich ein Bild des jeweils in Frage stehenden Du, das von nun an, uns gegenüber, dieses psychische Du zu „repräsentieren" bestimmt ist. Mit diesem „Bild des Du" verkehren wir, ihm bezeugen wir unsere Achtung, mit ihm schließen wir Freundschaft usw., und alle neuen Erfahrungen kristallisieren sich um jenes bereits gewonnenene konkretisierte Du-Bewußtsein, dessen Kern normalerweise die leibliche Du-Erscheinung zu bilden pflegt. Dieser zentrale und kernhafte Charakter der leiblichen Erscheinung im Aufbau des Du-Bewußtseins bringt es nun mit sich, daß wir — worauf schon Schopenhauer mit Nachdruck hingewiesen hat — stets bemüht sind, alle leiblich nicht vermittelten, also durch schriftliche Mitteilung etwa hergestellten Beziehungen phantasiemäßig zu ergänzen und dem unanschaulich intendierten Du ein leiblich Vorgestelltes zugrunde zu legen[1]).

Für unser Problem muß nun als wichtige Besonderheit im Aufbau eines jeden Du-Bewußtsein die Tatsache festgehalten werden, daß wir das jeweilige Du als „im Grunde konstant", als „im Grunde" nicht wandelbar zu erfassen pflegen (worin gewissermaßen nur die überall sich auswirkende substantivierende Apperzeptionsweise unseres Bewußtseins zum Ausdruck gelangt). Der „Andere" wechselt — von uns aus gesehen — im Laufe seines Lebens sein Alter, seinen Beruf, seine soziale Stellung, ist einmal „oben", einmal „unten", er wechselt vielleicht sogar — von uns aus gesehen — teilweise seine Strebungen, Meinungen usw., aber er bleibt doch — dies ist die allgemein bestehende Auffassung und Voraussetzung — „im Grunde derselbe".

Wechseln wir nun aber den Betrachtungsstandpunkt und beobachten vorurteilslos jene präsumierte seelische Wesenskontinuität und Wesensidentität des einzelnen

---

[1]) Es ist mir leider nicht bekannt, ob jemals die sehr interessante Frage untersucht wurde, in welcher Weise sich das Du-Bewußtsein bei Blinden zu konstituieren pflegt.

Digitized by Google

„von innen", befragen wir also das unmittelbare Ich-Bewußtsein selbst — dann erweist sich nur allzubald, daß es mit der „Ich-Identität" phänomenologisch gar nicht so weit her ist, und daß die faktische Überschätzung dieser Identität auf einem Täuschungsmechanismus beruht, dessen Überwindung nur auf dem Wege der Einsicht in den prinzipiell „zweiseitigen" Aufbau unseres Selbstbewußtseins zu erreichen ist[1]). (Auch hier wird also die Dualität Sein-Erscheinen ihre Bedeutung erweisen, und es wird sich zeigen, daß es unmöglich ist, gewisse seelische Zusammenhänge zu durchleuchten, ohne jener Dualität Rechnung getragen zu haben.)

Denn wenn wir auch die aus der Psychopathologie wohlbekannten Fälle völliger Störung bzw. Wandlung des Ich-Bewußtseins, die zugleich mit voller Amnesie verknüpft sein können, außer acht lassen, und nur das normale Seelenleben in Betracht ziehen, so erweist eine tiefere Besinnung auf dieses normale Seelenleben, daß unsere Strebungen und Widerstrebungen, Neigungen und Abneigungen, unsere Wollungen, Tendenzen und Zuständlichkeiten und zuletzt auch jenes tiefste, mit variierender Evidenz erlebbare Etwas, das wir als Grundlage und Zentrum unseres Ich zu empfinden gewohnt sind, Schwankungen und Wandlungen unterworfen ist, die als Oberflächenerscheinungen zu bezeichnen nur entweder eine ratioualistische Metaphysik oder eine ebensolche Psychologie imstande ist, eine Psychologie, welche Begriffe und Vorurteile mit Tatsachen verwechselt. Zwar ist es ohne weiteres zuzugestehen, daß einerseits sehr häufig jene Wandlungen einer gewissen Periodizität unterworfen sind, der zufolge wir uns verändern, aber nur zeitweise, um dann zur alten „normalen" Selbigkeit zurückzukehren — und so mannigfach fort; und daß weiter diese „Wandelbarkeit" bereits selbst eine spezifische charakterologische Beschaffenheit des betreffenden Individuums voraussetzt[2]): worauf es uns hier aber allein ankommt, ist, daß solche tiefgreifenden, periodischen oder definitiven Wandlungen der Strebungen, Neigungen usw., durch die das Ich-Zentrum konstituiert wird, in mehr oder weniger extremer Form im normalen Seelenleben immer wieder anzutreffen sind, und an diesen Fällen eben wollen wir unsere Untersuchungen orientieren, um eine typische Konstellation des Selbstbewußtseins und eine typische Funktionsweise des Erscheinens auch hier zu erweisen.

Die fundamentale Sachlage ist also die: während jedes Ich in bezug auf jedes Du die Voraussetzung einer sehr weit reichenden Konstanz seiner Triebe, Strebungen, Gefühle, mit einem Worte seines seelischen „Wesens" macht und, wie wir gleich zeigen werden, diese Voraussetzung aus sozialpsychologischen und soziologischen Gründen zu machen genötigt ist — entspricht die unmittelbar erlebte Realität eines jeden Ich (als Ich also und nicht als Du betrachtet) jener Voraussetzung

---

[1]) Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß hier nur die phänomenologische Frage nach dem Ich-Erlebnis, keineswegs aber die erkenntnistheoretische oder gar metaphysische Frage nach einem „Ich-Bewußtsein überhaupt" usw. zur Sprache gelangt.

[2]) Wobei anzumerken wäre, daß der „sich Wandelnde" deshalb noch keineswegs — mit Ribot zu sprechen — amorph ist; gerade originelle Charaktere, die nicht der konventionell geforderten Stabilität sich fügen, sondern nach dem Gesetz, „wonach sie angetreten" zu leben suchen, sind der Wandlung im stärksten Maße unterworfen („Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!" Nietzsche).

Digitized by Google

keineswegs in vollem Maße. Oder anders formuliert: Es herrscht eine tiefgreifende Antinomie zwischen den immanenten Entwicklungstendenzen des Ich als solchen einerseits und den Voraussetzungen, die in bezug auf dieses Ich als ein Du gemacht werden müssen, andererseits.

Die psychische Konstanz eines jeden, gliedhaft der Gemeinschaft eingeordneten Individuums ist offenbar die unumgängliche Voraussetzung des Bestandes aller geordneten sozialen Beziehungen, weil nur durch seine Konstanz das Individuum eine Vertragsfähigkeit (dies Wort im weitesten Sinne verstanden) erlangen kann. Es ist nun aber eine natürliche Eigentümlichkeit aller unumgänglichen Voraussetzungen des sozialen Daseins, daß sie auch dann als verwirklicht vorausgesetzt werden müssen, wenn keine Wirklichkeit anzutreffen ist, die ihnen unbedingt entspricht. Die Gesellschaft setzt also, fiktiverweise, die Konstanz ihrer Glieder voraus und zwingt sie, der postulierten „Identität" gemäß sich zu verhalten, nicht sich also und den eigenen faktischen Verwandlungen, sondern ihr, der Gesellschaft, Treue zu bewahren[1]).

Die Handhabe freilich, den gesellschaftlichen fiktiven Voraussetzungen und den auf ihnen aufgebauten Forderungen Geltung zu verschaffen, gewährt die relativ sehr erhebliche Konstanz der leiblichen Erscheinung vor allem, die es jederzeit ermöglicht, das Individuum in seiner „offenbaren Identität" zu agnoszieren. Um die Bedeutung dieses scheinbar selbstverständlichen Sachverhaltes zu illustrieren, gestatte man uns folgende etwas phantastische, aber sehr instruktive Annahme zu machen: Gäbe es irgendwo menschliche Wesen, bei denen unerachtet einer psychischen Konstanz, fallweise, eine plötzliche leibliche Metamorphose erfolgen würde — ein Fall, der immerhin nach Analogie mit gewissen Vorkommnissen der organischen Welt als vorstellbar bezeichnet werden darf — dann könnte jedenfalls aus so beschaffenen Individuen keine Gesellschaft entstehen, in der dauernde Beziehungen zwischen Einzelnen gestiftet und zwangsweise zur Durchführung gebracht werden könnten, weil das (psychisch konstant gebliebene) Individuum sich immer wieder, und zwar gänzlich, den übernommenen Verpflichtungen zu entziehen vermöchte. — So seltsam nun und übertrieben vielleicht die Behauptung zunächst klingen mag, so besitzt doch die soeben gezeichnete phantastische Situation in unserem sehr tatsächlichen Leben ein Gegenstück, das an Paradoxie ihr in keiner Weise nachsteht. Denn durch die Diskrepanz zwischen den faktischen, mannigfaltigen und mannigfach qualifizierten Wandlungstendenzen des Ich einerseits, und der vorausgesetzten und geforderten Konstanz seines Wesens durch die Umgebung andererseits, werden psychische und ethische Konflikte heraufbeschworen von einer schlechthin unlöslichen Art. Bewußtseinsmäßig spiegelt sich nämlich jene Diskrepanz in einer besonderen „Sein-Erscheinen"-Konstellation, deren Untersuchung wir uns nunmehr zuwenden wollen.

Wir haben zunächst gesehen, wie das Bewußtsein, zu „erscheinen", an den „repräsentativen" Ausdruckswerten des eigenen Leibes seinen festen Kern erhält; wir haben dann auch gesehen, wie sich über dieser Grundlage die Schicht des „sozialen

[1]) Man denke etwa — ein Beispiel aus tausenden — an die Problematik des Ehelebens!

Digitized by Google

Erscheinens" erhebt, durch die charakterologischen Werte, die man im Durchschnitt einer sozialen Gruppe, mit Recht oder Unrecht, zuzuschreiben pflegt und deren Spiegelung im Selbstbewußtsein des Einzelnen, gebildet. Wir haben, strukturell vor allem und dann teilweise auch dynamisch, die Bedeutung der beiden Erscheinungsschichten im Aufbau des Selbstbewußtseins zu erkennen uns bemüht. Die Erwägungen des vorliegenden Kapitels belehren uns nunmehr, daß noch eine dritte, nicht weniger bedeutsame Komponente im Aufbau des Erscheinungsbewußtseins aus der Tatsache sich ergibt, daß zwischen den mannigfachen Wandlungen des Seins und den dieses „Sein" der Umgebung gegenüber repräsentierten Erscheinungsfaktoren keine wie immer auch geartete „prästabilierte Harmonie" obwaltet, und daß daher um das Individuum sich gewissermaßen Larven der Vergangenheit herumlagern, Larven, die einmal, vielleicht, echtes „Gesicht" bedeutet haben, nunmehr aber es ganz und gar nicht mehr sind[1]). Diese Erscheinungsformen, die auf verschiedenen Lebensstufen und in verschiedenen Lebensphasen sich der jeweiligen Persönlichkeitsartung gemäß ausgebildet haben — die ehemalige Koinzidenz nehmen wir der Vereinfachung halber an —, umspannen nun den lebendigen Kern des Individuums wie abgestorbene Hülsen und erschaffen bzw. erhalten verschiedene Beziehungen und Bindungen, durch die das innerlich „neu gewordene" Individuum, verschiedenen seelisch verdorrten Vergangenheitskreisen und Schicksalen zwangsweise eingeordnet wird.

Auch hier, wie in allen anderen Fällen, wird dem Einzelnen das Bewußtsein des nichtangemessenen Erscheinens, durch das Verhalten, die Erwartungen, durch Äußerungen der Umgebung, durch Bewertungen, Drohungen und Ein-Zur-Rede-Stellen in eindringlichster Weise wach erhalten. Hat sich nun aus der Veränderung des eigenen „Seins" und dem gleichzeitigen Beharren des eigenen „Erscheinens" eine, die konfliktbafte Lage spiegelnde Spaltung des Selbstbewußtseins entzündet, dann stehen dem Individuum allenfalls mehrere Wege noch offen, um der Situation, der es sich verfangen sieht, zu begegnen und das arg bedrohte seelische Gleichgewicht, recht oder schlecht, wiederherzustellen. Sehen wir richtig, dann lassen sich die diesbezüglichen Reaktionen auf drei Grundtypen zurückführen, und wir wollen nunmehr diese drei typischen Reaktionsweisen nacheinander in Erwägung zu ziehen versuchen:

1. Schwache Persönlichkeit. Unter einer solchen verstehen wir keineswegs ein Individuum, das, aller eigenartigen Antriebe bar, restlos in Verhaltungsweisen aufgeht, die ihm durch die jeweiligen gesellschaftlichen Voraussetzungen und Erwartungen diktiert werden; sondern wir verstehen vielmehr darunter eine Persönlichkeit, die die originellen Stellungnahmen, die sie zunächst faktisch besitzt, im sozial-wirksamen Verhalten und Ausdruck in keiner Weise zu bewahren und durchzusetzen vermag. Im Wege der, an ihrem Erscheinen (der Betreffende „ist" Offizier, Beamter, Proletarier — „soll" also die dem Beruf eignenden Charakterqualitäten dauernd erweisen — usw.) orientierten Erwartungen, werden alle Versuche der

[1]) Auch die umgekehrte Konstellation (Beharren der „Erscheinens-Wandlung des „Seins") kann natürlich seelische Konflikte heraufbeschwören.

Digitized by Google

schwachen Persönlichkeit, dem eigenen neugewordenen Ich gemäß sich zu verhalten, verhindert oder zunichte gemacht: nicht das „Erscheinen" durch das „Sein", sondern umgekehrt das „Sein" wird durch das „Erscheinen" geleitet. Ein im gesellschaftlichen Leben sehr häufiger Fall tritt ein: eine zunächst fiktive Annahme der Umgebung in bezug auf ein Individuum erzeugt zuletzt einen Charakter, der dieser fiktiven Annahme sich anbequemt; oder anders formuliert: die Gesellschaft zwingt das Individuum, die durch sie vorausgesetzten Charakterqualitäten „pflichtgemäß" anzunehmen und auszubilden.

2. Starke Persönlichkeit. Sie wird immer von neuem versuchen, gegen die eigenen alt gewordenen Erscheinungsweisen und ihre Konsequenzen anzurennen. Ein solches Individuum wird, unbekümmert um die Erwartungen der Gesellschaft, immer wieder versuchen, ein dem jeweils erreichten Standpunkt des eigenen Ich angemessenes Verhalten zu üben und wird nicht die jeweils geforderte Anpassung, sondern gerade ein derart beschaffenes Verhalten als „Echtheit" und „Treue" empfinden. Die Gesellschaft ihrerseits wird freilich stets gegen solche Versuche, die die Grundlagen ihrer Existenz bedrohen, Einspruch erheben. Sie wird, mit jener Verständnislosigkeit, die ihr persönlichen Schicksalen gegenüber eignet, den „Verwandelten" einen Renegaten, einen Treulosen und wie immer auch heißen — wird durch moralischen Bann ihn mürbe zu machen versuchen —, zu diesem Vorgehen durch die Tatsache „berechtigt", daß doch der Betreffende — wie die Erscheinung „zeigt" — derselbe geblieben ist. Bedenkt man, welch ungleiche Kräfte hier aufeinanderstoßen, dann wird man es nicht verwunderlich finden, daß dieser Konflikt (im wirklichen Leben) meistens mit einer — wenigstens teilweisen — Anpassung und nur auf der Bühne mit dem „tragischen Untergang" des Helden zu enden pflegt. — Auch hier haben wir offenbar mit prinzipiellen und unbehebbaren Konflikten zwischen Individuum und Gesellschaft zu tun, mit Konflikten, denen wohl kein nur etwas gehaltreicherer Mensch zu entgehen vermag. Und gerade weil wir hier prinzipiell unlöslichen Konflikten gegenüberstehen, wird die Einsicht in ihre Grundlagen zu einer besonders dringlichen Aufgabe: denn eine theoretisch und praktisch unlösbare Problematik als unlösbar zu begreifen, ist immer noch das Beste, was man ihr gegenüber zu tun vermag.

3. Der Konflikt zwischen dem Beharren des Erscheinens (als psychischer Spiegelung gesellschaftlicher Erfordernisse und Annahmen) und dem teils wohl biologisch verwurzelten, teils durch die gemachten Lebenserfahrungen bedingten Wandlungsdrang des Individuums, läßt nun aber noch eine dritte Auseinandersetzungsmöglichkeit zu; und irren wir nicht, so bezeichnet sie den Weg, der von originellen Persönlichkeiten am häufigsten begangen wurde. Das Individuum sucht den Konflikt, der zwischen dem individualistischen „Stirb und Werde" und den eine starre Ich-Konstanz fordernden Normen entsteht, so zu „lösen", daß es äußerlich das ihm auferlegte Erscheinen akzeptiert und eines ihm gemäßen Verhaltens sich befleißigt, der Gesellschaft dasjenige, was der Gesellschaft ist, gibt, innerlich aber sein Leben von dem an das Erscheinen gebundenen Schicksal zu lösen versucht. Was heißt nun aber und was bedeutet eine solche „bewußtseinsmäßige Loslösung" vom Erscheinen? Ein Doppeltes: es bedeutet dies entweder, daß das

Digitized by Google

Individuum — etwa im Wege einer ironischen Seelenhaltung als eines Mittels seelischer Selbstbewahrung[1]) — die Ereignisse, Verhaltungsweisen, Ehrungen und Anfeindungen, die dem im Erscheinen supponierten Wesen (das heißt ihm selbst, wie es zu sein scheint) begegnen, nicht „ernst nimmt", daß es, was psychologisch sehr wohl möglich, sich von ihnen, als einem ihm „im Grunde" Fremden, loslöst und nur das Leben, das in einsamer Innerlichkeit sich vollzieht, als ihm wahrhaft eigen und zugehörig anerkennt — was freilich, infolge der konstitutionellen Du-Bezogenheit des Selbstbewußtseins nur in Form einer gebrochenen Bewußtseinshaltung (Ironie, Humor usw.) durchführbar ist. Oder aber wird die selbstbewußtseinsmäßige „Loslösung" vom eigenen Erscheinen in der Weise vollzogen, daß dem eigenen „Sein" Ausdruck und Erfüllung in Lebensformen zuteil wird, die nicht oder nicht in demselben Maße sozialen Bindungen und sozialer Kontrolle unterworfen sind, wie das „wirkliche" Verhalten des Individuums — vor allem in der Kunst. Es gehört nämlich zum oft gesehenen aber auch ebensooft verkannten Grundwesen aller Kunst, seelischen Forderungen, die aus biologischen oder sozialen Gründen unerfüllbar bleiben, in der imaginären Sphäre der Kunst die erlösende Erfüllung zu bereiten. In unserem Fall: zwar muß das seelische Individuum, biologischen und sozialen Notwendigkeiten gehorchend, auf eine Mannigfaltigkeit des Lebens, die triebmäßig im Grunde ersehnt wird[2]), verzichten und sich mit einem, an einen bestimmt festgelegten Weg gebundenen Leben, bescheiden; aber in dem künstlerischen Gestalten und Ereignissen wird ihm die Möglichkeit zuteil, die ungelebten seelischen Wirklichkeiten und Ich-Formen dennoch phantasiemäßig zu erleben.

Leider verbietet die Enge des uns zur Verfügung stehenden Raumes, auf diese Probleme näher einzugehen und vor allem auch darzulegen, wie irrig die heute nicht selten vertretene Ansicht ist, wonach die Deutung der Kunst als einer Erfüllung sonst unerfüllter Wünsche, eine Verkennung der Eigenart und Verletzung der Würde der Kunst bedeuten müßte. Es wäre hier vor allem der merkwürdigen Tatsache zu gedenken, daß künstlerische Gestalten und ihr Verhalten (im Roman, Drama usw.) sozial einer durchwegs andern Bewertung unterworfen sind als Menschen und ihr Verhalten im wirklichen Leben; was zur Folge hat, daß Dichtern, die als Schöpfer künstlerischer Gestalten oft im leidenschaftlichen Kampfe gegen Ordnungen und Mächte einer bestimmten Gesellschaft stehen, alle, und zwar alle offiziellen Huldigungen und Auszeichnungen dieser eben Gesellschaft zuteil werden, wo sie doch offenkundig als Verbrecher unweigerlich der Bestrafung zugeführt worden wären, wenn ihnen je in den Sinn gekommen wäre, dem gedichteten Ideal persönlich nachzuleben!

Und hier können wir endlich noch die Frage zu beantworten versuchen, wieso es denn kommen mag, daß Individuen, auch wenn sich an der Seins-Seite ihres Selbstbewußtseins tiefste Transformationen vollzogen haben, dennoch Gefahr nicht

[1]) Wir kommen darauf noch im letzten Kapitel zu sprechen.

[2]) William James schrieb einmal, ein jeder von uns möchte am liebsten alles zugleich sein: Heiliger und Don Juan, Menschheitsbeglücker und Tyrann — eine Behauptung, in der sich jedenfalls eine viel tiefere Menschenkenntnis bewährt als in manchen heute sehr verbreiteten „eindimensionalen" Auffassungen der „seelischen Leitlinien".

Digitized by Google

laufen — wenige, pathologische Fälle ausgenommen —, sich selbst als „dieselben", fraglich zu werden? Wieso also das Bewußtsein der eigenen „Identität" auch sehr tiefen Wandlungen der faktischen Struktur des Selbstbewußtseins („Sein") standzuhalten vermag? Auch dieses Problem kann erst durch die Mitberücksichtigung der Erscheinungsseite und ihrer Bedeutung im Aufbau des Selbstbewußtseins einer zureichenden Lösung zugeführt werden. Die Tatsache nämlich, daß unser Selbstbewußtsein in sehr erheblicher Weise an der Erscheinungsseite unserer Individualität orientiert ist, und daß diese Erscheinungsweise eine relativ sehr hohe Konstanz besitzt, begründet oder stützt doch in entscheidender Weise das Erlebnis der Konstanz bzw. Kontinuität unseres Selbstbewußtseins: der zwar gewiß nicht ausschließliche, aber doch sehr wesentliche Träger und Bürge unserer individuellen „Identitätsgewißheit", ist somit nicht unser Seins-, sondern vielmehr unser Erscheinungsbewußtsein! Der Leibvorstellung bzw. Leibwahrnehmung kommt also wirklich eine konstitutive Bedeutung zu im Aufbau der „Einheit unseres Ich". Aber nicht die relative Beharrlichkeit der Körperwahrnehmung bzw. Vorstellung — wie die Positivisten (Mach) gemeint haben — ist es, die sie aus dem Umkreis aller Erfahrungsdaten heraushebt und ihr in unserem Ich-Bewußtsein eine eigenartige Bedeutung verleiht; denn dann müßten ja die vier Wände unseres Zimmers eine gleiche, wenn nicht größere ichaufbauende Funktion besitzen! Sondern erst aus jener „repräsentativen" Bedeutung unseres Leibes, die wir im zweiten Kapitel kennengelernt haben, erwächst seine Fähigkeit, konstitutiv am Aufbau unseres Ich-Bewußtseins mitbeteiligt zu sein. Weil wir — vor allem leiblich — immer als die (relativ) gleichen erscheinen und als „dieselben" daher von der Umgebung (und wie wir sehen werden auch von uns selbst, insofern wir uns nämlich in der Zuschauerperspektive gegenüberstehen) „zur Kenntnis" genommen werden —, und weil wir dieser gleichen „Kenntnisnahme" im äußeren Verhalten und auch innerlich-seelisch Rechnung tragen müssen — nur deshalb besitzt die Leibvorstellung eine unsere Kontinuitätsgewißheit wenn nicht geradezu begründende, so doch wesentlich stützende Bedeutung.

Im Gleichnis gesprochen: Nicht wir in unserer Unmittelbarkeit bewahren seelische Konstanz und Identität: sondern der relativ beständige „Schatten", den wir werfen, bindet uns an unsere Vergangenheit und an unsere Zukunft.

V. Die „quantitativen Konstellationen".

Abgesehen von aller qualitativen Bestimmtheit der Sein- bzw. der Erscheinungssphären kann auch das bloße Maß der Beteiligung der einen oder der anderen Seite am Aufbau des Selbstbewußtseins charakterologisch von entscheidender Bedeutung sein. Wir fassen die hierin wurzelnden Tatbestände — die freilich einer noch weitgehenden Differenzierung fähig wären — unter dem Namen „quantitative Konstellationen" zusammen und möchten nicht darüber streiten, ob die hiermit gewählte Bezeichnung der gemeinten Tatbestände die beste sei; denn schließlich kommt es auf die Sache und nicht auf die Bezeichnung an. —

Es ist offenbar, daß es charakterologisch von höchstem Gewicht sein kann, ob eine Persönlichkeit sich mehr mit der eigenen „Seins"- oder mehr mit der eigenen

Digitized by Google

„Erscheinens"-Seite „identifiziert"; ob also das Ich seine Eigenart (an die vor allem sein Selbst-Wertbewußtsein gebunden bleibt), als an der „Sein"- oder aber vorwiegend an der „Erscheinens"-Seite liegend, empfindet. Ein Beispiel für viele mag genügen: Eine schöne Frau, die gewissermaßen ihre soziale Position dem eigenen leiblichen Erscheinen verdankt, wird das eigene Selbst vielfach in ganz besonders akzentuierter Weise mit dem eigenen Erscheinen identifizieren; nicht ihre etwaigen seelischen Eigenwerte und Eigenfähigkeiten, sondern eben die leibliche Schönheit wird ihrem Selbstbewußtsein den markanten Stempel verleihen: aus der auf den schönen Leib bezogenen Zuschauerperspektive wird sie — auch für sich selbst — bewußtseinsmäßig „existieren". — Ganz anders ein Dichter etwa oder ein Gelehrter, der „sich", der seine eigene Individualität in den schöpferischen Einsichten und Erlebnissen „enthalten" empfindet, denen Werk und Leistung ihr Dasein verdanken; ironisch wird er vielleicht dem „Anspruch" des eigenen Leibes begegnen, seine Individualität der Gemeinschaft gegenüber zu „repräsentieren": denn nicht diese, ihm doch äußerliche leibliche „Hülle", sondern sein unsichtbares Innenleben allein wird er als die „eigene Persönlichkeit" anzuerkennen gewillt sein.

Wir sehen also, daß schon diese Verschiebung der Akzentuierung nach der einen oder der anderen Seite eine gewichtige charakterologische Prägung der Individualität zu vollziehen imstande ist. Die quantitativen Konstellationen des Selbstbewußtseins und ihre charakterologische Bedeutung erlangen nun aber eine besonders zugespitzte Form erst durch die Tatsache, daß verschiedene Individuen sich in sehr verschiedenem Maße als „sichtbar" erleben, und dieses sich mannigfach abschattende Erlebnis der eigenen „Sichtbarkeit" bzw. „Unsichtbarkeit" konstituiert, wie uns scheinen möchte, das eigentliche Zentrum der Sein-Erscheinen-Konstellationen, die in Frage stehen. — Hier nun aber müssen wir ein wenig ausholen und unsere weiteren Erörterungen an folgende Überlegungen anknüpfen.

Wir haben früher zu zeigen versucht, daß wir, der Konstitution unseres, die Du-Erfassung intendierenden Eindrucksbewußtseins gemäß, das leibliche Du als den zentralen „Repräsentanten" des Fremdseelischen zu erleben genötigt sind. Wir sind, über alle schriftlichen, künstlerischen und sonstigen Kundgaben hinweg doch immer überzeugt, im leiblichen Bilde, das jeweilige Du erst „eigentlich" gewahren zu können. Dieser Primat des leiblichen Du-Bildes im Aufbau des Du-Bewußtseins ist nun psychologisch von größter Bedeutung. Wir wollen zunächst einleitend diese Bedeutung durch das folgende etwas trivial wirkende Beispiel zu illustrieren versuchen: Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß wir alle, mehr oder weniger, begierig sind, das leibliche Aussehen bedeutender Menschen kennenzulernen. Haben wir nun aber ein oder das anderemal Gelegenheit gehabt, ihrer in Wirklichkeit ansichtig zu werden, dann wird uns meistens die Erfahrung zuteil, daß dieses Aussehen in keiner Weise unseren Erwartungen zu entsprechen pflegt. Ging uns nun die innere Beziehung zu ihnen irgendwie sehr nahe, dann läuft sie ernsteste Gefahr, am Zusammenprall zwischen dem verehrten Bilde, mit dem wir bis nun „verkehrten" und das unserem „Bedürfnis zu verehren" Genüge tat, und der „Wirklichkeit", die nunmehr an seine Stelle treten soll, zu zerschellen. Wer hätte dies nicht vielfach erfahren? Ein moderner Schriftsteller erzählt, wie ihn einst an-

Digitized by Google

läßlich seiner ersten Veröffentlichungen eine junge Dame brieflich um Zusammenkunft gebeten und wie dann beim ersten Zusammensein, ja bereits beim ersten Anblick, die Vorstellung, welche sich die Verehrerin von ihm geformt hatte, in Angesicht seiner Gegenwart sichtbarerweise zusammenschmolz und die Möglichkeit des Ausbaues einer innigeren Beziehung schlechtweg unmöglich machte. Alfred de Vigny meinte sogar einmal (Journal d'un poète), die häufigen Absonderlichkeiten der Dichter wären nicht zuletzt Folge der Tatsache, daß sie, denen es gelang, ihr innerstes Wesen im Werk zu offenbaren, zugleich am schwersten die Unmöglichkeit empfinden müssen, diesem inneren Wesen im anschaulichen Beisammensein eine gleich tiefe Sichtbarwerdung zu verschaffen, und, um das Bild der eigenen Persönlichkeit durch konkreten Verkehr nicht zu zerstören, diesem Verkehr soweit als möglich aus dem Wege gehen.

Nun ist zunächst, wie gesagt, daran gar nicht zu zweifeln, daß faktisch der leiblichen Gegenwart eines Individuums jener Eindruck der „eigentlichen" Du-Repräsentation zu eigen ist; was aber die objektive Geltung dieses Eindrucks anbelangt, so wird eine unvoreingenommene Reflexion zum Ergebnis gelangen müssen, daß wir hier mit einer verhängnisvollen Täuschung zu tun haben — einer Täuschung freilich, die sehr tief in der Konstitution unseres Du-Bewußtseins gegründet ist — deren Überwindung nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch von größter Bedeutung sein müßte: denn von der bezüglichen Einsicht hängt die Möglichkeit einer Rückführung der seelischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch auf gültigere Grundlagen ab, als diejenigen es sind, die eine in bestimmten Apperzeptionsmechanismen verwurzelte Scheinerfahrung, die uns gefangen hält, zu liefern imstande ist.

Die, ob nun im faktischen Du-Erfassungsvorgang oder gar in ausdrücklicher Formulierung gemachte Voraussetzung nämlich, wonach in der leiblichen Gegenwart das Du zur „eigentlichsten" Gegebenheit für das Ich gelange, die Voraussetzung also, daß wir das Du dann am innigsten gleichsam und am gehaltreichsten zu erfassen vermögen, wenn wir seiner von Angesicht zu Angesicht gewärtig werden, diese Voraussetzung —, obzwar sie fast allen Beziehungen zwischen Ich und Du zugrunde liegt — ist doch so falsch wie nur möglich. Reicht doch die Ausdruckskraft des menschlichen Leibes bei weitem nicht aus, um die ganz mannigfache und in sich gespaltene, widerspruchsvolle Ausdruckssymptome also gleichzeitig heischende Seelenfülle des innerlich reichen Individuums „zum Erscheinen" zu bringen. Der Leib als Ausdrucksmittel betrachtet ist nur ein spärlicher Schattenriß der Seele, nicht mehr! Wie könnte er also, wie so oft behauptet wurde, die beste „Illustration" der Persönlichkeit sein. Ist für die Armut der leiblichen Ausdrucksmittel nicht schon die Tatsache der sog. metaphorischen physiognomischen Kundgaben bezeichnend, die Tatsache also, daß geistige Gemütszustände analogischerweise bloß, in Formen wie das „bittere", „sauere" usw. Gesicht eine nur vergröbernde Versinnlichung erfahren können?

Mit der steigenden Verinnerlichung, Bereicherung und Differenzierung des Seelenlebens wandelt sich also unweigerlich in einer charakterologisch höchst bedeutsamen Weise die selbstbewußtseinsmäßige Stellung des Ichs zur eigenen leiblichen

Digitized by Google

Erscheinung: Während das Ich-Bewußtsein zunächst wahrscheinlich überhaupt in entscheidender Weise im leiblichen Erscheinen zentriert war und sich selbst gewissermaßen nur ein „Er" bedeutet hat; während sich das Individuum dann, nach Konstituierung des rein seelischen Ich-Erlebnisses, durch den Leib in harmonischer und zureichender Weise der Gemeinschaft gegenüber repräsentiert empfand — mußte nunmehr der Leib als Schranke mehr denn als Brücke empfunden werden, weil die pulsierende, ausdruckssüchtige Fülle des Seelenlebens „hinter ihm" für ewig verborgen blieb.[1])

Dieses Erlebnis, daß das eigene „Sein" grundsätzlich zu reich und zu tief ist, als daß die Aufnahmsfähigkeit der Ausdrucksmittel ihm noch gerecht zu werden vermöchte, gewinnt, infolge der eben besprochenen Sachlage, seine betonte Zuspitzung in jener, die leibliche Ausdrucksfähigkeit immer mehr überflutenden Entwicklung. Auch hier entsteht der Konflikt aus der doppelten Erfahrung: daß unser Eindrucksbewußtsein, autonomen Apperzeptionsgesetzen gehorchend, uns die leibliche Du-Gegebenheit als die „eigentliche" zu erleben zwingt, während wir — „von innen" — die Gewißheit erleben, in der leiblichen Form in durchaus ungenügender Weise zu „erscheinen" und, wie bereits oben gesagt, durch den Leib vom Du mehr abgesperrt denn ihm verbunden zu sein.

Dieses Bewußtsein, ein anschaulich „Unsichtbarer" zu sein und doch zugleich in dieser unsichtbaren Seite des eigenen Wesens im Grunde und recht eigentlich zu „existieren", ist ein Charakterzug von außerordentlicher Bedeutung[2]). Die Romantik z. B., Kierkegaard, Nietzsche, sie alle enthalten eine Fülle der hierin wurzelnden Probleme.

Von hier kann nun auch die Tatsache der Verständlichkeit nahegebracht werden, daß seelische Beziehungen zwischen Individuen, die einander niemals zu Gesicht bekommen haben, zuweilen eine psychische Nähe und Intimität erlangen können, die alle im leiblichen Kontakt ruhenden, also angeblich „persönlichen" Verbindungen bei weitem übertrifft. Denn wenn wir z. B. auf Grund einer künstlerischen bekenntnishaften Persönlichkeitsoffenbarung in eine „persönlich unvermittelte" Beziehung zu einem Dichter getreten sind, so ist das in einer solchen Weise kennengelernte Du in einer gültigeren, echteren, zusammenfassenderen Weise uns gegenwärtig als es dies wäre, wenn es uns leibhaftig entgegentreten und eben damit die eigene Fülle durch die leibliche Erscheinung nicht sowohl sichtbar machen, als vielmehr verdecken und dem geistigen Blick entziehen würde. Zwar wird, wie wir wissen, sich auch eine solche durch künstlerische Kundgaben etwa vermittelte Beziehung zum Du — wir setzen hier voraus, daß über das Interesse am Werk hinaus sich auch eine seelische Intention auf die künstlerische Persönlichkeit kristallisiert hat — zu einer leiblichen Du-Vorstellung zu verdichten streben; aber

---

1) Wir sind übrigens überzeugt, daß der Hegelschen psychologisch genialen Typologie der Kunst (symbolisch — klassisch — romantisch) charakterologisch als Urtatbestand diese dreifache quantitative Konstellationsmöglichkeit des Selbstbewußtseins zugrundeliegt.

2) Diese charakterologische Bedeutung besitzen auch natürlich alle anderen quantitativen Konstellationen, dürften aber dem modernen Selbstbewußtsein etwas ferner liegen.

Digitized by Google

gerade dieses bloß schematisch phantasierte Bild des Du wird infolge seiner Unklarheit und Vieldeutigkeit — wie manche dem Dunkel geheimnisvoll-beseelt enttauchenden Gestalten Rembrandts — mit einer suggestiven Ausdrucksgewalt getränkt sein, die ein in der Tageshelle scharf und plastisch umrissenes Erscheinen nie und nimmer zu besitzen vermag[1]). Die „Unklarheit" und „Undeutlichkeit" des symbolischen Trägers wird also in solchen Fällen zum fähigsten Mittel einer angemessenen, dem seelischen Hell-Dunkel selbst entsprechenden Darstellung. (Mit dieser Tatsache hängen die von der Psychologie, wenn überhaupt, so nur ansatzweise untersuchten Probleme der symbolischen Darstellung des Seelischen überhaupt, eng zusammen; man müßte erst einmal dem Faktum Rechnung zu tragen versuchen, daß Andeutungen, daß ein indirektes Anklingenlassen, ein ironisches Durchblickenlassen, dem Seelischen — was Dichter seit jeher gewußt haben — eine adäquatere Darstellung zu verschaffen vermag, als eine logisch eindeutige, aber der immanenten Uneindeutigkeit des Seelischen selbst fremde Bezeichnung. Auch die Erkenntnistheorie der Psychologie wird dieser Tatsache früher oder später gerecht werden müssen. Ansätze zu dieser Einsicht finden sich bei Husserl, Volkelt, Scheler u. a.)

Wir wollen nunmehr an einigen Beispielen die Problematik der „quantitativen Konstellationen" des Selbstbewußtseins zu illustrieren versuchen:

Schelling meinte einmal, man müßte, um plastische Kunst zu haben, will sagen: plastische Werke zu erzeugen und darin produktiv und rezeptiv künstlerische Erfüllung zu finden, selbst „plastisch sein". Was heißt das? Versuchen wir dem Sinn dieses Ausspruchs, den wir wohl instinktiv als „irgendwie" richtig empfinden, auch adäquat-begrifflich auf den Grund zu kommen:

Jede große und echte Kunst sucht immer und immer wieder dasjenige, was ein Menschenschlag jeweils als wesentlich, als das „worauf es ankommt" empfunden hat, zum eigenen, eben dem künstlerischen Ausdruck zu bringen. Und jeder Kunst steht ein bestimmtes Material, stehen gewisse traditionell übermittelte, technisch erarbeitete Formen zu Gebote, die sie hinnimmt, um in ihnen nunmehr ihren eigenen, dem schöpferischen Erlebnis entstammenden Sinn und Gehalt zu gestalten. Dieses Material, diese traditionellen Formen bieten nun aber nicht einen schlechtweg indifferenten Stoff, dem jedes und alles „eingeprägt" zu werden vermag; sondern sie besitzen eine spezifische Aufnahmsfähigkeit, die einem nur beschränkten Umkreis künstlerischen Erlebens sich restlos dienstbar und gefügig erweist. In der Wahl eines bestimmten Stoffes, einer bestimmten Kunstart, ist also bereits ein indirekter Hinweis auf das künstlerische Erleben selbst, enthalten: indem ein menschliches Sein und Fühlen so oder so geartet ist, ergreift es Ausdrucksmittel, die seiner Artung entsprechen, in denen es sein künstlerisches Erleben gestalten und erfüllen kann.

[1]) Daß gerade die „Unabgeschlossenheit" einer künstlerischen Darstellung ihre Ausdruckskraft steigern kann, weil sie der Phantasie einen freien Raum zur belebenden Bereicherung überläßt — dies hat wohl am klarsten Max Klinger gesehen und ausgesprochen, und zwar in seinem bekannten Buch „Malerei und Zeichnung". An dieser nicht-naturalistischen Gestaltungsweise liegt es auch, daß künstlerische Porträts die „wirkliche" Erscheinung an intimer Ausdruckskraft weit überflügeln können.

Digitized by Google

Ist nun ein Menschentum seelisch in der Lage, im Plastischen das „worauf es ihm ankommt" zu verewigen; und fühlt es sich durch diese Gestaltung in der Tiefe schlackenlos und ohne Abzug verwirklicht: dann läßt sich sein Wesen aus der erfolgten Kundgabe bis zu einem gewissen Grade enträtseln und die seelischen Voraussetzungen seiner Existenz in einer gewissen Richtung bestimmen.

Plastik ist die Kunst, die — vor allem — den menschlichen Körper, besser: die menschliche Außenerscheinung, zum Ausdrucksmittel, zum Stoff der Gestaltung erwählt hat; und eben damit bekennt sie, nur jene Seiten und Momente des Menschlichen als wesentlich, als gestaltungswürdig anzuerkennen, denen die leibliche Erscheinung eine Stätte des erfüllenden, symbolischen Ausdrucks gewähren kann. Nur jenes Menschliche, das im Leibe sichtbar zu werden vermag, dem das Leibliche verwirklichendes Symbol bedeutet: nur dieses tritt mit Notwendigkeit in den Bereich der plastischen Gestaltung.

Nun haben aber unsere bisherigen Ausführungen mit voller Eindeutigkeit erwiesen, daß nur einem Teil des seelischen Bestandes — und vielleicht sogar nur dem oberflächlichsten — die leibliche Erscheinung zur Sichtbarwerdung zu verhelfen vermag[1]). Schon Darwin hat es erkannt, daß wir den leiblichen Ausdruckssymptomen meistens eine Ausdrucksbedeutung und Ausdrucksgewalt beizulegen geneigt sind, die eigentlich nicht sie, sondern erst die mit ihnen verknüpften Mitteilungen und Situationen recht eigentlich besitzen. Gefühle also nur, die durch eine gewisse grobe Naivität, Ungebrochenheit, primitive Einfachheit charakterisiert sind, können eine leibliche Symbolisierung erfahren. All jener unerhörte Reichtum unserer Innerlichkeit, alle Verwobenheit und leises Gefühlsanklingen, alle ironische Zurückhaltung, Sehnsucht und Erlöstheit und Seligkeit unserer Seele — all das kurzum, was der moderne Mensch als eigentlichen Kern und Gehalt seiner Persönlichkeit zu erleben gewohnt ist — findet im Leiblich-Plastischen keine Aufnahme, kann sich darin in keiner Weise offenbaren. Der Mensch also und Künstler, der der plastischen Gestaltung sich zuwendet und damit ein stummes Bekenntnis ablegt für das, was er als wesentlich empfindet, erweist damit, daß ihm entweder das Land der innerlichen Fülle ein unbekanntes ist, oder aber — was auch sehr wohl möglich ist — daß er nicht gewillt ist, diese innere Fülle als das für das Leben Entscheidende und Wertbegründende, nicht als das „worauf es ankommt" anzuerkennen; daß ihm vielmehr die Eigenart der leiblichen Erscheinung und das nur, was im schönen Leibe auszudrücken ist, als würdig erscheint, die Weihe der künstlerischen Gestaltung zu erlangen. — Auf jeden Fall bedeutet das Bekenntnis zur Plastik Verneinung alles seelisch Innerlichen, das zu reich ist, als daß die Ausdruckskraft des Leibes es noch zu fassen vermöchte; mag nun diese Verneinung und Abkehr durch seelische Unkenntnis oder aber durch bewußte Abwendung motiviert sein. Oder anders: nur demjenigen wird Plastik künstlerische Erfüllung des wesentlich Menschlichen bedeuten — und was wäre die Kunst, wollte sie nicht dieses! — dem das Innerliche, das leiblich Unausdrückbare nicht den Kern der

[1]) Wobei noch zu bedenken ist, daß die Plastik sogar auf das stärkste Ausdrucksmittel — das Auge nämlich — wenn nicht ganz, so doch in sehr erheblichem Maße, verzichten muß.

Digitized by Google

Persönlichkeit, nicht jedenfalls den Sinn und Gehalt des Daseins ausmacht und bedeutet. — Dies wären, in prägnantester Formulierung geboten, die seelischen — denn nur von ihnen war hier die Rede — Voraussetzungen der Plastik. — Aus der erwogenen Sachlage ergibt sich nun die Einsicht in das Vorhandensein gewisser charakterologischen Zusammenhänge, eine Einsicht, die durch die Geschichte voll und ganz bestätigt wird. Denn in der Tat: Mit dem Eintritt des „romantischen Menschen" (im Sinne etwa Hegels) in die Kunstgeschichte, des Menschen also, dessen innerer Gehalt („Sein") reicher war als die (leiblichen vor allem) Ausdrucksformen, hatte eine Abkehr von der plastischen Gestaltung begonnen, und in der Musik war die allein adäquate Kunstform gefunden. Ja, nicht nur einer Abkehr, sondern sogar einer Abneigung, einem Mißtrauen begegnen wir zuweilen: „Wenn einmal diese bildenden Künste reden würden, sie würden uns oberflächlich erscheinen; in Sokrates, dem Sohn eines Bildhauers (!) kam ihre Oberflächlichkeit heraus" — schrieb einmal Nietzsche. Sieht man von sehr wenigen Ausnahmeerscheinungen ab — die nur die allgemeine kunstcharakterologische Haltung des Zeitalters bestätigen können — dann muß es evident werden, daß die bildende Kunst, die Plastik insbesondere, im großen betrachtet, der Schwesterkunst Musik nichts entgegenzustellen vermag, was ihr an Gewicht und Geltung vergleichbar wäre. Und was bedeutet denn eigentlich letzten Endes die Romantik des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts als Geistesbewegung betrachtet, wenn nicht die bewußte Erkenntnis und Anerkenntnis des veränderten Persönlichkeitsbewußtseins und die bewußte Forderung einer Kunst, in der dieses neue Persönlichkeitsbewußtsein zur gültigen Spiegelung gelangen könnte? — — —

Wir wollen nunmehr den charakterologischen Auswirkungen der in Frage stehenden Selbstbewußtseinskonstellationen noch auch weiter nachzugehen versuchen; denn nicht nur natürlich im Kunsterlebnis und in Kunstgestaltung, sondern auch sonst in allen seelischen Bezirken gelangen jene Konstellationen irgendwie zu einer Auswirkung. Vor allem: Das Bewußtsein, daß die „Seinsseite" zu reich und zu voll ist, um je zum ungeminderten Erscheinen gelangen zu können, wird notwendig die Gemeinschaftshaltung der Individuen im Sinne einer gewissen Ungeselligkeit beeinflussen müssen. Denn im eigentlichen Sinne dieses Wortes kann nur derjenige gesellig sein, der das Grundwesen der eigenen Persönlichkeit als fähig erlebt, zu einer rest- und widerstandslosen Vergemeinschaftung zu gelangen; besteht das Erlebnis einer solchen Vergemeinschaftungsmöglichkeit des eigenen Seelenlebens nicht, dann wird, wie nicht anders möglich, jedes gesellige In-Beziehung-Treten als Minderung und Hemmung, zuletzt als Entwirklichung der eigenen Persönlichkeit empfunden und gemieden; daher auch „Seelenfülle" und „Einsamkeit" charakterologisch notwendig zusammengehören. (Vorausgesetzt wird freilich auch hier, daß die eigene Seelenfülle nicht nur erlebt, sondern auch als etwas Wertvolles innerlich bejaht wird; würde nämlich jenes Erlebnis der Fülle mit dem Vorzeichen eines wertfeindlichen Chaos behaftet sein, dann könnte das Individuum gerade durch Stiftung eines alles umspannenden Netzes sozialer Bindungen und Beziehungen jenes Chaos zu bändigen und zu überwinden bemüht sein, um ihm eben auf dem Wege durch die Gemeinschaft zu entgehen.)

Digitized by Google

Von hier aus wird nun auch eine sehr tiefe charakterologische Korrelation zwischen der griechischen Plastik und der Publizität des griechischen Lebens, besser: zwischen der erlebnismäßigen Möglichkeit einer restlosen Erfüllung in der plastischen Gestaltung und der erlebnismäßigen Möglichkeit eines zwanglosen Aufgehens in der Gemeinschaft, einsichtig und ohne weiteres verständlich: Derselbe Mensch, der sein konkret-inneres Wesen als in der leiblichen Erscheinung sichtbar geworden, erleben konnte, in dessen Selbstbewußtsein also eine harmonische Beziehung zwischen dem „Sein" und dem dieses Sein symbolisierenden „Erscheinen" verwirklicht war, konnte sich auch restlos und ungeschmälert in der Gemeinschaft erfüllen; er ging durchs Leben gleichsam als einer, der sich dem Du in leiblicher Erscheinung völlig gegenwärtig weiß. Dasselbe Bewußtsein, das im gemeißelten Stein sein eigenes Wesen schlackenlos verleiblicht genoß, vermochte sich auch durch die Hingabe und durch das Leben im Staat und in der Gemeinschaft ganz ausgeschöpft, ganz und gar verwirklicht erleben. Und es ist daher als eine aus tiefster seelischer Einsicht geschöpfte Bemerkung zu bezeichnen, wenn H. Hoeffding einmal meinte, in der sokratischen Ironie — weil, wie wir noch sehen werden, Ironie allemal einen Bruch zwischen dem „Sein" und dem „Erscheinen" im Selbstbewußtsein bedeutet — sei das Ende bereits und der Untergang des griechisch-plastischen Welterlebens und der darin wurzelnden Weltanschauung enthalten gewesen.

Vor allem aber war es das Christentum, das seiner seelischen Grundeinstellung gemäß sowohl zu einer Abkehr von der „Publizität" des wertvollsten inneren Lebens, wie auch zur Zerstörung des plastischen Kunstempfindens zwangsweise führen mußte. Und wir sehen tatsächlich, daß historisch dieser charakterologische Zusammenhang zur Auswirkung gelangt ist: denn die Mystik schätzte stets die Einsamkeit als das höchste Gut und als diejenige Lebensform, welche der verinnerlichten Existenz die einzig angemessene Grundlage zu bieten vermag. (Man denke etwa an das schöne Lob der Einsamkeit von Meister Eckart.) Der Mystiker mußte aus seiner Gerichtetheit heraus notwendig alle sozialen, überindividuellen Formen als gar nicht empfangsfähig für seine Innerlichkeit erleben und, weil ihm gerade diese Innerlichkeit als Kern und Sinn des Daseins erschien, mußte er bereits jeden Versuch und jede Zumutung als derjenige, der er „eigentlich" war, in Gemeinschaft zu erscheinen, als eine Verkennung des eigenen intimsten Strebens, als eine Gefahr für die Aufgabe der Selbstbewahrung und Selbsterhöhung empfinden.

Es ist daher im höchsten Maße psychologisch bemerkenswert und belehrend, daß der größte mystische Philosoph der ausgehenden Antike, daß Plotin, wie uns sein Biograph Porphyrios berichtet, sich seines Leibes geschämt haben soll[1]). In diesem Ausspruch bekundet sich sehr klar der Vollzug einer tiefen charakterologischen Wandlung des Selbstbewußtseins: denn während der „plastische Mensch" sich im eigenen Leibe angemessen und würdig zur Sichtbarkeit gebracht empfand, beginnt nunmehr das Individuum die Tatsache des „Repräsentiertwerdens" durch den eigenen Körper und das heißt: des in gewissem Sinne „Identischseins" mit ihm, als entwür-

[1]) Wie ich nachträglich erfahre, hat dasselbe Motiv Thomas Mann in seinem „Zauberberg" berührt.

Digitized by Google

digend und unberechtigt zu empfinden und, in der Innerlichkeit des seelischen Erlebens fest verwurzelt, „protestiert" es gegen diese „Anmaßung" des eigenen Körpers. — Die charakterologische Bedeutung dieser Selbstbewußtseinskonstellationen ließe sich mit Erfolg auf verschiedenen Gebieten verfolgen. Die Unterschiede zwischen der Psyche des Primitiven und des Kulturmenschen, des Kindes und des Erwachsenen, aber auch wohl nicht zuletzt die zwischen dem weiblichen und dem männlichen Persönlichkeitsbewußtsein, könnten von hier aus sicherlich eine neue Beleuchtung erhalten. —

Alle bisherigen Untersuchungen fordern nun noch gebieterisch das Aufwerfen der Frage nach den letzten Grundlagen und Gesetzmäßigkeiten der dynamischen Beziehungen zwischen dem „Erscheinen" und dem „Sein" des Individuums; die Antwort auf diese allerwichtigste Frage soll nun das nächste und letzte Kapitel zu geben versuchen.

VI. Das Erscheinen und das Problem der Bildung der Persönlichkeit.

Die bisherigen Ausführungen — so mannigfach ihre Wege waren — mußten vielleicht den Eindruck erwecken, als entstünde Tatsache und Bedeutung des Erscheinens immer erst gewissermaßen auf dem Umwege durch das Du und die Gemeinschaft; als erwüchse erst aus dem Bewußtsein, der Umgebung so oder so zu erscheinen, diesem Erscheinen die charakterologisch prägende Bedeutung. Indem wir nunmehr den Versuch unternehmen, die typischen Formen dieser bildenden bzw. verbildenden Dynamik des Erscheinens zu bestimmen, wollen wir vor allem der Einsicht zum Durchbruch verhelfen, daß, dank einer merkwürdigen Struktur unseres Selbstbewußtseins, auch im durchaus „einsamen" Seelenleben das Erscheinen seine Wirksamkeit behält; und daß sogar seine intimsten, wenn auch verborgensten Funktionen gerade auf diesem sozialpsychisch unabhängigen Wege zur Auswirkung gelangen.

In drei typischen Formen vermag das Erscheinen den Charakter der jeweiligen Persönlichkeit zu modellieren; wir versuchen in voller Eindeutigkeit diese drei Grundformen zu bestimmen:

1. Die physiologisch vermittelte Rückwirkung des Erscheinens auf das Sein. Wenn es wahr ist, daß allen (oder nur den meisten?) emotionalen Erlebnissen die Tendenz innewohnt, in bestimmten Körperbewegungen zum Ausdruck zu gelangen, so ist nicht weniger wahr, daß — wenn auch zugegebenerweise weniger eindeutig und durchschlagskräftig — alle Ausdrucksbewegungen die ihnen normalerweise zugrunde liegenden seelischen Erlebnisse und Strebungen rückwirkend herbeizuführen imstande sind. Ein Tatbestand, der der Alltagspsychologie seit jeher geläufig, seine extremste Deutung in der bekannten James-Langeschen Theorie gefunden hat. Mag nun die, im Grunde höchst komplizierte Wechselbeziehung zwischen Erlebnis und Ausdruck diese oder eine andere theoretische Deutung erfahren: sicher bleibt, daß irgendwie eine solche Wechselbeziehung in der Tat besteht; und ihr eben verdankt das Erscheinen — das „bewegte" Erscheinen nur allerdings — seine erste, charakterologisch formende Bedeutung.

Digitized by Google

[2. Die soziologisch bzw. sozialpsychisch vermittelte Rückwirkung des Erscheinens auf das Sein. Da an unserem „leiblichen" und „sozialen" (gegenwärtigen und vergangenen) Erscheinen die Stellung unserer Umgebung zu uns selbst ihre primäre Orientierung findet; und da wir — aktiv oder reaktiv — den hieraus entspringenden Erwartungen, Vermutungen usw. innerlich und äußerlich Rechnung zu tragen genötigt sind, und so ganz allmählich in die „Rolle" hineinwachsen und sie „spielen lernen", die unser Erscheinen uns auferlegt: so erwächst auch auf diesem Wege dem Erscheinen eine mächtige charakterologisch formende Bedeutung — wie dies unsere vorangehenden Ausführungen zur Genüge gezeigt haben dürften. — Indem das Erscheinen uns — physiologisch und soziologisch — Gefühle und Einstellungen aufzwingt, bemächtigt es sich „spielend" unseres Seins und macht uns allmählich in der Tat zu dem, was zu sein wir nur anfänglich schienen. Mit Recht konnte Simmel daher einmal sagen, daß das Schopenhauersche „operari sequitur esse" auch in umgekehrter Formulierung seinen guten Sinn behält: nicht nur folgt unser Tun aus unserem Sein, sondern auch jenes hat zuletzt dieses zur Folge. Und wir müssen den gewonnenen und den noch zu gewinnenden Einsichten gemäß ergänzen: nicht nur unser Tun, sondern auch unser „Erscheinen" modelliert allmählich an der Bildung unseres „Seins".

Und dieser Sachverhalt, der etwa im Satz „esse sequitur apparere" eine aphoristische Formulierung finden könnte, ist nicht nur Ergebnis der psychologisch und soziologisch vermittelten Beziehungen: auch auf einem rein psychologischen Wege behält das Erscheinen seine merkwürdig autosuggestive Bedeutung; womit wir die dritte typische Grundform der Rückwirkung des „Erscheinens" auf das „Sein" ins Auge fassen. Es ist eine Tatsache, deren psychologische und psychologisch-ethische Bedeutung kaum überschätzt zu werden vermag, daß das Ich, seiner eigenartigen Konstitution gemäß, sich selbst immer wieder auch zuschauend gegenübersteht; oder anders gesagt: daß das Ich — sich selbst zum — Du wird. Und, indem es sich selbst zum Du wird, ist es, in der Selbsterfassung, allen Gesetzmäßigkeiten jedweder Du-Erfassung unterworfen. Ebenso also wie jede Du-Erfassung an verschiedenen Erscheinungsformen des Du einen die Apperzeption leitenden Anhalt zu finden gewohnt ist und das jeweilige Du den typischen Ausdruckswerten seines Erscheinens gemäß für das Ich entsteht, in gleichem Maße pflegt die mittelbare Selbsterfassung an den typischen Ausdruckswerten des eigenen Erscheinens sich zu orientieren und das sich selbst zum Du gewordene Ich blickt auf das eigene „Sein" durch die Symbolik des eigenen „Erscheinens" hindurch.

Erinnern wir uns dessen, was wir früher über das „Eindrucks-" und „Ausdrucksbewußtsein" und die mögliche Antinomie zwischen beiden gesagt haben. Wir stellten dort fest, daß wir, bestimmten symbolischen Erscheinungsweisen des Seelischen gegenüberstehend, diese, gewissen in der Struktur unseres Eindrucks- (Einfühlungs-) Bewußtsein begründeten Gesetzmäßigkeiten gemäß, eben als Ausdruck eines bestimmt-qualifizierten Seelischen zu erfassen genötigt sind, und daß das auf diese Art und Weise für uns konstituierte Du seine phänomenologische Wirksamkeit auch dann behält, wenn wir, auf welchen Wegen auch immer, die Ungültigkeit des so entstandenen Du-Bildes erkannt haben. Das Du baut sich somit für das

Digitized by Google

Ich auf Grundlage mannigfacher Erscheinungsweisen auf, die ihre kundgebende Bedeutung erst der deutenden Erfassung durch das Ich verdanken. Die etwaige Antinomie zwischen den verschiedenen Daten des Du-Bewußtseins ist also letzten Endes darin begründet, daß wir im Erlebnis des „Eindrucks" zugleich die Gewißheit miterfahren, über die mannigfachen symbolischen Erscheinungsweisen des Du hindurch zum fremden Du richtig und gültig geleitet zu werden, und daß diese unmittelbare Gewißheit als eine unerschütterte auch dann besteht, wenn andere, mittelbare Erfahrungen sie als trügerisch erwiesen haben. So wird jene „anmutige Frau", von der wir im zweiten Kapitel gesprochen haben, auch dann den Eindruck einer (auch innerlich) „anmutigen" in uns erzeugen, wenn wir schon längst die Erkenntnis mittelbar gewonnen haben, daß sie eine durchaus plumpe Seele besitzt.

Nicht nur aber das fremde Du, sondern — vermöge jener sich selbst zuschauenden Haltung des Ich — baut sich auch dieses, teilweise, für sich selbst an Hand des eigenen Erscheinens auf. Ebenso wie jedem anderen „Erscheinen" sind wir — aus jener zuschauenden Haltung heraus — genötigt, auch unserem eigenen „Erscheinen" ein seinem Eindruckswert entsprechendes „Sein" zugrunde zu legen: wir erfassen uns — mittelbar — durch unser Erscheinen hindurch.

Nun aber weiter: Während jedes Du wenigstens insofern eindeutig erfahrbar ist, als es zwar auch aus mannigfachen, aber immerhin durchwegs mittelbaren Erscheinungsgrundlagen und Wissensformen sich aufbaut, sind wir uns selbst hingegen (als „Seiende') in zwei fundamental verschiedenen Weisen gegeben: erstens in der Weise des schlechthin unmittelbar erlebten, durch Triebe, Einstellungen usw. konstituierten „Seins" —, und zweitens in der Weise jenes „Seins", das auf Grundlage unseres Erscheinens (Ich als Du) für uns selbst (und „vor" uns selbst) zu entstehen pflegt.

Nunmehr endlich liegt die Struktur und der Motivationszusammenhang klar zutage, in dessen Folge das eigene Erscheinen auch im einsamen Seelenleben, also physiologisch sowohl wie soziologisch unvermittelt, das eigene Sein zu gestalten imstande ist. Besteht nun zwischen beiden Formen: dem unmittelbar erlebten und dem am eigenen Erscheinen orientierten Seinsbewußtsein, ein harmonisches Entsprechungsverhältnis, derart, daß unser „Erscheinen" die angemessene Offenbarung unseres „Seins" bedeutet — dann gelangen beide „Gegebenheitsweisen" des eigenen Seins zur Deckung und lassen sich im Erlebnis vielleicht gar nicht unterscheiden: wir sind dann, was zu sein wir erscheinen, und indem wir auf uns selbst durch unser Erscheinen mittelbar hindurchblicken, begegnen wir auf halbem Wege dem unmittelbar erlebten eigenen Ich. Ist also jemand in „feierlicher Stimmung" und gelingt es ihm hierfür eine angemessene „feierliche" Haltung herzustellen, dann kann er seinem sichtbar gewordenen Ich, als innerseelischer Zuschauer gewissermaßen, assistieren, und ein ungebrochenes Selbstbewußtsein ist mühelos erreicht.

Ganz anders, wenn innere oder äußere Vorkommnisse und Umstände die Herstellung einer solchen Konkordanz erschweren oder gar unmöglich machen; wenn also — um bei unserem Beispiel zu bleiben — der feierlich Gestimmte durch Zufall oder Gewalt in eine Haltung und Situation, die seine seelische Lage verbildet (Wedekinds „König Nikolo" z. B.) hineingezwungen wird. Das „Hindurch-

Digitized by Google

blicken" durch das eigene Erscheinen wird dann immer wieder dem seelischen Vollbesitz der eigenen Persönlichkeit im Wege stehen, und entweder den Verlust (bzw. die Aufgabe) der ursprünglichen Seelenhaltung oder aber einen ironischen Bruch im Selbstbewußtsein herbeiführen müssen. — Das tragische Schicksal vieler modernen hochgestimmten Geister (Hölderlin, Leopardi, Amiel) besitzt eben darin seinen tiefsten Ursprung, daß das Leben sie in Situationen hineinstellte, daß es ihnen eine „Erscheinungsweise" aufzwang, die ihrem inneren Wesen im Tiefsten widersprach. „Je n'aime", schrieb Amiel, „que les serieux et je ne puis prendre au serieux mes cironstances ni moi meme." Dadurch wurden sie, buchstäblich, durch ein verzerrtes Selbstbildnis von sich selbst getrennt und konnten nie die mächtige Beglaubigung gewinnen, die allein eine angemessene Erscheinung zu gewährleisten imstande ist.

Aber auch umgekehrt kann ein Ich-Ideal dadurch der Verwirklichung nahegebracht werden, daß das Individuum, dessen „Sein" einstweilen jenem Ideal noch nicht entspricht, ein, jenes Ideal vorausnehmendes Erscheinen zu erreichen trachtet; gelingt dies, dann wird eben damit jener suggestive Mechanismus („Ich als Du") in Bewegung gesetzt, der zuletzt sehr wohl imstande sein kann, das Individuum zu dem zu gestalten, was es, seinem Erscheinen nach, bereits war. — Nietzsche sprach einmal, in diesem Sinne eben, von der „Pflicht" — sich zu verstellen.

Die „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes", wie sie Schiller behauptet und gefordert hat, betrifft also nicht nur die Gesellschaft als solche, die durch die künstlerische Welt des Scheins auf die Welt „die da kommen soll" sich vorbereitet, sondern auch, und vielleicht sogar vor allem, jedes Individuum selbst. Der ursprüngliche, wurzelhafte Zusammenhang zwischen dem „Sein" und dem „Erscheinen" ist ja die psychologische, faktische Grundlage aller Beziehungen zwischen dem „Ethischen" und dem „Ästhetischen" (dem Wert des „Seins" und dem Wert des „Erscheinens"[1]). Das Erste erfüllt sich und befestigt sich immer erst im Zweiten. Die psychologische Beziehung zwischen beiden ist aber derart innig, daß die (ästhetische) Außenerscheinung der Individualität mittels jener „Du-Werdung des Ich" auf deren (ethisches) Sein zurückzuwirken und es erhöhend oder erniedrigend, bildend oder verbildend, seiner eigenen Form jedenfalls gemäß, zu gestalten vermag.

Wäre nun der rückwirkende Zusammenhang zwischen dem „Erscheinen" und dem „Sein" ein unzerreißbarer, derart, daß die Seele dem durch mannigfache Mechanismen vermittelten Einwirken des Erscheinens hilflos preisgegeben wäre, dann stünde es schlimm um die Möglichkeit der Bewahrung und Bildung jeder

[1]) Leider verbietet es der Rahmen dieser Schrift, auf diesen Sachverhalt etwas näher einzugehen; anzumerken sei hier nur noch gestattet, daß die Einsicht, daß alle ästhetischen Werte letzten Endes ihren Ursprung in der Leibesschönheit besitzen, und daß das ästhetische Bewußtsein stets an dieser Leibesschöhnheit orientiert bleibt — daß diese Einsicht immer wieder verkündet, leider aber auch immer wieder vergessen wurde. Philosophisch fand sie wohl den schönsten Ausdruck in den an die ästhetische Bedeutung der menschlichen Gestalt geknüpften Erwägungen Schillers, die Lotze mit tiefem Verständnis in seiner Geschichte der Ästhetik beleuchtet hat; psycho-biologisch wurde die ganze hier liegende Problematik wohl in Darwins Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl am tiefsten erfaßt.

Digitized by Google

höheren Persönlichkeit — schlimmer noch als es sowieso darum bestellt ist. Darin bekundet sich aber am tiefsten das Schöpferische des Seelenlebens, daß es die zunächst vorgefundenen, passiv hinzunehmenden Zusammenhänge im Dienste einer höheren Teleologie zu durchbrechen imstande ist. Und wie es Voraussetzung alles schöpferischen Gestaltens ist — Ribot hat darauf in glänzendster Weise hingewiesen — die fest geknüpften Assoziationen zu lösen, um ein formbares Material zu erlangen, und diese Arbeit im Seelenleben tatsächlich geleistet wird: so findet die Psyche auch Mittel und Wege, dem Zwange des wie immer auch verbildenden Erscheinens sich zu entziehen und die Innerlichkeit des eigenen Ich-Bewußtseins unverbildet zu bewahren.

Gewiß wäre es eine reizvolle Aufgabe, die Seele auf allen ihren Wegen und Umwegen zu verfolgen, die sie beschreitet, um sich der Bedrängnis des eigenen Grundwesens durch ein verbildendes, entwürdigendes etwa Erscheinen zu erwehren; da aber diese Arbeit zu leisten offenbar weder möglich, noch auch im Rahmen unserer Untersuchung wünschenswert wäre, so wollen wir uns mit einem bloßen Beispiel begnügen, das, an sich schon höchst charakteristisch, noch auch die Vorzugsstellung besitzt, die dem modernen Menschen wohl naheliegendste und geläufigste Reaktionsweise zu bedeuten —, ich meine: Humor[1]). Dabei wollen wir keineswegs behaupten, die alleinige Wurzel der humoristisch-ironischen Einstellung aufgedeckt zu haben —, was bei einer Seelenhaltung von einer solchen Kompliziertheit ganz unmöglich wäre; aber freilich ist es unsere Überzeugung, ein sehr wesentliches, vielleicht das entscheidende Moment ins Auge gefaßt zu haben.

Wir gehen von folgenden Bestimmungen aus (deren Kürze durch die hier in Frage stehende Problematik diktiert wird): Das ästhetische Bewußtsein ist jene Bewußtseinsform, die auf die bewertende Erfassung (bzw. Deutung) bestimmter Gegebenheiten als Ausdrucks eines bestimmten Innern gerichtet ist; gleichgültig, ob die jeweilige Gegebenheit tatsächlich Ausdruck eines Seelischen ist oder nicht. Diese Definition des ästhetischen Bewußtseins könnte zunächst vielleicht willkürlich erscheinen; bedenkt man aber, daß in allen ästhetischen Untersuchungen die Begriffe des „Ausdrucks" und der „Einfühlung" die schlechthin zentrale Rolle seit jeher gespielt haben, und daß eben diese Begriffe, von zwei Seiten her, dasselbe, nämlich: jene Erfassung des „Äußern" als eines Symbols des „Innern", meinen, dann ergibt es sich, daß die von uns gegebene Definition sich tatsächlich der historisch übermittelten Auffassung des ästhetischen Bewußtseins anschließt und nur den zwar stets gemeinten, aber nur unklar bestimmten Tatbestand nunmehr einer eindeutigen Formulierung unterwirft.

Fragen wir nun weiter, welche Funktion, welche Bedeutung für das so bestimmte ästhetische Bewußtsein die Kunst besitzen mag, dann liegt die Antwort sehr nahe, daß ihr, in dieser Hinsicht, keine andere Aufgabe zukommen kann als: die Funktion des ästhetischen Bewußtseins rege zu erhalten, ihren Betätigungsbereich zu erweitern und zu vertiefen — und was für uns das Wichtigste ist — eine etwa ein-

[1]) Eine spezifische Unterscheidung von Humor und Ironie nehmen wir hier nicht vor; im folgenden haben wir stets beide im Sinn.

Digitized by Google

tretende Diskrepanz zwischen der Funktionsweise des ästhetischen Bewußtseins und dem tatsächlichen Symbolwert der Ausdrucksgegebenheiten, durch Herstellung eines neuen symbolischen Entsprechungsverhältnisses zu überwinden.

Soziologisch betrachtet gehört es somit zur Aufgabe des ästhetischen Bewußtseins, den „natürlichen", d. h. konstitutionell begründeten seelischen Zusammenhang zwischen Ich und Du herzustellen; allgemein psychologisch betrachtet stellt das ästhetische Bewußtsein (durch „Einfühlung") auch den imaginären seelischen Zusammenhang her, zwischen dem Menschen und der Natur[1]); der Kunst aber obliegt es, wie gesagt, beide Zusammenhänge zu vertiefen, zu erweitern und — im Sinne des jeweils bestehenden Zusammenhangs zwischen „innen" und „außen" — zu regulieren.

Wir betrachten, unserer Problemstellung gemäß, im folgenden die Funktion der Kunst nur unter dem Aspekt eines „Regulators" der seelischen Beziehungen zwischen Ich und Du, und zwar auch dies nur, soweit es die Verständlichmachung des Humors als einer psychologisch-regulativen Reaktion, als einer Schutzmaßnahme gegen das „falsche" Erscheinen, erfordert.

Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß die ursprüngliche, sagen wir: biologische Bedeutung der Schönheit, des als ästhetisch wertvoll Empfundenen überhaupt, keine andere war als die, einen Hinweis auf ein „ethisch Wertvolles" zu bieten; ob nun dieses Wertvolle in Kraft, in Tüchtigkeit, in sozialer Nützlichkeit oder worin auch immer bestanden haben mag[2]). Solange nun und soweit die ursprüngliche „Kalokagathie" nicht nur als Forderung, sondern gewissermaßen als sozialpsychische Tatsache bestanden hat, konnten die Menschen, sich der natürlichen Funktionsweise ihres angeborenen ästhetischen Bewußtseins vertrauensvoll überlassend, zur legitimen und gültigen Erfassung des „ethischen Du" gelangen; denn zwischen „Sein" und „Erscheinen" bestand ein symbolischer Zusammenhang. Die Aufgabe der Kunst in diesem Entwicklungsstadium konnte nur darin bestehen, diese natürliche Funktionsweise zu fördern, sie zu erweitern und ihr adäquate Gegenstände zu liefern, an denen sie zur Selbsterfüllung gelangen könnte. So gestaltete etwa die Plastik in diesem Sinne das Bild des leibhaft-schönen Menschen, der zugleich als ein innerlich „guter" empfunden wurde: im Anschauen des leibhaft Schönen ergriff man in zwangloser Hingabe den ihm zugrunde liegenden inneren Wert.

Sobald nun aber — im Abendlande hauptsächlich durch platonisch-christliche Ideen — eine ethische „Umwertung aller inneren Werte" sich zu vollziehen begann und im Symbol des gekreuzigten Erlösers das Vertrauen des „natürlichen" ästhetischen Bewußtseins zu sich selbst entwurzelt hatte, weil doch hier die für das Gefühl paradoxe Forderung gestellt war, ein leiblich Unschönes und sozial Erniedrigtes als höchsten ethischen Wert zu verehren; sobald dieser innere ethische Wert als der eigentlich und einzig legitime angesprochen und empfunden zu werden begann: da mußte auch der Kunst eine ganz neue Aufgabe daraus erwachsen. Nicht mehr sollte sie von nun an dem natürlichen ästhetischen Bewußtsein dienen, sondern sie

[1]) Eine im Prinzip gleiche Auffassung bei Guyau.

[2]) Dies ist auch der Grundgedanke der betreffenden Darwinschen Untersuchungen.

Digitized by Google

sollte vielmehr an seiner Umwandlung ihre Arbeit beginnen, deren Ziel es war, das „natürlich Häßliche", soweit es Symbol eines ethischen Wertes war, unmittelbar als „schön" erlebbar zu machen. Der Veränderung der ethischen Bewertung sollte eine entsprechende Entwicklung der ästhetischen Symbolik des Ethischen folgen, welche im Wege der Umwandlung der Funktionsweise des ästhetischen Bewußtseins zur Herstellung eines neuen gültigen Symbolzusammenhangs führen sollte. — Die Geschichte der christlichen Kunst — der „romantischen" im Sinne Hegels — ist die Geschichte dieser Arbeit an der Umwandlung des ästhetischen Bewußtseins (und folglich der ästhetischen Bewertung); bei Rembrandt, wo das „natürlich Häßliche" zum höchsten „unnatürlichen" Schönheitswert sich verklärt, erklimmt diese Entwicklung — in den bildenden Künsten — wohl die höchste Stufe. (Nicht ohne Berechtigung wurde daher in diesem Sinne einmal der ins Häßliche und Grauenhafte verliebte Baudelaire als der „poeta christianissimus" bezeichnet).

Wie aber alle biologischen Anlagen und Konstitutionen eine nur sehr allmähliche Entwicklung und eine zunächst nur in den „oberen Schichten" des Bewußtseins sich auswirkende Umgestaltung mitzumachen imstande sind, so hat auch das ursprüngliche, „natürliche" ästhetische Bewußtsein bis auf den heutigen Tag (vor allem im außerästhetischen Bereiche des Du-Erfassens) eine durchaus beherrschende Macht behalten. Denn zwar: die „reine Schönheit" verlor für uns fast ganz den ursprünglichen Ausdruckswert (sie ist heute „ausdruckslos"); und in der Kunstsphäre sind wir sehr wohl imstande, durch das „Unschöne hindurch" auf ein seelisch Vollwertiges zu blicken. Aber im wirklichen Leben erliegen wir immer noch dem natürlichen Reiz des leiblich und sozial schönen und prunkvollen Erscheinens und wenden uns ihm als einem — man täusche sich darüber nicht! — auch innerlich Wertvollen zu[1]).

Ist aber in Hinsicht der Parallelisierung des ethischen und des ästhetischen Bewußtseins die phylogenetische Entwicklung auf halbem Wege stehengeblieben, so liegt doch noch eine ontogenetische Entwicklungsmöglichkeit vor, die eben zu jener individuellen Bewußtseinshaltung uns führen kann, die wir als die humoristische, im hohen und höchsten Sinne, bezeichnen. Hat nämlich ein — freilich charakterologisch bestimmt veranlagtes Individuum im Laufe seines eigenen Lebens Erfahrungen gemacht — die Erfahrungen, die wir „machen", hängen freilich meistens zuletzt von unserem Charakter ab —, wonach es mit dem symbolischen Zusammenhang zwischen dem „Sein" und dem „Erscheinen" der Menschen nicht gerade aufs beste bestellt ist, hat es erlebt und erkannt, daß auch der soziale Erscheinungswert mit dem individuell ethischen Seinswert der Persönlichkeit nicht eben häufig zusammenfällt, weil, wie in dieser Welt die Dinge nun einmal liegen, gerade das ethisch nicht Vollwertige die größten Chancen auf sozialen Erfolg besitzt[2]): dann kann sich aus

[1]) Aller dekorative Prunk, aller Schmuck usw. hat — sozial-psychologisch betrachtet — symbolische, also ästhetische und ethische Bedeutung: das „Erscheinen" hat hier immer die Aufgabe, ein spezifisches „Sein" in suggestiver Form zur Darstellung zu bringen.

[2]) Vgl. hierzu meinen Beitrag „Zur Soziologie des Erfolges", Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie 1927.

Digitized by Google

diesen Erlebnissen und Erfahrungen gleichsam eine neue Struktur des ästhetischen Bewußtseins zu entwickeln beginnen, in deren Folge die ursprünglichen „natürlichen" Funktionen und Leistungen dieses Bewußtseins durch neue überbaut und reguliert werden. Das „Erhabene" wird dann wohl auch weiterhin durch die „alten" Funktionen als „erhaben", d. h. als diesen Symbolwert besitzend, erfaßt; aber in der neuen und nunmehr als der „eigentlich gültig" erlebten Bewußtseinsschicht wird diese ursprüngliche Erfassung „gestrichen" oder doch umgebogen, und das Erhabene wird von hier aus den Charakter eines „im Grunde Lächerlichen" erhalten. Und ähnlich werden alle anderen ursprünglichen ästhetischen Qualitäten durch jene tiefere Schicht des Bewußtseins eine humoristische Neuprägung erhalten[1]).

Eines der tiefsten Motive des Humors entstammt also der Hinneigung und dem Festhalten am echten und unverfälschten „Seinswert" der Seelen und dem zugleich bestehenden Mißtrauen zur symbolischen Gültigkeit ihres Erscheinens. In der humoristischen Haltung wird die „natürliche" Bewertung der Seelen auf Grundlage ihres Erscheinens, die in der ursprünglichen Funktionsweise des ästhetischen Bewußtseins verwurzelt ist, auf dem Boden dieses eben, nunmehr freilich neu strukturierten Bewußtseins überwunden. Denn der echte Humorist weiß nicht nur um den innern, durch widersprechendes Erscheinen verdeckten und verzerrten aber dennoch bestehenden Wert der eigenen und fremden Seele, sondern sein ästhetisches Bewußtsein ist in seiner tiefsten Schicht derart „ethisch verwandelt", daß er die „innere Schönheit" auch in den verkrüppeltsten Erscheinungsformen unmittelbar zu schauen imstande ist.

Der Widerspruch zwischen dem unmittelbaren Erleben und dem mittelbaren Wissen, zwischen „Instinkt" und „Vernunft", zwischen „Natur" und „Geist" findet, soweit er die Konflikte zwischen dem Sein der Seele und ihrem Erscheinen betrifft, auf diese Art im Humor — einem Humor freilich, dessen Höhe erst zu ersteigen wäre — zuletzt eine die Dissonanzen zwar nicht überwindende, aber doch harmonisierende Lösung: der „Geist" ist im Wege der Umwandlung des natürlichen ästhetischen Bewußtseins und seiner Hinaufentwicklung zu einer höheren Form selbst „Natur" geworden, und das Ideal des symbolischen Zusammenhangs zwischen dem inneren Wert des „Seins" und der äußeren Schönheit des „Erscheinens" ist auf einer höheren Stufe der Menschlichkeit verwirklicht.

[1]) Wenn auch hinter metaphysischen Formulierungen verborgen, findet man eine im Prinzip psychologisch sehr ähnliche Auffassung des Humors in manchen ästhetischen Schriften der deutschen idealistischen Philosophie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der personalistische Standpunkt in der medizinischen Wissenschaft und Praxis.

Von Theodor Brugsch (Halle a. d. S.).

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Medizin arbeitet mit dem Krankheitsbegriff; die Krankheit nicht im Sinne eines für sich Existierenden, wie es etwa bei der dämonischen oder der idealistischen Theorie der Krankheit der Fall gewesen ist, wohl aber als eine Fiktion im Vaihingerschen Sinne. Dabei bleibt sich im ärztlichen Handeln der Arzt durchaus bewußt, daß der Sinn seiner Tätigkeit nur auf den Menschen als Objekt abzielt, und daß alles krankhafte Geschehen nur Änderungen der Situation eines Menschen in psycho-physischer Beziehung ist. Der Krankheitsbegriff wird erst möglich durch die Fiktion des absolut gesunden Menschen. Die Krankheit selbst wird in der medizinischen Lehre als Entität, d. h. als Wesenheit abstrakt zur Darstellung gebracht, wobei gerade der Gesichtspunkt der Wesenheit in der geschichtlichen Entwicklung der medizinischen Lehre eine große Bedeutung gewonnen hat, denn erst mit dem Momente, wo der Krankheitsbegriff aus dem Krankheitsprozeß geschöpft worden ist bzw. der Krankheitsprozeß als Wesen der Krankheit durch Schoenlein erkannt worden ist, hat die Krankheitslehre ein wissenschaftliches Fundament erhalten. Ich will im einzelnen nicht auf die Entwicklung der Krankheitslehre etwa seit der Renaissance der Medizin im siebzehnten Jahrhundert eingehen, also der Zeit, wo unsere heutige Krankheitslehre ihre Wurzeln hat. Indessen möchte ich doch einige Gesichtspunkte hier auseinandersetzen, die für die ganze Frage der heutigen Medizin und des von uns vertretenen Forschungsstandpunktes von prinzipieller Bedeutung zu sein scheinen. Die heutige Medizin zeichnet sich gegenüber der Medizin des klassischen Altertums und des Mittelalters vor allen Dingen durch den naturwissenschaftlichen Charakter aus, der auf der eingehendsten Kenntnis der Anatomie des Toten und, wie man seinerzeit sagte, der Anatomie des Lebendigen, nämlich der Physiologie, aufgebaut ist. Daß die Kenntnisse der Chemie und Physik als Hilfswissenschaften der Anatomie und Physiologie eine große Rolle spielen, braucht ja nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Den stärksten Einfluß auf die Medizin, besonders in den letzten Dezennien, hat sodann die Biologie genommen, weil sie die Abhängigkeitsbeziehungen des Menschen, und zwar nicht nur des gesunden, sondern auch des kranken, zu der Gesamtheit aller biologischen Objekte, mit anderen Worten die biologische Konvergenz, auf dieser Erde gezeigt hat. Ich sagte, daß die Medizin in der heutigen Zeit gegenüber der geschichtlichen, älteren Medizin einen anderen Charakter angenommen hat und daß diese Charakteränderung hauptsächlich in der Wendung zur naturwissenschaftlichen Methodik besteht. Die Krankheitslehre hat damit die naturwissenschaftliche Fundamentierung gewonnen, hat sie aber vom Gesichtspunkt ihrer Wesenheit gegenüber früher eine Einbuße erlitten? Was ist denn die

Digitized by Google

Krankheit als Wesenheit? Sie ist an sich eine Abstraktion, ausgehend von der Fiktion des Gesunden; eine Summe von krankhaften Erscheinungen im Querschnitt wie Längsschnitt, d. h. im Verlaufe wird, immer mit Rücksicht auf die Fiktion des Gesunden, zu einer Einheit, „dem Krankheitsprozeß", zusammengefaßt, es wird versucht, die kausalen Beziehungen bzw. die ätiologischen Faktoren zu erkennen und durch Analogie die Einheit und Einheitlichkeit des sog. krankhaften Geschehens zu stabilisieren. Im Grunde genommen hat aber jeder kranke Mensch seine eigene, ihm allein zukommende individuelle Krankheit. Die Fiktion des abstrakten Krankheitsbegriffs, die sich dem Namen nach meist an eines der wesentlichsten Symptome anschließt (z. B. Ikterus, Genickstarre, Schlafkrankheit), wird heute entweder auf die Einheitlichkeit der Ätiologie, oder die Gleichheit der Symptomatik oder die Gleichheit der pathologisch-anatomischen Veränderungen gestützt, immer aber bleibt der Krankheitsbegriff, der ja vollständig im Nosologischen wurzelt, ein reines Abstraktum, ein Abstraktum, das seine Grundlage eben nur in der Fiktion des gesundhaften oder absolut gesunden Menschen findet, während es an sich ja nur die anatomisch-physiologischen bzw. biologischen Änderungen eines Menschen im Rahmen der menschlichen Biologie darstellt.

Das Erfassen des Krankheitsbegriffes entspringt, wenn man sich der Analyse dieser Frage zuwendet, einem geistigen Vorgang, den man z. B. auch in der Kunst aufzeigt und dort als Einfühlung bezeichnet. Nach Lipps ist jedes sinnliche Objekt, soweit es für mich existiert, immer nur die Resultante aus dem sinnlich Gegebenen und der apperzeptiven Tätigkeit. Aber wie bei der Kunst die Tätigkeit der Apperzeption im ersten Einfühlungsakt ein Streben oder Wollen zum Erleben auslöst, aus dem heraus Spannung und Entspannung, Gegensätzlichkeit oder Lustgefühle erwachsen, so ist auch im medizinischen Einfühlungsakt in ein krankhaftes Geschehen mit der Apperzeption des krankhaften Geschehens ein Prozeß im Erleben verbunden, der die Summe der krankhaften Gegebenheiten übersummativ wesenhaft, d. h. gestaltlich ordnet, wobei die anatomisch-physiologischen, physiologisch-pathologischen, biologischen Kenntnisse des Arztes oder sagen wir kürzer: die kausal-biologische Einstellungsfähigkeit des Arztes gestattet, überhaupt eine Wesensschau krankhaften Geschehens zustande kommen zu lassen. Selbst der Laie vermag ja, unabhängig von ärztlich-biologischer Durchbildung, solche Wesensschau des Krankhaften zu haben. Wer Halsschmerzen hat und sich fiebrig fühlt, wer einen schlimmen Finger hat und Schüttelfrost bekommt, wird wohl auch ohne große ärztliche Erfahrung an sich oder anderen den Zusammenhang der Erscheinungen wesenhaft ausdeuten. Das ist ja auch der Grund, warum es auf der Welt so viel Menschen gibt, die heilen wollen, gute Ratschläge geben, ohne daß sie ärztlich ausgebildet wären. Wir können also sagen: die Abstraktion der Krankheit ist nur denkbar und möglich auf der Grundlage einer Wesensschau, die wir mit Intuition bezeichnen und ohne die kein Arzt auskommen kann, wenn er sich überhaupt mit dem Problem des Krankhaften ärztlich handelnd befaßt, und ohne die auch die ärztliche Wissenschaft nicht auskommen kann, denn sie wird stets die Grundlage bilden für jede individualärztliche Handlung, wie die Nosologie im allgemeinen. Damit gelangen wir aber zu der Einsicht, daß jede Nosologie auf ärztlicher Intuition

Digitized by Google

beruht, die allerdings analytisch und synthetisch eine wissenschaftliche Fundierung verlangt. Wenn neuerdings Wolfgang Heubner[1]) in seinen „Kritischen Gedanken über medizinisches Denken und ärztliche Krisis" in der „Verherrlichung der Intuition einen ähnlichen Rückfall in weniger differenzierte Formen des Geisteslebens wie in der Vermengung von logischem Denken und wunschbetonter Zielsetzung" erblickt, so muß man ihm durchaus widersprechen, denn die Intuition bleibt als Wesensschau eine der wesentlichsten Voraussetzungen der Nosologie, die den Charakter gestaltpsychologischer Phänomene trägt, weil sie übersummativ Symptome miteinander verbindet, die erst später, oft ja auch gar nicht einer kausalen Erklärung zugänglich gemacht werden, die aber eine Wesensschau als Einheit gestaltlich zum Krankheitsprozesse ordnet. Natürlich hat diese Wesensschau durchaus nichts mit Mystik gemeinsam, denn auch die Regeln der Nosologie, der Krankheitslehre, wie auch die Prinzipien des Diagnostizierens müssen sich völlig mit den logischen Prinzipien jeglicher naturwissenschaftlicher Erkenntnis decken.

Die Nosologie in der heutigen Medizin entbehrt zwar eines einheitlichen principium divisionis. Die Krankheitslehre ist teils naturwissenschaftlich systematisiert, z. B. nach Organerkrankungen, oder ätiologisch-biologisch klassifiziert, oder sie ist pathologisch-anatomisch nach den geweblichen Veränderungen geordnet, oder eingeteilt nach den Erkrankungen von Körper und Seele, nach den Entwicklungsperioden des Menschen (Kinderkrankheiten, Greisenkrankheiten usw.), kurz, die Gesamtheit der Krankheitslehre, trotzdem sie ja in der Darstellungsform rein abstrakt gehalten ist und gehalten sein muß, entbehrt einer durchgehenden inneren Ordnung. Trotz allem und diesem kann aber und wird auch in der Krankheitslehre nichts prinzipiell geändert werden können. Es mögen neue Einteilungsweisen gefunden werden, neue Kenntnisse, Erweiterungen, Änderungen der Auffassungen, Änderungen der Bilder des Krankheitsgeschehens zustande kommen — im wesentlichen bleibt das nosologische System ein derartig gefestigtes wie etwa die Sprache als System bleibt und nur durch den Zuwachs an Entdeckungen, Erfahrungen und Erlebnissen wächst und sich umbildet. Wenn wir die Frage jetzt beantworten, ob durch die naturwissenschaftliche Wendung die „Nosologie" eine Reduktion vom Gesichtspunkt ihrer Wesenheit erfährt oder erfahren hat, so darf man nicht mit nein, aber auch nicht uneingeschränkt mit ja antworten. Bei dem rein naturwissenschaftlichen Standpunkt kommt der ärztliche Standpunkt zu kurz. Die Decke der naturwissenschaftlichen Nosologie ist zu kurz, sie reicht nicht aus. Es gibt mehr kranke Menschen als Krankheiten. Wie steht dazu unser neuer Standpunkt, der personalistische? Der personalistische Standpunkt soll nicht etwa die Krankheitslehre in ihrem Charakter oder Wert erschüttern, im Gegenteil, er soll die Krankheitslehre erweitern und läutern, ausgehend von der Tatsache, daß die Fiktion des absolut gesunden Menschen zwar in der Krankheitslehre besteht, daß sie aber doch nicht das erfüllt, was wir für die Krankheitslehre wirklich brauchen: in vollem Umfang die Kenntnis des Menschen mit seinen Nöten und Lebensschwierigkeiten, die ja Objekt ärztlicher Handlung, ärztlichen Eingreifens und Rates werden. Der

[1]) W. Heubner, Ärztl. Vereinsblatt 1927.

Digitized by Google

personalistische Standpunkt befaßt sich daher mit dem gesunden Menschen und studiert von hier aus den Kranken.

Es verlohnt wohl, sich der Frage zuzuwenden: wo ist ein solcher personalistischer Standpunkt in der Medizin historisch aufzufinden, aus welchen Situationen heraus ergibt sich zur Zeit seine Berechtigung, welche Aussichten besitzt dieser Standpunkt für Lehre, Forschung und Praxis in der Medizin? Ich darf mich in dieser Beziehung kurz fassen. Es ist nicht die Krisis im Ärztestande, wie es heute überall heißt, die etwa die Einnahme eines solchen personalistischen Standpunktes rechtfertigt. Der personalistische Standpunkt ist vielmehr die notwendige Folge einer Entwicklung der Medizin geworden, wie sie in den letzten dreißig Jahren eingesetzt hat, aber nicht nur der Medizin, sondern auch anderer Wissenschaften, vor allem solcher sozialen Charakters, nämlich zur Erkenntnis, daß das höchste Gut, das die Erde trägt, der Mensch ist und daß jedes Volk die Verpflichtung hat, sein Menschengut nicht nur zu mehren, sondern auch das Erbgut zu wahren und die Lebensbedingungen dieses Volksgutes nach Möglichkeit günstig zu gestalten. Ärztliche Tätigkeit wird heute als Gesundheitsdienst am Volkskörper definiert. Die Erkenntnisse auf dem Gebiete der Biologie der Humantuberkulose, die Erfahrungen über die Kindersterblichkeit und deren Verhütung, der degenerativen Erkrankungen durch Alkohol und Mißbrauch von Giften, der gewerblichen Schädigungen des Volkes, der Ernährungsschäden usw., alles dies als Erkenntnissumme hat uns belehrt, ärztlich den Gesichtspunkt nicht nur der individuellen Krankheit, d. h. der Krankheit eines Individuums zuzuwenden, sondern das Individuum als Teil des Volkskörpers zu betrachten, die Gesundheit des Volkskörpers als Gesichtspunkt von höherer Wichtigkeit abzuschätzen als den Gesichtspunkt der Wohlfahrt des Einzelnen. So ist durch die Zeit an sich der Gesichtspunkt auf die Population und hier auf die Person als Einzelglied der Population gerückt und es hat sich die Notwendigkeit ergeben, die Kenntnis des Einzelindividuums in gesundheitlicher Beziehung in einem Umfang zu fördern, wie er bisher noch in keiner Periode der Geschichte der Medizin durchgeführt worden ist. Eigenartig ist nun, daß mit der Wendung der Medizin zur personalen Erfassung, d. h. Erfassung des Individuums in gesundheitlicher Beziehung, die Anknüpfung an die alte klassische Medizin und die Medizin des fünfzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ebenso wie an die romantische Periode zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zustandekommt. Der alte Physisbegriff bei Hippokrates, der etwa den Charakter der regulierenden Lebenskraft besitzt, bildet in den hippokratischen Grundlagen den Angelpunkt der gesamten medizinischen Einstellung. Man kann den hippokratischen Gesichtspunkt am besten aus der Schrift περι των ἀερων και ὑδάτων και τόπων entnehmen. In dieser Schrift heißt es etwa: Der Mensch, dessen Erkrankungen alle natürlichen Ursprunges sind, ist das Produkt aus Umwelt und Vererbung. Wer den Menschen in seiner Krankheit verstehen will, der sehe sich Land und Leute an und erforsche an Ort und Stelle die natürlichen Ursachen der Erkrankung, sammle die Erfahrung über den Verlauf der Erkrankungen und studiere den Einfluß der gesamten, durch Boden und klimatische Verhältnisse bedingten Momente mitsamt der Lebensweise der Menschen nach Brauch und Sitte. — Das ist etwa

Digitized by Google

der Standpunkt, wie er ja auch heute noch für die personalistische Medizin zur Geltung kommen kann. Und dann noch eines: für Hippokrates war stets der ganze Mensch krank, die Totalität des Organismus steht bei Hippokrates im Vordergrund, und so war auch die Therapie so universell wie möglich. Wenn wir durch das Labyrinth der griechischen Klassiker uns durchfinden und über Galen und über das Mittelalter hinaus zu Paracelsus vordringen, so finden wir auch dort das Prinzip, die organische Natur in ihrer natürlichen physiologischen Veranlagung und Veränderung von innen heraus zu erfassen, alle Kräfte, die diese Veränderung hervorbringen, zu individualisieren und die verschiedenen Individualitäten in ihrer Gegenseitigkeit und namentlich in ihrem Wechselverhältnis zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos zu betrachten. Dieser universelle Standpunkt gegenüber der Totalität des Organismus innerhalb seiner Individualität und gegenüber der wechselseitigen Beziehung der Individuen miteinander und zur gesamten Außenwelt ist seit der Renaissance durch den Ausbau naturwissenschaftlicher Methodik oftmals stark in den Hintergrund gedrückt worden, und er mußte entwicklungsgemäß im neunzehnten Jahrhundert, in der Zeit, in der der alte Vitalismus durch Wöhler zu Boden geworfen war und die naturwissenschaftliche Detailforschung Oberhand gewonnen hatte, stark zurückgedrängt werden bis in unsere Zeit hinein. In diesem Sinne ist auch der Ruf des jugendfrischen Geschichtsforschers Sigerist[1]) aus Leipzig an die Medizinstudierenden zu verstehen:

„Eine Epoche ist zu Ende gegangen. Der Krieg hat ihr den Gnadenstoß gegeben. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen, sucht tastend seinen Weg. Wohin?

Zunächst, woher? Aus dem Kerker einer materialistischen Heilkunde, die selbstzufrieden sich an ihren ‚Fortschritten' berauschte, die vor lauter Zellen den Menschen nicht sah, Heilkunde wie Technik betrieb.

Der Boden wankt. Die Grundfragen unserer Wissenschaft sind wieder aufgerollt. Der Problematik unseres Berufes sind wir uns wieder bewußt.

Wohin also? Den Weg, den einst Hippokrates, den Paracelsus einst beschritten, den Weg, der durch die Liebe zum Menschen führt.

Auf, ihr Jungen! Eine neue Welt gilt es zu errichten, eine neue Lehre von Menschen, vom ganzen Menschen und seiner Umwelt. Eine neue Heilkunde heißt es bauen — oder vielmehr: die alte, die wahre Heilkunde da weiterführen, wo einst die Fäden abgerissen wurden. Nicht nur den Mechanismus, den Sinn der Krankheit wollen wir ergründen. Helft einen Ärztestand errichten, den nicht materielle Interessen, sondern gemeinsame Ideale verbinden.

Weg mit dem Krämergeist, der unsere Heilkunde durchsetzt, mit der Therapie, die von Inseraten diktiert wird.

Wir wollen nicht zerstören, wir wollen bauen. Beherrscht die Kenntnisse der vergangenen Epoche, um euch ihrer als Sprungbrett zu bedienen. Schreitet hinweg über die Handbücher, jene Grabsteine einer vergangenen Zeit, über die Zentralblätter, jene Jauchegruben des menschlichen Geistes, hinweg, den neuen Aufgaben entgegen.

---

[1]) Deutsche Med. Wochenschrift. 4. Febr. 1927. Prämedicus.

Digitized by Google

Es ist nicht wahr, daß die Mehrzahl der Medizinstudierenden nur ‚fürs Examen' arbeite, daß den meisten das Holz zum Arzte fehle. Es fehlt am Schnitzer.

Man warnt vor dem Medizinstudium. Im Gegenteil: kommt herbei, ihr alle, die ihr Liebe zur Kreatur fühlt, die ihr den Drang zu helfen spürt. An wirklichen Ärzten ist Mangel.

Ihr Jungen, deren Jugend Krieg und Not war, euch ist es beschieden, den Weg zu finden. Wir glauben an euch und wir vertrauen euch."

Der Aufruf hat viel böses Blut gemacht, aber er enthüllt freimütig manche Wahrheit. Die Unsumme naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, die heute durch die medizinische Detailarbeit in der ganzen Welt geleistet wird und die in den mit unübersehbarer Literatur vollgepfropften Handbüchern niedergelegt ist, kann der Medizinstudierende nicht mehr überblicken. Lawinenartig schreitet die Detailforschung fort, und weil sie nicht mehr übersehen werden kann, greift das Zentralblattstudium Platz; dabei kommt aber der ärztliche auf die Totalität gerichtete Gesichtspunkt, d. h. der rein ärztliche zu kurz. Es ist ganz etwas anderes, als Arzt durch eine gediegene naturwissenschaftliche Schule gegangen zu sein, als Arzt zu sein, der nur Naturwissenschaftler ist und nur naturwissenschaftlich denkt. Im letzteren Falle kommt das Ärztliche zu kurz. Man darf darum aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, d. h. die naturwissenschaftliche Grundlage in der Medizin künstlich verkleinern wollen, um etwa da anzusetzen, wo die naturwissenschaftlich sich entwickelnde Medizin im neunzehnten Jahrhundert die Fäden abgeschnitten hat, etwa bei den Romantikern. Hier, bei den romantischen Ärzten, wie sie durch die Namen Markus, Röschlaub, Ringseis, Echtermeyer, Windischmann u. v. a. in Erinnerung gebracht werden, war der ärztliche Standpunkt universell; Reinheit und Kraft des Willens paarte sich mit der Liebe zu den Mitmenschen, ihre Wissenschaft verwebte sich mit dem gesamten Menschheits- und Naturwissen, ihre medizinische Vorstellung ging auf die Heilkraft, die φύσις des Hippokrates als das mit dem Individuum organisch verbundene von innen heraus wirksame Prinzip zurück, das regulativ Heilung bewirkt und die Gesundheit zu erhalten trachtet. Das Individuum wurde ärztlich nicht nur vom Standpunkt des Körpers, sondern auch von dem der Seele aus betrachtet, und selbst die Religion als vermittelndes Band der Liebe mit in den Bereich therapeutischer Beeinflussung, zum mindesten aber ärztlicher Einfühlung einbezogen. Die romantischen Ärzte hatten einen personalistischen Standpunkt auf der Basis des Universalismus; daß sie sich nicht durchsetzen konnten, lag einzig daran, daß ihre positiven Kenntnisse der naturwissenschaftlichen Grundlagen und Zusammenhänge zu gering waren, um die Möglichkeit eines solchen universellen und personalistischen Standpunktes so zu stabilisieren, daß von hier aus die Entwicklung ansetzen konnte. So mußte denn erst das naturwissenschaftliche Jahrhundert die Grundlagen schaffen, auf denen und aus denen sich die personalistische Lehre aufzubauen beginnt. Und darum hat der personalistische Standpunkt nur seine Berechtigung auf rein naturwissenschaftlicher Grundlage und Erziehung.

Unser personalistischer und der heutige konstitutionelle Standpunkt in der Medizin decken sich nicht. Man pflegt zwar zu sagen, daß die heutige Medizin

Digitized by Google

konstitutionellen Charakter habe, indem man betonen will, daß in der Beurteilung des krankhaften Geschehens der Persönlichkeitscharakter des Erkrankten gewissermaßen in den Vordergrund gerückt wird, aber die Lehre der Konstitution (im heutigen Sinne) knüpft doch zu einem großen Teil an Vorstellungen an, die nicht allzu weit von der abstrakten Krankheitslehre entfernt sind. Der historische Hintergrund, auf den sich in den letzten Dezennien die Konstitutionslehre aufgebaut hat, war ja die Gegenstellung, die Männer wie Hueppe, Gottstein, Martius, Liebreich, v. Hansemann u. a. gegen den einseitigen bakteriologischen Ätiologismus einnahmen. Aus dieser Einstellung heraus hat vor allen Dingen Martius den Begriff der konstitutionellen Disposition geschöpft, wie er jetzt als erbmäßig fixierte Konstitution von Julius Bauer monographisch bearbeitet wird. Für einen großen Teil der sog. Konstitutionsforscher identifiziert sich in diesem Sinne der Begriff der Konstitution mit dem Begriff der Disposition zu Erkrankungen oder als körperliche Minderwertigkeit organischer bzw. funktioneller Art, die schließlich wieder auf das Krankhafte hinausläuft. Diese Art des konstitutionellen Denkens in der Medizin bedeutet einen Fortschritt gegen die frühere rein ätiologische Ära, oder auch gegen eine frühere rein abstrakte Einstellung, die so weit ging, daß selbst Stiller noch den Begriff der Asthenie als Krankheitsbegriff faßte. Das Beschränkte an der Entwicklung der konstitutionellen Lehre ist nur, daß es sich in vieler Beziehung nur um eine kleine Verschiebung des Gesichtspunktes im Sinne der Nosologie handelt, indem einfach zur Krankheitsbezeichnung das Wort „konstitutionell" hinzugesetzt wird, und der wirkliche Gewinn höchstens darin besteht, daß man die erbbiologischen Beziehungen mit dem Worte konstitutionell zum Ausdruck bringt. Diese Art der konstitutionellen Einstellung, wie sie wie gesagt heute in der Medizin modern ist, verfolgen wir als Schöpfer der personalistischen Lehre mit dieser Lehre nicht.

Historisch geht der heutige, hier vertretene Personalismus auf mich und Friedrich Kraus zurück. Ich habe im Jahre 1918 unabhängig von Friedrich Kraus, der seit dem Jahre 1914 im Felde weilte, die „Allgemeine Prognostik" verfaßt mit dem Untertitel „Die Lehre von der ärztlichen Beurteilung des gesunden und kranken Menschen". Das Werk erstrebte die personale Beurteilung des Menschen biologisch nach den Gesichtspunkten einer morphologischen, erbbiologischen, ontologischen und physiologischen Beurteilung. In der zweiten Auflage 1921 wurde die Gliederung schärfer durchgeführt nach der statischen, nach der kinematischen, nach der dynamischen, nach der genetischen und schließlich nach der psychophysischen Beurteilung. Als letzter Standpunkt der Beurteilung wurde gewissermaßen zusammenfassend der personale gekennzeichnet. Inzwischen hatte 1919 Friedrich Kraus seinWerk „Die allgemeine und spezielle Pathologie der Person" im Sinne einer klinischen Syzygiologie veröffentlicht. Die Syzygiologie oder Zusammenhangslehre betont die Einheit der Person und geht gewissermaßen von den Zusammenhängen der lebenden Person, d. h. des Menschen, nach innen wie außen mit der Umwelt aus. Unser eigener Standpunkt wie der von Friedrich Kraus betont die somatische und psychische Einheit der lebenden Person, als Einmaligkeit, Einzigkeit und Einheitlichkeit im gesamten Innen- und Außenweltkomplex. Das Verdienst von

Digitized by Google

Friedrich Kraus ist ganz besonders, auf die psychischen Beziehungen der Person gerade auch in der Krankheitslehre wieder scharf hingewiesen zu haben und damit dem rein personalistischen Standpunkt auch nach der philosophischen Richtung hin die Abgrenzungen bzw. die Beziehungen gewiesen zu haben. Es würde hier zu weit führen, literarisch die Frage des Personalismus, vor allen Dingen auch in philosophischer Beziehung, auszuarbeiten; ich verweise auf den Artikel von Erwin Strauß in meiner „Biologie der Person", Bd. I. Einige Ausführungen über unseren persönlichen Standpunkt in dieser Frage sollen weiter unten Platz finden. Hier kommt es für uns darauf an, zu zeigen, wie ein personalistischer Standpunkt methodologisch, d. h. wissenschaftlich, überhaupt in der Medizin durchzuführen ist, zweitens, was ein solcher personalistischer Standpunkt der Medizin in der Praxis und der Wissenschaft leistet.

Wir teilen heute den Personalismus methodologisch auf in die Morphologie, die Syzygiologie, die Ökologie und die Psychophysik der Person. Die Morphologie der Person wird von mir als diejenige Lehre definiert, die synthetisch die Merkmale jeder einzelnen Person einer homologen Population zu Klassifikationszwecken zusammenstellt. Es wird sofort ersichtlich, daß in dieser Einteilung die personale Morphologie gewissermaßen nur aus der Kenntnis der Population heraus methodologisch erfaßbar ist. Nicht das Einzelexemplar des Menschen in einer Population interessiert allein, sondern das Einzelexemplar im Verhältnis zu allen anderen Einzelexemplaren der gleichen Population. Die personale Morphologie setzt natürlich die Kennerschaft der anatomischen Verhältnisse voraus ebenso wie die Ontogenie und die Phylogenie. Sie sucht nur die Unterschiede der Einzelexemplare einer Populationsreihe zu erfassen, zu determinieren und zu klassifizieren, aber nicht im Sinne einer wissenschaftlichen Enge, die lediglich sammelt, zusammenstellt, registriert und ordnet, sondern die hinter dieser klassifikatorischen Ordnung einen Sinn sucht, den man im ganzen genommen als Gesetzmäßigkeit oder Regel bezeichnen kann, wodurch im Speziellen der Einzelfall nur in Hinsicht auf die allgemeine Reihe oder Regel seine Bedeutung erlangt. Auf die Morphologie der Person angewandt heißt das also, daß die Einzelperson in ihrer morphologischen Bedeutung nur bei Kenntnis der Population in ihrer Gesamtheit im Zusammenhang mit den übrigen Personen der Population gewertet werden kann. Eine derartige Wertung kann nach zwei Gesichtspunkten geschehen, nach dem Gesichtspunkt der Sammlung der Merkmale nach den Regeln der Variationslehre und zweitens nach dem Gesichtspunkt der Typologie oder Typenerfassung. Der Typus bedeutet im Rahmen der Biologie die letzte biologische Einheit, die klassifikatorisch in den „Annalen der synthetischen Morphologie" verzeichnet wird. In der Morphologie gibt es selbst in einer Population keinen einheitlichen Typus, den wir etwa als Populationstypus oder als Rassentypus bezeichnen könnten. Typologisch zeigt vielmehr die Population starke Divergenzen in den Einzelexemplaren. Man hat deshalb medizinisch kühn, aber nicht ganz unberechtigt, den Begriff von Konstitutionstypen aufgestellt, z. B. den Astheniker, den Plethoriker, den Engbrüstigen, den kümmernden Hochwuchs, indem man mit diesen Konstitutionstypen nosologische Beziehungen verband, wie sie die jetzige Konstitutionslehre weiter auszubauen versucht. Diese

Digitized by Google

Typisierungen erfüllen aber durchaus nicht etwa den Gesichtspunkt vorurteilsfreier personalistischer Beurteilung, denn nicht alle Personen lassen sich in einen Typus einzwängen. Der Typus ist nur eine Fiktion. So wird denn die personalistische Morphologie nur erfüllt durch eine wissenschaftlich einwandfreiere Methodik unter exakter Erfassung somatischer Merkmale zu Klassifikationszwecken, wobei eine Durcharbeitung im Sinne der Martinschen Somatometrik notwendig wird, allerdings ohne daß dabei eine Typologie nach bestimmbaren Merkmalen ganz überflüssig würde. Über das Wie einer solchen Somatometrik kann hier naturgemäß nicht berichtet werden, doch läßt sich auch mit der exakten Meßmethode eine klassifikatorisch einwandfreie Gruppierung ermöglichen, die zugleich gestattet, typologisch die Individuen zu erfassen. Daß sich eine solche Morphologie auf das gesamte äußere Verhalten inklusive der Physiognomik beziehen muß, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden. Auf Einzelheiten einzugehen, darf ich mir hier wohl ersparen und hier auf meine Allgemeine Prognostik bzw. Biologie der Person verweisen.

Die personalistische Syzygiologie erstrebt die Erfassung der physiologischen Zusammenhänge im Sinne der morphologisch-funktionellen Einheitlichkeit und Totalität des Organismus. Das was die morphologische Personalistik an Merkmalen zusammenträgt, deren Verarbeitung nach den Regeln der Variationslehre zu erfolgen hat, soll die Syzygiologie auf dem Gebiete der physiologischen Merkmale für die Person erweitern. Es können allerdings nicht in gleicher Weise für Morphologie und Syzygiologie dieselben Methoden in Anwendung gebracht werden. Während dort die Variationslehre in den Vordergrund tritt, wird in der Syzygiologie der Gesichtspunkt der Funktion im Sinne des Nutzens für das Ganze auf Grund physiologischer Kenntnisse in den Vordergrund gerückt, was nicht etwa durch Reihenfestsetzung im Sinne der Variationslehre geschehen kann, sondern höchstens in dem Sinne, daß ein morphologisches Merkmal in Beziehung zu physiologischen Merkmalen gebracht wird, was nach den Regeln der Korrelationslehre geschehen kann: so z. B. die Abhängigkeit der Magenverdauung von der Magenform — oder die Abhängigkeit des Stoffwechsels von der Gefäßgröße oder vom Zustand der inneren Drüsen usw. usw. Die Syzygiologie setzt die Kenntnisse der gesamten Physiologie voraus und hat nur zu ergründen, wieweit die Form und die Physiologie zusammenklingen, d. h. die Beziehungen der Morphologie zur Funktion in der Person aufzudecken. So muß z. B. ergründet werden, inwieweit Körperform, Muskulatur und Herzgefäßsystem bei der Person in Zusammenhang stehen, wieweit Körperform und Magen-Darmtraktus morphologische und physiologische Beziehungen haben, wieweit innere Drüsen die Körperform beeinflussen, oder wieweit der Stoffwechsel abhängig ist vom Zustand der inneren Drüsen. Es muß die Entwicklung der Organe und deren Funktion in ihren Abhängigkeiten aufgezeigt werden, mit anderen Worten, es muß die Gesamtheit von Form-, Kraft- und Stoffwechsel einheitlich aus der personalen Gegebenheit heraus erkannt werden. Diese Zusammenhangslehre, die gerade Friedrich Kraus im ersten Bande seiner „Allgemeinen und speziellen Pathologie der Person" betont hat, zeigt, wie außerordentlich weit dieses Gebiet ist, ja wie überhaupt in dieser Syzygiologie der ganze Schwer-

Digitized by Google

punkt der richtigen medizinisch-biologischen Beurteilung des Menschen liegt. Der Gegensatz in der Medizin zwischen früher und jetzt gipfelt so recht in der Einstellung des Arztes zur syzygiologischen Beurteilung. Gewiß wird immer noch ein Mensch nach seinem Äußern beurteilt — so macht es wenigstens jeder Laie, aber auch zunächst der Arzt —, die wahre medizinisch-biologische Beurteilung der Person wird aber erst ermöglicht auf Grund seiner äußeren und inneren Morphologie und Physiologie. Nicht Symptome sind es hierbei, die führend sind und die Beurteilung ermöglichen, sondern die Erkenntnis der morphologisch-physiologischen Beziehungen, d. h. die Syzygiologie, die uns die Beurteilung gestattet, indem sie uns von den Funktionen der einzelnen Organe in ihrem Zusammenspiel für den Menschen berichtet und uns damit den Hinweis gibt, inwieweit das Zusammenspiel sämtlicher Organe, Systeme, Gewebe zu einem einheitlichen Form-, Kraft- und Stoffwechsel in der Person auf eine bestimmte Leistungsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit und Lebensdauer zu schließen erlaubt.

Die Ökologie der Person umfaßt die Beziehungen der Umwelt zur Person oder die Abhängigkeit der Biologie der Person von den Umweltsbeziehungen. Daß hier die Probleme des täglichen Lebens liegen, also die praktischen Probleme, braucht nicht erst besonders betont zu werden: vom Säuglingsschutz bis zu dem hygienischen Vorschriften der Wohnungs-, Nahrungsmittel-, Gewerbe-, Arbeitshygiene usw. und zu den Vorbeugungsmaßnahmen ansteckender Krankheiten umfaßt ja den Erdenbürger die Sorge des Staates, die durch Wissenschaft und Technik fundamentiert ist. Allgemeine Hygiene und Sozialhygiene sind hier die wissenschaftlichen und praktischen Fächer, die sich in diesem Sinne mit der soziologischen Seite des Problems der Ökologie befassen und sich rühmen dürfen, fußend auf den Errungenschaften der wissenschaftlichen, vor allem aber der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, dem Menschengeschlechte zu einer gegenüber früheren Jahrhunderten durchschnittlich längeren Lebensdauer verholfen zu haben, vor allem durch Eindämmung der Epidemien und durch Verringerung der Kindersterblichkeit. Die ökologischen Probleme bergen aber doch auch noch geographische Probleme, oder sagen wir einmal eine geographische Biologie der Person im Sinne ökologischer Faktoren, die bisher zu kurz gekommen ist. Zwar bestanden schon Ansätze im Sinne einer geographischen Pathologie, wie sie z. B. letztmalig in dem Handbuche von August Hirsch zusammengefaßt worden ist. Heute aber ist das Erfordernis der Zeit eine geographisch-ökologische Biologie der Person. Die Verknüpfung des Menschen mit seinem Boden, dem Klima durch Ernährung, Anpassung, Beruf und Erziehung ist ein im vergleichenden Sinne noch nicht umfassend studiertes Problem, von dessen Lösung die Medizin im besonderen, und die Population im allgemeinen die Vorteile haben würde. Es sei z. B. nur an das Problem des Jodgehaltes des Bodens in seiner Beziehung zur Schilddrüse und von da aus zur Konstitution gedacht, an das Problem der Tuberkulose der Menschen in Abhängigkeit von dem Standort des Menschen (Nordseeküste, große Höhen sind z. B. praktisch tuberkulosefrei), an das Problem der verschiedenen mittleren Lebensdauer in den verschiedenen Ländern, an die geographische Pathologie im allgemeinen erinnert, um zu zeigen, wie vielfältig hier die Bedingungen liegen. Das Gebiet der

Digitized by Google

geographischen und soziologischen Biologie der Menschen ist so gewaltig, daß es nicht möglich ist, hier etwa ein Programm entwickeln zu wollen. Systematische Untersuchungen müssen in den verschiedensten Ländern vorgenommen werden, wobei Morbiditäts- und Mortalitätsstatistiken keineswegs ausreichend sind, um hier die Grundlagen abgeben zu können, sondern nur ein genaues Studium der klimatisch-geologischen Verhältnisse und der Menschen in den verschiedenen Zonen und Längen unter Berücksichtigung der Ernährungsverhältnisse, des Krankheitsparasitismus, der Soziologie usw. Auf diesem wissenschaftlichen Boden muß die allgemeine und individuelle Eugenik basiert sein.

In dem Problem der psycho-physischen Beurteilung der Person kulminiert der medizinische Personalismus. Die Einheit, Einzigkeit und Totalität der Person gilt ja nicht etwa nur für das Somatische, sie gilt viel mehr für den psycho-physischen Kern der Person, deren Bewußtsein erst den Charakter zur Einheit und Geschlossenheit mit seiner Kontinuität in Vergangenheit und Zukunft schließt. Die personalistische Lehre wird methodologisch zwar nach der Seite der Morphologie, Syzygiologie, Ökologie gesondert behandelt, doch darf dabei die psychophysische neutrale Einstellung nicht aus dem Auge verloren werden. Kraus und wir haben uns gerade in der Frage des psycho-physischen Personalismus der Lehre von William Stern angeschlossen. Stern sieht in der Person „ein solches Existierendes, das trotz der Vielheit der Teile eine reale, eigenartige und eigenwertige Einheit bildet und als solche trotz der Vielheit der Teilfunktionen eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt". Der Person wird von Stern die Sache gegenübergestellt als „ein solches Existierendes, das, aus vielen Teilen bestehend, keine reale, eigenartige, eigenwertige Einheit bildet, und das, in vielen Teilfunktionen funktionierend, keine einheitliche zielstrebende Selbsttätigkeit vollbringt". Mit der Vieleinheit, dem Zweckwirken und der Besonderheit der Person kommen ihr die drei Kategorien der Substanz, Kausalität und Individualität zu. Trotz ihrer Vielheit in der Substanz ist sie eine Einheit und „wirkt in der Person als Ganzes auf ihre Ganzheit im Sinne ihrer Ganzheit". Der Dualismus zwischen den Begriffen Person und Sache wird im kritischen Personalismus durch das Prinzip der Hierarchie überwunden, denn die Person als unitas multiplex bildet selbst den Bestimmungsgrund der in ihr enthaltenen Elemente. „Auch die allgemeinsten Naturgesetzlichkeiten physikalischer und chemischer Art sind nichts anderes als die Formen, in denen die Allperson ihre ewigen Ziele den zu ihr gehörigen Elementen, d. h. der Gesamtheit alles Seienden, auferlegt. In knapper Formel kann man dieses Hervorgehen des Sachbegriffes aus dem Personalbegriff so aussprechen: Was von oben, als Ganzes gesehen, Person ist, ist von unten, als Summe von Teilen betrachtet, Sache. Die Elemente, die nur im Hinblick auf die übergeordnete Person Sachen sind, sind an sich selbst doch wieder Personen. So kommt es zu einer Hierarchie von Personen: jede einzelne Person ist ein Teil von höheren Personen und selbst wieder niederen Personen übergeordnet. Der einzelne Mensch ist der Familieneinheit, der Volkseinheit, der Menschheit als dienendes Element untergeordnet, während seine Zellen, die Moleküle, die Atome wieder niedere Personaleinheiten sind. Dabei ist der Mensch der Welt als Außenwelt gegenübergestellt, die für ihn Anreiz und Werk-

Digitized by Google

zeug persönlichen Wirkens, Hilfsmittel persönlicher Gestaltung ist. Aber weder die Vieleinheit noch das Zweckwirken oder die Besonderheit der Person gehört allein der physischen oder psychischen Seite an. Die Person besitzt psycho-physische Neutralität. Die Gegensatzpaare teleologisch-mechanisch (Person—Sache) und psychisch-physisch (Seele—Körper) stehen aufeinander senkrecht." Erwin Straus (im Handbuch der Biologie der Person, Bd. I) glaubt, daß der Sternsche Personalismus zwar den Bedürfnissen der inneren Klinik eine organismische Interpretation gestattet, daß er aber nicht die weitergehenden Anforderungen der Psychiatrie und Psychotherapie erfüllt. Straus bekennt sich daher zu dem Personbegriff Max Schelers, indem er sagt: „Wenn Scheler die Person als ‚die konkrete selbstwesenhafte Seinseinheit von Akten verschiedenartigen Wesens' definiert, ‚die an sich (nicht also Πρὸς ἡμᾶς) allen wesenhaften Aktdifferenzen (insbesondere auch der Differenz äußerer und innerer Wahrnehmung, äußeren und inneren Wollens, äußeren und inneren Fühlens und Liebens, Hassens usw.) vorhergeht', so hat er dadurch die Möglichkeit gewonnen, besser als es die Sternsche Definition erlaubt, von dem Begriffspaar Person-Welt die von Leib-Umwelt, Ich-Du, Ich-Außenwelt zu scheiden und so eine Gliederung zu schaffen, die für die weitere Erörterung des Gesamtproblems unerläßlich ist". Scheler nimmt für die gesamte Sphäre der Akte den Terminus „Geist" in Anspruch, indem er alles, was das Wesen von Akt, Intentionalität und Sinnerfülltheit hat, wo immer es sich finden mag, also nennt. Die Person ist die wesensnotwendige und einzige Existenzform des Geistes, sofern es sich um konkreten Geist handelt. Es gehört zum Wesen der Person nach Scheler, daß sie nur existiert und lebt im Vollzuge intentionaler Akte. Sie ist also wesenhaft kein „Gegenstand". Umgekehrt macht jede gegenständliche Einstellung (sei sie Wahrnehmen, Vorstellen, Denken, Erinnern, Erwarten) das Sein der Person sofort transzendent. Die Welt ist das Sachkorrelat der Person, alle Gegenstandsbereiche der Welt sind abstrakt, soweit sie sich nicht konkret auf eine Person beziehen. Nur die Person ist niemals ein „Teil", sondern stets das Korrelat einer Welt: der Welt, in der sie sich erlebt. — In dieser Schelerschen Auffassung der Person wird allerdings das Erleben der Person mit ihrer Relativität und Subjektivität in dem Wesenszusammenhange von Person und Welt besser als durch jede andere Definition zum Ausdruck gebracht, und es läßt sich nicht verkennen, daß bei der psychologischen Betrachtung der Person die Schelersche Auffassung die gegebenere ist. Für die Frage der medizinischen Personologie kommt es aber weniger auf den rein psychologischen Standpunkt an, sondern auf den psychophysischen, für den der kritische Personalismus von William Stern eine bessere Lösung findet, als der rein philosophische oder wenn man will psychologisch gerichtete Standpunkt von Max Scheler. Die Frage der Einheit, Einzigartigkeit, Totalität in ihrer psycho-physischen Bindung zu analysieren, ist zweifelsohne auch eine Aufgabe des Personalismus in der Medizin, wenn wir auch nicht vergessen dürfen, daß eine solche Lösung heute noch außerordentlichen Schwierigkeiten begegnet; ja, man kann wohl sagen, daß man eigentlich überhaupt erst schüchtern am Anfang eines solchen Lösungsversuches steht. Zwar haben gerade die letzten Dezennien Lösungsversuche zu bringen versucht, so z. B. Freud, der als Schöpfer der Psycho-

Digitized by Google

analyse der Psychologie neue Gedanken und Feststellungen vermittelt hat. Sein Verfahren, die Gesamtheit seelischer Erscheinungen verständlich zu machen, ausgehend von der Analyse der Fehlleistungen des Alltags, ausgehend von der Traumdeutung, ausgehend von den seelischen Liebesphänomenen, hat zwar die mechanistische Psychologie bzw. die Assoziationspsychologie in den Hintergrund gedrängt, hat auch für die Dynamik des Seelenlebens neue Wege geöffnet, indem er die Triebe des Menschen als Teil der Persönlichkeit in ihrer gewaltigen Bedeutung erkannte, insbesondere den Selbsterhaltungstrieb und den Sexualtrieb. Damit ist gewiß die Psychologie, die bis dahin einer gewissen Weltfremdheit nicht entbehrt hat und die als Laboratoriumspsychologie gewissermaßen die Psychologie ohne Seele war, wieder zu einer Psychologie der menschlichen Persönlichkeit geworden; und Jung und Adler haben das ihre dazu getan, die Psychologie in ihren Erlebniswurzeln zu vertiefen. Darüber hinaus ist die individuelle Charakterologie, wie es sie ja in diesen Jahrbüchern zu sammeln und zu fördern gilt, bestrebt, die psychischen Gegebenheiten des einzelnen Menschen aus der psychologischen Struktur und aus dem Milieu heraus zu ergründen, indem sie Verhaltungsweisen typologisch zu erkennen trachtet und damit der Erkennung individueller Psychologie den Weg zu weisen sucht; aber wie auch die Gesamtheit der heutigen dynamischen Psychologie, sei es psychoanalytisch, sei es charakterologisch, Einzelstudien und Typologien betreiben mag: in den Tiefenkern der Persönlichkeit dringt die Psychoanalyse allein nicht. Wenn der Mediziner personalistisch den Kranken zu erfassen suchen soll, so wird die Charakterologie oder die Psychoanalyse oder die Psychotherapie allein wohl niemals das Problem der psycho-physischen Erfassung der Person zu lösen imstande sein. Rationell erfaßt kann der Kern der Persönlichkeit nur da werden, wo man in das Gebiet der psycho-physischen Gebundenheit vordringt. Die Analyse muß von innen nach außen gehen, muß es doch leichter sein, aus der psycho-physischen Gebundenheit auf die psychischen Freiheiten in ihren Anlagen zu stoßen, als aus den psychischen Phänomenen auf die psychophysische Gebundenheit vorzudringen. Wir Mediziner arbeiten ja fast immer in einer mittleren Linie zwischen einer rein mechanistischen Betrachtungsweise und einer Art Vitalismus, beurteilen die biologischen Phänomene nicht gesetzmäßig, sondern nach Erfahrungsregeln, sprechen von Heilkraft, Widerstandskraft, Turgor, Tonus, Ermüdung usw. und sehen dabei, daß, um so schwerer ein Individuum erkrankt ist, um so mehr alles rein Psychische ausschaltet, und nur noch ein psycho-physischer gewissermaßen automatischer Organismus bleibt, in dessen Regulationen der Arzt einzugreifen sucht. Dieser psycho-physische Organismus ist das, was man psychophysisch als Zentralperson (oder auch mit Kraus als Tiefenperson) bezeichnen kann. Diese Tiefenperson in ihrem Anlagebestand objektiv zu beurteilen ist die Aufgabe des psycho-physischen Personalismus. Diese Zentralperson oder Tiefenperson zu definieren ist vielleicht schwierig. Die Klärung des Begriffes wird leichter, wenn wir versuchen, ein Modell der Persönlichkeit zu entwerfen. Der Organismus als vitales Gebilde befindet sich trotz seiner periodischen Schwankungen in einem Gleichgewichtszustand, und er bestrebt sich, diesen Gleichgewichtszustand sein Lebenlang zu erhalten, immer dabei auch trotz der Allgewalt der

Digitized by Google

Umweltsfaktoren die Einheit und Ganzheit zu wahren. So wie Kant einst die Gesetze der Erfahrung und damit die allgemeinen Gesetze der Natur auf die Einheit eines denkenden Bewußtseins zurückgeführt hat, so wird für den Organismus die Summe aller Umweltsbedingungen im psycho-physischen Kern auf die Einheit eines automatisch regulierenden Organismus zurückgeführt. Stellt auch das Ichbewußtsein rein psychologisch betrachtet einen Brennpunkt eines großen psychischen Strahlenbündels vor, dessen Gesamtheit den psychischen Anlagebestandteil mit allen unendlichen seelischen Kombinationsmöglichkeiten repräsentiert, die man vielleicht Tiefe der Seele nennen kann, so ist weder das Ichbewußtsein noch die Gesamtheit seelischer Anlagen allein in ihrer bunten Mannigfaltigkeit das, was man den Kern der Persönlichkeit medizinisch, d. h. psycho-physisch, nennen darf. Dieser Kern liegt psycho-physisch in dem Regulationssystem sämtlicher psychischer und physischer Reaktionen, durch die die biologische Einheit und Ganzheit gewahrt wird. Man kann das auch anders ausdrücken: Der Kern der Persönlichkeit wird von den die Existenz des Lebensprozesses regulierenden Faktoren gebildet. Diese Faktoren zeichnen sich durch eine unendliche Mannigfaltigkeit in den vitalen Systemen des Organismus aus, der sich in stationärem und durch periodische Schwankungen unterbrochenem Gleichgewichtszustand befindet. Man kann diesen Faktorenkomplex analytisch aufzulösen versuchen, doch besteht immer ein Syzygium, und eine Zergliederung würde bei der unendlichen Fülle der Verschiedenheit aller Einzelprozesse uns nach dem augenblicklichen Stand unseres Wissens nicht befähigen, selbst bei bester Kenntnis aller Strukturverhältnisse des Organismus, eine Synthese zuwege zu bringen, die uns eine Rekonstruktion des biologischen Subjektes gedanklich gestattet, auch dann nicht, wenn man den übersummativen Begriff der Gestaltsqualität, wie er neuerdings in der Psychologie hypostasiert worden ist, zugrunde legt. Wir betrachten den stationären Gleichgewichtszustand des Organismus mitsamt seinen periodischen Schwankungen in seiner Gleichgewichtslage gegenüber den Bedingungen der Außenwelt psycho-physisch und bezeichnen in diesem Sinne die Persönlichkeit als psycho-physisch neutral. Das Einbeziehen psychischer Prozesse in das Persönlichkeitsmodell als Koeffizienten der Persönlichkeit ist eine durch das Experiment und durch die Beobachtung sich ergebende Notwendigkeit, insofern durch diese psychischen Koeffizienten überhaupt erst Regulationen ermöglicht werden. Die vitalen Bedürfnisse stellen, wie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, psychisch zum Ausdruck kommende Faktoren dar, die die Regulation des Organismus bedingen. Solche vitale Bedürfnisse, auf die noch eingegangen wird, sind Hunger, Durst, Bewegungsdrang, Reizhunger, in ihrer Gesamtheit als Selbsterhaltungstrieb primitiver Observanz charakterisierbar. Wie liegt die psychophysische Bindung? Versagt hier die kausale Betrachtungsweise? Durchaus nicht? Ohne daß wir uns engherzig an die psycho-reflektorische Verkettung zu binden brauchen, reicht zur kausalen Erklärung von physisch-psychischer Verkettung der empirio-kritisch beschrittene Weg von Avenarius aus, der in seiner Kritik der reinen Erfahrung die Vitalreihen als Erfahrungsphänomene postuliert. Der Vitalreihe liegt die Herstellung eines Gleichgewichtszustandes zugrunde zwischen den inneren

Digitized by Google

Kräften des Organismus und der Umgebung, wobei durch den Reiz eine Störung erfolgt (Initialabschnitt der Reihe), dieser setzt Gleichgewichtsstörungen des vitalen Gleichgewichts (Medialabschnitt der Reihe), das wieder in die alte Gleichgewichtslage zurückkehrt oder in eine neue übergeht oder zerstört wird (Finalabschnitt der Reihe). Da nach der Organisation des menschlichen Organismus dem Nervensystem als Partialsystem gegenüber den anderen Systemen eine besondere Funktion in der Reizübertragung zukommt, so ist es selbstverständlich, daß im Zentralnervensystem jene Summierung von Vitalreihenkombinationen zusammenkommt, die den Persönlichkeitscharakter des Individuums ontologisch bestimmt. Andererseits muß im Zerebrospinalsystem auch die psycho-physische Bindung liegen, denn der Reiz stammt nicht immer nur von der Außenwelt, auch propriozeptive Reize fließen einwärts, bilden Vitalreihen, die sich der Verknüpfung anderer Reihen anschließen und vermitteln so die psycho-physischen Bindungen, die uns in der Klinik, d. h. in der Pathologie, oft nur als lokale, häufig genug aber auch als allgemeine Reaktionen imponieren. Wenn wir von Heilkraft sprechen, wenn wir einen bestimmten Ablauf einer Infektionskrankheit auf Grund häufig gemachter ärztlicher Erfahrungen voraussagen, wenn wir sagen: medicus curat, natura sanat, so liegt das Geheimnis in der Verkettung von Vitalreihen, d. h. im Kampfe der Gleichgewichtsreaktionen, deren Ablauf vielleicht ein typischer genannt werden kann, deren Regulierung und Abstimmung aber im psycho-physischen Kern der Persönlichkeit liegt.

Vielleicht erscheinen diese Vorstellungen noch zu vage; ich glaube aber, nicht zuletzt auf Grund der gerade in den letzten Jahren von anderer Seite begonnenen und auch von mir inaugurierten Untersuchungen über zerebrale Stoffwechselregulationszentren, die Berechtigung zu haben, das Modell der Persönlichkeit entwickeln zu können. Die Einheit der Person, wie sie auch durch die Identität des Bewußtseins zum Ausdruck kommt, kann nur durch zentrale Verknüpfung zustande kommen. Jedes Organ — nicht nur jeder Muskel, jedes Gewebe, jedes System besitzt eine zentrale Projektion bzw. eine zentrale Verknüpfung. Sehen wir ab vom animalen Nervensystem und den Sinnesorganen, so läßt sich, wo man auch nur zu untersuchen beginnt, auch für jedes vegetativinnervierte Organ eine zentrale, anscheinend in Stufenordnungen gelagerte Projektion nachweisen. In Konkurrenz mit der nervösen Verknüpfung steht aber die durch den Säftestrom mit seinen physikalisch-chemisch bedingten Wirksamkeiten vermittelte Verknüpfung, wobei Elektrolytkombinationen und hormonale Einwirkungen die bis jetzt bekannten Faktoren der Wirkungsmöglichkeiten abgeben. Die strukturelle Anordnung des Nervensystems gestattet uns, nicht zuletzt auf Grund vielfacher physiologischer Erkenntnisse, eine Organisation des Zerebrospinalsystems anzuerkennen. Über dem zentral regulierten Rückenmark, das, nach Ausschaltung zentraler Einwirkungen, Reize ungehemmt weiterleitet, stehen die Reize filtrierenden und Tonus erzeugenden Medulla oblongata, Mittel- und Zwischenhirn, die ansteigend ein Überordnungsverhältnis aufzeigen, in das regulierend Großhirnrinde und Kleinhirnrinde eingreifen. Der Rothmannsche großhirnlose Hund zeigt uns an, daß die automatischen Regulationsverhältnisse immer noch möglich sind nach Ausschaltung des

Digitized by Google

Kortex; wir müssen also nach experimenteller Erfahrung annehmen, daß der Tiefenkern der Persönlichkeit, deren Existenz als vitales System nur durch Gleichgewichtsreaktionen ermöglicht wird, sich in jenem zerebralen System findet, das sich paläontologisch als älter gegenüber dem Kortex erweist, d. h. in jenen Lagern grauer Substanz, die den Zentralkanal umgeben, vom Zwischenhirn angefangen nach abwärts. In der Hierarchie der Zentren steht als übergeordnetes Zentrum der Kortex, den wir modellgemäß den Träger des Bewußtseins nennen wollen. Kortex und tiefere Zentra sind übergeordnet und eingeordnet, der Kortex differenzierend, die tieferen Zentra, besonders wohl die des Zwischenhirns regulierend, d. h. das vitale Gleichgewicht aufrechterhaltend.

Die psycho-physische Bindung der gesamten Regulationsprozesse erfordert aber das Eingreifen seelischer Dispositionen oder Funktionen in den Mechanismus, die man auch als Ausdrücke von Vitalbedürfnissen — Hunger und Durst, Bewegungsdrang und Reizhunger — ansprechen muß. Ihre Befriedigung bzw. ihr Vorhandensein schafft Situationen, die mit Gefühlsstörung verbunden sind, sowohl nach positiver wie negativer Richtung, Lust und Unlustgefühle. Aus diesen Gefühlen heraus erwächst das Wollen, das regulativ für die Befriedigung des Hungers, Durstes, Bewegungsdranges und Reizhungers notwendig ist. Ontologische, phylogenetische Untersuchungen, experimentell-physiologische Untersuchungen, nicht zuletzt am großhirnlosen Hund, lehren, daß wir diese Triebe wie die Intensitätsskala hedalgedonischer Gefühle wohl in den tieferen Zentren zu suchen haben, nennen wir sie einmal Urtriebe und Urgefühle. Auf sie differenzieren sich erst die seelischen Funktionen der geistigen Sphäre, das Empfinden, Vorstellen und Denken, wie die der emotionalen Sphäre, das Fühlen und Wollen, zu jenen Feinheiten der Ausbildung, wie sie die psychologischen Grundlagen des menschlichen Ich abgeben. Nicht, daß uns hier die differenzierten seelischen Qualitäten etwa nicht interessierten, sie bedingen nur medizinisch nicht die automatische Regulation der Persönlichkeit, weil sie nicht psycho-physisch neutral oder psycho-physisch gebunden sind wie die unser Ich regulierenden Urtriebe, Hunger, Durst, Bewegungsdrang und Reizhunger. Die Erkennung der psycho-physischen Gebundenheit in diesem unserm Sinne bedeutet also die Erkennung der psycho-physischen Regulation des menschlichen Organismus. Wie ist aber die Methodik, um diesen Kern der Zentralperson zu erfassen? Wird es möglich sein, aus der psychologischen Erfassung allein der geistigen Person im Sinne von Scheler auf den Kern der Zentralperson vorzustoßen? Daß der Freudsche Weg nicht ausreicht, erscheint wohl sicher, ganz abgesehen von der Überwertung des Sexualtriebes, der ja nicht einmal als ein Urtrieb des Menschen angesehen werden kann. Andererseits wissen wir, daß der Selbsterhaltungstrieb doch ein derartiger in die Tiefe gehender Trieb ist, daß wir ihn ontologisch zu den Urtrieben rechnen können. Es finden sich in der Medizin Beispiele genug, wo Menschen lediglich durch den Willen zum Leben imstande gewesen sind, den psycho-physischen Automatismus so zu stärken, daß die Fortsetzung des Lebens möglich wurde. Der Einfluß starker psychischer Affekte auf die momentane Zerstörung des Lebens ist andererseits ebenso bekannt wie die Unterminierung der Persönlichkeit durch seelische Erlebnisse langer Dauer. Wie weit ist aber die Er-

Digitized by Google

kennung der psycho-physischen Regulation und ihrer Störungen heute auch durch die psychologische Analyse möglich? Die Antwort darf nicht von der Pathopsychologie allein gegeben werden, denn was für das Gebiet der seelischen Triebstörungen gilt, gilt durchaus nicht für das Individuum, dessen Triebleben als normal bezeichnet werden muß. So kann eine Erkrankung der Gallenblase, die Störung in der Magen-Darm-Verdauung von langer Hand im psycho-physischen Kern der Persönlichkeit Verschiebungen herbeiführen, die den Kern der Persönlichkeit in ihrem automatischen Regulationsmechanismus schwer erschüttern. Hier gilt es medizinisch die richtige Einstellung zu gewinnen. Wir sind ja, wie wir beschämt sagen müssen, medizinisch erst am Anfang unserer Erkenntnisse. Aber wir wissen, daß ein Mensch auch ohne jede Affektion seines Oberbewußtseins schwer geschädigt sein kann durch den alterierten psycho-physischen Bindungsmechanismus, z. B. bei Affektionen des Kreislaufs, des Magen-Darm-Traktus usw. Pawlow hat als erster mit der Feststellung des bedingten Reflexes beim Hunde den Weg gewiesen, um psycho-physische Bindungen experimentell nachzuweisen. Man kann den Pawlowschen Reflex als primitive Vitalreihe studieren. Andererseits liegt in dem psycho-physischen Kerne auch die Bindung mit dem Oberbewußtsein, wobei aber betont werden muß, daß nicht alles, was unterbewußt ist, auch in das Oberbewußtsein treten muß. Es kann das wohl geschehen: so hat Heyer in der Friedrich-Müllerschen Klinik Sekretionsstörungen bei hypnotisierten Patienten lediglich durch Erregung von Lust- und Unlustgefühlen herbeizuführen vermocht. Die Verknüpfung der Anomalien des innersekretorischen Apparates mit Affektänderungen, die psycho-physische Struktur der Frau in ihrer Abhängigkeit vom Leben ihres Eierstockes weisen uns allerdings darauf hin, wie diese psycho-physischen Bindungen, die den Kern der Persönlichkeit ausmachen, gerade mit Änderungen des Affektlebens verknüpft sind. Hier liegt wirklich die Domäne der personalistischen Erfassung der Person, und es wäre von Bedeutung, die Fülle dieser psycho-physischen Verknüpfungen, wie wir sie in der individualistischen Klinik studieren können, in großem Umfange und Ausmaße zu registrieren, um die Regeln bzw. die Gesetzmäßigkeiten feststellen zu können. — Aber hier stehen wir noch ganz im Anfange!

Friedrich Kraus sieht das System der Tiefenperson manifestiert durch das Vegetativsystem, das nach ihm nicht bloß die Vegetativnerven, sondern auch Grenzflächen, Elektrolytverteilung und Gifte (Hormone) umfaßt. Die Stärke und Schwäche der Persönlichkeit würde dabei ebensosehr durch die Art und Weise der Elektrolytverteilung bestimmt, wie sie etwa auch durch Störungen in der Hormonverteilung oder Änderungen des Vegetativnerven bestimmt werden kann. Heute ist es noch schwer, überhaupt Typen vegetativ stigmatisierter Persönlichkeiten aufzustellen, denn auch der Begriff des labilen, vegetativ stigmatisierten Individuums erfüllt keineswegs das Programm, das eine künftige Kenntnis der psycho-physischen Beziehungen im Sinne der Tiefenperson aufstellen muß. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die neuere Klinik sich doch gerade jenen Tiefenbindungen der Person zuwendet, die letzten Endes das Wesen der Persönlichkeit medizinisch determinieren. Daß charakterologisch Individuen durch das Verhalten der Tiefenperson gekennzeichnet werden, ist fraglos. Die Beziehung des

Digitized by Google

Basedow-Kranken zu diesen Störungen seiner Tiefenperson, wie überhaupt die Beziehungen der Tiefenperson zur Schilddrüse und den inneren Drüsen einerseits und andererseits zur psychologischen Charakterologie sind so evidente, daß nur ein Nichtsehenwollender diese Zusammenhänge verkennt. Die Psychologie der verschiedenen Lebensalter hat ihre besondere Prägung in der Psycho-Physik der Tiefenperson, und es gibt kaum eine Krankheit, bei der wir nicht Abhängigkeiten zwischen Psycho-Physik der Tiefenperson und charakterologischer Gesamteinstellung erkennen. Das Bestreben der heutigen Psychiatrie, die Psychosen aus dem Bereich der doch irrationalen Sphäre der Psyche herauszunehmen und sie gewissermaßen somatisch zu verankern, bedeutet ja auch nur den Versuch, das Charakterologische der Psychose auf einen psycho-physischen Kern zurückzuführen. Wie gesagt, wir stehen erst am Beginne von Kenntnissen, die vielleicht in Jahrhunderten mühsam gewonnen werden. Es ist aber für jede Zeit charakteristisch, daß sie methodologisch sich ihrer Aufgaben bewußt wird, und in dieser Beziehung scheint uns gerade die personalistische Einstellung von großem Wert zu sein.

Wenn wir nun rückschauend uns fragen: Welchen Sinn hat vom wissenschaftlichen wie vom praktischen Gesichtspunkt der Personalismus im Sinne der Biologie der Person, so liegt die Antwort zum Teil bereits in der Beantwortung enthalten, die wir auf die Frage gegeben haben: was heißt Personalismus in der Medizin überhaupt?

Die Krankheitslehre wird durch den „Personalismus" wieder zu einem Zweig der Biologie, d. h. es wird die Krankheitslehre, wie es sich gehört, auf den biologischen Stamm, den Menschen, zurückgepfropft und damit, ganz allgemein wissenschaftlich ausgedrückt, die Enge einer fälschlicherweise, aber notwendigerweise abstrakten Wissenschaft überwunden, d. h. die nosologische Abstraktion wird wieder zum konkreten Objekt, der Person, zurückgeführt. Damit gewinnt der rein ärztliche Standpunkt. — Wir haben gelegentlich die Bemerkung gemacht, daß es mehr kranke Menschen gäbe als Krankheiten. Personale Biologie gestattet die Anerkenntnis der individuellen, d. h. der Krankheit der Person ohne Rücksicht darauf, ob sich diese Krankheit heute in einen Krankheitsbegriff eingliedern läßt oder nicht. Die Richtung der Krankheitsbetrachtung ist in der personalen Biologie rein syzygiologisch gegeben, ohne daß man sich etwa von den Erfahrungsregeln der heutigen nosologischen Lehre fernzuhalten brauchte. Es soll auch nicht etwa in den Fehler verfallen werden, den etwa die Homöopathie gemacht hat, die gewissermaßen keine Krankheiten kennt („Diagnosenlose Medizin"), sondern nur Symptome hat, die therapeutisch behandelt werden. In der personalen Biologie wird genau so wie es in den letzten Dezennien in der Klinik geschehen ist, der Krankheitsprozeß pathologisch-physiologisch, aber erweiternd auf den psycho-physischen Kern, d. h. auf die Totalität des Organismus, ausgedehnt, erfaßt. Nicht in naturwissenschaftlicher Enge allein wird das Krankheitsproblem physiologisch betrachtet, sondern in ärztlicher Weite. Das ist der Gewinn der Klinik. Daneben aber zieht die Allgemeinheit praktisch den Nutzen, denn die Biologie der Person, wie wir sie durch den Ausdruck des Personalismus erfassen, dient dazu, die Kenntnis unserer

Digitized by Google

Bevölkerung und anderer Bevölkerungen zu vertiefen, die psycho-physische Konstitution der Jugend, des Alters, der Männer, der Frauen festzustellen, die Schäden der Bevölkerung durch Umweltsfaktoren aufzuzeigen, wobei als Beispiel nur auf die Feststellungen verwiesen sei, die gerade während und nach der Hungerblokade an unserer Bevölkerung durch die Reihenuntersuchungen von Rudolf Martin und in seinem Sinne ausgeführter Untersuchungen gemacht worden waren und die die Minderwertigkeit der Bevölkerung in biologischer Beziehung besonders bei unseren Kindern ergaben. Solche Feststellungen sind naturgemäß von unendlich großem Werte, besonders dann, wenn man die Abhängigkeiten von bestimmten Faktoren, wie z. B. der Ernährung, bestimmten Giften, dem Beruf usw., festzustellen in der Lage ist. In diesem Sinne ist auch die Propaganda für den Sport aus der Einsicht heraus verständlich, daß die körperliche Blüte des Volkes zum Teil zurückgehalten wird durch Mangel an körperlicher Erziehung, durch einseitige Lebensweise, berufliche Überlastung, ungesundes Wohnen usw. usw. Das, was die Eugenik will, das, was die Sozialhygiene registriert und vorurteilsfrei feststellt, liegt alles im Erfüllungsbereich dieser Biologie der Person, die auch für die gesamte Vererbungslehre krankhafter Stigmen eine ebensolche Bedeutung hat wie für die Frage der Erhaltung hochwertiger Rassenelemente.

Literatur: Th. Brugsch, Allgemeine Prognostik oder die Lehre von der Beurteilung der Gesunden und Kranken. Urban & Schwarzenberg. 1. Aufl. 1919, 2. Aufl. 1921. — Personalismus, Berl. Klin. W. 1922; Constitution und Individualität, Med. Klin. 1924. — Fr. Kraus, Pathol. d. Person, bei Thieme, Leipzig 1921. — Th. Brugsch und F. H. Lewy, Biologie der Person, Urban & Schwarzenberg, 4 Bde., z. Teil noch im Erscheinen 1926/27.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesichtsausdruck und Muskelspiel.

Von R. Fick (Berlin).

(Mit 12 Abbildungen.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Meine Damen und Herren!

„Der hat ein Fuchsgesicht, der ist ein Schlaumeier", so hört man oft die Leute sagen — und in der Tat, es ist etwas Wahres dran: Der Gesichtsausdruck eines schlauen Menschen erinnert uns manchmal wirklich an ein Fuchsgesicht und der von blöden, dummen Menschen an ein Schafsgesicht. Diese Ähnlichkeit zwischen bestimmten Gesichtsausdrücken des Menschen und denen der Tiere „gleichen Charakters" ist freilich zum Teil wohl nur eine zufällige oder gar nur eingebildete, auf altem Herkommen beruhende. Denn schon im grauen Altertum wurde sie behauptet, und bis ins vorige Jahrhundert hinein sah man in dieser Ähnlichkeit sogar die einzige „Erklärung" für die Verschiedenheit in den Gesichtern der Menschen. Man begnügte sich damit zu sagen, der Schlaue hat eben ein Fuchsgesicht, der Mutige ein Löwengesicht, der Raubgierige ein Geiergesicht usw., wenn auch die Verallgemeinerung der Behauptung zu argen Abwegigkeiten führt. Besseres Verständnis für die Verschiedenheit des Gesichtsausdruckes und für das Mienenspiel bahnte sich erst etwa im vorvorigen Jahrhundert an, als man die Wirkung der Gesichtsmuskeln sich mehr und mehr klarmachte. Einer der ersten, der ihre Bedeutung für den Gesichtsausdruck richtig erkannte, war unser großer Dichter Schiller, der ja als Militärarzt ausgebildet war und daher die anatomischen Grundlagen des Gesichtes genau kannte. Direkt bewiesen und zu allgemeinerer Kenntnis gebracht wurden die Beziehungen der Gesichtsmuskeln zum Ausdruck durch den aus Boulogne stammenden Pariser Arzt Duchenne. Er war es, der ihren gegenseitigen Beziehungen bis ins einzelne nachspürte.

Die „Gesichtsmuskeln" im anatomischen Sinne sind, im Gegensatz zu den auch im Gesicht liegenden Kaumuskeln, die die Kiefer gegeneinander bewegen, nur sog. Hautmuskeln, d. h. sie entspringen zwar zum größten Teil auch am Knochen, setzen sich aber mit ihrem anderen Ende an der Haut an.

Alle Gesichtsmuskeln werden durch einen einzigen Nerven, den sog. Gesichtsnerven (n. facialis) versorgt, und zwar fast jedes kleinste Bündel von einem besonderen Nervenästchen. So können wir verstehen, daß gerade bei den Gesichtsmuskeln die Tätigkeit unendlich fein abgestuft werden kann.

Anmerkung. Nur mit einigem Widerstreben folge ich dem wiederholt geäußerten freundlichen Wunsche des Herrn Herausgebers, den volkstümlichen Überblick über obigen Gegenstand an dieser Stelle im Druck erscheinen zu lassen. Ich gab diesen Überblick, der keineswegs für den Druck bestimmt war, in einem Vortragsabend der öffentlichen Wintervortragsreihe der preußischen Akademie der Wissenschaften. R. F.

Digitized by Google

Die Gesichtsmuskeln sind überdies mit die kleinsten, feinsten, die dünnsten Muskeln des menschlichen Körpers, die die wenigste Masse haben, also am leichtesten auf den Nervenreiz ansprechen, auf die leisesten Reize hin sich zusammenziehen können. Sie bleiben daher auch am längsten erregbar, die Füße, die Hände können schon tot sein, das Gesicht und das Auge „bricht" am letzten.

Ich habe hier in der Hand den bemalten Naturabguß eines Gesichtes, von dem die Haut vorsichtig abpräpariert wurde und dadurch die Gesichtsmuskeln freigelegt wurden. Eigentlich müßte an jedem Muskel auch ein Stückchen Haut erhalten sein, an dem es sich angesetzt hat. Das ist in der Tat bei einigen auch der Fall. Man sieht, daß sich die Gesichtsmuskeln zum Teil kreisförmig, zum Teil strahlenförmig um das Auge, die Nase und den Mund und das Ohr herum anordnen. Da der Gipsabguß nicht auf weitere Entfernung gut zu erkennen ist, wollen wir uns die Muskeln an einer Abbildung mit dem Bildwerfer etwas näher anschauen: Hier umgibt ein breiter Ring-

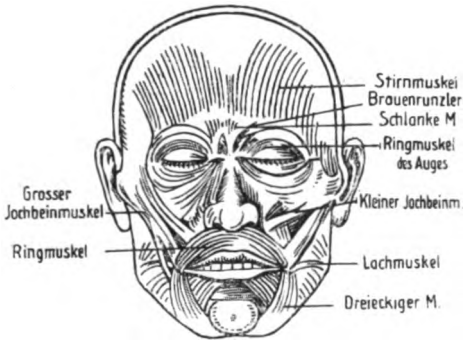


Bild 1 a.
Freigelegte Hauptgesichtsmuskeln von vorne.

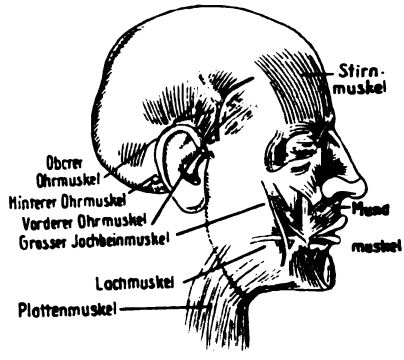


Bild 1 b.
Freigelegte Hauptgesichtsmuskeln v. d. Seite.

muskel das Auge (s. Bild 1a u. b), hier ein ebensolcher, nur schmälerer den Mund, da sind Andeutungen eines Ringmuskels um die Nase herum. Andererseits sehen wir Muskeln, die strahlenförmig von allen Seiten her zur Mundspalte ziehen. Ferner ist ein Muskel da, der von den Brauen nach oben zur Stirne und über sie hinweg zum Scheitel ausstrahlt, und noch ein Muskel, der radiär von der Nasenwurzel zur Augenbraue zieht. Endlich sind auch Züge vom Ohr aus zu sehen, allerdings nur schwache Erinnerungen an die starke Ohrmuskulatur bei Tieren. Bekanntlich können nur vergleichsweise wenige Menschen willkürlich „mit den Ohren wackeln". Bei der Zusammenziehung der Kreismuskeln werden natürlich die umzogenen Öffnungen geschlossen oder verengert, gerade so wie ein Tabaks- oder Strickbeutel, wenn man an der die Beutelöffnung umziehenden Ringschnur zieht. Die Ringsmuskeln sind also die „Schließer der Pforten des Gesichtes". Die strahlenförmig angeordneten Muskeln hingegen ziehen die Spalte natürlich in dieser oder jener Richtung auseinander. Sie sind die „Öffner der Gesichtspforten" zum Empfang, zum Einlaß der Sinneserregungen und andererseits zur Vernehmlichmachung, zur Mitteilung, zur Antwort auf die Sinnesempfindungen und zur Mitteilung der Seelenvorgänge an die Nebenmenschen durch

Digitized by Google

den geöffneten Mund. Bei den Zusammenziehungen dieser Hautmuskeln entstehen natürlich Falten in der Haut, die durch kräftige Zusammenziehung recht tief werden können, so daß man Gegenstände darin einklemmen kann. Ich brauche nur an die Einglas-, die „Monokel" träger zu erinnern, die das Glas mit dem Schließmuskel des Auges festhalten, um es gegebenenfalls im nächsten Augenblick durch Entspannung des Muskels mit lässiger Miene fallen zu lassen. Aber es gibt auch Personen, die noch ganz andere Kunststücke mit ihren Gesichtsmuskeln vollbringen. Vor einigen Jahren zeigte sich ein solcher Künstler, der sich „Der Mann mit dem magnetischen Gesicht" nannte. Er konnte durch geschickte Bewegungen der Gesichtsmuskeln — freilich unter argem Grimassen-

Bild 2 a. Festhalten von Löffeln mit den Gesichtsmuskeln. Bild 2 b.

schneiden — einen Löffel im Gesicht herumwandern lassen, vom Kinn zur Stirne bringen und auf der anderen Seite wieder herunter oder bis zu einem halben Dutzend Löffel zugleich an seinem Gesicht aufhängen oder gar eine Unzahl von Stahlfedern mit den Gesichtsfalten „anziehen", d. h. festklemmen und — was das Wunderbarste war — auf Befehl einzeln oder in Gruppen wieder fallen lassen. Von den Löffelkunststücken kann ich Ihnen zwei Bilder zeigen (s. Bild 2a und b).

Der gewöhnliche Sterbliche ist freilich nicht imstande, seine Gesichtsmuskeln willkürlich so meisterhaft spielen zu lassen, sondern gebraucht sie, zwar beständig, aber — sogar vorwiegend unwillkürlich, ohne es überhaupt zu wissen und zu merken. Denn auch die scheinbar gleichgültigste Miene der Welt beruht auf der Wirkung sanfter tätiger („aktiver") Anspannung dieser oder jener Gesichtsmuskeln. Daher verliert das Gesicht schon bei Müdigkeit den Ausdruck und gewinnt ein mehr oder weniger schlaffes Aussehen. Im Schlaf, d. h. sogar nur im ganz ruhigen, traumlosen Schlaf ist dann das Gesicht ganz dem Gleichgewicht zwischen den nur passiven, wie man sagt, „tonischen" Muskelspannungen überlassen.

Daß dem so ist, d. h., daß jeder lebendige Gesichtsausdruck die Folge aktiver Muskelanspannung ist, wird am klarsten durch die Tatsache bewiesen, daß durch

Digitized by Google

den Eintritt vollkommener Gesichtsmuskellähmung das Gesicht jeden „Ausdruck" verliert und „maskenartig" erscheint. Auch im Tod verschwindet daher natürlich der eigentliche Gesichtsausdruck, so daß der Gipsabguß, die „Totenmaske", namentlich bei jüngeren Leuten, mehr nur die Gesichtsart, als den Gesichtsausdruck erkennen läßt, der der Person im Leben eigen war.

Trotzdem das Gesicht der Hauptsitz der „Mimik" ist, so dienen die Gesichtsmuskeln in erster Linie doch nicht der Mimik, sondern anderen Zwecken; nämlich dazu: die Augen, den Mund zu schließen oder zu öffnen, die Nase zu verengern oder zu erweitern usf., die „mimische" Bedeutung haben sie erst in zweiter Linie erlangt. Ähnliches sehen wir ja auch bei anderen Muskeln, z. B. denen, die die Schultern heben; auch sie dienen der Mimik, der Miene des Zweifels, oder bei den Kopfdreh- oder Kopfbeugemuskeln, die das Kopfschütteln, das Kopfnicken bewirken, eine Miene, die ja unter Umständen für den Menschen sehr große Bedeutung haben kann, oder bei den Fingerbeugern, die die Faust ballen beim Drohen usw.

Wenn wir uns fragen, was wohl der Grund dazu ist, daß gerade die Gesichtsmuskeln die „Hauptmimiker" sind, so müssen wir wohl sagen, daß die unmittelbare Nähe der Gesichtsmuskeln am Seelenorgan, am Hirn und ihre unmittelbare Verbindung mit den Sinnesorganen, mit dem Gesichts-, dem Geruchs- und Geschmacksorgan es ist, die die Gesichtsmuskeln besonders geeignet, gewissermaßen „vorausbestimmt" erscheinen läßt, zum Seelenleben, zu den Gemütsbewegungen in unmittelbare Beziehung zu treten. Darauf weist auch die Versorgung mit einem „Hirnnerven" hin, denn der genannte „Gesichtsnerv" (s. oben) kommt direkt aus dem Hirn heraus und steht im Hirn in unmittelbarster Verbindung mit der Hirnrinde, dem Sitz der Seelentätigkeit, und mit allen Sinnesnerven.

So „reflektiert sich" gewissermaßen jede Seelenstimmung und jeder Sinneseindruck sofort auf der „so benachbarten" und direkt verbundenen Gesichtsmuskulatur, auf dem Gesichtsausdruck: der Schmerz, die Laune, die Stimmung des Menschen steht ihm daher „auf der Stirne geschrieben".

Die Mienen sind in der Tat die unmittelbarsten, ja eigentlich die einzigen direkten äußeren Anzeichen für die inneren Seelenvorgänge.

Aber die Entstehung der einzelnen bestimmten, verschiedenen, Ausdruckszeichen im Gesicht für die verschiedenen Seelenvorgänge, für die Freude, den Schmerz usw., also die Entstehung des Lachens, des Weinens, der Miene der Verachtung, des Zornes usw. ist natürlich durch die „Hirnnähe", durch den „Hirnnerven" und durch die Verbindung der Gesichtsmuskeln mit den Sinnesorganen nicht zu erklären.

Schon Aristoteles hat sich darüber Gedanken gemacht, die noch bis ins vorige Jahrhundert herrschend blieben. Es war die vorhin erwähnte Scheinerklärung, in Wahrheit aber nichtssagende angebliche Tierähnlichkeit der verschiedenen Gesichtsausdrücke. Denn auch wenn die Ähnlichkeit richtig wäre, wäre damit ja ihre Entstehung noch nicht erklärt. Erst Darwin und zum Teil schon vor ihm Bell haben es unternommen, eine wirkliche „Erklärung" für die verschiedenen Ge-

Digitized by Google

sichtsausdrücke und Mienen zu finden; sie haben es nämlich versucht, die Ausdrücke aus der Zweckmäßigkeit abzuleiten und sehen ihren Ursprung in den „zweckmäßigen" Gebärden der Tiere. Sie sagen, die zweckmäßigen Gebärden der Tiere hätten sich durch die natürliche Zuchtwahl und durch Nachahmung von den niederen auf die höheren Tierklassen fortgeerbt und allmählich zum menschlichen Mienenspiel vervollkommnet. Und zwar soll sich die Sprache des Mienenspieles vor der Lautsprache entwickelt haben, wie es auch bei der Entwicklung des einzelnen Menschen, beim Kind noch geschieht, das sich ja auch zuerst, noch längst ehe es sprechen lernt, durch Mienen verständlich macht. Darwin hat diesen Gedanken übrigens schon vor der Aufstellung seiner allgemeinen Entwicklungs- und Abstammungslehre ausgesprochen, er bildete ihm gewissermaßen einen Baustein zu seiner großen Lehre.

Die Darwinsche Erklärung scheint mir freilich nur für einige allgemeine Zeichen oder Gefühlsausdrücke auszureichen: Wenn wir Menschen aus Haß einseitig, nach dem Gegner hin oder doppelseitig „die Zähne zeigen", so können wir diese Miene in ungezwungenster Weise unmittelbar dem Zähnefletschen der Raubtiere und der Affen vor dem Angriff vergleichen, und es ist nicht zu leugnen, daß es gar nicht unzweckmäßig ist, seinem Gegner, auf den man „einen Zahn" hat, die Zähne zu zeigen, auch wenn in Europa, im allgemeinen wenigstens, die Zähne nicht mehr als Angriffswaffe benützt werden. Freilich im Krieg mußten ja unsere Feldgrauen z. B. in der Schlacht bei Soissons leider erfahren, daß die von den Franzosen auf uns gehetzten Negerhorden nicht nur mit Messern um sich stachen, sondern auch mit ihren Zähnen um sich bissen, also nicht nur sprechende, sondern auch beißende „Kulturbeweise" gaben. Man sieht also, daß auch in Europa bei menschlichen Bestien, wenigstens „im französischen Kulturkreis", das Zähnefletschen recht ernste Bedeutung haben kann. Ebenfalls zweckmäßig erscheint das Faustballen, auch wenn man gar nicht vor hat, jemanden mit den Fäusten zu bearbeiten. Der Pazifist wird es freilich vorziehen, die Fäuste nur in der Tasche zu ballen. Vielleicht kann auch das Zusammenrümpfen der Nase und das Ausblasen der Luft nach oben, nach der Nase zu (dadurch, daß man die Unterlippe vorschiebt), um unsere Verachtung oder unseren Ekel auszudrücken (eine ähnliche Miene zeigt Bild 3) in Zusammenhang gebracht werden mit der Zweckmäßigkeit, die Nase zu verschließen und des Wegblasens beim Auftreten eines ekelhaften, widerlichen Geruchs. Ähnlich zeigt ja auch das Ausspucken vor jemand (über die zum Schutz vorgeschobene Unterlippe hinweg) die Zeichen des körperlichen Ekels, ja es kann einem bei seelischem Ekel wirklich auch körperlich „übel werden", daher die Redensart, „der Mensch ist einem zum Speien". Auch beim Weinen wird der Nasenausgang etwas verengert, durch Nasenzusammenrümpfen, oft auch durch Herabziehen und Zusammendrücken der Nasenflügel

Bild 3. Miene des Ekels.

Digitized by Google

(im Gegensatz zum Lachen!). Das kann vielleicht auf eine unangenehme körperliche Geruchserregung in der Seele hindeuten, ähnlich wie es beim seelischen Ekel der Fall ist und die Nasenverengerung ist dann gut als zweckmäßige Bewegung zu verstehen.

Auch daß beim Weinen der Mund oft weit geöffnet (s. Bild 4a) wird, ist natürlich zweckmäßig, um den Hilfe suchenden Klageruf weithin ertönen zu lassen.

Aber auch das Zusammenkneifen der Augen beim Weinen (s. Bild 4 a und b) erklären Bell und Darwin für eine zweckmäßige Bewegung, um die Herausdrückung der Augen aus ihrer Höhle beim Weinen, das ja mit einer gepreßten Ausatmung verbunden ist, hintanzuhalten.

Bild 4a. Weinen, Mund weit geöffnet, Augen zugekniffen.

Ein anderer, für das Weinen und Schluchzen sogar besonders kennzeichnender Vorgang, nämlich die ruckweise gepreßte Ein- und Ausatmung scheint mir allerdings noch vollkommen rätselhaft und aus der Zweckmäßigkeit unerklärlich.

Bild 4b. Weinen, Mund wenig geöffnet, Augen zugekniffen.

Vollkommen unerklärt scheint mir auch noch das Lachen zu sein, das übrigens gerade dem Menschen allein eigentümlich ist, so eigentümlich, daß wir uns dafür aus dem Gewirr der Hals-Hautmuskelausstrahlung ins Gesicht noch besondere Bündel, den Lachmuskel (s. Bild 1a u. 1b) heraus abgesondert haben. Daß der Mensch allein lacht, ist beiläufig gesagt, eigentlich der beste Beweis für den günstigen Einfluß der „Menschwerdung" aus unseren „tierischen Vorfahren"! Die Hauptlachbewegung findet freilich nicht im Gesicht, sondern im Bauch statt, auch hier in Gestalt ruckweiser Anspannung und Erschlaffung eines Muskels, des Zwerchfelles, so heftig, daß man oft ganz außer Atem kommt und im Lachen eine Pause machen oder sich „den Bauch halten muß vor Lachen".

Daß auch die höchststehenden Affen nicht laut lachen, wollten gewisse Forscher dadurch erklären, daß die Affen dazu zu vorsichtig seien, sehr mit Unrecht, denn jeder Tropenreisende weiß von dem ohrenbetäubenden Lärm zu erzählen, den die Affen zu ihrem Vergnügen oft in den Wäldern vollführen. Auch in den zoologischen Gärten sehen wir ja, daß die Affen den größten Spaß daran haben, rechten Lärm zu machen, zu trommeln, zu klappern, zu rasseln usw.

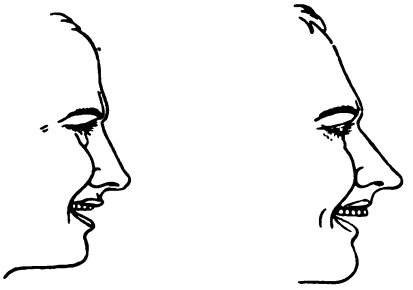
Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir wohl auf eine bündige, einwandfreie Erklärung aller verschiedenen Gefühlsäußerungen aus der Zweckmäßigkeit einstweilen verzichten müssen. (Zu welchen Ungereimtheiten übrigens die stammesgeschichtliche Ableitung der Gebärden führen kann, zeigt der Ausspruch eines sonst hervorragenden Anatomen, der das Gähnen für die Erinnerung an die Kiemenatmung hält, weil man dabei die Luft mit so großem Behagen in die tiefsten Winkel des aufgesperrten Rachens hineinpresse!)

Digitized by Google

Beim menschlichen Mienenspiel sind es übrigens immer nur ganz bestimmte, kennzeichnende Linien des Gesichts, die sich verändern, das sind eben die Hauptansatzstellen der verschiedenen Muskelgruppen! Die Brauen, die Lidspalte, die Mundspalte und die Nasen-Lippenfalte.

5 a gleichgültig. 5 b traurig. 5 c lustig.

Wie bekanntlich der holländische Maler Humbert v. Superville (1827) gerade vor 100 Jahren zeigte, kann man ja in der Tat mit 4 Hauptlinien schon ein ruhiges, ein trauriges und ein lustiges Gesicht kennzeichnen.



Weinen. Bild 6. Lachen.
(Schema nach Piderit.)

Lassen wir die Linien nämlich nach außen abwärts gehen (Bild 5b), herabhängend „geknickt", wie bei einer Traueresche, so wird ein trauriger Ausdruck hervorgerufen, lassen wir sie nach oben außen ansteigen (Bild 5 c), so erhalten wir einen lustigen Ausdruck, wie uns auch die aufwärtsgebogenen Randlinien chinesischer Bauten einen fast spaßigen Eindruck machen. Beistehend gebe ich Piderits mit wenigen Strichen gezeichnetes Lachgesicht und Weingesicht (s. Bild 6). Auch an guten Spottzeichnungen, wie von Wilh. Busch, sieht man ja, mit wie wenig Strichen, d. h. also „Gesichtslinien", ein Gesichtsausdruck vollständig zu kennzeichnen ist.

Bild 7. Dr. Duchenne mit der Untersuchungsperson.

Duchenne hat sich nun daran gemacht, zu untersuchen, welche Muskeln vor allem für den Ausdruck von Einfluß sind, ja er hat es unternommen, für jeden Muskel seine mimische Bedeutung zu ergründen, indem er bei lebenden Menschen jeden Muskel möglichst allein getrennt elektrisch reizte (vgl. Bild 7) und den mimischen Erfolg der Reizung genau beobachtete. Da das Gesicht ungeheuer reich an Gefühlsnerven ist und daher auch bei der elektrischen Reizung der Muskeln viele

Digitized by Google

Gefühlsnerven mit getroffen werden, so ist die Elektrisierung nicht gerade sehr angenehm und löst leicht unwillkürliche, bei der Untersuchung nicht beabsichtigte Zuckungen aus. Duchenne stellte die Hauptversuche daher hauptsächlich an Patienten, deren Gefühlsnerven des Gesichts ganz gelähmt waren, an.

Duchenne unterscheidet Hauptausdrucksmuskeln und Hilfsausdrucksmuskeln. Er erkannte nämlich, daß z. B. die alleinige elektrische Reizung des Brauenrunzlers (Bild 1a) genügt, um das ganze Gesicht in eine Leidensmiene zu verwandeln (s. Bild 8), er verdankte diese Entdeckung einem Zufall: als er nämlich bei einer Dame den Brauenrunzler reizte, sah das ganze Gesicht leidend aus; da fiel ihr der Hutschleier, den sie der damaligen Mode entsprechend auch beim Arzt nicht ablegte, über die Stirngegend, und siehe da, das Gesicht verlor sofort den leidenden Ausdruck, sowie die Brauengegend bedeckt war. So oft er den Versuch

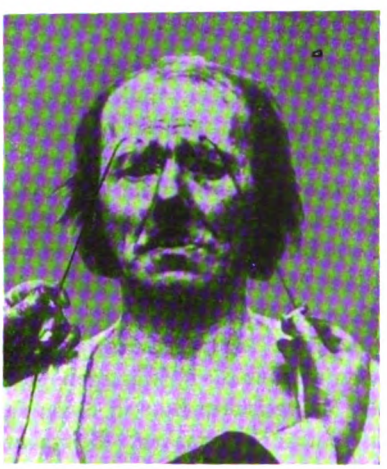


Bild 8. Brauenrunzler-Reizung ergibt Leidensmiene.

Bild 9. Freudige Aufmerksamkeit.

wiederholte, so oft stellte er fest, daß bei der Reizung dieses einen Muskels die ganzen Gesichtszüge, auch die der unteren Teile, einen leidenden Ausdruck anzunehmen schienen, der verschwand, wenn man den Erfolg der betreffenden Muskelreizung verdeckte! Dasselbe ergab die isolierte Reizung an einer noch reizungsfähigen Leiche, wo also von einer willkürlichen oder unwillkürlichen Mitbewegung anderer Muskeln keine Rede sein konnte. Damit war die Richtigkeit der Annahme von Hauptausdrucksmuskeln einwandfrei bewiesen.

Wir sehen aus den Versuchen Duchennes zugleich, daß man sich über den Ort und Umfang der Veränderungen im Gesicht, beim Mienenspiel sehr täuschen kann. So liegt z. B. auch der „Ausdruck" und „der Glanz" des Auges nicht, wie Laien meinen, im Auge selbst; er beruht nicht etwa auf einer Änderung der Spannung oder des Feuchtigkeitsgehaltes des Auges, wie auch heute noch manchmal behauptet wird, sondern er ist offenbar vor allem abhängig von der Zusammenziehung des Stirnmuskels. Bei leichter Zusammenziehung des Stirnmuskels erstrahlt das Auge in erstauntem „Glanz", offen-

Digitized by Google

bar deshalb, weil bei Erheben der Braue durch die Stirnmuskelzusammenziehung auch das obere Lid mit gehoben wird, und so mehr Licht ins Auge fällt und damit das Auge andere Reflexe aussendet usw.

Natürlich spielen auch die Bewegungen des Auges selbst beim Augenausdruck eine wesentliche Rolle. Wenn die Augen himmelwärts erhoben werden, gibt das einen anderen Ausdruck, wie wenn sie niedergeschlagen werden usw. Auch die Stellung des Kopfes hat auf den „Augenausdruck" starken Einfluß. Zu jeder Kopfstellung gehört gewissermaßen ein besonderer Augenausdruck. Daher wirkt ein Lichtbild fremd und unähnlich, wenn der Lichtbildkünstler erst den Kopf irgendwo hindreht oder gar in einen Halter einspannt und dann den Blick irgendwo anders, zur Kopfstellung gar nicht passend, hinwenden läßt. Ja, auch die ganze Körperhaltung beeinflußt den Augenausdruck, er ist scheinbar ein ganz anderer, „die Augen sehen ganz anders aus", wenn man mit jemandem gerade „von Angesicht zu Angesicht" spricht, oder aber nur „über die Achsel" mit ihm redet.

Wir wollen nun die Ausdruckswerte der einzelnen Muskeln besprechen.

Die Wirkung der einzelnen Muskeln in der Mienensprache entspricht gewissermaßen den einzelnen Silben oder Worten der Wortsprache. Und auch in der Mienensprache gibt es, wie in der Lautsprache, einzelne Ausdrücke oder Worte, die schon für sich allein „alles sagen". Das sind die Wirkungen der Duchenneschen Hauptausdrucksmuskeln. Dazu zählt Duchenne z. B. den Stirnmuskel als „Muskel der Aufmerksamkeit", den Jochbeinmuskel als „Muskel der Freude", den Brauenrunzler als den „Muskel des Leidens" (s. Bild 1a und 1b).

Andere Muskeln haben für sich allein nur eine unbestimmte Bedeutung und geben erst mit anderen zusammen einen einfachen, klaren Ausdruck.

Ja, es ist Duchenne gelungen, künstlich, durch gleichzeitige Reizung verschiedener Muskeln sogar das Bild verwickelterer Gefühlsausdrücke hervorzurufen, z. B. die Reizung des Stirnmuskels, des Muskels der Aufmerksamkeit und des Jochbeinmuskels, des „Muskels der Freude" ergibt „freudige Aufmerksamkeit", wie bei der Freude über eine glückliche Nachricht (Bild 9). Bild 10 zeigt die Reizung beider großer Jochbeinmuskeln. Dadurch wird die Nasen-Lippenfalte konvex nach unten vorgebaucht („Äpfelchen"). Rechts sind strahlige Fältchen am Augenwinkel („Krähenfüßchen") zu sehen, weil rechts die elektrische Reizung etwas auf den unteren Teil des Kreismuskels des Auges überging. Dadurch wird das untere Lid etwas gehoben, die Lidspalte etwas schelmisch zusammengekniffen, was dem Lächeln große Natürlichkeit verleiht. Das fehlt links, daher zeigt die linke Gesichtsseite einen „falschen Zug". Duchenne sagt: „die mangelnde Zusammenziehung des unteren Ringmuskels des Auges entlarvt den falschen Freund".

„Mimisch entgegengesetzte Muskeln" heben den Ausdruck übrigens nicht etwa auf, widersprechen sich durchaus nicht etwa vollständig, wenigstens bei schwacher Zusammenziehung, sondern entsprechen eben auch sog. „*gemischten Gefühlen*". Zum Beispiel gibt die gleichzeitige Zusammenziehung des Jochbeinmuskels, des Muskels der Freude, und des Brauenrunzlers, des Muskels des Leidens, den Ausdruck: Melancholisches Lächeln, Lächeln im Schmerz. Und wenn den vorigen noch der

Digitized by Google

kleine Jochbeinmuskel hinzugesellt wird, erhält man einen äußerst ansprechenden Ausdruck von Mitleid.

Die Zusammenziehung mimisch entgegegensetzter Muskeln auf verschiedenen Seiten ergibt allerdings ein Unding; da hebt sich die Wirkung auf bzw. es entsteht eine unnatürliche Fratze, wie Bild 11 zeigt, wo rechts der große Jochbeinmuskel („Muskel der Freude"), zu gleicher Zeit aber links der kleine Jochbeinmuskel („Muskel der Weinerlichkeit") und der Brauenrunzler gereizt ist.

Theoretisch ergibt sich natürlich schon eine sehr große Zusammensetzungsmöglichkeit für das Zusammenspiel der vielen Einzelmuskeln.

Das natürliche Mienenspiel zeigt aber durch die einzelnen Bündel der Mus-

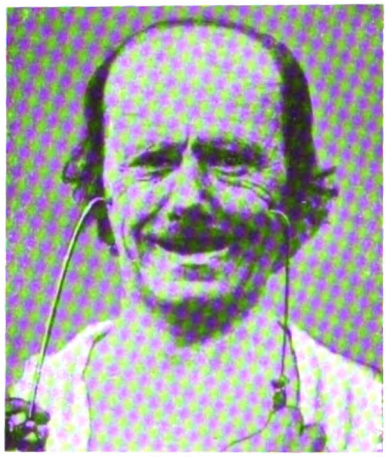


Bild 10. Lächeln, rechts natürliches, links „falsches Lächeln".

Bild 11. Rechts und links entgegengesetzte Muskeln: Fratze.

keln noch viel mehr Möglichkeiten, es ist tatsächlich schier unerschöpflich. Es ist ja bei weitem reicher und mannigfaltiger als die beredteste Wortsprache — und keinem noch so findigen Forscher wird es je gelingen, alle die feinsten Abstufungen und Abtönungen des Gefühlsausdrucks, die ein Gesicht so reizvoll gestalten können — nie wird es gelingen, jeden Geistesblitz auf dem Gesicht eines Entdeckers oder Gelehrten genau in seine anatomischen Teilkräfte zu zergliedern, geschweige denn durch elektrische Reizung getreu hervorzurufen, weil es eben nicht nur auf die Zusammensetzung bestimmter ganzer Muskeln überhaupt ankommt, sondern ganz genau auf die Größe und den Grad der Anspannung der einzelnen Bündel. Übrigens ist es auch nicht schade darum — eine leichter zergliederungsfähige Mimik wäre unser, die wir uns so gern die vollkommensten Geschöpfe, die Krone der Entwicklung nennen, gar nicht würdig.

Die Mienensprache ist nun aber nicht nur weit reicher als die Wortsprache, sondern ist, wunderbarer- oder wir können auch sagen selbstverständlicherweise, wenigstens zum Teil, d. h. für gewisse Ausdrücke bei allen Menschen im wesentlichen die gleiche, weil ja auch die Gesichtsmuskelanordnung an der Mündung der Sinnes- und Atemwerkzeuge im wesentlichen bei allen die gleiche ist.

Digitized by Google

Beim einen ist sie vielleicht etwas reicher, beim anderen etwas ärmer; so behauptet Mantegazza, die unzivilisierten Völker, z. B. die Neger, besäßen kein so reiches Mienenspiel, keine so reiche Mienensprache wie die Kulturvölker. Diese Angabe paßt gut zu der Behauptung mancher Anthropologen, daß die Gesichtsmuskeln bei niederen Rassen weniger gegliedert seien als bei den Kulturvölkern. Das hinwiederum würde sich dadurch erklären lassen, daß diese Völker die Muskeln immer mehr im ganzen, nicht so fein abgestuft, nur in einzelnen Teilen sich zusammenziehen lassen, so daß es nicht zur Trennung in einzelne feinere Muskelchen kommt.

Aber wie dem auch sei, jedenfalls sind gewisse Mienen bei allen Menschen, bei allen Völkern im wesentlichen dieselben, d. h. die verschiedenen Völker oder Personen sprechen gewissermaßen nur ganz geringfügig unterschiedene, übrigens deutlich vererbbare, oft auf einzelne Familienmitglieder beschränkte bzw. bei den einzelnen von verschiedenen Ahnen vererbte Mundarten derselben Mienensprache: Der Neger lacht und weint fast gerade wie wir. Diese „allgemeine Mienensprache" umfaßt vor allem die Ausdrücke für die Freude, den Schmerz, den Zorn, die Wut, den Schreck, überhaupt den Ausdruck bei allen heftigen Sinneseindrücken und besonders lebhaften Gemütsbewegungen. Je lebhafter die Empfindung, desto weniger kann man sich ja auch des Mienenspiels als Begleiter der Worte enthalten. Diese Mienen sind ganz unwillkürlich, und sie sind es auch vor allem, die an die Gebärden der Tiere erinnern. Sie sind sozusagen „unmittelbare Sinnesreflexe".

Diese Reflexmienen sind eine reiche Natursprache, und diese Sprache ist zwischenvolklich, allgemein menschlich (auch bei sprachlosen Kindern und geisteskranken Erwachsenen), ja zum Teil sogar zwischen Tier und Mensch verständlich, und sie wirkt, eben durch ihre Natürlichkeit und „allgemeine Menschlichkeit" unter Umständen viel unmittelbarer und tiefer auf uns als die eindringlichsten Worte. Durch „Gefühlsausdrucksnachahmung" ruft sie bei den Mitmenschen gegebenenfalls dieselben Gefühle, die „Mitgefühle" hervor.

Eine andere Gruppe von Mienen gibt es aber, das sind die sozusagen sinnbildlichen („symbolischen") Gebärden der Bejahung, Verneinung, des Zweifels, der Unterwerfung, der Demut, der Verehrung, die Form des Bittens, des Betens, des Grußes usw. Diese Mienen oder Gebärden sind offenbar nicht unmittelbare Reflexe, sondern sozusagen mehr oder weniger künstlich „gemacht" und durch Nachahmung und künstliche Anerziehung herkömmlich geworden. Sie sind von der Gesellschaft, von der betreffenden Menschengemeinschaft abhängig, ja zum Teil sogar nur auf bestimmte Stände beschränkt. Sie sind also, wie man sagt, „sozialen" Ursprungs und sind daher, ebenso wie die Wortsprache, nicht oder weniger zwischenvolklich verständlich. Aber bei manchen Völkern hat sich doch auch aus solchen Gebärden eine zwischenvolkliche Verständigungssprache entwickelt. Das ist z. B. der Fall bei gewissen indianischen Wandervölkern, die beständig ihre Wohnsitze wechseln. Da hat sich die Sprache in viele Abarten zersplittert, so daß sich selbst die einzelnen Stämme sprachlich nicht mehr verstehen können, weil der Verkehr mit den Nachbarn kein dauernder ist, da die Nachbarn beständig wechseln. Auch bei vielen anderen Völkern, z. B. den Weddas auf Ceylon, auch im

Digitized by Google

nahen Orient und schon in Süditalien sind Reste uralter Gebärdensprachen erhalten. Die Südländer benutzen ja überhaupt die Gebärden viel mehr zur Verständigung als die Nordländer, sie „sprechen mehr mit den Händen". Denn bei diesen Gebärdensprachen ist natürlich nicht nur das Gesicht beteiligt, sondern spielen auch Hand-, Kopf- und Rumpfbewegungen eine Rolle.

Doch kehren wir zu den eigentlichen Mienen zurück! Da ist zu sagen, daß das Gesicht auch längerdauernd einen bestimmten Gefühlsausdruck erhalten kann, wenn eine bestimmte Gemütsstimmung mit einer gewissen Häufigkeit und Regelmäßigkeit „sich einstellt". Der Gesichtsausdruck ist nämlich gewissermaßen eine „verfestete Bewegung", wie unser großer Schiller es zuerst, lange vor den Versuchen Duchennes erkannt und ausgesprochen hat (in „Anmut und Würde"). Die Gesichtszüge beweisen die Gewohnheit, die Neigung der betreffenden Person zu dieser oder jener Art von Stimmung oder Erregung. Denn diejenigen Muskeln, die durch die betreffende Stimmung immer und immer wieder erregt werden, werden nämlich durch den stärkeren Gebrauch kräftiger, und auch ihre sog. „tonische" oder Ruhespannung wird stärker. Dadurch erfahren aber die Hautstellen, an denen sie befestigt sind und die also immer und immer wieder durch die betreffenden Muskeln eingezogen werden, mehr oder weniger tiefere Knickungen, sie werden in dauernde Furchen verwandelt. Es ist also hier tatsächlich „der Geist, der sich den Körper baut" (Kant). Und so werden die Gesichtsfalten den Mitmenschen direkt zu Verrätern des Seelenzustandes des betreffenden Individuums. Freilich können die natürlichen Reflexe auch künstlich unterdrückt, die Mienen künstlich „verstellt" werden, wie wir sagen. Aber auf die Dauer gelingt das fast niemals, fast immer berechtigt der Gesichtsausdruck doch zu einem Schluß auf die Gedanken oder Stimmungen der Person, und zwar zu einem richtigeren Schluß als die Worte des Betreffenden. Die Mienen sind eben seltener wie die Worte imstande, „die Gedanken zu verbergen", was ja nach Talleyrand der Hauptzweck der Worte ist. Sehr oft sieht man einem Menschen trotz der schönsten Sprüche doch die Falschheit, die Verstellung „am Gesicht", „an den Augen" an. Er zeigt einen scheinheiligen, unaufrichtigen Zug usw. Freilich irren ist menschlich, auch die Gesichtsausdruckskunde ist nicht unfehlbar, nicht jeder Spitzbube hat ein Galgengesicht, und auch nicht jeder, der ein Galgengesicht hat, braucht ein Spitzbube zu sein; obwohl das letztere in den meisten Fällen zutreffen wird.

Übrigens dürfen auch die Schauspieler, die z. B. Spitzbuben darstellen, ihre Mienen nicht „verstellen"; es gelingt ihnen „wahr" zu spielen nur dann, wenn sie sich ganz in die Rolle hineindenken, wenn sie im Augenblick sich selbst als Spitzbuben fühlen. Selbst bei den meisten Leistungen der Komiker verhält es sich so: rein willkürliche, bewußt künstliche Gesichtsstellung oder Ausdrücke wirken immer unnatürlich.

Ein bestimmter, kennzeichnender „Gesichtsausdruck", durch häufige Wiederholung bestimmter Gefühle oder Stimmungen, braucht aber zunächst noch kein wirklich dauernder zu sein, wenn eben die betreffende Stimmung, z. B. körperliche oder geistige Verstimmung, nur vorübergehend ist. So kann ein Mensch einen verschiedenen Gesichtsausdruck haben zu verschiedenen Zeiten.

Digitized by Google

Sagen wir, ein paar Wochen kann dem Menschen die „Heiterkeit" mit „Krähenfüßchen" neben den Augen im Gesicht stehen, dann aber wieder kann sein Ausdruck „Verstimmung" mit senkrechten Falten auf der Stirne zeigen, oder die Züge können durch Krankheit, wenn die Ruhespannung, der sog. Tonus der Muskeln, nachläßt, „schlaff" werden.

Schließlich kann sich aber im Gesicht auch ein wirklich bleibender, ein sog. „physiognomischer" Gesichtsausdruck festsetzen. Die Entwicklung eines solchen Ausdruckes wird natürlich von der dauernden Seelenbeschaffenheit, von der Gemütsart, dem „Temperament" abhängen. Es ist einleuchtend, daß z. B. der Brausekopf, der „Sanguiniker", bei dem die Seelenzustände flüchtiger sind, öfters wechseln, weniger ausgeprägte Züge haben wird, wie der Choleriker, bei dem die leidenschaftlichen Stimmungen länger dauern und daher nachhaltiger auf das Gesicht wirken. Ebenso erklärlich ist es, daß namentlich der Phlegmatiker, der weniger leicht und weniger nachhaltig erregbar ist, weniger ausgesprochene, also ausdruckslosere Züge haben wird.

Daß die Frauen im allgemeinen weniger bestimmte Gesichtszüge haben als die Männer, beruht wohl erstens darauf, daß bei den Frauen im allgemeinen die sanguinische, leicht bewegliche Gemütsart häufiger ist, zweitens aber auch auf einem anatomischen Grund, nämlich auf der stärkeren Fettentwicklung beim weiblichen Geschlecht. Denn die stärkere Fettpolsterentwicklung in der Haut hindert natürlich oder erschwert wenigstens die Fältelung der Haut. Deshalb haben fette Personen, auch unter den Männern, meist ausdruckslosere Gesichter. Die Fettentwicklung bei beiden Geschlechtern ist übrigens zum Teil wieder auch von der Gemütsart abhängig, sie ist meist mit phlegmatischer Seelenart verbunden, und bei phlegmatischen Frauen daher besonders stark, so kann sich anatomisch und physiologisch die Erschwerung oder Behinderung des Zustandekommen seines ausdrucksvollen Gesichtes bei manchen Leuten summieren.

Zur Entstehung wirklich bleibender Gesichtszüge sind natürlich Jahre nötig, dann aber können die Züge den Mitmenschen wirklich Kunde geben nicht nur von vorübergehenden Gedanken, sondern von der dauernden Seelenart, vom Charakter des Betreffenden. Die einst so gepriesene und später so viel gelästerte „Physiognomik", die Gesichtsausdruckskunde hat eben jetzt eine wissenschaftliche Unterlage bekommen, und wenn man sich streng an diese anatomisch-physiologische Unterlage hält, so wird man allmählich mit den Fortschritten in der Psychologie, der Seelenkunde, gewiß ernst zu nehmende Regeln aufstellen können.

Man muß sich dabei aber von vornherein über einen bisher noch nicht besprochenen Umstand klar sein, daß dieselben Gesichtsfalten nämlich auf verschiedene Weise entstanden sein können und daß durchaus nicht alle auf seelischen Einflüssen beruhen, sondern auch durch körperliche Umstände rein mechanisch erzeugt werden können.

Senkrechte Stirnfalten können z. B. auf finsteres Gemüt und Kümmernis hindeuten. Bei Naharbeitern, Uhrmachern, Feinmechanikern, d. h. Leuten, die mit Lupen arbeiten, entstehen sie aber rein passiv durch Zusammenschieben der

Digitized by Google

Stirnhaut an der Nasenwurzel beim Halten der Lupe mit dem Ringmuskel des Auges, oder bei Kurzsichtigen durch das Zukneifen der Augen, um die Lidspalte zu verengern, um das optische Bild zu verbessern. Ähnlich entstehen sie bei den Leuten, die immer, auch in der Sonne, mit bloßem Kopf ohne Hut gehen, weil sie wegen der Blendung die Augenspalte verengern müssen.

Senkrechte und quere Stirnfalten, die das Gesicht schon in der Jugend recht alt machen können, sind z. B. ein Kennzeichen für übertrieben sportbeflissene Leute. Die queren Falten erklären sich durch das scharfe äußerliche Ins-Auge-Fassen des Zieles, die senkrechten durch die innerliche Zusammenfassung aller Gedanken auf die Erreichung des Zieles, wobei das Auge durch Ringmuskelzusammenziehnng unwillkürlich etwas „verhüllt" wird und eben auch die Stirnhaut an der Nasenwurzel in senkrechte Falten zusammengeschoben wird. Das letztere ist auch bei Gelehrten, durch das scharfe Nachdenken der Fall. Der obere Lidschließmuskel ist ja der „Muskel des Nachdenkens". So soll Bild 12, wo der obere Kreismuskel des Auges gereizt wurde, die Miene: „angestrengtes Nachdenken" wiedergeben; „da durch wird das eigentlich bornierte Modell geistreich", wie Duchenne sagt.

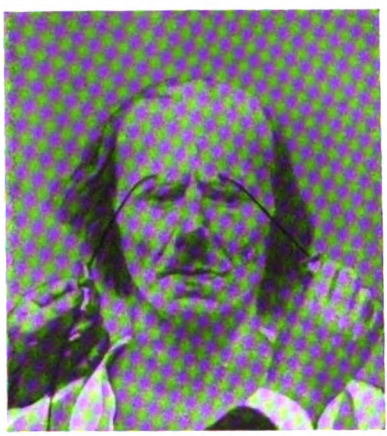


Bild 12. Angestrengtes Nachdenken.

Quere Stirnfalten können z. B. auf Neugierigkeit hindeuten, weil die Neugierigen beständig aufpassen, die Augen aufreißen, ob sie nicht irgendwo etwas erspähen können. Sie sollen aber andererseits auch den Großstädtern eigen sein, weil sie beständig aufpassen müssen, daß sie nicht umgerannt oder überfahren werden.

Man sieht also, daß man bei der Deutung der Gesichtsfalten auch den Beruf und die äußeren Umstände, unter denen die Betreffenden leben, berücksichtigen muß.

Für die „verschiedenen Gesichter" oder Physiognomien ist natürlich nicht nur das gleichzeitige Vorhandensein gewisser Falten überhaupt, sondern auch ihr gegenseitiges Stärkeverhältnis kennzeichnend.

In der Gesichtsausdruckskunde werden übrigens nicht nur die Gesichtsfalten, sondern auch die Augen-, Lippen- und Wangenstellung seelisch gedeutet.

So wird z. B. behauptet, daß die Ruhestellung der Augen bei Praktikern eine nähere Blickrichtung habe als bei Philosophen, Phantasten, Spekulanten, die den Blick in die Ferne schweifen lassen sollen.

Gepreßte Lippen sollen Verschlossenheit und Eigensinn bedeuten.

Rüsselartig vorgeschobener Mund, wie beim Prüfen eines Geschmacks, soll bei kritisch veranlagten, prüfungssüchtigen Leuten häufig sein.

Digitized by Google

Backeneinziehung (Vermehrung der „Bläsermuskel"spannung) soll bei „süßlichen Naturen" oft vorkommen, weil durch die Zusammenziehung des Backenmuskels der Mundinhalt beim Eintreten eines angenehmen, süßen Geschmacks auf die vorderen süß empfindenden Mundteile geschafft wird.

Bei „Bitterkeit" werden die Mundwinkel gesenkt, angeblich, weil innerlich die Zungenwurzel gesenkt wird, die die Bitterempfindung birgt und der unangenehmen Reizung ausweicht. (Diese Reflexe sind schon bei Neugeborenen, ja bei hirnlosen noch ungeborenen Früchten vorhanden. Sie sind aus „Triebbewegungen" zu Reflexen geworden).

Für die Richtigkeit der letzten Regeln möchte ich mich persönlich nicht verbürgen, obgleich gar nicht daran zu zweifeln ist, wie ich bereits vorhin angedeutet habe, daß die seelischen und körperlichen Empfindungen „verwandte Gefühlstöne" haben, wie es Wundt ausgedrückt hat. Sie sind im Hirn offenbar eng miteinander verbunden, ja voneinander unmittelbar abhängig und beide mit der Mimik, den Gesichtsmuskeln fest verankert. Ein trauriges Gesicht machen und dabei fröhliche Gedanken fassen — ist unmöglich. Ja, schon Kant sagte, durch Aufzwingen einer fröhlichen Miene könne man die Stimmung verbessern! Auch Wundt ist der Meinung, daß ein bestimmter Gesichtsausdruck die betreffende Stimmung hervorbringen könne. Ich bezweifle nicht, daß diese Zusammenhänge mit Vorteil auch ärztlich verwendet werden können (s. Coué usw.).

Wir sehen also, daß dauernde Gesichtszüge, bleibende „Physiognomien" sich erst im Laufe der Jahre ausbilden können. Die kleinen Kinder haben daher weit weniger bestimmte Züge als die Erwachsenen. Ihr Mienenspiel ist übrigens auch noch viel ursprünglicher („origineller"), weniger dem Herkommen unterworfen als beim Erwachsenen, der die große Schleifmühle der heute so besonders gepriesenen alles gleichmachenden staatlichen Massenerziehung durchgemacht hat.

Durch die Glattheit des Kindergesichtes ist die Unterscheidung der Einzelpersonen schwerer, die Kinder sehen sich alle viel ähnlicher als die Erwachsenen. Die Gesichter alter Leute, vor allem solcher, die viel geistig tätig waren, prägen sich uns weit leichter ein. Je lebhafter der Geist, desto „sprechender" die Züge. Ein Gesicht, dem die Spuren, gewissermaßen die „Narben" geistiger Arbeit fehlen, ist „nichtssagend", langweilig. Diese „Geistesfalten" machen uns das Gesicht alter Leute so wert, werden aber von den Lichtbildkünstlern oft mit so viel Kunst und Eifer, aber um so geringerem Verständnis „wegverbessert". Sie sind es aber gerade, die der Bildnismaler und der Bildhauer besonders herausfinden und wiedergeben muß.

Außer der geistigen Arbeit graben aber natürlich auch Schicksalsschläge gegebenenfalls tiefe Spuren, d. h. Furchen in das Gesicht, so daß man aus den Zügen alter Leute ja oft ihre ganze Lebensgeschichte herauslesen zu können glaubt, und daß man gar nicht selten findet, daß Eheleute, die jahrzehntelang die gleichen Lebensschicksale erfahren haben, sich im Alter deutlich ähnlich werden.

Freilich treten im Alter auch Faltungen unabhängig von der „geistigen" Muskelwirkung auf, durch den Schwund des Fettpolsters, der Schwellkraft der

Digitized by Google

Gewebe und vor allem der Federkraft (Elastizität) der Haut. Die Haut ist bei alten Leuten an manchen Stellen tatsächlich „zu weit" geworden und hängt daher dort als schlaffe Falte wie bei einem zu weiten Kleidungsstück herab („Hängefalten").

Eine Ausnahme bezüglich dieser Alterserscheinung machen die Schauspieler und Schauspielerinnen. Sie können, selbst im Alter, auch ungeschminkt, noch ganz jugendlich aussehen und jugendliche Rollen geben, weil bei ihnen der Ausdruck so oft wechselt, je nach den Rollen, daß sich gar kein bestimmter Ausdruck fest eingräbt. Die Gesichtsmuskeln bzw. die Haut werden von ihnen gleichmäßig „durchgeturnt". Freilich, sowie sie sich nur einseitig betätigen, „spezialisieren", tritt natürlich das Gegenteil ein, dann folgt ihnen ihre Rolle ins gewöhnliche Leben, dann laufen sie auch auf der Straße als „tragische Helden", als „Intriganten", „komische Alte" herum.

Ich sagte, die kleinen Kinder seien schwerer voneinander zu unterscheiden, untereinander viel ähnlicher wie die Erwachsenen. Das gleiche wird oft von den unzivilisierten Völkern, ja oft auch überhaupt von uns fremden Völkern behauptet. Das ist aber nur eine Täuschung. Die verschiedenen Personen fremder Völker sehen uns nur auf den ersten Blick einander alle ähnlich durch die Rassenkennzeichen (den „Rassentypus"). Der Gesichtsausdruck ist aber in Wahrheit ebenso verschieden wie bei uns, und bei näherer Bekanntschaft verwechseln wir die verschiedenen Personen bei ihnen ebensowenig oder nicht mehr wie unsere Landsleute. Der beste Beweis, daß das richtig ist, liegt darin, daß es den fremden Völkern mit uns gerade so geht. Auch wir sehen ihnen zunächst alle zum Verwechseln ähnlich.

(Es folgte die Besprechung von Bildern aus Darwins klassischem Werk [„Der Ausdruck der Gemütsbewegungen"] und Duchennes großem Werk [„Mécanisme de la Physiognomie humain"].)

Digitized by Google

Persönliches bei Tieren und tierisches Niveau.

Von Friedrich Schwangart (Dresden).

Digitized by Google

Digitized by Google

Unserer Tierpsychologie ist das „Persönliche" Nebensache. Keine der neueren Zusammenstellungen (G. Kafka 1914 und 1922, R. Sommer 1925, das jüngst erschienene biologisch orientierte Buch von F. Hempelmann 1926) gönnt ihm einen eigenen Abschnitt. In einer Darbietung beispielsweise wie P. Deegeners „Lebensgewohnheiten der Insekten" (25) ist der Gegenstand einmal flüchtig gestreift. — Sommer macht ihn zum Programmpunkt; „Individualpsychologie", neben einer artlichen und einer allgemeinen. Wenige Arbeiten pflegen ihn speziell. Dann gern verbunden mit „Sozialpsychologie", wie bei Th. Schjelderup-Ebbe (22), den Ton auf diesem bevorzugten Thema; der Soziologe, nationalistischen wie sozialistischen Bekenntnisses, erhofft phylogenetische Winke davon, eine eilfertig analogisierende Biologie verhieß ja solche bestimmt. Ähnlich gibt innerhalb der Persönlichkeitsforschung an Tieren sofort das Führerproblem den Ton an.

Drei Umstände bestimmen mich, den Ausdruck „Charakter", der, in meinem Begriffe, das träfe, was hier gemeint ist, dennoch zu meiden: die Gewohnheit der biologischen Literatur, darunter nicht Persönliches, sondern Artliches zu verstehen — Hund und Katze als „Tiercharaktere" —, die der Tierpsychologen, „Charakter" in Gegensatz zu Begabung zu bringen — wie bei D. Katz und A. Toll (23), „Die Messung von Charakter- und Begabungsunterschieden bei Tieren" —, die der modernen Charakterologen, den Ausdruck dem Bereiche der „Strebungen" zu reservieren. Katz und Toll stellen selbst den Einfluß von „Charakter", in ihrem Begriffe, auf Ergebnisse von Begabungsprüfungen fest. Für mich gehört die Art der Begabung als Charakterseite ins Charakterbild. Und charakterologisch scheint mir doch nötig, auch all das nicht strebende oder zielende Seelische selbständig gelten und wirken zu lassen wie in der Natur. Wohlbegründete Gegensätze zur eingeführten „differentiellen Psychologie" verbleiben auch dann noch genug. Man studiere nur das Buch von E. Utitz (25).

Persönliches hat hier den Sinn wie in „Persönlichkeit", nicht den von Person. Das Wesen der seelischen Person als des Trägers von tierischem und menschlichem Persönlichen werde ich erörtern. Braucht es ein Eigenschaftswort mit dem Sinn von Person, muß der Verlegenheitsausdruck „personell" aushelfen. — „Individualität" für Persönlichkeit zu setzen vermeide ich nicht Alfred Adlers Begriffsannexionismus zu Willen — seine „Individualpsychologie" bekämpft das offensichtlich angeboren Persönliche —, wohl aber wegen mancher sonstigen Spezialbedeutung, der z. B. in H. Drieschs „Individualkonstante", die den Charakter seiner Entelechie begründet. Auch finde ich den Terminus schlecht fundiert, weil Individuum außer Einzelwesen, Person, auch unbeseeltes Einzelding bedeuten soll (z. B. einen Einzelkristall) und im richtigen Wortsinne Einheit bedeutet.

Digitized by Google

Ich handle von Tieren, nicht „vom Tier" — und komme doch noch in Verlegenheit. Denn zwischen Tier und Pflanze ist die vermeintliche Naturreichgrenze gefallen. R. Francé verbleibt das Verdienst, die Pflanzenpsychologie proklamiert zu haben. Es anzuerkennen, ist um so mehr verpflichtet, wer mit mir seine andere psychologische Neuerung ablehnt: Die „Plasmatik", den folgenschweren Irrtum, als könne man zur Erklärung, ja zum Verständnis alles Psychischen gelangen rein durch eine Psychologie des Protoplasma (R. Francé 23). — Auf seiten der Biologie mag eine mit guten Gründen bestrittene Monophyletik „das Tier" ertragen. Psychologisch muß man schon das seinige tun — auch angesichts der seltsamen Einmütigkeit materialistisch-mechanistischer und religiös gestimmter Metaphysik in der Aufreißung von Klüften zwischen Mensch- und „Tiernatur" —, zur sachgemäßen Feststellung von Abständen, nicht Abgründen, zwischen dem Menschen und Tieren und zwischen Tiertypen unter sich. So werden wir uns denn, um Anhalt zu gewinnen, welcherlei Persönliches Tieren zuzutrauen sei, um tierisches „Niveau" bekümmern müssen.

Inwiefern auf Grund des Besitzes von Persönlichem Tiere ein Anrecht haben an den Titel einer „Persönlichkeit", ist eine sekundäre Frage. — Objektiv umgreift „Persönlichkeit" alles, was eine Person im Vergleich mit Personen derselben Art an eigenen Zügen trägt. Das Hauptproblem: was denn an solchen Zügen beieinander und wie es beieinander bestehen könne, die Frage nach Beziehungsgesetzen im Charakterganzen, ist kaum beim Menschen berührt, erst recht nicht für Tiere. — Zu einer charakterologischen Typik für sie, nach dem Muster so mancher beim Menschen versuchten, ist kaum ein Ansatz da, so gern man sich in dieser Sache übereilt, im Drang zum System. Der gern behandelte tierische „Führertyp" gehört nicht unter diesen Typenbegriff. — Zweitens erscheint der Titel Persönlichkeit in Wertbedeutung.

Neuere Untersucher neigen zu starker Bejahung persönlicher Eigenart ihrer tierischen Objekte. W. Köhler (1921) findet in jedem Schimpansen „eine kleine Welt zu prüfen", setzt als gewiß und bekannt voraus, daß zwischen Charakteren dort die „stärksten Unterschiede" bestehen, erklärt manche Vertreter dieser Spezies durchaus für „Persönlichkeiten". T. Schjelderup-Ebbe sieht „in jedem Vogel eine Persönlichkeit", jeder, gleichviel welcher Art, habe sein persönliches Gepräge. D. Katz und A. Toll schreiben Tieren „fast ebenso große" Unterschiede „des Charakters und der Begabung" zu wie den Menschen. Schjelderup warnt jedoch zugleich, das Prädikat Persönlichkeit, das er dem Vogel zubilligt, „genau so wie vom Menschen zu gebrauchen". Also wohl „Persönlichkeit" — jedoch nur bei manchen Individuen — oder „fast so groß" wie beim Menschen —, oder „nicht genau so" zu verstehen wie bei ihm. Zweifel am Recht auf den Titel in seinen Wertbedeutungen, auch am gleichen Grade (oder der gleichen Differenziertheit) des objektiv Persönlichen. Von ihm zunächst darf man vermuten, es werde, Art um Art, gesteigert und verfeinert sein mit steigendem Niveau des freieren Denkens, nur hüte man sich vor intellektualistischer wie phylogenetischer Schablone.

Zweifel an der Vergleichbarkeit des tierischen Persönlichen mit dem des Menschen wissen also nicht recht, worauf sie hinaus wollen; sie sind auch mehr gefühls-

Digitized by Google

mäßig begründet; in übertriebener Furcht vor psychologischer Vermenschlichung, einer Folge von Tendenzen, den Abstand zwischen Seelischem der Tiere und dem des Menschen in einen Wesensgegensatz umzudeuten. Als Spielart dieser Verstiegenheit betrachte ich den „Behaviorism", der sich auf Feststellung tierischen Gebahrens beschränkt und auf Verstehenwollen, eigentlich also auf Psychologie, verzichtet. Ich kann ihn nicht mit Koffka (25) als übertreibendes „Streben nach Objektivität" auffassen, sondern er opfert eben jenen Tendenzen, und an unserm Objekte, dem Seelischen, liegt ihm nichts, kann ihm nichts liegen. Allenfalls ist er Biologie. Wie furcht- und hemmungslos vermenschlichte man zur selben Zeit utilitarisch, als Erfinder aller möglichen biologischen, psychologischen Zweckzusammenhänge! Wie furchtlos erfindet Weltbildmonismen dieselbe Zeit, die Wesensverwandtheit nachbarlicher Seelengebilde leugnete!

Ihren Niederschlag hat seelische persönliche Eigenheit, wie R. Sommer darlegt, auch bei Tieren in persönlicher Ausdrucksbewegung, die „über die physiologisch notwendigen Bewegungen gedeckt" ist. Ihre Fülle an menschennähern Tieren überrascht; gegenüber menschenferneren, wo sie weniger kenntlich sind, manchmal auch unerkennbar, dabei auch wirklich weniger entwickelt sein werden, darf kein Versuch unsern Sinn anzupassen verdrießen. — Auch das Persönlich-physiognomische fand Beachtung. Schjelderup sieht es richtig im ganzen Habitus. — Gegen den Irrtum einer durchgängigen Seele-Leib-Kongruenz zeugt die Tiererscheinung, indem sie artliche Vergleiche ermöglicht, schlagender als die des Menschen für sich betrachtet. Eng durchsetzen einander somatische Ausformung und Leibesgestalt als Ausdruck von Seelischem. — Einschneidender als beim Menschen ist bei Tieren der Unterschied zwischen bloßen Ausdrucks- und eigentlichen Verständigungsbewegungen und -lauten. — Zu Abdrucksdiagnosen an Tieren ist ein Schritt getan (Pietro Ghisleni, mir bekannt nach einer Notiz im „Zoological Record"); auch hier nicht zu charakterkundlichen Zwecken, sondern nur zur Personenerkennung. Versuche an Rind, Ziege, Schaf, Schwein, Hund und Katze; Abdrücke der paroralen und paranalen Zonen und gegebenenfalls der digitalen, palmaren, plantaren Polster seien individuell charakteristisch. Nur bei der Katze, diesem psychisch-persönlich stark unterschiedlichen Wesen, versagten die Unterscheidungsversuche.

Auch der Standpunkt „Einzigkeit" oder Einmaligkeit wird auf Tiere übertragen. So gebe es „bei Hühnern so wenig wie beim Menschen zwei Exemplare, die psychisch völlig gleich sind" (D. Katz und A. Toll.) — Diese Einmaligkeit ist Konstruktion aus der Erfahrung unübersehbarer Mannigfaltigkeit und Unterschiedlichkeit.

Öfter als objektiv wird im Menschenleben „Persönlichkeit" wertend gemeint: Nicht jeder ist ein „Charakter", eine „Persönlichkeit". — Herkömmlicher Doppelsinn wichtiger Termini, wie hier, ist noch kein wissenschaftlicher Schaden; im Einzelfall fällt leicht, zu sagen, was man meint; das Unglück entsteht durch gewaltsame Spezialisierung, indem die Lage tendenziös genutzt wird, wie bei dem wirklich unternommenen Versuch, „Persönlichkeit" auf wertender und einerlei wertender Bedeutung festzunageln; wogegen im Hintergrunde Mehrdeutigkeit

Digitized by Google

bereit bleibt und bei Urteilen über die neuerlich allein so benannte Sache andere heimlich mitbetroffen werden.

Wertend, auszeichnend, meint man mit „Persönlichkeit" verschiedenes, je nach der Lebensanschauung: den einseitig Überragenden, eine Willensnatur, ein Temperament, eine spezialisierte Intelligenz, einen intuitiv Erkennenden, einen künstlerisch, an Empfinden, an Ausdruck, in der Gesamterscheinung Besondern, aber auch den von Hause (denkerisch) Selbständigen und den mit Selbstgestaltungsmacht Begabten (statt ihrer irrig oft den zäheren Nachfolger, das Lerntalent). „Persönlichkeit" bedeutet aber auch: den „von Auftreten", der die Kunst des Imponierens versteht, den Frechling. Und in gewissen Definitionen wird, im Gegensatz zur Einseitigkeit, Ausgeglichenheit, funktionelle oder moralische „Harmonie" als ihr Wesen hingestellt. — Diese Definitionen werden hier nicht revidiert; der Anspruch von Tierpersonen an sie wird gelegentlich, nach Fällen, entschieden.

Erkennerisch zieht die Erforschung des Persönlichen bei Tieren ihr Existenzrecht aus sich selbst, so gut wie die Charakterologie des Menschen. W. Köhler, in seiner Methodik der psychologischen Forschung an Affen, sieht eine Vorbedingung artlicher Psychologie in ihr. Man braucht sie zur Abschätzung artlicher und allgemein-tierischer Leistungsmöglichkeiten und -bereitschaft, praktisch zur Dressur und Züchtung. Tierpsychologie und Psychologie des Menschen, so auch beiderlei Charakterforschung, stützen einander gegenseitig. Ruht für beiderlei das Grundverständnis auf dem Menschen, auf dem ihm schlechthin Gegebenen, erstattet dafür die Mannigfaltigkeit und Gestuftheit des Tierlebens Erkenntnismöglichkeiten zurück.

Methodisch sind auch in der Tierpsychologie Experiment und freie Betrachtung in Gegensatz geraten. In artlicher und persönlicher gilt hierzu einerlei Standpunkt. Richtig empfindet ein führender Versuchsansteller wie W. Köhler: „Jede gute Frage und jedes sinnvolle Experiment" gehe doch zurück auf qualitatives Beobachten, der Forscher müsse diesen „Urboden alles Fragens und Experimentierens immer wieder durchmessen." Ich sehe das erkennerische Hauptagens beim freien Betrachten nicht in seiner Methodik, Absicht, Bemühung, sondern in den ihm etwa verbundenen Akten unabsichtlichen, intuitiven Einblicks, in dieser ausnahmsweisen Gabe. So scheint mir das freie Verfahren grundlegend und zugleich überlegen; Methodik ist nötig, der planvolle Versuch sehr wünschenswert. Psychologie bleibt, sage man: noch unabsehbar lange, wesenhaft qualitativ, der Standpunkt reinen Experimentierens beweist unpsychologischen Denkcharakter, Vorbeisehen an der Natur des Gegenstandes, der Seele. — Schließlich ist schwerer als mancher technisch Beschlagne glaubt, beim Tierexperiment eine mehr als menschliche Befangenheit des „Patienten" auszuschließen. Den Vorschlag R. Sommers (25), unsere tierpsychologischen Bestrebungen für „absehbare Zeit" in einer Gruppe der Gesellschaft für experimentelle Psychologie zusammenzufassen, halte ich für nicht gefahrlos.

Von diesem Standpunkt ist vor fachlicher Exklusivität zu warnen. Gewiß hat der „Gemeinverstand" kaum je sich gründlicher blamiert als mit seinem Urteil über Tiercharaktere, schon bei den eigenen, dem Menschen unterworfenen Tieren.

Digitized by Google

Man vermochte mit ihnen Jahrtausende eng zu verkehren, sie zu zähmen, ja züchterisch auszugestalten, ohne dies Seelenwesen, dessen Plastizität und Entgegenkommen man allen Erfolg verdankte, nur näher kennenlernen zu wollen. Verfuhr doch der Mensch mit sich selber nicht besser. Die „falsche" Katze, Esel, Rind und Gans als Muster tierischer Dummheit, der schlaue Fuchs und der täppische Wolf, der großmütige Löwe, die sanfte Taube, sie alle stellen dem Sachdenken und Sachinteresse des anthropozentrisch und egozentrisch moralisierenden Herrn einstimmig ein Armutszeugnis aus. Trotzdem dürfte es nicht zu jenem Absehen vom „Laien" kommen, das schon einer allein-„wissenschaftlichen" Zoologie geschadet hat, der die Tiere zu „Formen" verschrumpften und unter solchen die aus fernen Zonen und Tiefen, die mikroskopisch kleinen und fürs Mikroskop zerkleinerten, die embryonalen Stadien allein beachtenswert blieben; weswegen ihr der Beobachter heimischer Käfer als „Käfersammler" und der Tiergärtner noch als Laie galt. Der freilich sündigte oft genug mit; hüben oder drüben. Verharrt doch selbst bei Knottnerus-Meier („Tiere im Zoo"), dem wir viel verdanken, in Gesellschaft wirklicher Seelen jener „großmütige Löwe" nebst mancher andern Maskerade, und erblickt dafür ein anderer Gartenchef, mit Nachdruck Wissenschaftler, in seinen Pfleglingen „Formen", Maschinen, Schutz- und Trutzanpassungskomplexe[1]). Gelehrte Isolierung beraubt sich der Korrektur durch dogmen- und hypothesenfreies Anschauen. Mag sich ein Tierpsychologe berufen auf seine Sympathie mit Laienerzeugnissen wie die bekannten „mathematisch begabten" Pferde: Gerade dieser Fall ins Extrem, der unverhoffte Kniefall vor dem Laientum, ist das Verhängnis des Fachstolzes.

Ein anderer charakterologisch wichtiger Fall gelehrter Waffenstreckung vor dem Laientum ist die Versteifung der Vererbungslehre auf den zuvor mißachteten Mendelismus, bis zum Grade des Beiseiteschiebens bedeutsamer Hergänge, die außer diesen wichtigen Regeln bestehen wollen, besonders der für Neuvererbung (Vererbung „erworbener Eigenschaften", Lamarckismus) zeugenden. Der tragisch verstorbene Paul Kammerer hatte recht mit seiner Behauptung (23), Experimente zum Nachweis ihrer Vererbbarkeit würden vorweg diskreditiert. So wahr Auslese nichts neu gestaltet, sondern nur Gestalt konserviert und steigert, ist vererbbares Gestaltetes, das final mit der Umwelt korrespondiert, als Kausalkomponente Umweltansprüche erkennen läßt, entwicklungsgeschichtlich nur zu begreifen unter Voraussetzung seiner Erwerbung durch strebende Personen mit funktionellem Umweltbezug. Einen solchen hat die Keimanlage, die jetzt all das herstellen soll, ja niemals. Am schärfsten tritt als Postulat die Neuvererbung charakterologisch auf. Angeborene Fertigkeiten, familienberufliche, ständische Charaktereigenschaften, solcherlei physiognomische Merkmale schon an Wiegenkindern, vertragen keine andere Herleitung. Kaum ein anderes Tatsachengebiet stellt auch den Mangel an Angriffsgelegenheit für die Auslese so oft und klar zur

[1]) Erkenntnistheorie und Psychologie übernahmen diese verkehrte Ausdrucksweise in ihren Denk-, Bewußtseins-, Reaktions-„Formen". Beide Male, in diesem Fall wie in dem der Biologie, macht dies Beispiel den Einfluß sachwidriger Benennung auf Vorstellungen und Lehren deutlich.

Digitized by Google

Schau. Das unermeßliche Tiermaterial ist von dieser Seite, infolge richtungsmäßiger Abneigung, wissenschaftlich fast unberührt. Man überläßt alle Entscheidung der zytologischen Spekulation, worin sich vermengt ein Laienkult — Begeisterung am Vorbild der makroskopisch offenbaren Mendelfälle —, mit gelehrter Exklusivität, indem die Entscheidung dem Mikroskope zugeschoben wird. Man kann diese Einseitigkeiten konstatieren, ohne sich den verallgemeinernden Vorwurf „zytologischer Mystik" zu eigen zu machen. Auch als Verfechterin der Neuvererbung muß sich jede Disziplin, auch die Charakterforschung an Tieren und Menschen, vor Schematismus hüten.

Träger des Persönlichen, wie bei einordnender Betrachtung auch des Artlichen und Allgemeinen, ist die Person. Eine klare Unterscheidung der psychischen „Person" von der morphologisch und physiologisch geltenden ist tierpsychologisch unumgänglich. — Psychische Person ist eine jede in sich einige psychische Einheit. Anschaulich ist das Bild „seelischer Zentralisierung", doch darf es nur übertragen gelten, weil räumlich vorstellend, lokalisierend. Der bedeutende, leider etwas unpsychologische Erkenntniskritiker M. Schlick unterstreicht (25) mit gutem Recht den zwiefachen „Lokalisationswiderspruch" zwischen körperhaftem und psychischem Räumlichen und abermals innerhalb des Psychischen selbst, worunter das eine, z. B. die Sinnesempfindung, einen Ort habe, andres, z. B. die Stimmung, keinen. — Dagegen ist die psychische Person ein Organismus und sie hat (artliche, persönliche) Gestalt. Man kann diesen Organismus getrost eine Seele nennen, ohne Anführungszeichen. Wenn Schlick mit andern dagegen polemisiert, an Stelle des seelischen Wesens und Lebens Erlebnisse setzt und bestreitet, daß hier etwas solcherlei „hat", blickt hinter diesem Widerstand eine Furcht hervor: die vor der Rückkehr der „Seelensubstanz". Als müsse ein Organismus, eine Gestalt und ein Habendes auch irgend substanziell sein. Es braucht nur wahren Pluralismus, statt unserer Monismen, worunter selbst Schlick noch einen vertritt (einen, der keiner des Wesens sein will und es dennoch ist), um jeder solchen Anwandlung zu entgehen.

Der Biologie gilt als Person- (Individuum-) Begriff: eine Lebenseinheit, die nach außen abgegrenzt und sich selbst zu erhalten befähigt ist, nämlich ausgerüstet mit den bekannten (physiologischen) „Grundfunktionen", darunter der „Irritabilität gegen Reize". (So nach O. und G. Hertwig: „Allgemeine Biologie", Aufl. 1923.) Hierunter fallen Einzelwesen aller Typen, auch solche, deren seelische Einigkeit bei körperlich gegebener unwahrscheinlich ist, wie bei den Seeschwämmen, von der Amöbe bis zum Menschen, und, Individuum im Individuum, jede beliebige Körperzelle; in ihrer Eigenschaft als Artzelle nämlich. Nicht aber fallen hierunter normal oder künstlich vom Leibe getrennte, restitutionsfähige, doch überlebende und dabei seelisch in sich einige Teile. Ferner brächte die Definition, von der Tierpsychologie übernommen, alles Gewebszellen-Seelische auf einerlei Stand, den der selbständigen Person, dies mittels der psychologisch unmöglichen Bestimmung der Eigenschaft als Person durch die als artliches Gebilde. Wir wissen keineswegs, ob alle oder welche Zellen in Verbänden (wovon schon die Morphologie losere oder engere Abstufungen unterscheidet) noch einig beseelte Gebilde sind, neben ihrer Einbezogenheit in ein personales Wesen.

Digitized by Google

In der biologischen Kontroverse um den Personcharakter abgetrennter Teile ist das Schulbeispiel der „Hectocotylus", ein zur Geschlechtsfunktion spezialisierter Fangarm männlicher Tintenfische, der beim Begattungsakte abgestoßen wird, im Weibchen verbleibt, dort eine Weile fortlebt und sich so selbständig gebärdet, daß man ihn für einen Parasiten hielt. Man verweigert ihm den morphologischen und physiologischen Person- (Individuum-) Charakter, als einem Fragment und wegen seines Mangels an Dauer und an der Fähigkeit, sich als ein Ganzes fortzupflanzen. (Bleibt sonach ein Greis physiologisch Person?) Psychologisch ist mir der Hectocotylus eine solche; wenn ihn nicht etwa Fernwirkung von seinem amputierten Stamm aus dirigierte. Zu seinem Niveau findet Ulrich Gerhard (24), er habe eigne Reflexbahnen, wahrscheinlich auch einen eignen „Detumeszenzmechanismus", an einem eigentlichen Triebe in ihm sei dagegen zu zweifeln. An dieser Entscheidung hängt mir nicht die über seine Psychequalität, somit auch nicht die über seine psychische Personalität. Reflexe, Automatismen und dergleichen sind mir psychisch, so gut wie Triebe, Wille und Denken. Ich komme darauf zurück.

Der Unterschied zwischen morphologischer und physiologischer Person, die bei O. und G. Hertwig zusammenfallen, sei nur an einem Beispiel angedeutet. Ein überlebender drüsiger Komplex, etwa eine Leber, gilt mir weder morphologisch noch psychologisch als Person, wohl aber physiologisch, nämlich als Organismus einheitlicher Funktion. Anders das isolierte überlebende Herz; es ist psychisch „zentriert", also auch psychologisch Person, nicht nur physiologisch; morphologisch dagegen ist es keine. — Zwischen psychischem und physiologischem Persönlichen wird oft ein Parallelismus bestehen; z. B. chemischer Charakter und Tempi, sogenanntes „Rhythmisches", Empfindens-, Fühlensweise; beiderlei wird einander entsprechen. — Nicht alle Seelisches aufweisenden Gebilde sind psychisch personell, aber alles Seelische ist es irgendwie. Außer Sachen und seelischen Personen gibt es ein Drittes: seelisch unpersönliche lebende Gebilde.

Für sicher halte ich die Existenz auch psychisch-personeller Doppelbezogenheit. Amöboide Blutzellen reagieren und handeln von sich aus wie freie Amöben, aber zugleich im Einklang mit dem Ganzen, dessen festem Zellgefüge sie leiblich entstammen. Die Keimzelle entwächst dem Gewebszusammenhange, der physiologischen, sicher auch psychischen Wechselbeziehung, wird „mehr und mehr" eigne Person. Zellen und Gewebspartien überleben unsere „Leiche". Welches ist der seelische Rang solcher Gebilde in ihren verschiedenerlei Epochen? Auf die Ermittlung ihres Seelisch-Zuständlichen kommt es an. In jedem Fall sind einbezogene Personen in ihrem Für-sich wie in Zügen, die ihnen die übergeordnete Person verleiht, Gegenstand psychologischer und auch der Persönlichkeitsforschung. Hierher gehören auch Schicksale von solchem Persönlichen bei Gewebszüchtung, bei Transplantation, so wie die Biologie das artliche, Rassen- und Typenverhalten bei Pfropfungen untersucht.

Bei Quallen, scheibenförmig gebauten, radiär-symmetrischen Hohltieren, behalten Tentakel, Mundstiel und andere Partien nach künstlicher Durchtrennung der ringförmigen Zentralnervenleitung ihre spezifischen Reaktionen bei, in großer

Digitized by Google

Selbständigkeit. Den Umstellungsvorgang bei der Durchtrennung markiert ein kurzer Schock, den Ausfall der übergeordneten, bis dahin alleinigen Person die Aufhebung der Kontraktionssynchronie zwischen den einzelnen fortpulsierenden Teilen. Zwischen ihnen treten Tempodifferenzen ein, — echt persönliche Unterschiede. Diese personale Selbständigkeit von Teilen fordert heraus zu einem Vergleich mit der „Person" unwillkürlich funktionierender Teile in uns selbst, besonders des Herzens[1]). — W. Groetsch (22) haben seine Versuche an Seesternen, gleichfalls radiär-symmetrischen, eine menschennähere Formstufe repräsentierenden Tieren, ein Verhalten erschlossen, das man wieder auf Doppelpersonalität zurückführen könnte. Der auf dem Trocknen in Not geratene Seestern folgt einseitiger Wasserberührung und bei zweiseitiger einem jeden, noch so geringen Berührungsplus von einer Seite. Bei gleichmäßig beiderseitiger, an zwei einander entgegengesetzten Armen, vermag er dagegen nicht zu folgen, sich nicht ins Wasser zu retten. Der Versuchsansteller schließt auf eine so große Selbständigkeit des einzelnen Armes, infolge der nicht-gangliösen Verfassung des Nervensystems, daß gleicher beiderseitiger Reiz die Wirkungen aufhebe. Dies Einanderaufheben gleichartiger psychischer Reize scheint mir undenkbar. Denkbar wäre Personqualität jedes Armes, Streben der beiden gereizten Personen gegeneinander, Unvermögen zur Schlichtung bei der übergeordneten Seestern-Person. Doch wird diese Auslegung unwahrscheinlich mit dem weiteren Ergebnis, wonach eine vor dem kritischen Versuche eingehaltene Kriechrichtung das Tier im selben Dilemma zur Entscheidung befähigt. Danach vermute ich: im Falle zweier gleichartiger, gleich intensiver Reize an verschiedenen Empfindensorten, unter dem Druck eines Doppelverlangens, sei dieses Tier nicht entscheidungsfähig. Nicht Doppelpersonalität steht dann in Frage, sondern es handelt sich um das nicht weniger wichtige Problem des tierischen Wählens.

Seeanemonen (Aktinien), Tiere von der Formstufe der Quallen, erfahren und lernen schon in irgendeiner Weise. Bei der Dressur dieser Tiere auf Unterscheiden zwischen Fleisch und blutgetränktem Papier erwerben die Tentakel einzeln die Erfahrung; besitzen einige sie, so verkürzt sich die Lernzeit für den Rest. Hier kombinieren sich im Zustand personaler Doppelbeziehung seelische Einflüsse von beiderlei Person. Der Weg in diesem Fall wird von einer einbezogenen Person durch die übergeordnete Psyche zu andern einbezogenen führen.

Zur Vertiefung unseres Einblicks in solcherlei Zustände, vermutlich auch in „Vorstadien" vom Psychisch-Personellen, geben besonders die Seeschwämme Aussicht, als die Tiere mit dem nervenanatomisch lockersten Gefüge. Vor undurchdachten Analogieschlüssen aus dem phylogenetisch-somatischen Formniveau warne das Beispiel der Protisten. Gilt uns an Mehrzelligen das Herz oder sonst ein Muskel als einbezogene psychische Person, so ist es folgerecht, dieselbe Qualität den Protozoen-Myophanen, auch etwa Apparaten wie dem der kontraktilen Vacuolen, zuzutrauen, obgleich das keine zelligen Bildungen, sondern Teile einer den ganzen

[1]) Zu Angaben dieser Abhandlung über Cnidarier (Medusen, Aktinien) und Protisten Details und Quellen bei G. Kafka (1914 und 22), zum Teil nach H. S. Jennings (1910).

Digitized by Google

Tierkörper bildenden Zelle sind. — Zeichen von Streben nach Befreiung aus vergleichend-morphologischer Abhängigkeit gibt es schon innerhalb der Biologie. So verlangt Hans Böcker (24) zur „Begründung einer biologischen Morphologie" den Vorrang der Beobachtung des Lebens; ihr erst habe die anatomische Untersuchung zu folgen, mit dem Ziel des Nachweises von Strukturen, die für den erforschten Lebensvorgang typisch sind.

Zwei hervorragende Sonderfälle verknüpfen sich mir mit der Vorstellung von Doppelpersonalität: das Problem des Erinnerns und des Bewußtseins und das der Vererbung. Rechnen wir mit unserer uns bekannten einfachen Person oder der eines Tiers allein, so bleibt trotz aufgewandter Mühen unverständlich, wie diese Psychen Vorstellungen haben, dann nicht mehr haben, vergessen, dann aus sich selber wiedergewinnen können. Mit Ablehnung dieses „Unbewußten" kommt man um seine Existenz nicht herum. Man müßte den Tatbestand leugnen, der jedermann offenbar ist. Der Materialist, der auch seine Lust, seinen Schmerz für verdünnten Stoff, der Energetiker, der sie für eine Sorte Kraft nimmt, sie mögen an ein Depot von Vergeßnem in transformiertem Zustande glauben; wer Seelisches als eigen anerkennt, der kann das nicht. Mir bleibt zu einigem Verständnis des Vorgangs diese Vorstellung: das erinnerbar Vergeßne ist weder einfach fort, gleich dem endgültig Vergeßnen, noch ruht es als Materie oder verhaltene Kraft in einem Winkel unseres Hirns, sondern es ist auf den psychischen Eigenbestand gleichfalls vorstellender, denkender, uns einbezogener Personen übergegangen. Vermöge Beziehungen zwischen beiderlei, ähnlich den an Tierbeispielen aufgezeigten, wird im Stadium des Erinnerns dies geistig-seelische Gut an die übergeordnete, unsere uns bekannte Denkperson zurückerstattet. Als somatische Repräsentanten betrachtet man wohl plausibel: für die eingeordneten Personen Ganglienzellen des Hirns, für den Verkehr zwischen beiderlei dessen Leitungsbahnen.

Drei Erscheinungen mögen gegen diese Auffassung Bedenken erregen: das sogenannte „Unterbewußte", die gradverschiedne Erinnernsbereitschaft und unsere Aktivität im Sicherinnern.

„Unterbewußtsein" ist ein noch trüberer Mischbegriff als schon „Bewußtsein". Litten wir nicht unter Begriffsarmut (neben terminologischer Überladung), wäre man versucht, diese unsachlich inflatierten Termini zu streichen. Zum ersten Schutz, gegen metaphysische Erschleichnisse sollte unter Psychologen nur von bewußt, unbewußt, unterbewußt Haben, nicht von einem solchen „Sein" gehandelt werden; womit man weder die Seelensubstanz noch einen Gott heraufbeschwört, was beides befürchtet wird. — Danach bliebe für „bewußt" die Bedeutungswahl: Im Wachzustande, jenes Goethesche „bewußt und groß", also absichtsvoll, planmäßig, durchdacht, und von da stufenweise über begriffen, erkannt und bekannt, eingeständlich sich oder andern, bis hinüber zu bemerkt, verspürt. Als „unbewußt" gilt dementsprechend und wird behandelt: alles Unbemerkte, Unbemerkbare, Vergeßne, Mißdeutete, sich und andern Verheimlichte, Abgeleugnete oder Umgetaufte, in sehr unterschiedlichem Sinne „Verdrängte". Dazu das begrifflich Ungeklärte, das „Irrationale", das Absichtslose, der Zustand

Digitized by Google

der Bewußtlosigkeit und das Traumdenken in seiner Gesamtheit, besonders gerade sein Bewußtes. Was zwischen dem allen irgend schwebt oder pendelt, muß sich gefallen lassen, „unterbewußt" zu sein. Die Einführung eines „Nebenbewußten" und „Nebenbewußtseins" schlichtet die Sache nicht. — Wer mit Dingen, auf welche man diese Ausdrücke anwendet, zu schaffen bekommt, muß sich begrifflich auseinandersetzen. Es kann dies hier kaum umrißweise geschehen.

Ich sehe die Rettung in der Rangsetzung von „bewußt" durch bemerkt, gemerkt; bewußt ist alles Merkliche. So gibt es keine Empfindungen, Empfindungsnuancen, Gefühle, Triebe, Wahrnehmungen, Vorstellungen, die unbewußt, ungemerkt auftreten. Und unbewußt werden kann nur Gedankliches, als erinnerbar „Entfallenes". Das Stadium dieses erinnerbar „Entfallenen" kann, wissen wir, unter Trieb- und Willenseinfluß als Resultat der „Verdrängung" erzielt werden. Empfindungen, sowie Gefühle und Triebe, die so oft an sich dem Un- oder Unterbewußtsen zugewiesen werden, haben im Gegenteil nur bewußt Existenz. Ich habe sie oder ich habe sie nicht. Hat man sie, so spürt und merkt man sie. Dunkel dagegen ist oft ihre Ursache, ihr Ziel, viele von ihnen sind einander ähnlich, miteinander verwechselbar, und dies ist nicht gleich unbewußter Existenz, wohl aber Ursache unseres Irrens an ihnen, der Selbsttäuschung über sie, der falschen oder lügenhaften Deutung, Es war auch Ursache der gelehrten Ansicht, als seien Gefühle qualitätslos, als gäbe es nur Lust und Unlust. Gesetzt, es gäbe stumpfe Menschen, die die Gefühlsqualitäten nicht spürten, so hätten sie solche nicht unbewußt, sondern sie hätten sie nicht[1]). Gefühle und Triebe bedrängen, verdrängen einander, werden auch wunschgemäß verdrängt, nicht aber ins Unbewußte (wohin nur die Erinnerung an sie versinken kann), sondern in nichts, — mögen auch persönliche Neigung, Disposition, Gelegenheiten sie schleunig von neuem erzeugen. — Meine einbezogenen Denkpersonen, die ich als Heger des Unbewußten betrachte, übernähmen also nicht die abgeflauten oder verdrängten Triebe, Gefühle der übergeordneten Person, sondern nur das erinnerbar Vergessene dieser Person. Daneben hätten diese Unterpersonen naturnotwendig ihr eigenes Reizempfinden, wahrscheinlich auch eigene Gefühlslagen, und diese werden auf die psychische Verfassung der übergeordneten Person vielleicht einwirken können.

Bewußt ist alles Merkliche, unbewußt das erinnerbar Entfallene. „Unterbewußtes" erscheint wie ein Schwebendes zwischen den beiden. Der Eindruck ist der einer Schichtung von Denkvorgängen, Vorstellungen, wobei die Schichtenfolge vertauscht werden kann, unterm Bilde des Auf- und Niedertauchens. Es ist ungewiß, ob dies Bild stets der Wirklichkeit entspricht. Man kann auch denken an einen

[1]) Man ermesse die erkennerische Bedeutung intensiven und differenzierten Empfindens und Fühlens! Dem Stumpfen fehlen innen die feineren Erkenntnisobjekte, die feinern außer sich merkt er nicht. Gefühle, die ich selbst nicht habe, vermag ich auch nicht „nachzufühlen". Außerdem scheint mir aus Erfahrung noch eine mittelbare Gradbeziehung zwischen Intensität und Differenziertheit des Empfindens und der Gefühle einerseits und Einsichtsfähigkeit andrerseits gewiß; von der Art, daß entscheidende Intellektkomponenten einig gehen mit diesem Empfindens- und Fühlensniveau.

Digitized by Google

Gegensatz zwischen einerseits zusammenhängenden „Gedankengängen", verknüpft aus erinnertem und zuwachsendem Gut, unter der Einwirkung der Aufmerksamkeit, Konzentration, des Interesses, und andererseits flüchtig dazwischentretenden, unterbrechenden, rasch wieder versinkenden. Die erste Sparte erschiene als Voll-, die zweite als „Unterbewußtes". In Wirklichkeit aber bestände kein Beieinander (Über- und Untereinander), sondern ein Nacheinander, und zwar ein Alternieren bis zum Bilde des „Durcheinander" zwischen beiden. Im Falle der ersten Auffassung wären gleichzeitig mehrere Inhalte bewußt, nur in verschiedenem Grade betont, im zweiten könnte zu einer Zeit nur ein Inhalt bewußt sein. An der Realexistenz des zweiten Falles ist kaum zu zweifeln, wohl aber fehlt ihm Ausschließlichkeit; wenn auch weniger Vorkommnisse für den ersten zeugen als der Anschein wahrhaben möchte. Wenn beispielsweise ein nach einem Ziele wandernder Denker trotz seiner Versunkenheit stetig den Weg einhält, ist das unter Annahme bloßen Nacheinanders seiner beiden Denkinhalte schlecht erklärlich. Die Vorkommnisse des ungewollten Stehenbleibens und Abirrens und die Unfähigkeit des in Gedanken Versunkenen, gleichzeitig neue Wege zu suchen, bezeugten nur die Begrenztheit möglichen Beieinanders und widerlegten dessen Möglichkeit nicht.

Im Falle bloßen Nacheinanders, ausdrückbar durch „hauptbewußt" und „zwischenbewußt", begegnete die Rückführung des Zustandes auf Doppelpersonalität keinem Hindernis. Im Falle von echtem „Unterbewußten" verursacht Unbehagen die lokalisierende Vorstellung, als hinge dies Unterbewußte „unterwegs" auf einer Verbindungsstrecke, Leitungsbahn, zwischen beiderlei Denkpersonen; ein Muster zur Übung im Verzicht auf körperlich lokalisierende Vorstellung, auf Verwechslung körperlicher Repräsentation mit dem repräsentierten Seelischen, des Austausches zwischen psychischen Personen einer Gemeinschaft mit der Leitungssubstanz, die diesem psychischen Vorgang körperlich entspricht. — Auf die Frage, wem das „Unterbewußte" so gegeben wäre, lautet die Antwort: Jedes solche, jeden Grades, sicher einmal der übergeordneten Person[1]).

Die zweite Schwierigkeit der Hypothese dieser Doppelpersonalität entsteht aus der Tatsache der verschiedengradigen Erinnerungsbereitschaft. Eine Erinnerung verweigert sich zäh, eine andere steht sprungbereit, eine erfolgt als verblüffender Einfall, die andere wird kaum mit fremder Nachhilfe gewonnen. Beim Erklärungsversuch kommt man um die Annahme eines Mitwirkens der Bewahrer und Rückerstatter des Unbewußten, einbezogener Denkpersonen, nicht herum.

[1]) Selbstbeobachtung bringt auf den Gedanken, die sogenannten „Bewußtseinsgrade" seien in Wahrheit nur Grade der Aufmerksamkeit, dieses beides sei nicht identisch. Der Unterschied erhellt aus dem Bilde des optischen Erkennensvorgangs: Willentliche Konzentration auf einen gesehenen Gegenstand ist etwas andres als optische Einstellung. — Vielleicht gibt es beiderlei — Aufmerksamkeits- und „Bewußtseins"-, richtiger Bewußtheitsgrade. Beim Versinken in „Bewußtlosigkeit" z. B. könnten Bewußtheitsgrade durchlaufen werden. — Fraglich, ob es wahre Bewußtlosigkeit gibt, d. i. einen Zustand von Nichts-Bewußthaben, nach meiner Auslegung dann also ein zeitweiliges gänzliches Ausscheiden der übergeordneten Denkperson und Alleinfunktionieren der einbezogenen; ob nicht vielmehr gleichzeitig Traumbewußtes einspringt. Die Frage ist verwandt der des „traumlosen" Schlafs.

Digitized by Google

Man macht sich davon etwa die Vorstellung, der Interessegrad der übergeordneten Person, seinerzeit, als sie diesen Inhalt erwog, bestimme auch nachher in der Psyche der einbezogenen Person, die den entfallenden Inhalt aufnahm, dessen Rang im Erinnerbaren, den Grad der Neigung, ihn zurückzuerstatten. Ein solcher Sachverhalt erschiene nicht wunderbarer als Tatsachen im Personalaustausch, die wir von psychisch so niedrig taxierten Tieren, Quallen und Seeanemonen, kennenlernten.

Die dritte, größte Schwierigkeit kommt aus der aktiven Mitwirkung der übergeordneten Person am Erinnern. Sollte sie also ihr Unbewußtes, das Unmerkliche, Entfallene, sachgemäß anfordern, namentlich aufrufen können? Das ist ein Unding, und zwar in beiden Fällen, Doppelpersonalität oder nicht. Unter den Vorgängen des Erinnerns darf man vielleicht herauserkennen wollen ein freies Steigen, der reine „Einfall", reine Wirkung der einbezogenen Personen, und ein „mechanisch" assoziatives Geschehen, bei dem die Erinnerungsvorstellung gewissermaßen in eine „Lücke" eines bewußten, eines Gedankenganges der übergeordneten Person einspringt, ohne daß diese danach gesucht hätte. Doch über den dritten, uns so geläufigen Modus, den des „Sichbesinnens" mit Willensaufwand und dem Erfolge des „Sichentsinnens", dürfen uns keinerlei Rücksichten wegtäuschen. Für diese Fälle scheint mir als Deutung annehmbar: Der Wunsch, sich zu erinnern, entspringt einer Vorstellungslage, welche eine den entfallenen Inhalt stark herausfordernde Lücke aufweist; die übergeordnete Person kann nicht nach dem ergänzenden Inhalt als solchem verlangen, sie dringt jedoch auf sachgemäße Füllung der Lücke aus dem Vergessenen; der vermißte passende Inhalt springt dann assoziativ ins Bewußte empor — oder auch nicht, wie wir es immerfort erleben. Der Grad der Erinnerungsbereitschaft der einbezogenen Person, die ihn hegte, entscheidet mit über den Ausgang. Diese Aktivität der übergeordneten Person wäre vergleichbar der beim echten „Verdrängen", nämlich Unbewußtmachen, nicht bloß Umdeuten. Die Psyche „schiebt" nicht Bewußtes in die Region des Unbewußten, sondern sie desinteressiert sich an dem Bewußten, bis es vergeßbar wird und versinkt. Man darf hier noch nicht haltmachen: Selbstwahrnehmung spricht dafür, daß auch ein wirklicher Eingriff der übergeordneten Person ins Bereich des Unbewußten statthaben kann, freilich immer kein Anfordern, Aufrufen eines bestimmten Inhalts, sondern einer von der Art eines rapiden „Ableuchtens" oder „Abtastens" des einbezogen personalen Reviers, ein Reizen der einbezogenen Personen bis zur Ermüdung des Wunsches oder zur Rückerstattung eines passenden Ergänzungsinhalts, der verfügbar ist.

Vom Niveau der einbezogenen Denkpersonen habe ich diese Vorstellung: Sie, die Träger des der übergeordneten Person Unbewußten (unbewußt Gewordenen) hätten dies natürlich nur bewußt, und was ihnen daraus entfiele, wäre für sie und für die übergeordnete Person definitiv vergessen, verloren, es sei denn, daß sie es an eben diese Person zurückerstattet hätten.

Anerkennt man Doppelpersonalität in meinem Sinne, wird man Mehrfach-Personalität — übergeordnete Person, einbezogene ersten Ranges, diesen wiedereinbezogene — eher erwarten als bestreiten wollen. Enthält man sich dabei der

Digitized by Google

Raumes-Metaphysik, kann einem ein Schachtel-Personalismus kaum angehängt werden.

Der zweite wichtige Sonderfall, der zur Betrachtung unter dem Gesichtspunkte psychischer Doppelpersonalität herausfordert, ist der der Erbgut führenden Einheiten, körperlich repräsentiert durch die Keimzellen. Diese Bewahrung der gesamten psychischen und somatischen Gestalt muß als erinnerungsartig aufgefaßt werden, und zwar nicht bildlich als „Mneme" oder nach Art jener „Materie, welche denkt", sondern als echtes Gedächtnis. Erinnerungsvorgänge sind im Spiele, und eine nur gleichnishafte oder eine körperhafte oder energiehafte Art sich zu erinnern, wovon die immer noch materialistisch spekulierende Vererbungslehre den Anschein erweckt durch ihren Terminus „Soma" = Leib + Seele, diese gibt es nicht. Akte des Vollzuges können auch hier automatenhaft sein, Reizsignal und Gehorsamshandlung, auch solche aber sind beseelt, in diesem Fall ihrer Herkunft nach auf Gedächtnis beruhend. Eindrücke von Gestaltetem werden übermittelt, prägen sich ein, beharren, solange die Gestaltung dauert und fortwirkt. Ich sehe in jener Psyche, deren Körper die Keimzelle ist, eine einbezogene psychische Person, welche die Beziehung zur übergeordneten Person allmählich löst und ihresgleichen wird. Den psychischen Verkehr zwischen beiderlei repräsentieren körperlich wohl Nervenbahnen, daneben Flüssigkeiten, Inkrete. Es besteht kein sachlicher Grund, als physisches Äquivalent zu Psychischem nur Feststoffliches, nur Nervensubstanz, a priori gelten zu lassen.

Trifft meine Vermutung einer Doppelpersonalität im Denkvorgange auf den Menschen zu, dann ebenso gewiß auf Tiere. Unsere näheren Verwandten unter ihnen verraten Bewußtes, Unbewußtes, auch ein Traumbewußtes wie der Mensch.

Mit der psychischen Person tritt das „Ich" auf. Auch diesen Gegenstand müssen wir streifen. Man findet beide miteinander verwechselt, oft die Frage nach einem „Ich" der Tiere verneint, ebenso dann die, ob sie zu ihren Trieben auch ein Wollen haben. — „Ich" hat kein Wesen, wie die psychische Person, sondern bezeichnet ein Verhältnis, eine Position. Die Lebensstellung jeder psychischen Person. Alles unvermittelt Gegebene bekommt von der Person dies Signum, es ist ihr „Mein". Der es hat, heißt „Ich". Anderweite psychische Feststellungen der Person erfolgen nicht Fall für Fall von neuem vergleichend, stets aber auf anfänglicher Vergleichsgrundlage, sie sind vermittelt, sie betreffen andere Personen. Diese „Ich"-Position, subjektive „Allein"-Position, ist jedem Lebewesen gegeben. Eine „Ichfrage" kann nur angehen der im Menschendenken gebildete Ichbegriff, das Ichdefinieren, das „Ichbewußtsein" in diesem Sinne. Dem Kinde, das von sich sagt: „Der Bubi", fehlt dies Begriffliche noch, seine Ichposition dagegen hat es inne. Die späte Bekehrung zu dem Terminus ist bedingt durch die anfängliche „Alleinigkeit" und die Selbstverständlichkeit der Lage. Das Zeichen hat erst dann einen Sinn, wenn man das Sein von beseelten Objekten entdeckt hat und die Ichposition unterschieden werden muß. Und das Kind verlegt mit erwachendem Mitweltverständnis zuerst sein Interesse auf seine Rolle als Auchperson unter Personen, nicht auf sein ihm immer noch selbstverständliches und gleichgültiges Gegensatzsein zu ihnen.

Digitized by Google

Primitive Ichorientierung wäre die eines Nur-Ich (primitiver tierischer Solipsismus), das Gegenstück zum vermeintlichen Ich-Reservat des Menschen. Wie nachher noch bei menschennahen Tieren die Unterscheidung zwischen Person und Sache schwanken kann, eine Katze Gegenstände liebkost, ein Hund aufwartet vor einem Speiseschrank. Zur Aufreißung eines Abgrundes zwischen dem Menschen und der Gesamtheit der Tiere auf Grund Besitzes und Mangels eines „Ich", zur Gleichsetzung des „Ich" mit „Geist", zum Rückfall in einen „Geist"-Seele-Dualismus ist kein erkennerischer Grund vorhanden.

Aus denselben Gründen irreführend ist der Name „Doppelich" für gewisse psychische Zustände, nebst Ausdrucksweisen wie „es sitzen einer Person zwei Iche auf", wie zwei Wesen. Unsachlich wäre auch noch der Ausdruck „Doppelperson" oder „personelle Spaltung". Besser entspricht schon „Persönlichkeitsspaltung", nur setzt es zweifach zuviel voraus: Daß die Gesamtheit des Persönlichen betroffen ist und daß die beiden separierten Charaktere zuvor in Einheit da waren, also nichts erst zugewachsen oder von der Person zugedichtet sei. Merkmale sind ein ausschließendes Alternieren von Charakterzügen und dazu eine (einseitige, beiderseitige) Erinnerungssperre. Nach meiner soeben vorgetragenen Hypothese beruhte sie auf einer Lähmung des Verkehrs zwischen der übergeordneten psychischen Person und den ihr unterworfenen einbezogenen Denkpersonen. Von der Erforschung dieser Zustände hat man Tiere nicht auszuschließen, etwa weil sie des „Ichs" ermangelten und gar erst eines „Doppel-Ichs", sondern der Tiercharakterologe muß auf solche Möglichkeiten achten. Das kann lohnen, wie schon die Tierhypnose lohnt, in beiden Fällen schon wegen des Fehlens raffinierter Täuschungsmanöver, die der Erforschung solcher Erscheinungen am Menschen immense Schwierigkeiten machen. Daß jedoch auch Tiere an Einbildungen, an psychogenen Schmerzen leiden, ist gewiß, daß manche echt simulieren, sehr wahrscheinlich.

„Ichbewußtsein" im Erinnern, „Ich"-Bewahrung hat dieselbe Herkunft wie das „Ich" im Gegenwartsleben. Was an Erinnerlichem der Person widerfuhr, gehört ihr zum „Ich". Auf Grund der Einzigartigkeit, nämlich alleinigen Unmittelbarkeit dieses Erlebens, muß die Person sich notwendig als immer dieselbe wiederfinden.

Soll man wärmeres Interesse an jemandes „Personalien" nehmen, braucht man die Wissenschaft, weß Geistes Kind er sei. Sinnlos vollends würde die Sache, bestritte einer mit Gründen den ganzen Gegenstand des Interesses, die Seele. Beides, „Geist" und „Seele", wird von manchem „dem Tiere" oder bestimmten Tieren abgestritten, während andere uns der mathematischen Begabung kluger Tierpersonen versichern. So wird hier unvermeidlich ein Exkurs über tierisches Niveau.

Gefördert hat diese Angelegenheit R. Sommer (25); wenigstens für das Teilbereich der mit Nervensystem versehenen Tiere. Er entkräftet das anthropozentrische Vorurteil, das Großhirn als Sitz alles Denkens anzusehen, anerkennt echte (ohne jedesmaligen Sinnesreiz entstehende) Objektvorstellungen, bei Tieren mit schwach entwickelten, ja solchen ohne Großhirn, und folgert richtig, sie

Digitized by Google

müßten dort in anderen Abschnitten des Nervensystems „lokalisiert" sein. Er analysiert treffend den Notbegriff „Instinkt" und stellt heraus den „Verstand ohne Abstraktion", das „anschauliche Verstehen", das bei Tieren bis zu „genialer", Menschenvermögen überragender Leistung gesteigert sein könne. Diese Ansichten harmonieren mit Detailversuchen wie die von A. Franken (22), der bei Prüfung einer bestimmten Sparte des Denkens, der Wiedererkennens- und Beziehungsurteile bei der Helligkeitsvergleichung' zwischen Mensch und Hund Unterschiede fand nach „Reaktionsformen", mehr sensoriell und spontan beim Menschen, mehr motorisch und gehemmt beim Hunde, und zum Ergebnis einer graduellen, auch typenmäßigen, nicht aber wesenhaften Verschiedenheit dieses Denkens beider kam.

R. Sommers Erkenntnisse förderte sein psychiatrischer Beruf. Angeborener Schwachsinn mittleren Grades beim Menschen ergab an diesem selbst Fälle „tierischen" Denkens, wobei „trotz starken Mangels an abstrakten Begriffen ein Verstand im Gebiete der Gegenstandsvorstellungen" vorhanden war, der „trotz Fehlens der Abstraktion zu vielen Arbeitsleistungen befähigt". Ich sehe allen Ernstes auf seiten des Menschen einen der tierischen Schwäche im Abstrahieren entgegengesetzten sachdenkerischen Schwachsinn sich entwickeln, ein Kümmern im Anschaulichen, mitbedingt durch die Abstraktion, die den wahren Nährboden für Erkenntnisdrang und höhere Erkenntnis hätte bereiten müssen. Eine Schwäche speziell im qualitativen Unterscheiden, wobei erst recht die psychischen Phänomene menschlich zu unterscheidende „Sachen" sind. Symptome: qualitative Indolenz, stark entwickeltes bloßes Methode- statt Sachgewissen, Formel- und Systemsucht, Zahlenwesen, Begriffsakrobatik, metaphysische Verstiegenheit, Gegenstandslosigkeit auf vielen Gebieten. Im Vermögen des anschaulich-qualitativen Erkennens und Unterscheidens beruht unser wahres Haupterkenntnismittel, die „Intuition" (im Real- nicht in einem mysteriösen Begriffe). Sie stellt sich dar als hochgradiges Unterscheidungsvermögen, getragen von einem menschlich-besonderen leidenschaftlichen Triebelan zur Erkenntnis. Ich erwarte fast die Scheidung zweier psychologischer Spezies, „Typen" genügt nicht, bei Homo, geschieden nach Denkverfahren.

Vermengt erscheinen in dieser menschlichen Schwäche ein eigentliches Unvermögen und ein Widerwille. Der Ursprung jedes von beiden gehört für sich untersucht, dazu die Beziehung zwischen ihnen. Ich sehe ihnen Gelehrte und Naive gleichmäßig unterworfen. Persönlich ist der Widerwille abgestuft nach Interessengebieten, das Unvermögen nach Sachengruppen. Modisch reduziert man beiderlei rein auf das Täuschungsmotiv als auf ein allwaltendes Verhängnis, aus dem noch allenfalls die Zuflucht zu einem unsrer Entzauberer möglich wäre. Schulbeispiel dieser Deutung: Chr. Bruhns Buch „Gelehrte in Hypnose" (26); „unsere Scharfsinnigsten" waren ihm in solchem Falle „nur verzaubert". — Die in Rede stehende menschliche Geistesverfassung entsteht aber nicht durch Einwirkungen, beruht nicht auf einer ihnen entgegenkommenden, generell gleichmäßigen Beeinflußbarkeit, sondern auf jenem persönlich ungleichen Manko, das freilich, je nachdem, suggestiven und autosuggestiven Attentaten Vorschub leistet. Seine Wesensfrage

Digitized by Google

also lautet: Unvermögen, Nichtmögen, beides? Detaillistisch deskriptive Genauigkeit bei Untersuchern und Diagnostikern, durchsetzt mit gröblichem Sachverkennen und Mißdeuten, sobald hierzu ein innerer oder äußerer Anreiz eintritt, diese Mischung möchte verführen, rein Nichtvermögen verantwortlich zu machen. Nach einer Regel: Erstlich entscheidet Sympathie, im Falle der Indifferenz fungiert Methoden- als Sachgewissen. Dasselbe Mißgeschick stößt jedoch zu, sobald nur gewohnte Sachbezirke überschritten werden. Beachte man nur Lebenstechniker, Erwerbler, die ausgesprochen „praktischen" Leute!

R. Sommer konstatiert richtig die übliche Verkennung von praktischem Tierverstand als ‚Automatismus" und die definitorisch resultierende Konfrontierung von tierischem „Verstehen" mit menschlichem „Begreifen". Mir scheint die psychologische Revision von „Begreifen" und „Begriff", die M. Schlick (25)l leidenschaftlich ablehnt, doch dringend notwendig zu sein. Hier kann sie uns nicht weiter beschäftigen.

Mit dem Zugeständnis von Abstraktion und Apperzipieren an Tiere zaudert R. Sommer, doch gibt er Ansätze von beidem zu, trotz des Auswegs „assoziativer Komplexbildung". Die Assoziationspsychologie, die geglaubt hat, so den Menschenverstand zu verstehen, wird, dessen bin ich gewiß, auch dem Tierischen nicht beikommen. S. Révész (26), der hinsichtlich der Definition von „Abstrahieren" zur zurückhaltenden Partei gehört, findet experimentell bei niederen Affen dieselbe kindliche „Vorstufe der Abstraktion, durch die wir alle hindurchgegangen sind und deren Spuren wir in unserer Verhaltensweise auch noch später beobachten können". Das gern dem Menschen reservierte Denkgebiet ist von Tieren betreten, wenn auch nicht von allen und sozusagen nur am Rande. Sommer schwebt meistens sein eigenes Hauptobjekt vor, das Pferd, ein unter manchen anderen, Säugern und Vögeln, eigentümlich starres Wesen. Bei ihm wie bei manchen andern stellt er schon echt psychogene Störungen fest. So bietet sich ihm die Basis einer „gemeinsamen Psychopathologie beim Menschen und bei Tieren". — Zu diesen Eindrücken von der Begabung menschennäherer Tiere stimmt wesentlich, wenn auch vielleicht nicht auf methodischer Goldwage, der Standpunkt eines einsichtigen und vielerfahrenen Praktikers, wie des Altmeisters Hagenbeck (08, Neudruck 1925): Tier- und Menschenverstand seien, trotz aller Distanz, eigentlich nur graduell verschieden.

Wie Qualitätsunterschiede vorgetäuscht werden, zeigt W. Köhler an Tempodifferenzen gleichartiger Denkvorgänge beim Menschen und den Anthropoiden: Was sich bei ihnen zögernd, unbeholfen, unter schwerem aktivem Aufwand gestaltet, kann beim Menschen scheinbarer „Automatismus" sein. Köhler denkt sich Erscheinungen, wie Weitergeben erlittener Strafe, leidenschaftliche Versöhnungsversuche nach Streitereien, Abgeben von Nahrung an Bittende, rein als Affektergebnisse erklärlich, ohne „intellektuelle Vermittlung", doch prägt gerade er das gute Wort von einer „negativistischen Tendenz", einer „unsachlich bestimmten Reaktionserscheinung", deren Versuchsanordnungen darauf ausgehen, „ja nichts als Torheit" bei Tieren festzustellen.

Digitized by Google

Ein evidenter Unterschied zwischen Menschen und menschennäherem Tierverstand liegt im Maße an Freizügigkeit, Aktivität, Produktivität, und ich gebe zu bedenken, welchen Abstand in der geistigen Haltung allein schon die starke Entfaltung der Phantasie bei der einen Partei, ihre Dürftigkeit, ihr sozusagen konventionelles Bereich bei der anderen bewirken müssen. — Ich kann an diesem Punkte nicht vorüber ohne die eilige Warnung vor der Gewohnheit, der menschlichen Phantasie die Schuld an sachdenkerischen Entgleisungen zuzuschreiben, in deren Dienste man sie findet. In Wirklichkeit gehen wahrhaft starke Erfindungsgabe und Einbildungskraft auffällig gern zusammen mit intensivem Empfinden und Fühlen, dem Vermögen zu feiner Unterscheidung, auch wohl mit dem wacheren Sachgewissen. Mit den vielgerühmten Eisregionen einer denkerischen Objektivität ist es nichts.

Tierische Phantasie, z. B. bei meinem eigenen Objekte, der Katze, ist mehr wie reproduzierend, im Spiel mit Artgenossen, anderen Tieren, dem Menschen; spielerische Gebärden des Angriffs, Belauerns, Erwischens, der Abwehr, auch schon des Unterliegens, nicht nur des Siegers, wobei oft gar nicht „zweckentsprechend" verfahren wird, wie im etwa ähnlichen Ernstfall. Doch erhebt sich dies Spiel auch zu einiger Höhe freier Erfindung, trotzdem die Katze, ähnlich dem Pferde, in manchem wie „starr" erscheint. So erfand eine der meinen, ohne menschliches Zutun, „plötzlich" das Apportieren des Papierknäuels, den man ihr zum Spiel zuwarf; sie behielt es gewohnheitsmäßig bei. Ernst Perzina, ein Experimentator unter Dresseuren, berichtete mir von einer seiner vogelfrommen Katzen, daß sie genau so das Apportieren eines Vogels erfand und ihn dabei niemals verletzte, welchen „Trick" das Publikum dem Bändiger angerechnet hat. Noch zwei ähnliche Fälle sind mir persönlich bekannt: eine Katze brachte ihrem Besitzer eine junge Amsel, eine andere dem ihren ein Rotkelchen unverletzt aus dem Freien. Dasselbe erwähnt schon der alte Brehm („Tierleben"). Die im Verkehr der Tiere untereinander nur angedeuteten Gebärden des Bittens und der Unterwürfigkeit bauen Hunde und Katzen dem Menschen gegenüber reichhaltig aus.

Zur Bestimmung des Begriffs der tierischen Phantasie bedenke man, daß noch Menschen nicht bloß mit Rede und wortbegrifflich phantasieren und wie Phantasie von Künstlern in Tönen und Bildern ausgelebt, im reinen Formtanz getanzt, in Arabesken gelaufen, von Beduinen geritten wird. So tun auch Tiere, wenn sie sich tummeln (Pferde, Hunde, Katzen, Vögel, Fische); da gibt es fixe, aber auch freie Bewegungsfiguren.

Zum Teil mit Unterlegenheit tierischer produktiver Phantasie hängt wohl auch der Mangel des Ausbaus der Tiersprachen zusammen. Nicht mit dem Fehlen aller Begriffsbildung. Tiere verfügen nicht nur über einen Reichtum an Ausdrucksbewegungen und -lauten, dazu eine wunderbare Fähigkeit, artfremde solche Bewegungen und Laute zu deuten, vielmehr auch über vielerlei echte Verständigungsgebärden (darunter das Vormachen und Einladen) und Verständigungslaute. Ich finde bei Schjelderup-Ebbe (23) mindestens 11 Signale schon vom Haushuhn. Andererseits ahmen Bevorzugte, wie Papageien, die menschliche Sprache nach und verstehen sie; zwar nicht Wort für Wort und nicht ihre Syntax, sicher

Digitized by Google

aber ihnen praktische wertvolle Worte, ja Wendungen daraus. Wichtig zur Sache scheint mir auch Knottnerus-Meiers Erfahrung (25), wonach auf dem Papageiniveau Sprech-Lerntalent nicht mit dem beweglicheren Verstand, sondern dem geduldigeren Temperament persönlich zusammengeht. Ferner hat die Katze eine reichere und persönlich nuanciertere Sprache als der vermutlich intelligentere Hund. Warum lernt kein Schimpanse menschenmäßig sprechen? Ist er dümmer als ein Papagei, als eine Elster, eine Dohle, ein Rabe?

Man muß unterscheiden zwischen Verstehen- und Sprechenlernen. Dies kann trotz dem anderen scheitern schon an körperlich-technischem, anatomisch begründetem Unvermögen. Darf man hierüber hinaus annehmen, daß ein eine Fremdsprache, tierische, menschliche, verstehendes, dabei mitteilungsbedürftiges Tier schon über den Elan verfügte, der zur Überwindung eigener Sprachgewohnheit nötig ist, während Dialekte sprechende Menschen zum Verlassen solcher Sprachgewohnheit nicht gelangen? — Den Vögeln kommt eine Neigung zu Hilfe. Vielerlei „Spötter" unter ihnen (nicht eben die edelsten Sänger) haben das Talent und sind besessen von der Lust, artfremde Klanggebilde zu kopieren und ihrer eigenen Weise einzuverleiben, ein Hang, der den Säugetieren auch bei einfachem Sprachverständnis, unter ihnen auch den nachahmungslustigen Affen, den einzigen tierischen Mimikern, fehlt. (Auf das Schauspielern verstehen sich Hunde vorzüglich, in geringerem Grade auch die Katzen, beide kennen mimische Nachahmung nicht.) Anatomisch fand Heschel Bernstein (23) plattnasige Affen geeignet zum Hervorbringen lauter, aber unartikulierter Stimmen, schmalnasige dagegen zur artikulierten Stimmgebung; unter ihnen am meisten den Gibbon, wogegen der Schimpanse rückgebildet erscheint, im Detail freilich wieder näher dem Menschen. Halbaffen seien indifferent gestaltet, ähnlich anderen Säugetieren. Ich wage aus diesen Ergebnissen wohl zu schließen auf körperliche Eignung von Schmalnasen zur Nachahmung menschlicher Wörter, nicht aber auf ein Unvermögen der Plattnasen, Halbaffen oder anderer Säuger hierzu. Bedenke man nur die Hervorbringung menschlicher Wörter mittels des völlig andersartigen Organs der Vögel! — Übrigens drängen die Erfahrungen mit Säugetieren, auch den menschennächsten, auf die Vermutung recht unzulänglichen Verstehens. Menschenaffen verrieten bisher kaum ein besseres als wir den Hunden, vielleicht auch manchen Katzen zutrauen dürfen, trotz des großen Begabungsvorzuges der Affen. Sie alle bringen es, bei persönlich ungleichem Talent, zum Verständnis weniger Ein-, etwa auch Zweisilber, und dabei bleibt noch ungewiß, was vom Klange der Wörter sich ihnen einprägt, ob es im Menschensinne Sprachliches ist.

Element der Menschensprache ist der echte, der musikalische Rhythmus nebst der Takteinteilung. Auch der Vogelgesang ist unrhythmisch (wenn man diesen Begriff nicht modisch zerdehnt, auf andere Regelmäßigkeiten überträgt). Seine Figuration beruht auf einem anderen Fühlen als dem wirklich rhythmischen. Dennoch schlummert in manchen Vögeln entweder Rhythmisches oder doch mindestens ein Sinn für Takteinteilung. Der gesanglich unbegabte geduldige Gimpel lernt Menschenmelodien taktlich richtig pfeifen, ebenso der Star, der Sprechpapagei. Bei der Säugetierdressur offenbart sich Fehlen rhythmischen Sinnes. Man er-

Digitized by Google

innere sich der Leistungen von Pferden zur Musik, der „musizierenden", das Horn, das Schlagzeug traktierenden intelligenten Seelöwen. Was am Säugetier rhythmisch erscheint, ist Bewegungsökonomie und einfaches Raumspiel. Ferner kann ein eigener Typ der Verständigung mit unserer Sprechmethode kollidieren. So haben Affen eine lautlose Lippensprache. Schon durch unsere verständnislose Nachahmung dieses „Sprechens" versöhnen wir, noch in kritischer Lage, solche aufgeregten Tiere (Knottnerus-Meier a. a. O.). Wir dürfen in dieser Frage nicht einseitig sehen. Zur Lösung gehört der Versuch, nicht nur lehren zu wollen, sondern auch zu lernen. Da zeigt sich ein Gegenseitigkeitsverhältnis, indem der Mensch die Ausdrucks- und Verständigungslaute der Vögel leichter auffaßt als die der ihm ähnlicher geformten Säugetiere. Man prüfe beliebige Naturgeschichtsbücher.

Jede wissenschaftliche Einseitigkeit ruft eine ihr gegensätzliche hervor. So kam es zur Proklamierung menschenmäßig spekulierender Tiere, wie der berühmten rechnenden Elberfelder — ausgerechnet! — Pferde. Nur wer am seelischen Ganzen vorbeisieht, kann an solche Möglichkeit glauben. Bei einer Vorführung (1913) des vermeintlichen Kartenkunststücks der Schimpansin Basso, vor der Entscheidung über den Fall durch Marbe, entdeckte ich die Täuschungsursache keineswegs, doch war mein Urteil, den Blick auf das Gesamtniveau des Affen: Er benutzt andersartige, uns verborgene Merkzeichen, vielleicht listig, vielleicht naiv; das Überlisten traue ich ihm zu, die Kartenkenntnis nicht.

Ein mechanistisches Gegenstück zu den „mathematisch begabten" Pferden waren jene gleichfalls berühmten „Kunstamöben" zum Nachweis rein mechanischen Verhaltens von Organismen. In diesem Punkt ist auch R. Sommer etwas befangen. Ihn beherrscht in der Sache „Seele" dieselbe Betrachtungsweise, die er in der Sache „Denken" bekämpft. Bei Tieren ohne Nervensystem und differenzierte Sinnesorgane findet er selbst in „zahlreichen Bewegungen als Reaktion auf äußere Reize" keinen Grund, ihnen „irgendeine Art Empfinden im psychischen Sinne" zuzuschreiben. (Gibt es ein anderes als ein psychisches?) Er befürchtet einen „Panpsychismus". Ein solcher will aber doch das Unbelebte beseelen! Hier geht es um Leben, lebende Wesen, nur somatisch „einfach gebaute", formphylogenetisch „niedrig" geschätzte. Deren evidente Reizsamkeit ist dasselbe und ebenso etwas Psychisches wie die der Tiere mit Nervenzentrale. Die Stellung des Nervensystems, einer leiblichen Bildung, zur Psyche ist genau dieselbe wie die des Großhirns zum Denken: Es wird gedacht schon ohne Hirn, empfunden auch ohne Nervenzentrale. Die physiologische Seite der Sache kennzeichnet der Altmeister der Anatomie und Physiologe Marchand (22), wenn er die Anwendung des Reizbegriffs auf Energieveränderungen in der anorganischen Natur ablehnt und das Wesen der Reizbarkeit chemisch-physikalisch unerfaßbar findet. Psychisches Zubehör zu dieser vitalen „Reizbarkeit" ist das Reizempfinden, das allein das Lebende reizsam macht. Und das Empfinden, dieses Seelische, ist bei Nervenlosen nicht „minder beseelt", nicht „psychoid", sondern einfach seelisch, Seele ohne Anführungszeichen, sein besonderes Zuständliche möge noch so menschenferne sein. Solches menschenfernes Empfinden brauchte z. B. nicht einmal eigentlichen Schmerz zu kennen. Empfinden aber bliebe es auch so. Gewiß ist weiter, wie

Digitized by Google

Kafka (22) ausführt, daß „ein Reiz nicht imstande ist, eine Reaktion auszulösen, wenn er für den Organismus nicht bereits einen bestimmten Sinn" hat, wonach auch primitivem Leben (außer Empfindung) eine „Bedeutungserfassung" möglich sein müsse als Merkmal der im weiten Sinne „einsichtigen Handlung". Und kommt es zu ihr, müssen wir, denke ich, weiter voraussetzen auch beim primitiven Leben: Eigenimpuls und die Gabe des psychischen Zielens. Ja selbst ein Wählenkönnen zwischen Zielen scheint auch in der Lage einfachster Organismen, die wir kennen, zum Handeln manchmal nötig zu sein.

Überraschungen im Punkte Niveau kann uns eine Psychologie der Einzelligen bringen, weil spekulierende Phylogenetik diese Organismen, von denen manche gar vielseitig ausgestattet sind, wegen ihrer körperlichen Menschenferne seelisch degradiert hat. — Denkbar freilich ist auch Lebendes, das in keiner Weise „erfassen", das nicht zielen könnte, keinen inneren Impuls hätte. Solches Lebendes vermöchte nicht zu reagieren. Was dagegen nicht empfindet, lebt auch nicht.

Zum behaupteten „Erklärungswert" einer wirklich mechanistischen Deutung von „Automatismen", „Tropismen" hat man öfter aufmerksam gemacht, daß sie in diesem Lichte nicht weniger rätselhaft erschienen als wenn man sie psychisch nimmt. Wie käme es mechanisch zu dem doch oft erfüllten Zweckeffekt für das dann rein maschinell „Reagierende"? Ich finde, die mechanistische Deutung verdunkelt die Sache noch. Zur Unerklärbarkeit kommt so die Unverstehbarkeit, indem wir die Vergleichsgrundlage solchen Seins mit dem unseren beseitigen. — Jeder Tatsachenwissenschaft muß der Grundsatz gelten, Vergleichbarkeit des Gegenstandes mit uns selber so lange als wahrscheinlich und jedes Wahrscheinliche so lange als solches anzuerkennen, bis tatsächliche Gegengründe da sind. Gelehrt gilt von beidem manchmal das Gegenteil: Andersartigkeit, Unwahrscheinliches vorauszusetzen, für Vergleichbarkeit, Wahrscheinlichkeit, das Offensichtliche den indirekten Erweis zu verlangen. Der Psychologe entdeckt wenig Gründe, um so mehr Antriebe hinter dieser Liebhaberei.

Die in Rede stehenden Verhaltensweisen von Pflanzen und Tieren und des Menschen kennzeichnen sich durch ihre an Intensität des Reagierens starre Korrespondenz mit den Reizanlässen. Während nun terminologisch der gewisse Anschein unbeseelter, wirklich maschineller Hergänge erweckt wird, Namen wie „Philie" (Photophilie) rigoros durch solche wie „Tropismus" (Phototropismus) ersetzt wurden, kommt ein echt mechanisches Wesen nicht einmal definitorisch zum Vorschein. Der Klassiker des deutschen Mechanismus, Wilhelm Roux (12), schließt weder unter „Tropismus" noch unter „Taxis" Seelisches aus. Die entscheidende Definition beim Schöpfer der Tropismenlehre, Jaques Loeb (nach Fraenkel 27) „zwangsweise Orientierung eines Organismus, respektive zwangsmäßige Progressivbewegung zu oder von einer Energiemenge" tut das ebensowenig. „Zwang" schließt wohl jederlei Wahl aus, nicht aber das Reizempfinden und nicht einmal Zielen und Eigenimpuls, und ebensowenig leisten das die Experimente, z. B. die neuen von Fraenkel (l. c.). Hier ist ein Fall terminologischer Vorwegnahme wie im umfassenden Ausdruck „Entwicklungsmechanik". Bevor der methodisch grundlegende morphogenetische Vitalist H. Driesch ins Okkulte geriet, hatte ein Gleiten

Digitized by Google

begonnen zwischen „grobmaterialistischer“ und irgend konzilianterer „mechanistischer“ Auffassung. Nun werden die Termini sich wohl wieder befestigen. — Auch echte, angeborene „Automatismen“, „Tropismen“, Reflexhandlungen sind mir psychisch. Man kann sie ansehen als Signal- und Gehorsamshandlungen. Der Signalreiz wird empfunden, die Handlung, die er bedeutet, starr aber impulsiv ausgeführt. Zur Ableitung dieses postulierten Vorgangs belaste ich mich mit der alten Ansicht, daß auch er, wie andere starre Handlungsweisen, auf Gewöhnung, vererbter Gewohnheit beruhe.

Eine philosophisch und psychologisch umstrittene menschenkundliche Niveaufrage, die stark auch den Tierspychologen angeht, ist die nach Wesen und Ursprung des Erkenntnisdranges. Es handelt sich im Grunde um Triebhaftes. Ich sehe ähnliches schon bei Tieren.

Der Mensch hat außer vielerlei Streben, zu dem er erkennerische Motive erdichtet, einen wirklichen, freilich selteneren Drang nach Erkenntnis, eine auf sie gerichtete Leidenschaft, die ihren Inhaber befähigen kann, um dieses Zieles Willen Leiden auf sich zu nehmen. Das gilt in der Zustandsfrage. Erkenntnisdrang zuständlich oder auch genealogisch als Willen oder Trieb zur Macht oder gar zu Besitz (der ganzen Welt, Selbsterweiterungswillen) zu deuten, ist Ergebnis freier Versuche, ein Natursystem vorwegzunehmen. Die Wirklichkeit fügt sich solchen Versuchen niemals. Zeitideologisch besteht die Neigung — man übt sie auf vielerlei Art — Erkenntnisdrang wie Erkenntnis zu diskreditieren, wegzudeuten. Gewiß kommt vor, daß wir uns auf Mittel zu Zielen versteifen, als seien sie selbst jene Ziele, sie selbst zu solchen erheben; auch so haben sich Begierden herausgebildet. So kann man sich den Ursprung der eigentlichen Geldgier denken, die auf ein ehemaliges Mittel zu ersehnten Genüssen geht. Und so führt man gern den Erkenntnisdrang auf den Nutzeffekt des Kennenlernens von Dingen zurück, sei es den für die Lebenserhaltung (Vorteil im „Kampf ums Dasein“, persönlicher, artlicher, „Wille zum Leben“, „Selbsterhaltungstrieb“) oder den für Lebenshaltung (zur Erringung von Sinnengenüssen) und auf eine solche praktische Erkennerschaft der Tiere und des primitiven Menschen, von der sich dann reiner Erkenntnisdrang emanzipierte; oder man nimmt ihn als Spezialität eines allgemeinen Dranges zur „Lust“, zum Sichvergnügen, Erkenntnis dabei betrachtet als an sich lustverheißend, worauf man sich denn eines Tages auch zu unvergnüglicher Erkennerschaft verstanden habe. — Das Lebende, so wahr es immer zu Zielen streben muß, zielte, strebte nie rein auf Nutzen vom Standpunkt der freilich aufdringlichen, weil bei Strafe sinnloser Körperschmerzen gebotenen Selbsterhaltung, noch spekulierte es rein auf Sinnengenüsse, noch auch verlangt es schlechthin „Lust“. An deren Stelle erfahren wir als Erlebnis und Ziel eine Mehrzahl weit unterschiedlicher miteinander rivalisierender Lüste. Wir finden sie oft schon als solche unweigerlich leidhaltig. Unsere Entscheidung unter ihnen ist mitbedingt durch persönliche Anlagen und die momentane Disposition. Ja diese kann uns allseitig unlustig machen. Und mit dem Zielen auf Lüste konkurriert das nach Entspannung, Ausgleich. Abhängigkeit von der Umwelt und eigene Zustände zwingen in Schmerzen hinein, schon einmal die groben sog. „körperlichen“. In der Fähigkeit, sie überhaupt entgegenzunehmen, erst recht

Digitized by Google

in der, sie zu tragen, liegt auch schon die begründet, in feinere, weniger intensive zu versinken, ja sich zu versenken, sich selber welche aufzubürden; also zu zielen auf Leid. Und das nicht einmal stets widerstrebend. Von Regeln, nach denen dies gesamte Spiel des Strebens sich vollzieht — allgemein, artlich, persönlich — wissen wir erst das allerwenigste. Verallgemeinernd darf man höchstens zulassen die Wendung, im Lebenden walte außer dem Drang, Unerträglichem, Unausstehlichem zu entrinnen, einem Negierenden also, als bejahender ein solcher nach Gefühlssteigerung. Andere Namen als diese allerdings vagen würden der Vielfältigkeit des Geschehens nicht gerecht, würden verengen oder sie würden verschieben. So wird auch Erkenntnis erstrebt in Hoffnung auf Gefühlssteigerung, vielleicht auch, um zu entrinnen (der Nichtigkeit des Unkenntlichen, die sich dem erkennerischen Menschen dartut), wohl auch als Ziel, zu dem ein Wunschmittel wurde; und um den Preis von Schmerzen, ja des Martyriums.

Neugier, Wißbegierde, Gegenstandsinteresse bei Tieren und Menschen sind nicht schon Erkenntnisdrang. Dennoch und obwohl die Erscheinungen, die wir so benennen, wiederum von Natur unterschiedlich sein werden, zeugen sie an Tieren gemeinsam für diese Auffassung des Erkenntnisdranges. Weil sie auch dort schon frei sein können von Sinn für Vorteil, von Streben nach Nutzen, auch nach Sinnengenuß. Hierher gehört die Feststellung im Brehm (20) an einem Orang, von dessen „Interesse für Gegenstände verschiedener Art, die keinen praktischen, mit seiner Wohlfahrt zusammenhängenden Wert haben" und die gleiche an einem Schimpansen: „Er ist nicht bloß neugierig, sondern förmlich wißbegierig. Er zeigt Teilnahme für Gegenstände, die mit seinen natürlichen Bedürfnissen keinen Zusammenhang haben. Ein Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit erregt gat, gewinnt an Wert für ihn, wenn er gelernt hat, ihn zu benutzen." Und dies „benutzen", sei beigefügt, dieser zufällige, unverhoffte Vorzug, brauchte nur Genuß zu bieten, keinen lebenfördernden Vorteil — die Benutzung von Zigarren, Schnaps z. B. Speziell Katzen zeigen in jeder Umgebung, jederlei fremden Dingen gegenüber als beherrschende Leidenschaft einen wahrhaft kopflosen Untersuchungsdrang, dessen Leidenschaftlichkeit, Umständlichkeit, Konzentriertheit, dieses ungemein vertrauensselige Tier Gefahren — Fallen, Überfällen — hilflos preisgibt. Mit „Instinkt der Mäusejagd" oder einem „Sicherungsbedürfnis gegen Unbekanntes", welche beiden „Erklärungen" gewißheitsfreudige Zeitgenossen bereithalten, hat dies Benehmen nichts zu tun. Auch das Gaffen der Hunde und Katzen aus dem Fenster, das, las ich einmal, schon Schopenhauer zum Niveau in Beziehung setzte, hat es nicht auf Nutzerfahrung abgesehen, sondern verrät dasselbe Schaubedürfnis wie bei uns. Das Merkmal des Freiseins von Nutzbemühung haben echter Erkenntnisdrang, Wißbegier, Neugierde gemein mit der reinen Kunst und ihrem Verwandten und Vorgänger, dem Spiel, das wieder erst durch Verbastardierung Glücks-, Vorteilsspiel geworden ist. Es ist ein gründlicher, durch unvoreingenommene Beobachtung widerlegbarer, auch ethisch folgenschwerer Irrtum utilitaristischer Einstellung, die Spiele der Tiere und Kinder als Schulübungen verstehen zu wollen.

Daß hier „Niveau" nicht intellektualistisch begrenzt wird, hat sich wohl schon ergeben. „Niveaufragen" sind beispielsweise auch solche wie die um „Altruismus"

Digitized by Google

und Mitgefühl. Auch das sind psychologisch erstlich „Verstehens"-, Zustandsfragen. Sie fordern alle Behutsamkeit. Erweise der Erfüllung von Elternpflichten, mühsamen, tödlichen, auch solche von Gemütsentfaltung dabei verraten nicht schon Mitgefühl mit Personen, soziales Verhalten nicht „Altruismus" in jedem Sinne. Noch beim Menschen sind „Altruismus" und „Mitleiden" Mischlinge. Neben dem Versuch, diese Seelendinge zu verstehen, geht der einher, sie zu erklären, dabei auch genealogisch abzuleiten. Hier setzen auch die Fragen nach den tierischen Wurzeln menschlicher Moral und des moralischen Gewissens an. Wahrnehmungen lassen vermuten, daß bei Tieren Anklänge hieran vorkommen.

Beispiele tierischen „Niveaus": das Infusor Stentor läßt sich an bestimmte Reize gewöhnen und verrät dabei Gedächtnis. Im Verhalten von Pleurosigma, das zu den einfachsten Pflanzen gestellt wird, gibt es eine Periodizität, die von periodischen Reizeinwirkungen der Umwelt abhängt und im Aquarium, nach Ausfall dieser natürlichen Reizeinwirkungen, gedächtnismäßig eine Weile beibehalten wird. — Seeanemonen „assoziieren" die Intensität des Wellenschlags mit Wirkungen von Ebbe und Flut auf ihren Organismus. — Hydroidpolypen und Aktinien unterscheiden unter Reizqualitäten, gewöhnen sich an bestimmte Reize, assoziieren zwischen äußeren Merkmalen von Sachen und deren Brauchbarkeit, wenn sie Papierballen, die man ihnen anbietet, nach einigen Tagen nicht mehr verschlucken, nach einigen weiteren gar nicht mehr ergreifen, sie lernen bei diesen Versuchen. — Feinheit tierischen Unterscheidens: Ein Papagei (Ara, nach Knottnerus-Meier) nimmt Backwerk an oder lehnt es ab, je nachdem es mit Butter, Margarine oder Öl hergestellt ist. Wohl ebenso fein unterscheiden meine Katzen. Bären weisen Fleisch von Artgenossen zurück (Knottnerus-Meier), dasselbe leisten aber schon Seeanemonen! Bacterium termo unterscheidet zwischen Fleischextrakt von 0,01 und 0,05% Konzentration (Kafka). Einen überaus hohen Grad der Empfindsamkeit offenbart die Katze. In einer Notiz der „Tierbörse" 1926 sind exakte Versuche erwähnt, wonach einminutige Aufregung bei Katzen Herzbeschleunigung in Dauer von 22 Minuten verursachte. An drei jungen Katzen, die ich selber prüfte, hielt Herzbeschleunigung auf wenige Akkorde des ihnen neuen Klavierspiels, das sie stark erschreckte, eine gute Viertelstunde an. Dem Regenwurm, einem sonst nur vom Anatomen respektierten Tier, traut man fast schon Erfahrungen zu (O. Mangold 24). (Sein psychisches Reagieren sei auf die Methode „Versuch und Irrtum" beschränkt.) Nach W. Groetsch (23) vermochte L. Heck („Lotos" Prag), Regenwürmer daran zu gewöhnen, die Richtung, aus der sie elektrische Schläge erlebten, mit der Zeit zu meiden, und Umdressuren bewiesen ihm, daß wirkliche Assoziationsbildung vorkam. Änderungen des Milieus und Erkrankungen konnten die Assoziation zum Verschwinden bringen. Dagegen hob Entfernung des Oberschlundganglions, das ein einfaches Hirn bedeutet, bei solchen „hirnlosen" Tieren die Assoziation nicht auf. „Die Nervenzentren des Bauchmarks genügten" wahrscheinlich sogar zur Erwerbung der assoziativen Gewohnheit. Experimentalfall von Denken ohne Hirn! An Seesternen bestätigten Mangold und Ven die Angaben von Jennings (1910) über Gedächtnis. Webespinnen, einsiedlerische, darum psychologisch lange vernachlässigte Geschöpfe, in deren

Digitized by Google

artlich fixierter Netzwebekunst sich psychische Erstarrung dokumentiert, überraschten bei Baltzers Veruschen (24) durch starke Plastizität vor niemals erlebten Lagen, Aufgaben außerhalb des Netzbereiches, zugleich durch die weite individuelle Spanne von „Automatimus" bis zu sinnvoll plastischem Verhalten.

Höhere Leistungen menschennaher Tiere: R. Sommer (l. c.) weist am Benehmen von Robben im Aquarium eine Leistung räumlich orientierenden Denkens nach, die unseren solchen Leistungen über ist. Bekanntlich sind Luft- und Wasserbewohner oft auch mit einer besonders wirksamen Apparatur zur direkten Empfindung ihrer Lage ausgestattet (Balance-, Druckmeßorgane). Der Hund „Götz" der Familie Dr. Naundorff, Dresden, ist auf links dressiert. Er findet auch gegenüber gekreuzten Armen prompt die linke Hand heraus. In Rückenlage gegenüber gekreuzten Armen wird er unsicher. Er trachtet dann, sich durch Umdrehen zu helfen. — Kluges Erfassen und einfache Nutzanwendung kennt man von mißachteten Tieren wie den Ratten. So sagt eine Mitteilung der Münchner Landesanstalt für Pflanzenschutz (1927), es komme bei Rattenvergiftung „nicht selten vor, daß die vorsichtigeren Ratten durch Wahrnehmung der Giftwirkung bei den anderen von der Annahme des Köders abgehalten werden". Umständliche Nutzung von Erfahrnng kennt man z. B. von Elefanten, wie jenem, der nach einer Operation in Narkose nie mehr Rum annahm und dauernd alles vermied, was einer Falle vergleichbar sein konnte, sogar den gewohnten Durchlaß zum Baderaum. Als eine neue Operation notwendig wurde, war sein Widerstand gegen Versuche zur Überlistung auch durch Durst nicht zu brechen; er durstete vor der mit Wasser beschickten Falle, bis er tobte und mußte statt operiert getötet werden. (Dies und das nächste nach Knottnerus-Meier.) Ein vorzugsweises Exemplar von Ara (Papagei) war nach einer Methode zweimal zu überlisten, dann auch unter größtem Anreiz nie wieder. — Elefanten kombinieren: War Toto, ein Afrikaner, ungezogen, so brauchte man nur den Namen des Wärters zu rufen, um ihn zur Ordnung zu bringen. Rief man den Namen am dienstfreien Tage des Wärters, so kümmerte sich das Tier nicht darum. Jene selbe Ara begriff ohne weiteres die Zugehörigkeit der Zehe ihres Herrn zu ihm, als er sie am Ende des Bettes hervorstreckte. Ein Elefant brachte einem anderen, seinem speziellen Freunde unter der Gruppe, der krank in Sonderhaft fastete, einen Rüssel voll Heu meterweit ans Gitter und schob es ihm hinein. Seebär und Otter erfinden beide dieselbe Methode des Spatzenfangs und -Spieles, wovon beide keinen Begriff mitbringen. Eine Hyäne, die im Kampfe die Zunge verlor, erfand rechtzeitig eine neue, ihr fremde Trinkmethode. Ich selbst sah eine Katze im Stickanfall die Gräte, die sie auf gewohnte Art nicht loswerden konnte, mit der Pfote sich aus dem Schlunde holen. — Werkzeuggebrauch kennen Affen und Papageien; Ansätze dazu zeigt schon ein Huftier, das Pferd. (R. Sommer.) Eine Schimpansin öffnet mit Schlüsseln alle Schlösser, wirft nach aufgeregtem Sondieren dem Wärter falsche Schlüssel ins Gesicht. Sie öffnet fachkundig jedes Fenster (Knottnerus-Meier). Zwischen dem beschränkten Verständnis der Hunde und Katzen für Schließen und Öffnen — größere Hunde drücken die Klinke mit der Pfote, Katzen klammern sich an sie, „machen sich schwer", tasten sie ab, bis sie nachgibt — und diesem hellern des Schimpansen

Digitized by Google

ist der Abstand kaum geringer a s zwischen seinem und menschlichen Tun, auch wenn der Menschenaffe schon den restlichen Weg, den zur Werkzeugerfindung, beschritten hat, wie dies nach einer Angabe im Brehm — Verlängerung eines Hebelarmes durch einen solchen Affen — der Fall sein müßte. Dem Wunder tierischen Verstehens artverschiedener Ausdrucksgebärden gesellt sich das des sicheren Wirkungstaxierens in Anwendung auf Freund und Feind: Ein Löwe spielt wohl einmal gefährlich derb, kein Pfleger wagte sich zu ihm, täte er es unbesorgt wie eine Katze. Wie in tierische Verhaltensweisen, die wir als starr, als automatenhaft zu sehen gewohnt sind, freieres Denken hineinspielt, zeigt Ivar Hortling (24) am Beispiel des immer noch rätselvollen Vogelzuges. Die Krähe wandert traditionelle Wege, vermag aber unter ihnen „reflektierend" die jeweils passenderen zu wählen.

Das Erkennen des Persönlichen an Tieren, solchen aus der Freiheit wie domestizierten, stößt auf Schwierigkeiten der Unterscheidung was angeboren persönliche Mitgift, was überpersönlich (Rasse, Schlag, Geschlecht, Alter verdankt, durch Kranksein bedingt), was individuell im Leben erworben sei. Tiere büßen Begabungsvorzüge durch Mangel an Übung ein. Wie tief die Veränderung reichen kann, zeigt ein Artikel „Der Ortssinn der Tiere" eines ungenannten Verfassers (in der Zeitschrift „Die Koralle" 1925) am Beispiel des freilebenden oder auf dem Lande gebrauchten Pferdes mit dem in der Großstadt dienenden. Erfahrene Pfleger und Dresseure sind einig über die Bedeutung des Vorlebens von Tieren, besonders der Vorbehandlung durch den Menschen. Sie kennen das über Erwarten treue Gedächtnis von Tieren für erlittene Unbill, für das einzelne böse Vorkommnis, eine Eigenschaft auch der von Hause vertrauensvollsten Arten. Im Tierverstande geht es da ernsthafter zu als beim Menschen, dem freie Phantasie mit ihren Wunschwelten auch krasse Erlebnisse bald wie zu genossener Lektüre macht, was man ja drastisch genug erlebt hat. Die Voraussetzung gleichmäßiger Behandlung mehrerer Tierpersonen finde ich nur dann erfüllt, wenn sie gleichzeitig stets demselben Wärter unterstanden und dieser sich frei von Bevorzugung hielt. Die Absicht mehrerer, sie einheitlich zu behandeln, und die gewissenhafte Wahrung dieser Absicht langen nicht. Ein jeder von uns nimmt, seinem Charakter gemäß, unwissentlich Stellung, die Tiere reagieren fein auf Ausfluß und Ausdruck solcher Stellungsnahmen. — Löwe und Löwin sind verschiedenartige Dressurobjekte. Kaum irgend unter Warmblütern divergieren freilich beides, Soma und Psyche, der Geschlechter dermaßen wie beim Menschen. Man muß sich schon an menschenferne Gruppen halten, etwa Wirbellose, um ähnliche, auch noch größere Sexualdifferenzen zu finden. Beim Menschen, auch schon dem primitiven, imponieren psychisch Geschlechtsmerkmale als wesenhaft trennende. — Die Bedeutung des „Altersfaktors" bei Hühnern hebt Schjelderup hervor. Katzen werden nach erlangter Reife auffallend einsichtiger. (Mit Rücksicht auf ihre Eigenwilligkeit sollen sie dennoch jung in Erziehung kommen, und sie lernen auch dann schon vieles. Ein sieben Monate alter Kater E. Perzinas beherrschte bühnensicher 23 Kunststücke.) Schimpansen dagegen sind nach W. Köhler zu Begabungsprüfungen am brauchbarsten nach Ablauf der eigentlichen Kindheit, aber noch vor der Geschlechtsreife.

Digitized by Google

Ihr Verhalten ähnelt, finde ich, unserem weiblichen, kontrastiert mit unserem männlichen.

Unter den seit lange domestizierten Tieren kann die persönliche Variierensweite mit abhängen von der historischen Einflußnahme des Menschen, ihres Herrn. Die Katze erscheint mir in augenfälligen Charaktereigenschaften variabler als der Hund, als irgendeiner der vielen züchterisch spezialisierten Hundetypen, aber auch dem Haushund im ganzen gegenüber. Ihn hat der Mensch typisiert, mit Gebrauchs- und Luxuseigenschaften ausgestattet, typologisch bereichert, an Persönlichem wahrscheinlich eingeengt. Die Katze verrät einen überraschend weiten charakterologischen Spielraum, einschließlich jener vermeintlich unbeugsamen Eigenheiten, die man, kraß übertreibend, bei uns mit blutigen Exekutionen beantwortet, statt mit erzieherischer und züchterischer Bemühung. Möge auch die Wissenschaft, welche dies Tier nur auf dem Sezierbrett beachtete, auf seine psychische Seite und seine psychologische Bedeutung merken!

Ein nach Echt- und Schein-, angeboren und erworben Persönlichem unsortiertes Charakterbild mögen zwei meiner Katzen bieten: Der Kater: etwa eineinhalb Jahre alt, aus einem Katzenasyl; damals, noch ganz jung, schon mager und äußerst schreckhaft (im Gegensatz zu anderen Katzen dort), dann durch sorgsame Pflege aus einem Seuchenanfall gerettet; großköpfig, flachstirnig (dies vielleicht Rasse- oder Stammartmerkmale); ganz an die Pflegerin gefesselt, kommt auf Ruf wie ein Hund, auch vom Futter weg; scheu gegen Fremde, kopflos schreckhaft; sehr reiche „Sprache", lebhaftes Mienenspiel, sprechender Blick, in dem auch der jähe Stimmungswechsel sich ausdrückt, an Katzen ungewohntes Ohrenspiel, Ohren oft weit verschieden gerichtet, eins oft so weit nach hinten gedreht, wie Katzen sonst nicht tun und kaum können (Furchtstellung?); frißt wenig und wählerisch, nimmt zögernd an usw. — Die Katze: knapp ein Jahr, zugelaufen nach schlechten Erfahrungen, kleinköpfig mit gewölber Stirn, gedrungen und wohlbeleibt, kurz- und vorn etwas krummbeinig, im Benehmen „plötzlich", aber gleichmütig von Grundstimmung, dreist zu jedermann, naschhaft, geringes Mienenspiel, Gesicht maskenhaft, Augen drollig glotzend, macht unter Personen wenig Unterschied, „omnivor", doch geschmacklich eher feiner unterscheidend als der Kater usw. — Auf allgemeines Katzen-Physiognomisches komme ich zurück.

D. Katz und A. Toll (23) vergleichen auf Charakter Hühner augenscheinlich verschiedener Rassen, dazu ein Rebhuhn. Jedenfalls ergibt sich das anschaulichste Bild von Charakterzügen einer Tiergesellschaft. Ich kürze den Bericht:

1. „Jungfer". „Vorlaut", von hysterischer Beweglichkeit. Konnte erstaunlich zutraulich werden, aber starke Neigung „übelzunehmen". Nach Versuchen und Beobachtung durchaus intelligent. Behauptet als „Despot" die Spitze. Sehr futterneidisch. Durch sein Temperament hielt es alle in Bewegung. War es abwesend, benahmen sich die anderen viel ruhiger. 2. „Walküre". Dem imponierenden Äußeren entsprach die ruhige, feste Haltung. Ohne eigentlich scheu zu sein, ließ es nicht gern mit sich arbeiten. Gewisse vornehme Reserviertheit. Den gefüllten Napf sah es oft stehen, mußte wohl auch Hunger wie die anderen haben, fraß aber doch nicht. Auch sonst trug es den anderen gegenüber eine gewisse Ruhe zur Schau,

Digitized by Google

hackte nur gelegentlich. Machte wohl einen gescheiteren Eindruck als seinen Leistungen entsprach. 3. „Silber". Sehr furchtsam, geringe Intelligenz, Kopflosigkeit. Hat seine Scheu nie abgelegt. Soziologisch Aschenbrödel: von allen verfolgt und gehackt. Trotzdem den anderen sehr anhänglich. Entschieden Anlehnungsbedürfnis. 4. „Mohr". Scheu, oft kopflos bei den Versuchen, Ungleichheit des Verhaltens, die fast launenhaft wirkte. Legte manchmal die Scheu ab und flog uns auf den Arm, besonders wenn Jungfer es ihm vormachte. Neigung zum Nachahmen äußerte sich auch sonst. In der soziologischen Reihenfolge günstig, hackte nach allen, außer nach J.

Von morphologisch menschenfernen Tieren erweisen Persönliches, sahen wir schon, Cnidarier (Quallen, Seeanemonen), einfach radiär-symmetrisch gebaute marine Hohltiere; bei Einzelligen wird es ebenso sein. Auch solche Organismen wechseln nachweislich im individuellen Befinden, auch bei ihnen gibt es „Echt"- und „Schein"-Persönliches. Bei den erwähnten Versuchen mit Ausschaltung der nervösen Zentralleitung offenbarten Quallensektoren das Wesen zugeordneter „Personen" (in meinem Begriff) und unter sich persönliche Differenzen, im Tempo der Kontraktionen. Weiter stellte sich dabei heraus die Abhängigkeit dieses Tempos beim unverletzten Gesamttier, nach meiner Meinung also der übergeordneten psychischen Person, vom Tempo eines Sektors, und zwar des raschest arbeitenden, also der sozusagen „temperamentvollsten" zugeordneten Persönlichkeit. Bei Baltzers Webespinnen erwiesen Versuche vor neuartigen Situationen eine starke persönliche Variabilität im Grad des plastischen Anpassungsvermögens. Eine der Spinnen fraß die an einem Haare fixierte Fliege, nach Erschöpfung der gewohnten, jetzt unbrauchbaren Handelnsweisen, einfach an Ort und Stelle, andere mühten sich, ihrem gewohnten Programm zuliebe, erst ab, den künstlichen Widerstand zu überwinden, um die Beute an den vorbereiteten Freßplatz, die „Warte" des Netzbaues, schleppen zu dürfen, und diese Anstrengungen gab die Verständigste nach etwa einer Minute, die am meisten „automatenhafte" erst nach eineinhalb Stunden, immerhin also doch zugunsten des vernünftigen neuartigen Verfahrens auf. Verschiedenartige Versuche führten zu diesem gleichfalls beachtlichen Resultat: Je fremder die künstlich geschaffenen Verhältnisse, um so weiter die Grenzen persönlichen Variierens dieser Spinnen.

Am Beispiel des nicht nur artlich, sondern auch persönlich ungleichwertigen Vogelgesanges zeigt B. Hoffmann (25), wie eine besonders komplizierte tierische Fertigkeit nicht angeboren ist, analog dem Fall der menschlichen Sprache. Zur Ausübung eines wirklichen Gesanges braucht jeder Vogel eine Lehre. So lernen sie ihren Artgesang, daneben auch das sog. „Spotten", die Nachahmung artfremder Gesänge und sonstiger Laute. Einfache Artlaute dagegen würden angeboren. B. Hoffmann spricht für diesen Fall von „Ausdruckslauten", ohne die Verständigungslaute auszuscheiden. Wichtig wäre zu wissen, wie weit hier und sonst bei Tieren bloße „Ausdruckslaute" im Wortsinn, wie weit Verständigungslaute angeboren oder erlernt sind. In einer Besprechung über David Katz' „Sozialpsychologie der Vögel" (Ergebnisse der Biologie 1926) findet von Lucanus bezüglich Verständigunsglauten, bei den Singvögeln seien nicht

Digitized by Google

nur der Gesang, sondern oft sogar die einfachen Locktöne „keine erblichen Eigenschaften"; sie müssen erst durch Beispiel erworben werden. „So kennt ein von mir jung aufgezogener Stieglitz nicht einmal den Lockton des Stieglitz."

Eine charakterologisch und überhaupt tierpsychologisch, auch soziologisch bemerkenswerte Art des Abänderns ist die „Gesangsmode" bei Vögeln. K. Th. Liebe (1893) hat klassisch nachgewiesen, daß „bei den Singvögeln, welche ja immer voneinander lernen, gewisse Moden die Sangesweisen beherrschen ... Der Gesang der Mönche hat sich" (1878) „mehr und mehr verschlechtert, namentlich ist der Überschlag im ganzen kürzer und weniger wohllautend geworden. Bessere Sänger sind recht selten und Pfuscher sind gewöhnlich. Wie leicht übrigens ein schlechter Gesang Mode werden kann, dafür bringt Fischer in seinen tierpsychologischen Studien ein sehr hübsches Beispiel: eine einzige jung aufgezogene und stümpernde Amsel verdarb den Amselgesang in der ganzen weiten Umgegend von Stuttgart ... Noch bemerke ich" (1878), „daß in meiner Jugend die selteneren Finkenschläge auf dem Frankenwalde und weiter nördlich oft genug gehört wurden, daß aber bald eine Zeit der Verschlechterung eintrat, in welcher man durch ganz Ostthüringen nur selten einen anderen Schlag hörte wie den „Würzgebühr". (Die Liebhaber der Finkenhaltung und Kenner dieses Gesanges unterscheiden vielerlei Schläge mit Namen. Die Unterschiede dieser Schläge sind bedeutend, nicht nur menschlich qualifizierend beurteilt, sondern auch objektiv nach den Klangfiguren. Einzelheiten z. B. im Brehm.) „Später kam der ‚Reitscher' und ‚Reitzug' daneben wieder auf, und jetzt hört man diese letzteren Schläge wieder sehr häufig." Ursächlich ist das Phänomen dieser „Mode" so gut wie unerforscht.

Unbeachtet überhaupt blieb die Mannigfaltigkeit in der Lautgebung unseres Haustieres, der Katze. Persönliche Unterschiedlichkeit erstreckt sich wohl auf den gesamten, bei manchen Exemplaren, auch Kätzinnen, so reichen Lautschatz; von den Einzeltönen an bis zum lieblichen Gurren und Girren, auch den übelbeleumdeten Katergesängen. Diese unter Säugetieren seltenen Leistungen der Katze sind vielleicht auch grob-anatomisch legitimiert. So behauptet in einem leider nur kurzen Hinweis schon der alte Katzenfrend (Begründer der modernen naturwahren Ausstopfmethode) Ph. Martin (1877). Erschöpfend beschrieben fand ich den Situs nirgends. Bezug zur Sache haben die Befunde von R. J. Pocock (1916), der bei den schnurrenden Feliden, im Gegensatz zu den übrigen, den Ersatz einer Knorpelreihe am Kehlkopf durch ein elastisches Band konstatierte. A. Forster, bei seinen Untersuchungen an der Kehlkopfmuskulatur der Katze (23), fand an ihr genauer festgelegte und übersichtlichere Verhältnisse als beim Menschen mit seiner „imprécision à ce sujet", bringt aber seine Befunde nicht mit der Lautgebung in Zusammenhang. Genauere Untersuchungen würden dartun, inwiefern die Eigentümlichkeiten dieses Säugerkehlkopfes sich mit dem Singapparat bei Vögeln vergleichen lassen.

Gesangliches bei Vogel und Katze ist getragen von Leidenschaft. Die Vogelgesänge markieren Art um Art besonderen psychischen Ablauf. Tempi, Dynamik, Figuration sind beim Vogel ziemlich fixiert, wenn auch die Gesänge ausbaufähig erscheinen, auch ein persönlicher Variierensspielraum gewährt ist; bei der Katze

Digitized by Google

finde ich alles elastischer, freier. Die unmittelbare Gefühlsgrundlage der Einzelfiguren und -wendungen des singenden Vogels, soweit ihm eine solche gegeben sein mag, kann nur spielerisch, künstlerisch sein. In ihrer Starre mahnen die Gesänge an den Luxusformgehalt im Nestbau, in Spinnengeweben und anderen tierischen Kunstprodukten. Über das Zustandekommen dieses rein phantasiemäßig anmutenden Luxusgehalts wissen wir nichts. Ein angeblicher Anteil weiblichen Beifalls und Richtertums am Werden der Vogelstrophen, nach dem Muster menschlicher Troubadours, ist utilitarische Erfindung.

Bei den menschenähnlichsten Tieren, den Menschenaffen, findet W. Köhler schon die Jungen, an „Charakter" (im engeren Begriff) wie Intelligenz, ebenso verschieden wie „grundverschiedene" menschliche Kinder. Ich fand an saugenden Kätzchen eines Elternpaares Unterschiede des Wesens, an Intelligenz, Temperament, Art sich zu bewegen, „überhaupt sich zu geben", wie Knottnerus-Meier treffend von Affenpersönlichkeiten sagt; und davon ist ein großes Teil verblieben, anderes, wieder Persönliches, ist im Heranwachsen aufgetaucht. Auch im Gesichtsschnitt und in der Stimme unterscheiden sie sich wie Knottnerus-Meiers Affen. Wie denn unter Hunden und Katzen ein Besitzer die seinigen an solchen Merkmalen herauskennt.

Allein wie am Menschengesicht, so ist auch an Tiergesichtern nicht alles Besondere schon Charakterausdruck, und nicht alles an ihnen, was einem solchen gleichsieht, auch wirklich welcher. Die Schwierigkeit dieser Unterscheidung wächst durch den Anreiz zu vermenschlichender Deutung, den viele Tiergesichter geben und dem nachzuhängen uns eine alte, wohl in jedem von uns seit Kindheit gepflegte Neigung nötigen will. Laufen doch so viele Tierdarstellungen aller Zeiten darauf hinaus, im Geiste ebenso vieler Tiergeschichten. (Womit ich weder Märchen noch Fabel den Krieg erkläre.) Die Katzenphysiognomik gibt Gelegenheit, Somatogenes, charakterologisch Fragwürdiges herauszuerkennen. Man findet da einen offenen, dabei entschlossenen und harten Gesichtstyp, einen sanften, gemütlichen, weniger gespannten, einen entschieden drolligen, gleichfalls sanften, einen aufgeblasen brutalen. An „sanft" und „streng" wirkt trügerisch mit schon die Augenfarbe. Grün wirkt hart, auch auf den Unvoreingenommenen, dem nicht die Schlitzpupille schon ein Zeichen von „Falschheit" ist; Gelb, Orange, Ambra wirken verschiedengradig sanfter. Nun korrespondiert die Augenfarbe mit der des Pelzes; Grün gehört zum „Grautiger", Tiefgelb zu Schwarz usw. Zweitens wirken die grobe Kopf- und Gesichtsform, und diese sind somatisch bedingt, durch Domestikationseinflüsse, daneben, nehme ich an, auch stammesgeschichtlich: das längliche, schmale Gesicht nebst zugehöriger Figur geht auf die Hauptstammart zurück, die ägyptische Falbkatze, ein gedrungenes, hart entschlossenes Gesicht auf die eingekreuzte europäische Wildkatze, wiederum nebst zugehöriger Figur. Ein dicker Wildkatzenkopf mit breiten Backen und dabei länglicher, zugespitzter Falbkatzenschnauze kann unwiderstehlich drollig und liebenswürdig wirken, besonders bei brauner Augenfarbe, ein ebensolcher, jedoch mit kurzer, spitzer Schnauze, dabei mit Sattelnase und gedunsener Stirn, wirkt menschlich-brutal, besonders wenn die Katze fett ist. Auch unter der Voraussetzung, mit

Digitized by Google

diesen Typen seien Eigenschaften, wie sie darin markiert erscheinen, von den Stammarten auf diese Repräsentanten überkommen — einen gewissen psychischen Stammeseinfluß vermute ich selber, doch nicht diesen — wäre die Diagnose „lustig" oder „gemütvoll", „humorvoll" für die eine, die „brutal" für die andere Zwischenform verfehlt.

Es gibt noch ein anderes „brutales", nämlich gemütsstumpfes, ewig lauerndes, zur Wutgrimasse neigendes Katzengesicht, das hier als ein Beispiel von Charakterausdruck, jedoch erworbenem, gelten mag. Es ist das der heimatlosen, ständig bedrohten, gehetzten, noch in Träumen gepeinigten Katze, des Haustierparias, der dennoch auf den Verfolger angewiesen bleibt, ein Typ, dem man bei uns nur allzuoft begegnet. Erinnere man sich auch des bösen Kettenhundgesichts. Ein Katzengesicht ist, je nach der Behandlung, die seinem Träger zuteil wird, deutlicher und noch später Wandlungen fähig. Auch das der jung verfolgten Katze vermag sich noch zu „bessern".

Auch bei Tieren gibt es jenes vom Menschen bekannte persönliche Gehaben, das keine Resonanz auf Umweltansprüche darstellt. Es ist vielleicht am zähesten persönlich. Ein Schimpanse Knottnerus-Meiers hat die Eigentümlichkeit, beim Erscheinen von Besuchern „mit gekrümmten Fingern an die Wand zu klopfen". Das ist eine leicht zu erfassende Erscheinung dieser Sparte. Fast Unbeschreibliches solches, Unnennbares, das man terminologisch wohl in der dehnbarsten der Rubriken, im sog. „Rhythmischen" verstaut sieht, kommt wahrscheinlich jeder menschlichen und mindestens vieler tierischen Bewegung zu; es deckt auch dies stets seelische Gestalt.

Persönliches in der Nahrungswahl: Nach Knottnerus-Meier macht selbst die Elefantenrobbe eigensinnige Finessen. Von zwei gleichartig aufgezogenen und ernährten Katzengeschwistern verschmäht mir das eine, sonst gefräßigere, Pfahlmuscheln, das andere frißt sie leidenschaftlich gern. Fische und Froschschenkel nimmt das Exemplar, das die Muscheln ablehnt, so gern an wie das andere Es unterscheidet zwischen den Fischen und Muscheln sofort. Eine Zeitlang lehnte es auch Leber ab, von Geflügel wie von Kalb und Rind. Jetzt nimmt es sie. Von den beiden Rotkehlchenmännchen des Herrn H. Kappelmann, Dresden, der an diesen Tieren Beobachtungen anstellt, nimmt das eine gespaltene Kürbiskerne an, das andere läßt sie als ungenießbar liegen. Eine vorherige Gewöhnung an dieses dem Vogel fremde Nahrungsmittel war ausgeschlossen. Der Gegensatz im Verhalten der beiden Vögel stellte sich als intellektuell, nicht als empfindungsmäßig heraus. Man setzte dem Verweigerer den zerkleinerten Inhalt der Kerne vor. Er fraß ihn so gern wie sein Mitgefangener. Niemals aber lernte er, gleich dem anderen, den Inhalt aus den Schalenhälften zu picken, er ließ sie immer wieder unbeachtet liegen, obgleich er den Inhalt ständig zu fressen bekam; in den Schalen begriff er ihn nicht.

Von Löwen einer Gruppe ist einer „unglaublich bösartig", der andere handzahm, einer sexuell sehr erregbar, während sein Kamerad „nie begriff, wozu es zwei Geschlechter gibt", obwohl ihm eine Löwin starke Anerbietungen machte (nach Knottnerus-Meier). Dessen Angaben über die weiten und verschiedenartigen persönlichen Differenzen bei Ara und Graupapagei sind besonders in-

Digitized by Google

struktiv. Beim Huhn geht nach Schjelderup (23) der Grad an Zahmheit gegen den Menschen nicht zusammen mit entsprechenden Verhaltungsweisen gegen die Artgenossen: Mut, Streitsucht, Fügsamkeit.

Beispiel von Spezialisierung im Affektleben ist R. Sommers irischer Setter, dem die Lust am Umherjagen auf Grasflächen über alle anderen Genüsse, auch über das Fressen ging.

Begabungs-Prüfungen führen oft auf Unterschiede des Temperaments, des Gefühlscharakters, an Initiative oder Aufmerksamkeit. Von Köhlers Schimpansen konnte ein minder intelligenter, aber eifriger, besser taugen zu Versuchen als ein bei anderen Anlässen kluger, der aus ungeduldigem Wesen die Aufgaben schlecht annahm. Im Prüfungsverlauf wiegt Besonnenheit bei mäßiger Begabung schwerer als größere Begabung mit hastigem Wesen. Eine Höchstleistung entscheidende Seite widerstrebt also schon hier, wie bei uns, dem Experiment und der Schulaufgabe. Schon an Hühnern, Versuche von D. Katz und A. Toll mit „Zählen" und „erschwertem Ziel", erwies sich Mitbedingtheit dieser Art Leistungen durch den „Charakter" (hastig, behäbig, unsicher), und man stieß auf Unterschiede im „Beobachten von Wahrnehmungsumständen" und solche „im Grade der individuellen Aufmerksamkeit".

Die eigentlichen Begabungsdifferenzen reichen beim Menschenaffen so tief, daß W. Köhler sogar für generelle „Grundversuche" mit diesem Persönlichen rechnet. Eine Ungleichheit schon gegenüber Grundaufgaben, die vom „naive Einsicht fordernden Geschehen" gestellt sind, sehe ich auch beim Menschen.

Ein eigenes Kapitel ist das der Personen-Unterscheidung und persönlichen Zu- und Abneigung. Beide sind von vielerlei Tieren bekannt. Art der Erkennung und Wesen der Sympathie oder Antipathie dagegen sind wenig erforscht, ebensowenig wie tierische „Treue" und Anhänglichkeit. Ich glaube nicht, daß die Hundetreue, dieser Vorzug des Hundes vor dem Durchschnitt der Katzen, rein Funktion der Riechschärfe sei, wie behauptet wird. Die Katze ist übrigens nicht das einseitige Augen- und Ohrentier, für das sie gilt. Schon anatomisch ist sie nicht „mikrosmatisch" wie wir Menschen oder gar „anosmatisch" wie manche Wale, sondern noch immer „makrosmatisch", wenn auch nicht in dem Grade wie der Hund (s. bei Hilzheimer 1913). Das Benehmen der Katzen bestätigt das. Ob ihr Geruchssinn zur Personenunterscheidung geeignet sei, ist einweilen fraglich: Mit dem Auge leisten sie das; ich glaube, auch mit dem Gehör. — Hunde sind in verschiedenem Grade treu. Herkunft und Haltung wirken dabei mit. Ein Versuch könnte dartun, wie weit ihre Treue persönlich mit der Riechschärfe geht. Jedenfalls trifft man das Wesen der Hundetreue nur ad partem, wenn man sie für den Diensthund so beschränkt: „Treue gegen den Herrn, d. i. im besonderen Falle der führende Schutzmann" (aus einem Aufsatz über den Schäferhund). Jede Tierfreundschaft zeugt dagegen.

Hühner erkennen einander am Gesicht, künstlich veränderte werden wie fremde verfolgt. Vom Hahn werden solche Hühner wie fremde stärker poussiert. Auch an der Farbe erkennen sie einander. Ein besiegtes fürchtet längere Zeit die Farbe des Siegers. (Versuche von Schjelderup.) — Schweine kennen einander

Digitized by Google

persönlich. Auch kennen sie menschliche Personen, und zwar (nach R. Sommer) mit wachem Verständnis für erlittene Unannehmlichkeiten. Ein Hausbursche, der die verschnittenen Ferkel beim Mutterschwein ablud, wird seitdem stets von ihm angegriffen. — Nach Schjelderup lernt jeder Vogel Personen seiner Art schneller unterscheiden als die einer anderen und des Menschen. Hühner erkennen erfolgreiche Gegner in fremder Gesellschaft nach Monaten wieder. Hähne machen einen starken Unterschied zwischen Hennen ihrer Gruppe. Galant gegen die Mehrzahl, hassen und verfolgen sie einzelne und paaren sich nicht mit ihnen, trotzdem diese Hennen richtig gebaut waren und von anderen freudig angenommen wurden. Knottnerus-Meier schildert die innige Freundschaft zweier Elefanten. Bei Hühnern (Schjelderup) sind Freundschaften zwischen zweien häufig, seltener solche zwischen dreien, sehr selten solche zwischen mehreren. Unter dreien gibt es Freundschaft zweier zum dritten und Eifersucht um ihn. Freundschaft mildert dort die „Despotie", hebt sie aber nicht auf. Echte Sympathie dauert gewöhnlich während des ganzen Beisammenseins (ganzen Lebens). — Seltsame Fälle gibt es von Zuneigung eines Tieres zu einem andersartigen oder zu einem bestimmten Menschen. Ein gegen alle Welt „unbeschreiblich bösartiger" Elefant wird völlig abhängig von einer Ziege. Sie muß mit ihm fressen, stets um ihn sein, er duldet ihre Launen und ziegenmäßigen Dreistigkeiten. Wollte sie fort, so schrie und tobte er. Nach seiner Tötung ergab sich eine Gehirnfistel. Ein anderer, gleichfalls bitterböser, aber gesunder, befreundet sich eng mit dem Schreiner des Gartens und nur mit ihm. Diese Daten aus Knottnerus-Meier; dortselbst auch die Geschichte von der hochbegabten Ara „Das Schöne", die mit der leidenschaftlichen Zuneigung dieses Vogels „auf den Blick" zu einem nie gesehenen Menschen beginnt.

Wir berührten hier tierische Bosheit und tierisches Zutrauen. Man darf Tieren nicht gleich alles Bösesein „Bosheit" schelten, wenn auch richtige Bosheit unter ihnen vorkommt. Als solche erschien mir z. B. die Tücke eines Wirtshundes, der in schlechter Laune Gästen einen Knochen vor die Füße zu schieben liebte, um zuzubeißen, sobald sie unterm Tische ahnungslos an den Knochen stießen. Er schuf sich einen richtigen Angriffsvorwand. Katzen verfallen nie auf solche Schliche. Reizbar sind beide Tierarten in persönlich verschiedenem Grade, je nach persönlicher Mitgift, Erziehung, der Hund auch nach der Zuchtrasse. Mißtrauen tun die menschennäheren Tiere, die ich kenne, bei weitem nicht so leicht wie wir Menschen. Das gilt nicht nur für das geläufige Beispiel jener arktischen Vögel und Säuger, welche die fremde Menschenerscheinung, die ihnen das Todesurteil mitbringt, zutraulich-neugierig begrüßen. Um zu mißtrauen, brauchen unsere Tiere einen dies erfordernden Sachverhalt, dem Menschen gegenüber schlimme Erfahrungen. Die gut gehaltene Katze nimmt einen ihr versehentlich zugefügten Insult nicht für Absicht, sondern für baren Zufall. Bezeichnend ist ein im Brehm übermitteltes Erlebnis Cuviers mit einem Orang im Pariser Garten, der 10—11 Monate alt eingebracht wurde und etwa ein halbes Jahr dort lebte. Der Orang setzte sich zwei junge Katzen, die er unter den Tieren seiner Umgebung bevorzugte, oft auf seinen Kopf, obgleich sie sich dort ankrallten. „Einige Male betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen auszureißen. Da dies nicht gelang, duldete er lieber

Digitized by Google

die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte." Die Krallen galten diesem Orang also nicht schon als Waffen, das Kratzen nicht als Angriff, sondern das war ihm ein Verhängnis wie die Dornen und das Stechen einer Pflanze. (Übrigens traf er damit das Rechte.) Diesem Vertrauen der Tiere im Zweifelsfalle widerspricht weder ihr treues Gedächtnis für schlechte Behandlung und ihre Abneigung, die daraus entspringt, noch ihre Ausdeutungsweise bestimmter, nicht böse gemeinter menschlicher Bewegungen als solche der Feindschaft — so reagieren viele auf Furchtgebärden reflexartig mit Flucht oder Abwehr —, noch eigene feindselige Handlungsweise aus Verstimmung oder aus Bosheit.

In jener Ara „Das Schöne" bei Knottnerus-Meier sehen wir die Verkörperung einer Tier-„Persönlichkeit" auch in unserem wertenden Begriff eines an Begabung seinesgleichen überragenden, im Benehmen anziehenden und „stilvollen", dabei an Charakter „ausgeglichenen", wie „kultiviert erscheinenden" Geschöpfes. Zur Verleihung dieses Ehrentitels braucht es nicht schon die Entscheidung, auf was, psychologisch, die einleuchtenden Vorzüge beruhen.

Aus solchen Fällen entspringt die Frage, ob es bei Tieren ein „Sichfühlen" gibt, eine Art „Selbstgefühl" (Hochgefühl), „Selbstbewußtsein" (in sprachlich gegebener, nicht der philosophischen, mit „Ich-Bewußtsein" verwandten Bedeutung). Ganz sicher gibt es das, bei menschennäheren Tieren wenigstens und deren Kreis nicht zu eng gefaßt. Da offenbart sich Selbstgefälligkeit und Geltungsdrang, individuell gestuft, erzieherisch beeinflußbar. Bleibe dahingestellt, ob solches in den Fällen besteht, wo der Mensch Tiere zu Körperleistungen anspornt nach einem ihnen unverständlichen Ziele. Doch sieht man dies Sichfühlen schon am Sichblähen der Schwäne, dem Kreisen der Bussarde, der Turmsegler, dem zweifelhaften „Stolz" des Pferdes, allen beliebigen Spielen, schon denen der Fische, — und unverkennbar ist es dort, wo tierischer Lehrtrieb und ein nicht bloß auf sexuelle Befriedigung oder Vordrängen zum Fraße zielender eigentlicher Führeranspruch auftritt. Wenn Elefanten eine wahre pädagogische Leidenschaft zur Dressur ihrer ungelehrten Kameraden entwickeln, ein Schimpanse nach plötzlichem Einleuchten einer Aufgabe als ihr Bewältiger sich „dazudrängt, bei der nächsten Wiederholung des Versuchs an die Stelle des Lehrmeisters zu treten" (W. Köhler), so ist am Geltungs- und Meisterungsdrang kein sachlicher Zweifel möglich. Im Streben der Tiere nach Führerschaft verbinden sich sexuelle, Freßgier- und Geltungsmotive. Da Antriebe, wie Habgier, Schadenfreude, noch zurückstehen, möchte ich schon im Streit um Futterplätze, nach gestilltem, ärgstem Hunger Herrschsucht, Geltungsdrang vorwiegen lassen. Der Schritt dagegen von tierischer Selbstgefälligkeit zur eigentlichen Selbstachtung ist zu „intellektuell" und bisher wohl dem Menschen vorbehalten.

Mit Schadenfreude, die soeben genannt war, ist nicht zu verwechseln der Triumph des siegreichen Rivalen; sie liegt auch nicht schon im Vergeltungsdrang (der nicht einmal Rachsucht sein braucht). Auch im leidenschaftlich-hitzigen Spiel der Katze mit der Maus sehe ich keine Schadenfreude. Die Katze, ein zu „Dämmerzuständen" neigendes Tier, wiewohl sie Fremdhypnose besonders stark widerstehen soll, verfällt ihrer Spielsucht bis zur krampfhaften Benommenheit. Jeden-

Digitized by Google

falls ist kaum denkbar, daß sie weiß, was sie dem Opfer antut. Auch jene abstoßendere Kaltblütigkeit, mit welcher Affen, nach zuverlässigen Berichten, überlistete Spatzen zerpflücken — Spieltrieb, Neugier, Wißbegierde? —, ist kaum mit Schadenfreude verbunden, so wahrscheinlich die Affen ihrer fähig sind. Bei allen Tieren, denen man Bosheit zutraut, muß man etwas wie Schadenfreude für möglich halten und etwas auch wie Grausamkeit.

Der Führeranspruch erscheint auch bei von Hause ungeselligen Vögeln und Säugetieren, die sich in Gesellschaft halten lassen. Herrschsucht und Fähigkeit, Anerkennung zu finden, sind beide persönlich graduiert. Die Unterwerfung der Gesellschaft hält nach einmal getroffener Entscheidung merkwürdig zähe vor. Auch bei so dreisten und unternehmungslustigen Geschöpfen wie einer Affenherde macht die Auflehnung, mag sie noch so nötig sein, viel Umstände (Schilderung bei Knottnerus-Meier). — An Hühnern haben D. Katz' und A. Toll's Versuche zwei Führertypen herausgestellt: der eine löst „neuartige schwierige Situationen", der andere ergreift in normaler Lage die Initiative und reißt die Seinen zum Handeln fort. Oft ist es nicht der Begabungsrang, der über die „soziologische Eingliederung" entscheidet. Man darf wohl annehmen, daß dieser zweite, der, wie man es gern nennt, „impulsive", neuartigen Lagen unangemessene Führertyp auch unter Tieren nicht auf Normallagen wartet mit seiner Initiative, sondern dann und wann Malheur anrichtet. Und noch ein dritter Führertyp erringt sich manchmal Anerkennung: ein kleiner, komischer Tyrann in Knottnerus-Meiers Bärentruppe repräsentiert so ziemlich den Typ des Despoten aus Frechheit.

Übernimmt der Mensch die Führerrolle als Erzieher, Halter, Dresseur, entscheidet auch über seinen Erfolg persönliche Eignung. Klassische Dressurberichte zeigen, was seine Sache dabei ist: Individuelle Auswahl und Behandlung, Disziplin in Güte, Schaffung der dem Auffassungsakt seiner Tiere günstigen Situation.

Zur Sache individuelle Auswahl berichtete mir Ernst Perzina von zweien seiner Katzen, sie seien im Punkte Dressur „völlig gegensätzliche Charaktere", und im Grade ihres Verständnisses verhielten sich manche von diesen Tieren hochbegabt, manche richtig dumm. Methodisch gelte ihm und sei besonders für Katzendressuren notwendig der Grundsatz: Dressur ohne Schlag; man müsse ihnen „ihre schwachen Seiten abgewinnen".

Wie dressierte Tiere sich Spielraum wahren, erwies z. B. jener Hund „Götz", der, auf links dressiert, seinen Erziehern verläßlich folgt, Fremden aber, sobald er sich unbeobachtet glaubt, Speisen auch aus der rechten Hand nimmt. — Unerklärlich ist die tierische Plastizität im Ablegen alt-instinktiver Verhaltungsweisen. Sie kontrastiert mit einer Starre des „geweckten" Menschen, der großen Verstandesaufwand macht zugunsten gradliniger oder umwegweiser Rechtfertigung überkommener Haltung und solche allenfalls „dialektisch", in Gegensprüngen, modifiziert. Ein friedliches Einvernehmen von Katze, Eichhorn, Igel, Ratte und Turteltaube in einem Logis und am Futtertroge, wie man es auf der Dresdner Katzenschau bewunderte, und dieses Verhältnis unverbrüchlich gewahrt unter dem Andrang einer Zuschauermenge, verlangt den Abbau des Raubtierdranges bei der einen, den Fortfall von Schreck- und Furchtreflexen, erblich ge-

Digitized by Google

festigten, bei der anderen Partei. Und doch erfolgen solche und viele andersartige Umstellungen auffällig leicht.

Zur bloßen Einsicht auf Seiten der Dressurobjekte kommt eine Willensleistung, und zwar ein Aufwand zwecks Konzentration und zwecks Durchsetzung der Aufgabe und, wie in den letzten Beispielen deutlich ist, einer an Selbstbeherrschung. Auch im Freileben kommen Tiere ohne ein Wollen nicht aus. Sie bedürfen seiner zur Unterstützung von Trieben und um sie in Lagen, die Zurückhaltung verlangen, am Durchgehen zu verhindern.

Das Verstehen selbst also ist bei keiner komplizierteren Dressur dem Tiere abzunehmen, und sein Maß an Verständnis ist oft staunenswert, bedenkt man das gewohnte geistige Beharren desselben Tieres. So wenig wie der „Instinkt", schickt sich die Dressur in die ihnen zugedachte Rolle eines Widerlegers des Tierverstandes. Umgekehrt ist wiederum verwunderlich, bei solcher Plastizität unter Druck, bei Geltungsdrang, Initiative (wovon ich gleichfalls schon Beispiele gab), Lernlust, Lehrtrieb, Führeranspruch, persönlicher Begabungs-Variabilität, und klaren Erweisen so mancher gern dem Menschen reservierten Denkverfahren —, daß trotz dieser Ausstattung die bevorzugten Arten und Einzelnen keinen freien geistigen Aufschwung nehmen.

Meine in diesem Aufsatze mehrmals bekundete Vorstellung eines im Vergleich mit dem „geweckten" Menschenverstande ruhenden Geistes auch der menschennächsten Tiere, dessen Vermögen seine Normleistung übertrifft, finde ich besonders schön bestätigt durch Versuche von Nadie Kohts über „Erkenntnisfähigkeiten des Schimpansen" (1923, mir nur bekannt aus der ausführlichen Darstellung William Sterns). Die Verfasserin formuliert ihr Ergebnis so: „Ungeahnter Reichtum in potentia an Komponenten für höhere Fähigkeiten und Beschränktheit in bezug auf deren aktuelle Ausbildung". Zur Sache unterstreiche ich die Befähigung solcher menschennaher Tiere, in Dressur und von sich aus, unterm Druck einer Situation, ihr verhaltensgemäßes Normalniveau und die Grenzen jener Beschränkung zu überschreiten und sich „geweckter" zu benehmen, so daß diese „Beschränktheit in bezug auf die aktuelle Ausbildung" im Gründe durch Überwirken der geistigen Mehranstrengung auf andere seelische Sparten, durch deren inneren Widerstand mitbedingt sein muß. Unter meinen Beispielen zeugten genug von dieser Labilität und Überleistung, solchem „geweckten" Handeln. Zeugnisse davon sind schon ganz simple, alltägliche Vorkommnisse, wie das mit einer meiner Katzen, die oft und bei vielerlei Gelegenheiten an unseren Zimmertüren um Durchlaß gebettelt, manchmal dabei wie flüchtig nach der Klinke geblickt, im Falle Nichterfüllung ihres Wunsches aber stets nur an der Türspalte gearbeitet hatte, dagegen eines Tages, in ein ihr unsympathisches Zimmer gebracht, plötzlich die Klinke begriff und handhabte. Einen Zusammenhang dieser Enthaltung, dieses „Ruhestandes" tierischen Geistes mit anderweiten inneren Widerständen, machen mancherlei Tatsachen wahrscheinlich. Hunde, Katzen und andere begabte Tiere haben ein besonderes Schlafbedürfnis. Verglichen mit dem tätigen Menschen unterliegen sie einer Art „normaler Neurasthenie". Züchter beklagen das niedrige Lebensalter geistig strapazierter Gebrauchstiere, z. B. der dressierten Schäferhunde. Sie führen den

Digitized by Google

frühen Verfall auf „Überzüchtung" zurück. Ich möchte den strapazierten Verstand verantwortlich machen. Er wirkt in diesen Fällen über bis in die physiologische Ökonomie. Wogegen dem Menschen geistiges Turnen, nicht freilich die Erkenntnisleidenschaft, behagt und sein Alter erhöht. Dresseure findet man besorgt wegen der Hinfälligkeit ihrer geistig fortgeschrittensten Pfleglinge.

Als geistigen Emporgestalter von Tieren wird man sich nicht den Menschen denken dürfen. An ihn als Mittler im Kleinen ist gedacht mit Kafkas (22) vorbehaltlichen Worten, in seiner Kritik jener Arithmetik treibenden Pferde und Ehrbegriffe diskutierenden Hunde: es sei „nicht ausgeschlossen, daß eine geduldige Dressur das primitive Wort- und Schriftverständnis der Tiere zu verfeinern vermöge", dies freilich innerhalb enger Grenzen. Die verständige Dressurmethode ist allerdings noch jung. Ihre Beschreibung und die des früheren Betriebs, einer schweren Blamage, gibt Hagenbeck in seinem „Von Tieren und Menschen".

Entfalter tierischen Geistes kann eher ein epochaler Naturantrieb werden, eine psychische Woge, vergleichbar jenen Entwicklungswogen, die uns die Paläontologie verrät, z. B. in der „plötzlichen" Erneuerung des Flugwunders mit Erscheinen der Vogelwelt (s. J. Walther, „Fortschritt und Rückschritt im Laufe der Erdgeschichte"), womit in unserem Falle der entfaltungsfähige, ja bereite, dennoch ruhende Geist bevorzugter Tierarten oder -personen in Bewegung geriete, bis zum Ergebnis eines Tieres mit etwa dieser Meinung vom Menschen: er sei das Geschöpf, das von den Sachen, ja, von sich selbst als Sache fortdenkt und das sein Hand- und Geisteswerkzeug zu seinem Despoten gemacht hat.

Wir dürfen uns tierische Geistentfaltung nicht plump utilitarisch vorstellen, auch nicht nach solchen Schablonen, psychologische Jünger epigonaler Biologie, das Begabungsniveau von Tieren erraten wollen. Was helfen, vom Standpunkt der „Selbsterhaltung", den Besitzern Spezialitäten, wie die groteske Chitinornamentik am Körper von Gliederfüßern, mannigfaltige Form- und Farbmuster, die komplizierten Vogelgesänge, was in natürlicher Umwelt dem Papagei sein schlummerndes Sprechtalent, überhaupt seine hohe Intelligenz, dem Seelöwen in eintöniger Umgebung ein geistiger Rang, der ihn dem menschlichen Pfleger wertvoll macht? Ein Aufstieg von Tieren könnte mit brotlosen Künsten beginnen.

Digitized by Google

Literatur.

Anonymus, „Der Ortssinn der Tiere", in „Die Koralle", Jahrg. 1925.

F. Baltzer, „Beiträge zur Sinnesphysiologie und Psychologie der Webespinnen", in „Mitt. d. Naturf. Ges. Bern", 1923.

Heschel Bernstein, „Über das Stimmorgan der Primaten" in „Abh. der Senckenberg. Natruf. Ges.", 38, Frankfurt 1923.

H. Böker, „Begründung einer biologischen Morphologie", in „Zeitschr. Morphol. Anthropologie", 1924.

A. Brehm, „Tierleben". Aufl. 1, Bd. 1. Bibliogr. Institut, Hildburghausen 1864, Aufl. 4, Bd. 12 (1922) und Bd. 13 (1920), bearb. v. Heck und Hilzheimer, Bibl. Inst., Leipzig.

Chr. Bruhn, „Gelehrte in Hypnose", Verlag Parus, Hamburg 1926.

P. Deegener, „Lebensgewohnheiten der Insekten", Verl. Quelle & Meier, Leipzig 1925.

A. Forster, „Le muscle thyro-arythénoidien chez le Chat", in „Bull. et Mém. de la Société Anatomique de Paris", Jahrg. 93, 1923.

G. Fraenkel, „Phototropotaxis bei Meerestieren", in „Die Naturwissenschaften", Verl. J. Springer, Berlin 1927.

R. Francé, „Plasmatik, die Wissenschaft der Zukunft", Verl. W. Seifert, Stuttgart-Heilbronn 1923.

A. Franken, „Über Helligkeitsvergleichung des Hundes, ein Beitrag zum Intellegenzproblem des Tieres", im 4ten Ber. des Naturw. Vereins für Bielefeld und Umgegend, 1922.

U. Gerhard, „Versuch einer Analyse des männlichen Geschlechtsapparats der Tiere", in „Ergebn. Anat. Entw.", 1924.

P. Ghisleni, „La identificazione degli animali domestici mediante le impronte", in „Nuovo Ercolani", Jahrg. 28. — Mir nur bekannt aus einem Referat im „Zoolog. Bericht", Verl. G. Fischer, Jena, (Das Original 1923 oder 1924.)

W. Groetzsch, „Dressurversuche an Regenwürmern, Seesternen und Krebsen", in „Natur und Kultur", 20. Jahrg., München 1923.

C. Hagenbeck, „Von Tieren und Menschen", 113. bis 122. Aufl. P. List-Verlag, Leipzig 1925.

Fr. Hempelmann, „Tierpsychologie", Akad. Verlagsges. Leipzig 1926.

O. u. G. Hertwig, „Allgemine Biologie", Aufl. 1923, G. Fischer, Verl. Jena.

M. Hilzheimer, „Handbuch der Biologie der Wirbeltiere", Verl. Ferd. Enke, Stuttgart 1913.

B. Hoffmann, „Das Spotten der Vögel", in „Verh. Orinthol. Ges. in Bayern", Bd. 26, 1925.

I. Hortling, „Die Krähe als Zugvogel in Finnland", „Ornis Fennica", 1924.

H. S. Jennings, „Das Verhalten der niedern Organismen unter natürlichen und experimentellen Bedingungen", übers. v. E. Mangold, Verl. B. G. Teubner, Leipzig 1910.

G. Kafka, „Tierpsychologie", im „Handbuch der vgl. Psychologie", Bd. 1, Verl. Ernst Reinhardt, München1922.

P. Kammerer, „Neuvererbung oder Vererbung erworbener Eigenschaften. Erbliche Belastung und erbliche Entlastung". Verl. W. Seifert, Stuttgart-Heilbronn 1924.

D. Katz und A. Toll, „Die Messung von Charakter- und Begabungsunterschieden bei Tieren (Versuche an Hühnern)" in „Zeitschr. für Psychologie", Bd. 92, 1923.

Th. Knottnerus-Meier, „Tiere im Zoo", Verl. Dr. W. Klinkhardt, Leizig 1925.

W. Köhler, „Methoden der psychologischen Forschung an Affen" in „Hb. der biologischen Arbeitsmethoden", Abt. VI D. 1, Verl. Urban & Schwarzenberg, Berlin 1921.

Digitized by Google

K. Koffka, „Grundlagen der psychischen Entwicklung", 2. Aufl., N. W. Zickfeld, Osterwieck a. Harz 1925.

K. Th. Liebe's Ornithologische Schriften. Hg. von C. R. Hennicke. Verl. W. Maldende, Leipzig 1893.

F. von Lucanus, Besprechung von D. Katz, „Sozialpsychologie der Vögel", in „Die Naturwissenschaften", Jahrg. 1926.

O. Mangold, „Beobachtungen und Experimente zur Biologie des Regenwurms", in „Zeitschr. f. vgl. Physiologie", 1924.

K. Marbe, „Die Rechenkunst der Schimpansin Basso im Frankfurter Zoologischen Garten". In „Fortschritte der Psychologie", Bd. 4, 1916.

F. Marchand, „Über Reizung und Reizbarkeit", in Arch. Entw. Mechanik, 1922.

Ph. L. Martin, „Das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten", Verl. Bernh. F. Voigt, Weimar 1877.

R. J. Pocock, „On the Hyoidian Apparatus of the Lion and related Spezies of Felidae", in „The Annals and Magazin of Natural History", Bd. 18, London 1916.

G. Révész, „Abstraktionsversuche an niederen Affen", Ber. über d. 9. Kongreß f. exp. Psychologie, 1925. Verl. G.Fischer, Jena 1926.

W. Roux, „Terminologie der Entwicklungsmechanik der Tiere und Pflanzen", Verl. W. Engelmann, Leipzig 1912.

Th. Schjelderup-Ebbe, „Zur Sozialpsychologie der Vögel", in „Zeitschr. für Psychologie", Bd. 88, 1922.

Derselbe, „Weitere Beiträge zur Sozial- und Individualpsychologie des Haushuhns". Ebendort, Bd. 90, 1922.

M. Schlick, „Erkenntnislehre", 2. Aufl., Verl. J. Springer, Berlin 1925.

Sell (Landesanstalt f. Pflanzenbau und Pflanzenschutz in München), „Rattenbazillen und Immunität der Ratten", in „Tierbörse", Jahrg. 1927.

W. Stern, „Erkenntnisleistungen eines Menschenaffen. Mitteilung über eine russische Untersuchung". In „Zeitschr. f. pädagog. Psychologie", Jahrg. 27, 1926. (Über eine Untersuchung von Nadie Kohts an einem Schimpansen, im Zoophysikalischen Laboratorium des Museum Darwinianum, Moskau-Petrograd 1923).

R. Sommer, „Tierpsychologie", Verl. Quelle & Meier, Leipzig 1925.

E. Utitz, „Charakterologie", Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 1925.

J. Walther, „Fortschritt und Rückschritt im Laufe der Erdgeschichte" in „Verh. der Ges. Deutscher Naturf. und Ärzte", 1922. Verl. F. C. W. Vogel, Leipzig 1923.

Digitized by Google

Fragmente zur Geschichte der Tierphysiognomik.

Von Will Rink (Berlin).

Digitized by Google

Digitized by Google

Im folgenden soll nicht auf die methodologische Berechtigung der Tierphysiognomik eingegangen werden, so interessant und dankbar das in erkenntnistheoretischer Hinsicht auch sein würde. Die erste Frage wird ja stets lauten, ob es denn überhaupt erlaubt ist, irgendwelche Tiermenschähnlichkeiten auszuwerten. Wir sind als Bewußtseinsmenschen dauernd bemüht, grundlegende Unterschiede zwischen uns und dem Tierreich zu konstruieren. Sofern wir uns darauf beschränken, den Menschen als Maßstab von allem zu nehmen, kommen wir aus unserem Bewußtseinsbezirk nicht heraus, und damit geht uns endlich viel von wichtigen biotischen Tatbeständen verloren. Gewiß hat der Logos eine unüberwindbare Kluft zwischen uns und unseren Vorfahren gerissen; aber rein physiologisch betrachtet haben wir nur das voraus, die einzigen aufrechtgehenden Tiere zu sein — ἄνθρωπος heißt der Aufwärtsschauende. Die Orientierung an außermenschlichen Seinsbeständen ist tatsächlich die einzige objektive psychologische Methode, denn hier sind wir gezwungen, unsere individuellen Beschränkungen zu überwinden. Die übliche Tierphysiognomik stellt die Ähnlichkeiten bestimmter Menschen mit bestimmten Tieren rein formaldiagnostisch fest und schließt dann aus dem Charakter des Tieres auf den Charakter des Menschen; sie stellt also gewisse Typen auf, vermeidet aber die Einseitigkeiten anderer Typologien, da sie als Gruppierungsachse nicht irgendein künstlich isoliertes psychisches Element oder zwei polar gespannte Punkte wählt, sondern einen bereits charakterologisch determinierten und strukturierten Komplex. Gewissermaßen besteht jeder Mensch aus einer Summe von Tieren, jeder Mensch ist ein wandelnder zoologischer Garten — eine Tatsache, die geahnt wird, solange es Menschen gibt. Wir sind eigentlich in vier Jahrtausenden nicht viel weitergekommen, denn die moderne Entwicklungslehre besagt ja weiter nichts, als daß jeder Mensch die ganze Reihe seiner Ahnen erbarmungslos wiederholen muß. Das biogenetische Grundgesetz von Haeckel lehrt, daß die Ontogenie eine verkürzte Rekapitulation der Phylogenie ist. Jeder Embryo hat als Schleimklumpen wieder von vorn anzufangen. Nur daß praktisch alles zeitlich etwas zusammengedrängt und konzentriert ist.

Wenn wir feststellen, daß ein Mensch z. B. ein Esel ist, so meinen wir nicht, daß er wirklich das Tier „Esel" ist, sondern wir wollen nur unserer Meinung Ausdruck geben, daß er etwas dem Esel ähnliches in sich trägt. Dieses Urteil ist also gewiß kein Urteil vollständiger Identität. Die Tierphysiognomik gründet ihre Urteile vielmehr auf Analogien. Es sei nun nicht verhehlt, daß diese Methode natürlich ihre großen Nachteile hat. Immer, wenn man mit Analogien arbeitet, läuft man Gefahr, in grenzenlose Plattheiten, Banalitäten und Selbstverständlichkeiten zu verfallen. Man kann auch zu direkt falschen Resultaten kommen, wenn man sich

Digitized by Google

nämlich nicht an den Ganzheitskomplex hält, sondern irgendein Einzelmerkmal, das alle Individuen einer bestimmten Tiergattung besitzen und das bei ihnen vielleicht eine große Bedeutung hat, einfach mitsamt seiner Bedeutung auf eine andere Gattung überträgt, in der dieses Merkmal vielleicht nur sekundärer Natur ist und überhaupt keine Bedeutung hat oder seinen Bedeutungscharakter gewechselt hat. Wenn eine dem Aristoteles zugeschriebene Schrift z. B. aus der Tatsache, daß alle Tiere mit weichen Haaren furchtsam sind, schließt, daß auch alle Menschen mit weichen Haaren furchtsam sein müssen, so setzt sie voraus, daß die Härte oder Weichheit der Haare in der Gattung Mensch denselben Bedeutungscharakter besitzt wie z. B. in der Gattung Hase, was ja eigentlich gar nicht selbstverständlich ist; mit anderen Worten: sie vernachlässigt das, was ich das Gesetz der charakterologischen Achse genannt habe, welches besagt, daß jedes Merkmal und jede Eigenschaft, ihrer Gruppierung innerhalb einer bestimmten Struktur entsprechend, einen bestimmten Stellungswert besitzen. Aus diesem Korrelationsgesetz geht hervor, daß in jedem mit einem Individualmoment versehenen Komplex das Ganze größer ist als die Summe seiner Teile, was für die praktische Deutung außerordentlich wichtig ist, weil daraus zur Evidenz erhellt, daß man ein Merkmal niemals isoliert, sondern nur im Zusammenhang seiner strukturellen Eingliederung deuten darf. Exakte kausalgenetische Beweise helfen uns hier nicht viel weiter, man muß sich schon auf eine Art „Intuition" verlassen. Ich gebrauche hier das Wort „Intuition", obwohl es einen häßlichen und unsympathischen Modebeigeschmack bekommen hat. Mit der Anwendung des Begriffs der intuitiven Deutung ist nun aber noch gar nichts getan, es kommt für die Zukunft der charakterologischen Wissenschaft alles darauf an, diesen methodologisch zweifellos höchst wichtigen Vorgang erkenntnistheoretisch zu unterbauen, wie ich das in einem zu Anfang dieses Jahres in der Lavater-Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrage versucht habe, wo ich die prinzipiellen Unterschiede der kausalgenetischen, naturwissenschaftlichen Methodik und der intuitiven, alles symbolisch sehenden Deutung auf die Grundbegriffe Funktion und Ausdruck reduzieren konnte, eine Unterscheidung, die mir für die gesamte Gestaltenkunde höchst wichtig zu sein scheint. Ein Extrakt dieses Vortrages wird in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Menschenkunde (Vlg. Kampmann, Heidelberg) niedergelegt werden.

Auf alle diese Probleme kann ich hier indessen nicht näher eingehen, wo es sich nur darum handeln soll, die Frage der Tierphysiognomik von der historisch-empirischen Seite zu beleuchten. Wir brauchten ja auch eigentlich die Berechtigung dieser Methode gar nicht erst zu beweisen, wenn wir daran denken, daß wir sie spontan jeden Tag benutzen und anwenden. Alle alten Gebräuche beruhen zweifellos auf irgendeiner Grundwahrheit. Wenn wir uns gegenseitig mit Schimpfworten und Kosenamen streicheln, die aus dem Tierreich genommen sind, so betreiben wir einen Zweig der Charakterologie, wie sich aus der wörtlichen Bedeutung des Terminus Charakterologie ergibt. Charakter heißt eigentlich: das Eingeritzte, weil bei den Griechen die Schafsherden der verschiedenen Eigentümer mit verschiedenen „charakteristischen" Brandmalen gekennzeichnet wurden; Charakterologie heißt also eigentlich nichts anderes als — Schafskunde ... Primitive Völker geben ihren

Digitized by Google

Kindern und sich selbst heute noch Tiernamen und hoffen, daß diese Namen den Charakter in entsprechendem Sinne beeinflussen werden. Wir brauchen uns ja auch nur an die Indianerphantasien unserer Kindertage zu erinnern. Man denke ferner an die tiermenschlichen Karikaturen in den „Fliegenden Blättern", die nur deswegen so lächerlich wirken, weil dort nicht Menschen vertierischt sind, sondern Tiere vermenschlicht, wobei natürlich Verzerrungen entstehen müssen, da im Tier ja niemals der ganze Mensch enthalten ist, während im Menschen oft eine große Menagerie steckt. Das Wesen der Karikatur hat Lavater im 17. Kapitel seines 1. Fragmentes sehr schön gekennzeichnet, wo er sagt: „Karikatur ist ein Vergrößerungsglas für blödere Augen", womit er sehr gut zum Ausdruck bringt, daß die Karikatur eben nur die hervorstechenden und auffallenden Merkmale vergröbert darstellt. Jedenfalls enthalten alle derartigen Parallelen fundamentale Wahrheiten, sonst würden sie nicht so stringent sein und immer und allerorten wiederkehren. Wir können auf diese Weise mit einem einzigen Worte Seinsbestände umschreiben und kennzeichnen, zu deren Beschreibung der Psychologe oder der psychologisierende Romanschriftsteller lange Seiten gebraucht, ohne einen gleich hohen Grad der Evidenz und des unmittelbaren Geltungsgefühls zu erreichen, da ja der Vergleich mit Tieren auf der intuitiven Gesamtbeurteilung von Komplexen beruht. Goethes Idee von der Urpflanze wurzelt in ähnlichen Schauungen. Nach langen, für die Wesenskunde ziemlich ergebnislosen Wanderungen durch das Gestrüpp funktionaler Mechanismen bemüht man sich auch heute wieder um eine derartige An-Schaulichkeit der Wissenschaft. Das von Paul Ernst auf der Düsseldorfer Tagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte letzthin gebrauchte Wort vom „morphologischen Bedürfnis" macht Schule. Wie weit wir uns von der rein deskriptiv-morphologischen Forschungsmethode entfernt haben, die sicherlich die objektivste Methode darstellt, möge an dem vielumstrittenen und heftig diskutierten Begriff des Temperaments verdeutlicht werden. Temperamentum heißt in des Wortes eigentlicher Bedeutung: Mischung. Nach humoralpathologischer Anschauung setzte sich der Körper des Menschen aus vier Kardinalsäften (humores) zusammen: aus Blut (sanguis), Schleim (phlegma), schwarzer Galle (melancholia) und gelber Galle (cholera). Der am meisten überwiegende Saft bestimmte den Charakter der Mischung, des Temperaments. Das ist die Grundlage der Lehre von den vier Temperamenten, die also anfangs rein morphologisch aufgefaßt wurden. Späterhin wurde die Elementenlehre des Empedokles von Agrigent, der die vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde unterschied, in die Humoralpathologie einbezogen; den vier Elementen sollten die Grundqualitäten Wärme, Feuchtigkeit, Kälte und Trockenheit entsprechen, deren Harmonie die Gesundheit bedinge. Als man anfing, die Temperamente mit dem Mischungsverhältnis von Hitze, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, also mit den physikalischen Eigenschaften des Körpers zu begründen, begann bereits die funktionelle Betrachtungsweise, bis dann später das rein Bildhafte des Temperamentum, der Mischung ganz vergessen wurde und man unter Temperament lediglich einen Reaktionsablauf verstand. Wenn Galen z. B. vom Melancholiker spricht, so meint er damit den schwarzgalligen Menschen, wie er „leibt" und „lebt", während wir dabei nur an psychische Dynamik zu denken pflegen,

Digitized by Google

deren leibliche Grundlage wir ganz vergessen haben. Dieser Wandel in der Auffassung der Temperamente ging der Entwicklung der Psychologie konform, die als reine Bewußtseinslehre nur noch funktionelle Abläufe kannte und erst neuerdings eine späte Umkehr in die Gestaltenkunde beginnt, in der die Ganzheit des Lebendigen im Vordergrund steht.

Vorbewußte bzw. außerbewußte Seinsbestände zum Regulativ charakterologischer Forschung zu machen, wie das die Tierphysiognomik tut, ist eine uralte Methode. Ich will hier von allem absehen, was man etwa als Beleg aus den alten babylonisch-assyrischen, ägyptischen, indischen und chinesischen Kulturkreisen anführen könnte, und mich an das halten, was für uns heute noch literarisch nachweisbar und sicher erfaßbar ist. Ich muß demnach mit dem altgriechischen Kulturkreis beginnen, möchte aber nicht verfehlen, wenigstens kurz darauf hinzuweisen, daß gerade die Tiersymbolik bei den orientalischen Völkern auf den verschiedensten Gebieten eine außerordentlich große Rolle gespielt hat, und daß diese Völker zweifellos so etwas gehabt haben wie eine Tierphysiognomik. Ich erinnere nur an das uralte Erfahrungsgut der Astrologie, die ja besonders im Osten blühte und deren Tierkreissymbolik mit ihren Entsprechungen in der körperlichen Konstitution und dem Habitus des Menschen und damit auch in seinem Charakter durchaus in dieses Kapitel gehört (s. auch den vortrefflichen Aufsatz von W. Gundel, Gießen, über „Individualschicksal, Menschentypen und Berufe in der antiken Astrologie" im 4. Band des Jahrb. d. Charakterologie). Ich weise vorzüglich auf die arabische Literatur hin, in der ein Werk des Claudius Ptolemaeus Alexandrinus aus der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. eine große Rolle spielt, der sog. Almagest (von τὸ μέγιστον = das Größte, zum Unterschied von einem anderen kleineren Codex); dieses Buch, das eigentlich Μεγάλη συντάξις = Magna constructio bzw. compositio hieß, wurde unter dem Kalifen Abdalla Almamun ins Arabische übersetzt (s. Herbelot, Bibl. orient.), häufig kommentiert und ging durch die Anfertigung vieler Excerpte und Nachahmungen auch in andere Literaturkreise über, z. B. in den jüdischen. Unter anderen gab auch Averroes einen Auszug dieses Almagest heraus, ein arabischer Arzt und Philosoph, der eigentlich Abual Walid Mohammed, Ebn Achmed, Ebn Mohammed, Ebn Rosd hieß und von 1126 bis etwa 1198 lebte; sein Hauptwerk sind 7 medizinische Bücher mit dem Titel Colliget; er kommentierte auch die „Physiognomonika" des Aristoteles (s. unten). Gerade die arabischen astrologischen Schriften enthalten hier und da viele interessante Hinweise auf die Tierphysiognomik, weswegen ich noch einige Hauptwerke zitieren will. Da wäre zunächst hinzuweisen auf Rhases (Rhazes oder Arrafi), einen berühmten arabischen Arzt, der über 200 Schriften verfaßt haben soll und von 850—923 lebte. Sein einflußreichstes Werk heißt Liber medicinalis ad Almansorem und enthält im 2. Buch eine Physiognomik, die man in lateinischer Übersetzung im 2. Band der Script. Physiogn. von R. Foerster[1]) vorfindet. (S. auch E. Teza: La fisiognomia trattatello in francese antico colla versione italiana del trecento, Bologna 1864; herausgegeben

[1]) Bezüglich näherer Literaturangaben verweise ich auf meine Charakterologische Bibliographie, die fortlaufend in der Ztschr. f. Menschenkunde erscheint und alle wissenswerten Daten enthält (Verlag N. Kampmann, Heidelberg).

Digitized by Google

als Disp. 42 der Romagnolischen Scelta di curiosita litterarie inedite o rare, angeblich nach dem 4. Abschnitt eines „Avicenne en roumans", ist aber tatsächlich eine Wiederholung der Physiognomik des Rhases). Ferner nenne ich Hali Rhodan (Ali ben Ridhwan oder Hali Heben Rodoan), der von 980—1061 lebte (Kommentare zu Galen und zu des Ptolemaeus Centiloquium und Tetrabiblos, von Octavianus Scotus ins Lateinische übersetzt, und De projectione radiorum et de tribus nativitatibus) und Hali Abbas, einen arabischen Arzt des 10. Jahrhunderts (Dispositio regalis, bekannt in der Übersetzung des Constantinus Africanus als sog. Pantechne). Wohl der berühmteste arabische Gelehrte war Avicenna (Honain Abu Ali ben Sina oder Ebn Sina oder Ibn Sina), der eine ähnliche Autorität wie Aristoteles und Galen genoß und von 980—1037 lebte; neben seinem fünfbändigen Lehrbuch der Medizin kommt hier hauptsächlich sein astrologisches Werk De stellis fixis in Frage (s. R. Foerster: Quaestiones physiognomicae, Kiel 1890; textkritische Untersuchungen über Adamantius, Avicenna, Molinius usw.). Endlich sei noch Hali Abhenragel erwähnt, ein berühmter arabischer Astrologe, dessen Werk De judiciis astrorum Libri 8 von Anton Stupa und Peter Liechtenstein mit Excerpten und Abhandlungen von Messalae, Alkindi, Albenait, Omar und Zahel ins Lateinische übersetzt zu Basel 1551 und 1571 herausgegeben wurde; die ehemal. Kgl. Bibliothek zu Paris soll ein Exemplar dieses seltenen Buches besitzen (s. Bayle, Dict. Tom. I. p. 135); ferner schrieb Hali Abhenragel ein Buch De stellarum fixarum motu et locis, das von R. Juda ins Spanische übersetzt wurde. — In all den erwähnten Schriften findet man immer wieder die Verwendung von Tiervergleichen; das ist ein Beweis dafür, daß der Gedanke der Tierphysiognomik damals auch auf scheinbar entlegenen Gebieten stets lebendig und ganz gebräuchlich war; und das ist nicht nur in der arabischen Astrologie, sondern auch in der Astrologie aller anderen Völker der Fall. Wir wollen auf weitere Belege verzichten, da wir sonst zu weit von unserem speziellen Thema abkommen. Grundlegend war in dieser Hinsicht der früher auf allen Wissensgebieten herrschende, sicherlich zutreffende und auch heute noch gültige Gedanke, daß alles in allem wiederkehre und somit das Einzelne durch seine Entsprechungen im Anderen charakterisiert werden könne.

Bezüglich der eigentlichen tierphysiognomischen Literatur nun pflegt man die Anfänge mit dem Namen des Aristoteles zu verknüpfen. Zweifellos ist der Gedanke der tiermenschlichen Vergleiche im alten Griechenland sehr stark betont gewesen. Foerster unterscheidet drei physiognomische Methoden der Griechen: 1. Die zoologische; 2. die ethnologische und 3. die pathognomische oder mimische. Die erstere würde sich etwa mit dem Gegenstand unseres Themas decken. Tiervergleiche waren in der griechischen Literatur ganz gebräuchlich, vor allem bei Homer, Xenophon, Oppianus, Absyrtus, Hippokrates und Pelagionus; ich sehe jedoch von ihrer Verwertung hier ab, da sie mehr dichterischer Natur sind. Die Dichtungen aller Völker sind beladen mit derartigen Analogien, die bei systematischer Zusammenstellung ein ganzes tierphysiognomisches Lexikon ergeben würden (s. z. B. die Bibel!); aber gleichzeitig würden die methodischen Grenzen ins Uferlose verschwimmen (man kann ja freilich alle Kirchenväter, alle Dichter usw. zu Physiognomikern stempeln und eine Geschichte der Physiognomik mit Adam (!)

Digitized by Google

beginnen, wie das z. B. Orbilius Anthroposkopus in seinem „Versuch einer Geschichte der Physiognomonik und der damit verbundenen Wissenschaften" [Wien u. Leipzig 1784] tut!). Ich will auch absehen von der Verwertung der Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychosis), obwohl auch sie sehr viele Berührungspunkte mit tierphysiognomischen Gedankengängen hat. Übrigens gilt der Begründer der Seelenwanderungslehre, Pythagoras von Samos (557—500 v. Chr.), der alles Körperliche und Seelische auf Zahlenharmonien zurückführte, als der erste, der sich in systematischer Weise mit Physiognomik beschäftigte; es wird z. B. des öfteren erwähnt, daß er seine Adepten, bevor er sie als Schüler annahm, physiognomisch prüfte und bewertete (s. Gellius, Noct. Att. I. 9 und Porphyrius, De vita Pythagorae, ed. Cantabr. 1655, p. 185), wie das späterhin auch von Sokrates und Plato erzählt wurde (s. z. B. Apulejus, De Philosophia, I. 1). — Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß sich schon vor Aristoteles manche Forscher speziell mit der Tierphysiognomik beschäftigt haben. In dem Carmen de mulieribus von Simonides (ed. Köler, Gött. 1781) findet sich beispielsweise eine Stelle, wo die Verschiedenheit der Charaktere der Frauen damit erklärt wird, daß Zeus die Weiberseelen von allerlei Tieren genommen habe. (Auch heute soll man ja noch ab und zu in diesem Sinne von Goldkäfern, reizenden Tierchen, Bestien, Täubchen, Gänschen, Nachteulen usw. reden.) Aristoteles erwähnt selbst in seinem Werke De generatione animalium IV. 3 einen Vorgänger, der alle Mißgestalten auf zwei oder drei Tiergestalten zurückgeführt habe. Und in seinen „Physiognomika" bezieht er sich ausdrücklich auf einen Autor, der schon vor ihm Tiervergleiche durchgeführt habe. Man nimmt für gewöhnlich an, daß damit Loxus (Loxius oder Loxias) gemeint ist, eine ziemlich sagenhafte Gestalt, die auch bei Origenes (Contra Cels. I. p. 26) erwähnt wird; Sicheres über ihn ist nicht bekannt. Λόξιος heißt der Schwankende und ist ein Beiname des Apollo, der zugleich seine Weissagungsgabe und die Unbestimmtheit seiner Orakel bezeichnen sollte. Eine angeblich von ihm stammende Schrift De Physiognomia ist verlorengegangen; er soll als erster methodisch Menschen und Tiere miteinander in physiognomisch-charakterologischer Beziehung verglichen haben. Falls es sich überhaupt um eine historische und nicht bloß um eine mythische Persönlichkeit handelt, muß er vor Aristoteles gelebt haben. Die Vermutung mancher Forscher, dieser Loxus sei identisch mit dem berühmten Arzt Eudoxus von Knidos, einem Freund Platos und des griechischen Arztes Chrysippus aus der Ärzteschule von Knidos, dürfte nicht zutreffend sein.

Bei Aristoteles finden wir die ersten bis auf unsere Tage gekommenen literarischen Dokumente der Tierphysiognomik. Von den zahlreichen Schriften des Aristoteles von Stagira (384—322 v. Chr.) interessieren uns hier hauptsächlich seine „Physiognomonika", obwohl auch in den anderen Büchern viele physiognomische Bemerkungen vorgefunden werden. Das Werk ist ziemlich vollständig überliefert, muß jedoch, falls es wirklich von Aristoteles geschrieben wurde, was viele Gelehrte anzweifeln, von späteren Bearbeitern sehr entstellt worden sein, da es nicht den sonst bei Aristoteles gewohnten klaren, systematischen Aufbau zeigt, sondern sich oft wiederholt und ein seltsames Gemisch ungenauer Induktionen und Deduktionen enthält. Es beherrschte die physiognomische Literatur des ganzen Mittelalters,

Digitized by Google

ebenso wie auch die anderen Lehren des Aristoteles jahrhundertelang als unabänderliche Dogmen verehrt wurden. Seine Beobachtungen und Spekulationen wurden ungeprüft übernommen, widersprechende empirische Erkenntnisse wurden so weit umgebogen und zurechtgestutzt, daß sie in das Schema der Aristotelischen Texte paßten. Es gab im Mittelalter ganze Werke, deren Aufgabe es war, die Widersprüche zwischen den einzelnen anerkannten Autoren mit Hilfe einer spitzfindigen Dialektik auszugleichen, das waren die sog. Conciliatoren; am bekanntesten ist der Conciliator Differentiarum des Pietro d'Abano (1250—1315). Es ist interessant, daß schon mit Aristoteles, dem ersten Gelehrten, der versuchte, Gestaltenkunde wissenschaftlich zu betreiben, jene unselige Spaltung in Somatologie und Psychologie anhebt, deren falsche methodologische Einstellung mehr als 2000 Jahre zu ihrer prinzipiellen Überwindung erforderte und deren unheilvolle Konsequenzen erst unsere Zeit ganz durchschaut hat. — Von den zahllosen kritischen Textausgaben und Kommentaren der „Physiognomonika" erwähne ich folgende: R. Foerster: Script. Physiogn. Bd. 1. in Biblioth. Teubneriana, Leipzig 1893; R. Foerster: De Aristotelis quae feruntur physiognomonicis recensendis, Kiel 1882 (vergleichender Bericht über die verschiedenen Codices); R. Foerster: De translatione latina Physiognomonicorum quae feruntur Aristotelis, Kiel 1884 (lateinische Übersetzung des griechischen Textes mit Anmerkungen); J. G. F. Franzius: Scriptores Physiognomoniae veteres, Altenburg 1780; Matthias Leucomannus Cygneus: Liber Aristotelis de physiognomia. Hieronymi Adami Bauczeni Elegia in physiognomiam Aristotelis, Leipzig 1517; Ignatius Henrychowskius: Aristotelis, Polemonis, Adamantii doctrinae physiognomonicae in harmoniam redactae et emandatae, Vratislav 1868. — Nächst den „Physiognomonika" kommt bezüglich der Tierphysiognomik noch eine von Aristoteles an Alexander gerichtete Schrift in Frage. Auch ihre Echtheit wird von vielen Fachgelehrten angezweifelt; sie heißt Secreta secretorum und führt die Untertitel De regimine principum (regum, dominorum, ducum) vel de signis et moribus naturalibus hominis vel liber morum vel epistola Aristotelis ad Alexandrum. Näheres hierüber findet man bei R. Foerster: De Aristotelis quae feruntur secretis secretorum, Kiel 1888 (enthält drei Texte nach verschiedenen Codices in lateinischer Übersetzung und umfangreiche historisch-kritische Ergänzungen); ferner bei R. Foerster: Script. Physiogn. Bd. 2. — Viel zum Thema der Tierphysiognomik Gehöriges ist auch zu finden in der Schrift des Aristoteles De generatione animalium. — Einen grundlegenden Einwand gegen die Methodik des Aristoteles habe ich schon oben (im zweiten Absatz) erwähnt; auch sonst ließen sich noch manche Bedenken geltend machen. Begründungen oder wirkliche Belege bringt Aristoteles nur selten; meistens beschränkt er sich darauf, lediglich Behauptungen aufzustellen (womit noch nichts über die Richtigkeit bzw. Unrichtigkeit dieser Behauptungen ausgesagt sein soll!). Der Grundsatz der Aristotelischen Tierphysiognomik ist in folgenden Worten enthalten: „Denn es ist nie ein Tier gewesen, das die Gestalt des einen und die Art des anderen gehabt hätte; aber immer seinen eignen Leib und seinen eignen Sinn. So notwendig bestimmt jeder Körper seine Natur. Wie denn auch ein Kenner die Tiere nach ihrer Gestalt beurteilt, der Reiter die Pferde, der Jäger die Hunde. Wenn das wahr ist, wie's denn ewig wahr bleibt,

Digitized by Google

so gibt's eine Physiognomik." (Zitiert nach Lavater, II. Fragment, 13. Kapitel.)

Hingewiesen sei beiläufig auf einen Hermes, der in der antiken Literatur (auch bei Aristoteles) des öfteren erwähnt wird und sich mit Astrologie und Physiognomik beschäftigt haben soll. Auch in Verbindung mit der Tierphysiognomik wird sein Name wiederholt genannt. An Werken werden ihm (wohl fälschlich) zugeschrieben: De Melomantia; Jatromathematica; Centiloquium. Erhalten ist nichts von diesen Schriften. Über das Leben des Hermes ist nichts Näheres bekannt; es handelt sich durchaus um eine sagenhafte Persönlichkeit, angeblich einen Zeitgenossen von Moses. Wahrscheinlich haben wir es hier mit der Gestalt eines Gottes zu tun, die vielleicht auf den göttlichen Ursprung der Astrologie und Physiognomik hinweisen sollte. Der Beiname dieses Hermes war Trismegistos = der dreimal Größte, eine sehr interessante Tatsache, da hier zum ersten Male die heilige göttliche Dreizahl in einer Person auftaucht.

Nach Aristoteles wäre als nächster Tierphysiognomiker Polemon zu nennen. Über Persönlichkeit und Leben dieses Mannes ist nichts Sicheres bekannt. Man nennt verschiedene Träger des Namens Polemon, der auch Polemo, Philemon, Palämon oder Polämon geschrieben wird. In Athen lebte ein Philosoph Polemon, der ein Sohn des Philostrates, Schüler des Xenokrates und Lehrer des Zeno und Arkesilos war. — Dann gab es einen Polemon Periegeta mit dem Beinamen Helladikus, Schüler des Panaetius. — Ferner fand ich in der einschlägigen Literatur erwähnt einen Polemon aus Attika und einen Sophisten Polemon aus Laodicea. — Ein Philo aus Lakedämon, dessen Namen zu wiederholten Malen in der physiognomischen Literatur auftaucht, soll mit unserem Polemon identisch sein. — Endlich lebte zu den Zeiten Trajans und Hadrians ein Redner Antonius Polemon, ebenfalls aus Laodicea, der 56 Jahre alt unter Antoninus Pius ums Jahr 144 starb (s. Foerster). Nach Val. Rose (Anecdota graeca et graecolatina, Berlin 1864) starb er unter Marc Aurel. Welcher der erwähnten Männer der Verfasser der erhaltenen Abhandlung über Physiognomik ist, steht nicht fest. Jedenfalls muß dieser vor Origenes gelebt haben, der ihn in seiner Schrift Contra Celsum L. I. p. 26 anführt (S. Fabricius, Bibliotheca Graec. L. 3. c. 6). Sein Buch enthält in etwas anderer Anordnung und näherer Ausführung dasselbe wie die Physiognomonika des Aristoteles; stellenweise gebraucht Polemon sogar dieselben Worte und Sätze wie Aristoteles. Näheres über sein Buch findet sich bei R. Foerster: Script. Physiogn. a. a. O. Bd. 1. (enthält den arabischen und lateinischen Text des Polemon mit ausführlichen Anmerkungen); R. Foerster: De Polemonis Physiognomonicis, Kiel 1886 (philologische Untersuchung der verschiedenen Handschriften und vergleichende Textkritik); J. G. F. Franzius: Script. Physiogn. a. a. O. (griechischer und lateinischer Text des Polemon); Nikolaus Petrejus: Polemonis Atheniensis insignis Philosophi naturae signorum interpretationes, Venetiis 1552.

Zusammen mit Polemon pflegt stets Adamantius genannt zu werden, der bedeutend jünger ist als Polemon und ums Jahr 400 n. Chr. in Alexandria gelebt haben soll. Wahrscheinlich war er ein jüdischer Arzt, der während der Amtsführung des konstantinopolitanischen Bischofs Atticus zum Christentum übertrat. Mit Beinamen wird er gemeinhin der Sophist genannt. Drei Schriften sind unter seinem

Digitized by Google

Namen auf unsere Zeit gekommen: περὶ ἀνέμων. — περὶ ὀνείρων γενέσεως und φυσιωγνωμονικά. In dem letztgenannten Werk ist er der Paraphrast des Polemon. Sein Text ist vollständiger erhalten als der Polemons und in vielem genauer und zuverlässiger. Näheres s. R. Foerster: Script. Physiogn. Bd. 1. (griechischer Text des Adamantius nebst Anmerkungen); R. Foerster: Quaestiones physiognomonicae, Kiel 1890 (Textkritische Untersuchungen über Adamantius, Avicenna, Molinius usw.); La phisionomie d'Adamant Sophiste, interpretée par J. Lebon, Paris 1556; Franzius a. a. O.

Die Bücher des Polemon und Adamantius sind ebenso wie die des Aristoteles in der Folgezeit sehr viel und eifrig benutzt worden und finden sich dauernd in der gesamten physiognomischen Literatur des Mittelalters mit oder ohne Namensangabe der eigentlichen Verfasser wieder. Von diesen beiden Autoren hat fast das ganze Mittelalter abgeschrieben, besonders wenn es sich um die Tierphysiognomik handelte. Ihre Sätze, die ursprünglich von Aristoteles stammen, werden mehr oder weniger mechanisch wiederholt. Das hat zweifellos das Gute, daß die Methode der Tierphysiognomik uns, in ihren Anfängen wenigstens, umrißweise erhalten blieb. Auf der anderen Seite aber entstanden bei dieser öden Abschreiberei so viele Verfälschungen, daß die Tierphysiognomik gleichsam ein leeres Gefäß wurde und in manchen Elaboraten stellenweise wie eine Groteske anmutet.

In Griechenland gehörte die Tierphysiognomik zum festen Bestand der allgemeinen Physiognomik, innerhalb deren sie lediglich eine bestimmte als brauchbar erkannte Methode darstellte. Die erwähnten Werke sind denn auch keine speziellen tierphysiognomischen Abhandlungen, sondern behandeln die gesamte Physiognomik in ihrem ganzen Umfange. Im Mittelalter scheint man die Tierphysiognomik als festumgrenzte Methode lange Zeit hindurch vollständig vergessen zu haben. Wo sie auftaucht, wird sie mehr oder weniger spielerisch behandelt und beschränkt sich im übrigen auf die erwähnten Wiederholungen von Aristoteles, Polemon und Adamantius.

Etwas Selbständiges gab erst wieder Johannes Baptista Porta, der wohl das erste tierphysiognomische Spezialwerk geschrieben hat, wie es in solcher Ausführlichkeit später kaum wiederkehrt. Dies Buch „De humana Physiognomia" erschien um 1570 und erlebte sehr viele Auflagen und Übersetzungen. Eine Übertragung ins Deutsche erschien 1601 in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Menschliche Physiognomy, daß ist ein gewisse Weiß und Regel, wie man auß der eusserlichen Gestalt, Statur und Form deß menschlichen Leibs und dessen Gliedmassen abnemen, urtheilen und schliessen könne, wie derselbige auch innerlich von Gemüt geschaffen, gesinnet und geartet sey. In vier unterschiedene Bücher abgetheilet, ein jedes mit seinen schönen und gleichsam lebendigen Figurn: In welchen fast allwegen ein Menschen Angesicht gegen eines Thiers gesetzt und mit demselbigen vergliechen wird." (Das Buch wurde von mir in neuer Bearbeitung im Verlag Kampmann, Heidelberg, neu herausgegeben; in dieser Neuausgabe findet man ausführliche biographische und bibliographische Angaben über Porta, u. a. auch alle existierenden Ausgaben der „Physiognomik"). Porta läßt hier vor uns erstehen die lange Reihe der Löwen-, Kuh-, Ochsen-, Strauß-, Esel-, Raben-, Affen-, Adler-, Tauben-,

Digitized by Google

Hahnen-, Katzen-, Widder-, Schweins- und Schafsköpfe. Wir finden z. B. den Kopf des römischen Kaisers Vitellius neben einer Nachteule, das Haupt Platos neben dem Porträt eines Spürhundes, weiter sieht man eine „ware und eygentliche Abcontrafeytung des hochverstendigen Mannes Socratis" im Vergleich zu — einem Hirschkopf mit einem stattlichen Geweih. Bis in Einzelheiten hinein werden diese Vergleiche durchgeführt ohne jede Vermischung mit irgendwelchen Werturteilen, was für eine außerordentlich große Objektivität zeugt, deren wir im gleich hohen Maße heute kaum noch fähig sind, weil wir alles mit dem Netz unseres normenden Intellektes überziehen und den Sinn für Gestaltkomplexe erst langsam wieder in uns wecken müssen. Die Holzschnitte Portas sind zum größten Teil recht charakteristisch und instruktiv; sie sind jedenfalls besser als die Bilder späterer tierphysiognomischer Werke, z. B. des Buches von Sophus Schack (s. unten). An theoretische Begründungen hat sich auch Porta im einzelnen nicht herangewagt, aber was er gibt, ist wenigstens gute Empirie. — In einem anderen Werk (Phytognomonica. Octo libris contenta, in quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium ex prima extimae faciei inspectione quivis abditas vires assequatur. Neapel 1583, 1588 und 1591; Frankfurt 1591, 1608) deckte Porta in großzügiger Weise die zwischen Menschen, Pflanzen, Tieren und Metallen bestehenden Analogien auf und verwertete die gefundenen Ähnlichkeiten zu einer sehr treffenden Charakterisierung der Dinge und Menschen. Dieses Buch ist besonders in medizinischer Hinsicht sehr interessant; es finden sich manche Anklänge an die homöopathische Denkart. Zahlreiche Bildtafeln, auf denen Pflanzen, Tiere, Menschen usw. einander gegenübergestellt werden, erläutern die Gedankengänge Portas. In seiner „Coelestis Physiognomonia" dehnt er diese Analogien sogar auf die Planeten aus und führt gewisse astrologische Zusammenhänge auf die Übereinstimmung der äußeren Erscheinung der Planeten und bestimmter nach ihnen benannter Menschentypen zurück. In seinem kleinen Büchlein „Della Chirofisionomia" (Neapel 1677), das ursprünglich als zweiter Teil seiner Physiognomik gedacht war, übertrug er dann diese astrologischen Kenntnisse auf die Handformdeutung. Näheres über diese Bücher findet man in meiner Bibliographie sowie in meiner Neuausgabe der Portaschen „Physiognomik" und endlich in einem Buch „Notice historique sur la vie et les ouvrages de J. B. Porta, Gentilhomme Napolitain" von D*** (= Henri Gabriel Duchesne), Paris, Anno 9 (1800/01).

Eine so geschlossene und reichhaltige Darstellung wie bei Porta hat die Tierphysiognomik später kaum wieder erfahren. Einiges in dieses Gebiet Gehörige ist bei Paracelsus zu finden. In der Folgezeit gab der bekannte Maler und Kunsttheoretiker Charles Le Brun ein Buch heraus unter dem Titel „Rapport de la physiognomie humaine avec celle des animaux"; es scheint ziemlich selten zu sein, ich hatte noch keine Gelegenheit, es einzusehen und kann daher über seinen Charakter, seinen Wert, eventuelles Bildermaterial usw. nichts aussagen. Auch in den „Fragmenten" Lavaters ist an einigen Stellen von der Tierphysiognomik die Rede; das 2. Kapitel seines 3. Fragments handelt z. B. von den Pferden; er schreibt dort: „... so wird man finden, daß alle muntere, mutige, stolze, kapriziöse Pferde vorgebogene oder herausgebogene Profile oder Nasenbeine haben; die meisten verdrieß-

Digitized by Google

lichen und trägen, einwärts gebogene oder flache ... Alle falsche Pferde legen die Ohren hinterwärts... Die scheuen und stutzigen (Pferde) legen wechselweise bald das eine Ohr nieder, bald recken sie das andere in die Höhe." Lavater versucht sich auch an Hand zahlreicher Abbildungen an der Deutung präparierter und skelettierter Tierschädel; doch versanden die wenigen guten Ansätze in der bekannten überschwenglichen Phrasenfülle, wie sie bei ihm gang und gäbe ist.

Eine gewisse Berühmtheit hat das Buch von Sophus Schack erlangt, das unter dem Titel „Physiognomische Studien" auch heute noch ziemlich bekannt ist (Autorisierte deutsche Ausgabe aus dem Dänischen von Eugen Liebich, Jena 1881, 2. Aufl. 1890). Schack war ein dänischer Major und Historienmaler. Der ziemlich oberflächlichen Darstellung seiner Ausführungen merkt man etwas allzu deutlich den Gelehrten aus Liebhaberei an. Im ersten Teil seines Büchleins gibt er einen kurzen fragmentarischen Abriß der Physiognomik, der nichts wesentlich Neues oder Eigenes enthält; im zweiten Teil zieht er einige ganz interessante Parallelen zwischen Tier- und Menschengesichtern. Die erläuternden Abbildungen sind manchmal in unerlaubter Weise schematisiert, so daß sie sehr gekünstelt wirken. Ich erwähne das Buch im Zusammenhang unseres Themas lediglich deswegen, weil hier die zumindest als Arbeitshypothese sehr fruchtbare tierphysiognomische Methode noch einmal, und zwar zum letzten Male im Rahmen einer geschlossenen Darstellung in voller Schärfe ausgeprägt ist.

Zur Zeit der Romantik und der Naturphilosophie der Schellingschen Schule drang die Tierphysiognomik sogar in die offizielle Wissenschaft ein. Der berühmte Naturforscher Lorenz Oken formulierte ihr Prinzip in seinem zusammen mit Kieser herausgegebenen Werk: Beiträge zur vergleichenden Zoologie, im 1. Heft über die Entwicklung der wissenschaftlichen Systematik der Tiere, folgendermaßen: „Der Mensch ist die Vereinigung aller Tiercharaktere. Die Tiere sind einzelne Ausbildungen einzelner dieser Charaktere, folglich sind sie totale Darstellungen einzelner Organe des Menschen." Das ist weiter nichts als das alte Aristotelische Prinzip in modernen Worten ausgedrückt! Okens Schüler Huschke hat diese Lehre noch weiter vertieft und ausgebaut. Ich verweise auf sein Buch „Mimices et Physiognomices Fragmenta", das ebenfalls in deutscher Übersetzung von mir im Verlag Kampmann, Heidelberg, herausgegeben wird. Bei Huschke ist die Physiognomik bereits mit einem starken Einschlag kausalgenetischer und funktionell eingestellter Wissenschaft durchsetzt. Das rein morphologische Moment trat noch einmal in starker Betonung hervor bei C. G. Carus, besonders in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" in der er auch wiederholt auf Gestaltsähnlichkeiten zwischen Menschen und Tieren hinweist[1]). Interessant sind die Parallelen zwischen menschlichen und tierischen „Händen", die in seinem Buch „Über Grund und Bedeutung der Hand" (Stuttgart 1846) aufgestellt werden.

Nach Carus versank der Gedanke der vergleichenden Tierphysiognomik mitsamt der ganzen alten festgegründeten Morphologie im Begeisterungsrausch des

[1]) (Vgl. die vorzügliche Neuausgabe durch Theodor Lessing im Kampmannschen Verlag.)

Digitized by Google

Darwinismus, der lediglich auf Entstehungsmechanismen und ihre Erklärungsmöglichkeiten eingestellt war und die reine Phänomenologie zur Sterilität verurteilte. Erst in unseren Tagen hat man sich wieder an das uralte in der Physiognomik beschlossene Erfahrungsgut erinnert; es ist das große Verdienst Theodor Lessings, in seinen Schriften als erster Wissenschaftler wieder auf den prinzipiellen Wert der Gestaltenkunde und im Zusammenhang damit auch auf die methodologische Berechtigung der Tierphysiognomik nachhaltig hingewiesen zu haben. Ich nenne hier von seinen Büchern vor allem die bei Kampmann erschienene, mit umfangreichen Anmerkungen und Ergänzungen ausgestattete Neuausgabe der Carusschen „Symbolik der menschlichen Gestalt", ferner die bei Marhold erschienenen „Prinzipien der Charakterologie" und das kleine, kürzlich herausgekommene Büchlein „Meine Tiere", das eine Fülle wertvollen tierphysiognomischen Materials enthält.

Es dürfte vielleicht angebracht sein, am Schluß darauf hinzuweisen, daß die Tierphysiognomik streng zu unterscheiden ist von der Tierpsychologie und der Tiercharakterologie. Die Tierpsychologie schließt aus den Reaktions- und Verhaltungsweisen der Tiere in der freien Natur oder unter künstlich gesetzten Bedingungen auf die psychische Struktur der Tiere. Die Tiercharakterologie baut diese psychologischen Unterlagen nach Art der von der menschlichen Charakterwissenschaft her bekannten Aufbausysteme zu bestimmten Tiercharakteren und Tiertypen zusammen. Die Tierphysiognomik dagegen befolgt die einfach deskriptiv-morphologische Methode und stellt Ähnlichkeiten fest; sie zerfällt dementsprechend in die eigentliche Tierphysiognomik (wie wir sie z. B. in den zitierten Lavaterschen Sätzen dokumentiert sehen) und in die vergleichende Tierphysiognomik (für die wir in den Büchern von Porta und Schack gute Beispiele haben). Ein letzter Rest der Tierphysiognomik, ihre eigentliche, integrierende Note, ist inkommensurabel. Die Tierpsychologie dagegen ist durchaus rational eingestellt; sie nimmt ihre Maßstäbe vom Menschen, während die Tierphysiognomik ganz objektiv das Tier an sich zu deuten versucht. Der Unterschied zwischen beiden Disziplinen erhellt am besten, wenn man etwa auf der einen Seite das Buch von Porta liest und auf der anderen Seite ein Buch, wie z. B. das große Werk von Hempelmann „Tierpsychologie vom Standpunkte des Biologen" (Akadem. Verlagsgesellsch., Leipzig 1926) oder den sehr guten Aufsatz von D. Katz, Rostock über „Charakterologie und Tierpsychologie" (im Jahrb. d. Charakterol. von Utitz, Bd. 4, 1927). Der Wert einer exakten Tierpsychologie ist sicherlich außerordentlich groß und darf keinesfalls unterschätzt werden. Aber auch die Tierphysiognomik hat doch recht interessante Ansatzpunkte. Ist es nicht z. B. eine sehr wichtige Beobachtung, daß die Tiere, die dauernd mit Menschen zusammenleben, sich in ihrem Äußeren und in ihrem Charakter im Laufe der Zeit immer mehr den Personen ihrer Umgebung angleichen, und daß andererseits auch Menschen, die sich viel mit bestimmten Tieren beschäftigen, diesen immer ähnlicher werden? Es gibt Menschen, denen man ihre Lieblingstiere „auf den Kopf" zusagen kann! Vielleicht haben wir gerade die sog. Haustiere zu unseren Gefährten gewählt, weil wir in ihnen besonders viel vom Menschen vorfinden! Unter den Hunden z. B. gibt es geradezu typische Neurotiker mit ausgesprochenen Hemmungen und Minderwertigkeitsgefühlen, während die Katzen eine verblüffende

Digitized by Google

Ähnlichkeit haben mit gewissen ästhetischen Literaten oder mit menschlichen „Schmeichelkatzen". Und in welchem Menschen wohnen nicht Hund und Katze! Der Unterschied ist nur der, daß der freie Rhythmus des Tieres beim Menschen vom Takte des bewußtseinsgebundenen Logos durchkreuzt und gestört wird. Die gänzlich unbefangene Grazie des Tieres findet sich erst bei ganz bedeutenden Menschen wieder. In vollendeter Form gibt Kleist diesem Gedanken Raum in seinem „Gespräch über das Marionettentheater", wo er schreibt: „... so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein, so daß sie zu gleicher Zeit in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar kein oder ein unendliches Bewußtsein hat... Mithin mußten wir wieder vom Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen? — Allerdings, antwortete er; das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt."

Ich muß hier darauf verzichten, eine Analyse des Deutungsvorganges zu versuchen, der bei der charakterologischen Verwertung der Tiermenschähnlichkeiten zweifellos den Angelpunkt darstellt und verweise in dieser Hinsicht auf meinen Aufsatz „Funktion und Ausdruck" in der Zeitschrift für Menschenkunde. Allem Anschein nach wird das Moment der Intuition in den nächsten Jahren der Treffpunkt vieler aus den verschiedensten Richtungen kommenden Forscher sein. Auf rein erkenntnistheoretischem Wege kommt man jedenfalls schon jetzt immer mehr zu der Ansicht, daß die kausalgenetische Methode nicht den alleinigen, einzig möglichen wissenschaftlichen Weg darstellt. Ein schöner Beweis dafür scheinen mir folgende Worte aus dem schon oben erwähnten Vortrag „Das morphologische Bedürfnis" von Paul Ernst auf der Düsseldorfer Tagung zu sein: „Alle wissenschaftliche Forschung ist in letzter Linie nichts anderes als Feststellung von Ähnlichkeiten zwischen bisher als unähnlich erschienenen Dingen, und der erhabenste Ausdruck dieser Feststellung ist die quantitativ ausdrückbare Beziehung dieser bisher unähnlich erschienenen Dinge auf ein gemeinsames anderes Ding."

Ich mußte meinen kleinen Aufsatz notgedrungen „Fragmente zur Geschichte der Tierphysiognomik" nennen, weil einerseits überhaupt relativ sehr wenig Material über dieses Gebiet vorliegt und andererseits keinerlei Vorarbeiten vorhanden sind. Das Wenige, was von alten Schriften über Tierphysiognomik noch erhalten ist, mußte mit großer Mühe ausgegraben und zusammengetragen werden. Die ältesten Dokumente verschwimmen fast im sagenhaft Mythologischen. Ich konnte also naturgemäß nur Ansätze geben, hoffe aber doch, gezeigt zu haben, daß eine Weiterarbeit auf dem Gebiete der Tierphysiognomik nicht fruchtlos sein wird und Aussicht bietet, inhaltlich wie methodisch gleich wichtige und bedeutsame Erkenntnisse zu gewinnen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik.

Von Hans Pollnow (Berlin).

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
I. Zur Problemgeschichte.	
Einleitung	159
Die aristotelische Semiotik	160
Die Mimik der Aufklärung	161
Die Physiognomik des Sturm und Drang	166
Die romantische Symbolik	178
Die Analyse der Naturwissenschaft	182
II. Zur Systematik und Methodologie.	
Ausdruckserfassung und Ausdrucksdeutung	186
Dogmatische und kritische Methode	186
Die Hierarchie der Wissenschaften	189
Zur prinzipiellen Charakteristik der Ausdruckssphäre	190
Zur besonderen Charakteristik des Ausdrucks	193
Zur besonderen Charakteristik der Deutung	202
Zusammenfassung	204

Digitized by Google

I. Zur Problemgeschichte.

Einleitung. Wenn es sich in dieser Untersuchung darum handeln soll, zur Geschichte und zur theoretischen Erfassung der Ausdrucksdeutung einiges beizutragen, so ist damit bereits gesagt, daß nicht zu irgendwelcher konkreter physiognomischer Erkenntnis Stellung genommen wird. Um einen Kanon konkreter Ausdrucksdeutungen aufzubauen, bedarf es zunächst der Durchdringung all des zugehörigen Materials, das Morphologie und Physiologie, Anthropologie und Ethnologie, Individual- und Völkerpsychologie empirisch erarbeiten können. Es soll hier gar nicht beurteilt werden, wie es um die Möglichkeit solch einer — gewissermaßen lexikalischen — Festlegung steht, die für alle historisch überlieferten Bemühungen um die Physiognomik als Wissenschaft zu den zentralsten Problemen gehörte. Vielmehr soll auf die logischen Strukturen und die wesensmäßig bedingte systematische Einordnung jener Phänomene reflektiert werden, die wir meinen, wenn wir von mimischem oder physiognomischem Ausdruck reden oder von einer symbolischen Gestaltung der Seele im Körperlichen. Nicht also an sachliche Einzelheiten und Gültigkeiten ist unser Interesse gebunden, sondern an die prinzipiellen Momente, die sich nach historisch gegebenen physiognomischen Versuchen darstellen lassen und die für eine systematische Erforschung der Ausdrucksformung und Ausdrucksdeutung entscheidend sind. Außer grundlegenden Arbeiten von Ludwig Klages[1]) gibt es zahlreiche wertvolle Ansätze, die den Ausdrucksphänomenen in ihrer Selbständigkeit nahekommen wollen[2]). Wenn nun hier versucht werden soll, wesensmäßige Beziehungen und theoretische Strukturen überhaupt aufzudecken, wird vorerst durch Überschau und Beleuchtung der Aspekte, die sich in der geschichtlichen Wandlung der Ausdrucksproblematik zeigen, jene notwendige Fundierung durch eine konkrete Materialfülle zu geben sein, welche jede logische Analyse als Beleg ihrer Gültigkeit verlangt. Es ist somit der Sinn der historischen Untersuchung, physiognomische Lehren der Vergangenheit, sofern sie für die Intention einer Wissenschaft vom Ausdruck bedeutsam sind, zu vergegenwärtigen und in ihrer theoretischen und methodischen Stellung zu fixieren. Darüber hinaus wird auf den Wechsel der Problematik hingewiesen werden, der sich im symptomatischen Zusammenhang mit der natur- und geisteswissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte

[1]) Ludwig Klages, Die Probleme der Graphologie, Leipzig 1910. Handschrift und Charakter, Leipzig (1921[3]). Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, Leipzig 1921. 2. Aufl.

[2]) Karl Jaspers, Allgemeine Psychopathologie, Berlin (1922[3]). — Fröbes S. J., Lehrbuch der experimentellen Psychologie, Bd. 2, S. 370ff. — Emil Utitz, Charakterologie, 1925. Aus der Fülle der Arbeiten nennen wir hier nur diese zur Orientierung besonders geeigneten Bücher.

Digitized by Google

vollzieht und der die problem-historische Bewegung von einer wesensfremden zur wesensgemäßen Erfassung der Ausdruckssphäre andeutet. Die geschichtliche Darstellung beginnt in der Mitte des 18. Jahrhunderts, weil aus der Ästhetik der Aufklärung zum ersten Male eine große Bewegung physiognomischer Interessiertheit anhebt, die mit rationalen nicht nur, sondern mit rationalistischen Methoden den Ausdruck der Seele in die Perspektive der modernen Wissenschaft zu rücken sucht. Es wird nicht beabsichtigt, die seit jener aufklärerischen Physiognomik bis heute verlaufene Entwicklung in ihrer historischen Vollständigkeit wiederzugeben; vielmehr soll die geschichtliche Kontinuität nur skizziert werden durch eine auswählende Herausarbeitung der für die Problembehandlung bedeutsamen Erkenntnisversuche, nachdem zunächst ein Exkurs die Antike und das Mittelalter berücksichtigt hat. Wir glauben schließlich, das Programm dieser Abhandlung nicht präziser formulieren zu können als mit den Worten, die einmal über sein graphologisches Interesse Friedrich Nicolai an Lessing schrieb und die wir hier auf den Gesamtbereich der Physiognomik bezogen wissen möchten: „Was die Ideographie betrifft, so getraue ich mich noch gar nicht zu sagen, was man aus der Handschrift schließen soll, sondern möchte nur erst sehen, w i e man überhaupt etwas hat daraus schließen wollen, und w o r a u f man es gegründet hat“[1]).

Die aristotelische Semiotik. Die frühen Anfänge der wissenschaftlichen Reflexion über Physiognomik charakterisieren sich dadurch, daß zunächst körperliche Schönheit und seelische Vollkommenheit, äußere Mißbildung und schlechte innere Artung aufeinander bezogen wurden[2]). Diese spekulativen Parallelen entstammen ganz dem griechischen Geist, seiner Haltung und seiner Wertung. Das naturwissenschaftliche Interesse der Griechen ließ dann aus der Vergleichung menschlicher und tierischer Formen eine Methode der Gestaltdeutung entstehen, die aus der Ähnlichkeit des Körpers, besonders der Gesichtsbildung, mit einer bestimmten Tiergestalt charakterologische Übereinstimmungen erschloß. Durch die Vergleichung der Nationalphysiognomien wurde dieses Verfahren erweitert. Die Anfänge der Psychologie, die Beobachtung und die Theorie der Leidenschaften, trugen zur Begründung des ersten physiognomischen Wissens bei.

Diese verschiedenartigen Gesichtspunkte werden in der sogenannten aristotelischen Physiognomik kombiniert. Es ist hier ohne entscheidende Bedeutung, daß die „Physiognomonica“ wahrscheinlich nicht von Aristoteles selbst verfaßt wurden; sie haben jedenfalls jahrhundertelang unter seinem Namen bestanden und gewirkt. Die Möglichkeit physiognomischer Erkenntnis gründet für Aristoteles[3]) im empirisch aufzeigbaren Zusammenhang von Leib und Seele, und man kann, was ihre theoretische Form betrifft, feststellen, daß sie das Aufsuchen einer Summe von Zeichen fordert, die einzelnen charakterologischen Gegebenheiten einzeln als Merkmale

[1]) Brief vom 29. Juli 1776. Lessing WW. ed. Lachmann-Munker. Bd. 21, S. 108.

[2]) G. G. Fülleborn, Abriß einer Geschichte und Literatur der Physiognomik. (Beitr. z. Geschichte der Philosophie., 8. Stück.) Züllichau und Freystadt 1797, S. 1ff. (Für die Darstellung dieses ersten Abschnitts findet sich in Fülleborns Werk reiches Material.)

[3]) Aristotelis Opera omnia, Paris 1857. Ed. Didot, Bd. IV, S. 1ff. Für die hier folgenden theoretischen Gesichtspunkte sind besonders Kapitel I und II wichtig.

Digitized by Google

zugeordnet werden. Eine innere sinnvolle Beziehung wird nicht erfaßt: Es gibt nur Symptome, die von außen her auf die ihnen zugeordneten Seelenqualitäten hinweisen. Vom Rationalismus der empirischen Naturwissenschaft wird die logische Struktur dieser Methode bestimmt. So führt sie zu einem Herauslösen der Kennzeichen aus der Ganzheit des Leibes und zu einer Isolierung seelischer Eigenschaften von der Einheit des Wesens. Aus elementaren Bestandteilen wird der Charakter mosaikhaft zusammengesetzt; er wird in rationalistischer Objektivierung behandelt wie eine Gegebenheit der äußeren Natur.

Die logische Analyse dieser physiognomischen Lehre muß somit zu dem Ergebnis kommen, daß eine Ausdrucksdeutung im eigentlichen und wesentlichen Sinne hier noch nicht vorliegt: Die rationalistische Denkart richtet sich nach der Einzelheit, nicht nach der Ganzheit, sieht nur Zeichen und Bezeichnetes, wo es sich um eine innere Einheit handelt, und erreicht letzten Endes nur eine Summe von Bedeutungen statt einer sinnvoll geschlossenen Gesamtstruktur.

Wie überall im Wissenschaftsbetrieb galt die aristotelische Autorität auch in der Physiognomik das Mittelalter hindurch bis ins 17. Jahrhundert, soweit sich die Physiognomiker nicht an spekulativen Weltbildern orientierten, etwa an naturmythologischen Prinzipien oder an der Astrologie. Fülleborn[1]) teilt eine Unzahl von Werken mit, in denen die Deutung der menschlichen Gestalt nach den empirischen Regeln des Aristoteles oder auch unter astrologischen und mythischen Aspekten dargestellt wird, oft im Zusammenhang mit der Chiromantie. Bekannt und berühmt geworden als Physiognomiker ist von all diesen Autoren nur der Italiener Johann Baptista Porta, dessen Hauptwerk 1592 in Frankfurt erschien: „I. B. Portae de humana physiognomia libri IV, in quibus dicitur, quomodo animi proprietates naturalibus remediis compesci possint". Dies Buch „mit seinen schönen und gleichsam lebendigen Figurn: in welchen fast allwegen ein Menschen-Angesicht gegen eines Tiers gesetzt und mit demselben verglichen wird" übernahm das aristotelische Verfahren der Sammlung und der Kombination einzelner isolierter Zeichen: aus der körperlichen Ähnlichkeit eines Menschen mit einem bestimmten Tier wird nicht auf charakterologische Verwandtschaft des ganzen Wesens geschlossen, im Sinne einer symbolischen Bedeutsamkeit der leiblichen Gestalt, sondern wieder zeigt die Gegebenheit einzelner Symptome das Vorhandensein einzelner Eigenschaften an.

Die Mimik der Aufklärung. Der enge Zusammenhang, den die physiognomischen Bemühungen des 18. Jahrhunderts mit der Ästhetik der Aufklärung haben, wurde schon angedeutet. Um 1700 beschrieb in Frankreich Le Brun die Formen des seelischen Ausdrucks, noch ganz unter dem Einfluß Baptista Portas und seiner aristotelischen Methode, „pour ceux, qui commencent à dessiner". Ebenso von Porta abhängig bleibt später der Abbé Pernety, dessen „Connaissance de l'homme moral par celle de l'homme physique" intensive Beachtung fand[2]). In diesem Titel übrigens dokumentiert sich ein zweites Motiv, das im Ursprung der Physiognomik des 18. Jahrhunderts neben dem Interesse der Ästhetik aufzuzeigen ist: das Interesse

[1]) a. a. O.

[2]) Paris 1776. Deutsch: Versuch einer Physiognomik, 3 Bde, Dresden 1784/85.

Digitized by Google

am moralischen Charakter des Menschen. Auch in der deutschen Physiognomik wurde damals eifrig diskutiert, ob und wie aus der körperlichen Gestalt sich eine Erkenntnis guten oder schlechten Charakters ergeben könne, und ferner: ob und wie die Beziehung leiblicher zu seelischer Vollkommenheit denkbar sei. Ein dritter Anlaß schließlich zum Aufschwung physiognomischer Betätigung kam aus der anthropologischen Wissenschaft, die die „Natur des Menschen" bestimmen wollte. Am ehesten ihrem Wesen gemäß und am wenigsten entstellt durch rationalistische Konstruktion wurden die Phänomene des Ausdrucks da erfaßt, wo man von den Aufgaben der konkreten Ästhetik her an sie herankam. Die beginnende Neugestaltung des deutschen Theaters offenbarte das Problematische der schauspielerischen Darstellung und ließ eine sehr umfangreiche Theater- und Schauspielerliteratur entstehen, welche erfüllt ist von Bemühungen, die Vereinbarkeit wahrer und schöner Ausdrucksform zu untersuchen und darüber hinaus Regeln für die Gestaltung von Mienen und Gebärden zu formulieren. Insbesondere mag auf Lessings kunstkritische Schriften hingewiesen werden, vor allem auf „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie", und auf den fragmentarisch gebliebenen „Schauspieler"[1]), durch den er die Erlernung der „körperlichen Beredsamkeit" vermitteln wollte. Seine Überzeugung von der Erlernbarkeit der Körpersprache hat Lessing dahin erläutert, daß eine — gewissermaßen grammatische — Sammlung von Ausdrucksformen der „Gesinnungen und Leidenschaften" aus der Erfahrung möglich sei und daß die Aneignung dieser rational festlegbaren Formenlehre als notwendige technische Voraussetzung der Schauspielkunst gelten müsse. „Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernt hat, daß sie etwas Gewisses ausdrücken, nachzumachen weiß, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf umwandelbare Regeln gründet, an deren Dasein man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art, die Schauspielkunst zu studieren"[2]). Denn die schauspielerische Wirkung beruhe darin, daß sie „auf die allervollkommenste Art" seelisches Leben vermittle, während „ungelernt" jeder Mensch nur „den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andere durch jenes"[3]).

Von der Ästhetik her sieht auch I. G. Sulzer die Phänomene der Mimik in seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste"[4]): Man gebraucht, sagt er, das Wort Ausdruck „in der Kunstsprache, wenn man von Vorstellungen spricht, die vermittels äußerlicher Zeichen in dem Gemüte erregt werden, und gibt diesen Namen bald dem Zeichen, als der Ursache der Vorstellung, bald seiner Wirkung"[5]). Ausdrucksformung und Ausdrucksdeutung vollziehen sich unmittelbar und unreflektiert aus „angeborenem Instinkt"[6]). Man kann nicht vorsätzlich durch Regeln äußerer Kennzeichen zum wahren Ausdruck gelangen: „So wie ein Mensch, der un-

[1]) Lessings WW. ed. Göring, Bd. XII, S. 231ff. [2]) WW. Bd. VII, S. 153f. [3]) ebenda. [4]) 2 Bde, Leipzig 1771—74, besonders Artikel: Ausdruck, Bewegung, Gebehrden, Schönheit. [5]) a. a. O., Bd. I S. 100f. [6]) a. a. O., S. 1042.

Digitized by Google

versehens fällt, aus einer sich selbst bewußten Furcht, Schaden zu nehmen, durch den Instinkt die Stellung annimmt, die ihn am sichersten bewahret; eine Stellung, welche er durch keine Überlegung erfinden würde; ebenso wirkt sie (die Seele) in allen Leidenschaften auf die verschiedenen Leiden des Körpers"[1]). Daher kommt Sulzer, was die Erlernbarkeit des Ausdrucks betrifft, zu einem anderen Ergebnis als Lessing: „Alles geht mechanisch ohne unser Bewußtsein zu ... Es gibt keine Theorie, nach welcher wir unserem Gesichte die Traurigkeit einprägen können. Sind wir aber wirklich traurig, so setzt sich alles von selbst in die gehörige Gestalt"[2]). Obschon aber Sulzer ein normatives Regulieren der Ausdrucksformung durch Vorschriften ablehnt, stellt er doch der Kunstwissenschaft als Aufgabe eine deskriptive, „in Klassen gebrachte Sammlung von Gesichtsbildungen und Gebärden"[3]). „Warum sollte eine Sammlung redender Gebärden weniger möglich sein als eine Sammlung von abgezeichneten Muscheln, Pflanzen und Insekten? Und warum sollte man, wenn dieses Studium einmal mit Ernst getrieben würde, die dazu gehörige Kunstsprach und Terminologie nicht ebenso gut finden können, als sie für die Kunstgeschichte gefunden worden?"[4]) Ein Kanon der Ausdrucksmöglichkeiten also wird als Ziel dieser systematisierenden Beschreibung angestrebt, und Sulzer spricht in solchem Sinne auch vom „Alphabet des echten Tanzens"[5]). Da „der Körper nichts anderes als die sichtbar gemachte Seele, der ganze sichtbare Mensch" ist[6]), beurteilt mit Recht die Ausdrucksdeutung instinktiv und unmittelbar den Menschen aus seiner Äußerlichkeit, aus den Gesichtszügen nicht nur und aus Haltung und Gebärden, sondern aus der Gesamtheit seiner Gestalt[7]). „Noch ehe sich der Mund öffnet, ehe ein Glied sich bewegt, sehen wir schon, ob eine sanftere oder lebhaftere Empfindung jenen öffnen und diese bewegen wird. In der vollkommensten Ruhe aller Glieder bemerken wir zum voraus, ob sie sich geschwind oder langsam, mit Anstand oder ungeschickt bewegen werden. Hier können wir von der bloßen Möglichkeit der Sache auf ihre Wirklichkeit schließen"[8]). Ohne Reflexion ist der Gehalt jedes Ausdrucks aus seiner Gegebenheit schlechthin verständlich: „Was man an dem Redner sieht, das wird unmittelbar auf dem Grund der Seele empfunden"[9]). Über die Beziehung der physischen Form zur seelischen Art hinaus findet Sulzer auch ein Entsprechen von ästhetischer Bildung und innerem Wert, zwischen denen die Natur eine „vollkommene Übereinstimmung" bewirke, so daß „derjenige der schönste Mensch sei, dessen Gestalt den in Rücksicht auf seine ganze Bestimmung vollkommensten und besten Menschen ankündiget"[10]).

Wenn hier bereits die Einheitlichkeit und Ganzheit der Ausdrucksgestaltung gesehen und die Unmittelbarkeit der Ausdruckserfassung gezeigt wird, so gelangt noch weiter in der ausdruckstheoretischen Analyse J. J. Engel, dessen „Ideen zu einer Mimik" 1785 erschienen[11]). Das spekulative Grundproblem aller Physiognomik berührend, vergleicht Engel metaphorisch den Körper in seinem Verhältnis zur Seele mit einem „Schleier, der fein und beweglich genug ist, um uns durch seine leichten

---

[1]) a. a. O., S. 109. [2]) a. a. O., S. 108. [3]) a. a. O., S. 428f. [4]) a. a. O., S. 428f.
[5]) a. a. O., S. 109. [6]) a. a. O., S. 1042. [7]) ebenda. [8]) a. a. O., S. 1042.
[9]) a. a. O., S. 429. [10]) a. a. O., S. 1043. [11]) 2 Bde, Berlin 1785/6.

Digitized by Google

Falten hindurch ihre Bildung erraten zu lassen“[1]). Daher müssen die Veränderungen des Leibes von der Wirksamkeit der Seele abhängen, sofern sie nicht, wie das Zufallen schläfriger Augen, im Mechanismus des Körpers gründen[2]). Die mit seelischem Gehalt erfüllten Körperbewegungen sind entweder malende, unter die auch die deutenden subsumiert werden, obschon ihr Sinn kein Nachbilden, sondern ein Hinweisen ist, oder ausdrückende — und nur diese sind eigentliche Gebärden[3]). Malerei und Ausdruck kontrastiert Engel derart, daß er „jede sinnliche Darstellung der Sache selbst, welche die Seele denkt“, als Malerei bestimmt, wohingegen ihm „jede sinnliche Darstellung der Fassung, der Gesinnung, womit sie sie denkt“, als Ausdruck erscheint[4]). Obschon den Mienen des Gesichts, dem Gang und dem „Spiel der Hände“ eine besonders akzentuierte Bedeutung zukommt, werden Malerei und Ausdruck durch den ganzen Körper vermittelt, müssen „alle Glieder und Gesichtsmienen zum Ausdruck einer Empfindung harmonieren“[5]). Die Funktion der malerischen Gesten kann eine vollständige Malerei sein — bei der Nachahmung von Stellung und Bewegung menschenähnlicher Körper — oder eine unvollständige, die nur bildhaft andeutet, einen weiten Umfang etwa durch ausgebreitete Arme[6]). Für die ausdrückenden Gebärden gibt Engel nicht eine logische Einteilung, sondern eine empirische Klassifikation[7]); er unterscheidet[8]): absichtliche Gebärden — sie sind „freiwillige äußere Handlungen, aus welchen Bewegungen, Triebe und Leidenschaften der Seele, zu deren Befriedigung sie als Mittel dienen, ersichtlich sind“ — die ausgebreiteten Arme der Liebe; analoge Gebärden — sie sind nachahmend, indem sie unsinnliche Ideen auf sinnliche zurückführen: beim Zurückweisen einer Idee mit der Hand, wenn man ihr Beifall versagt; oder indem sie den natürlichen Wechsel „klarer und dunkler“ Ideen kundgeben — in mehr oder weniger gleichförmigem Gang; physiologische Gebärden — sie sind unwillkürlich, und obschon sie physische Wirkungen der inneren Gemütsbewegungen sind, begreifen wir sie nur „als Zeichen, welche die Natur durch geheimnisvolle Banden mit den inneren Leidenschaften verknüpft hat“ — Weinen, Lachen, Erbleichen, Erröten.

In der Entwicklung der theoretischen Erkenntnis stellt sich Engels Entgegensetzung von Malerei und Ausdruck als neue Einsicht dar. Wenn Sulzer zwar die andeutend erläuternde rednerische Gebärde vom bildhaft zeichnenden Gestus abgehoben hatte[9]), so wird doch die Struktur dieser Körperbewegungen wesentlich von der objektiven Gegenständlichkeit bestimmt, die sie andeuten oder nachbilden; sie transzendieren demnach die Ebene des bloß Seelenhaften und beziehen in ihren Gehalt die Subjektivität nicht ein. Diese „sinnliche Darstellung der Sache selbst“[10]) sieht J. J. Engel in der „Malerei“ nachahmender, andeutender und hinweisender Gesten gegeben, und er betont demgegenüber als das eigentliche Wesen des Ausdrucks die sinnliche Darstellung einer seelischen Verfassung. Die „ausgestreckten Arme der Liebe“ oder das lachende Gesicht vermitteln nicht eine äußere Gegenständlichkeit, sondern empfangen aus dem Inneren des Subjekts Gestaltung und

[1]) Ideen zu einer Mimik, Bd. I, S. 24. [2]) a. a. O., S. 46. [3]) a. a. O., S. 59f. [4]) a. a. O., S. 79f. [5]) a. a. O., S. 315. [6]) a. a. O., S. 79f. [7]) a. a. O., S. 99f. [8]) a. a. O., S. 96ff. [9]) Allgemeine Theorie der schönen Künste, S. 429. [10]) Ideen zu einer Mimik, Bd. I, S. 79f.

Digitized by Google

Sinn und sind somit wahrhaft „sichtbar gemachte Seele". Hinsichtlich der Ausdrucksform scheidet Engel gemäß einer philosophischen Gepflogenheit seiner Zeit den „willkürlichen" Gebrauch als wandelbares und zufälliges Phänomen — etwa das Haupt-Entblößen beim europäischen Gruß — vom „natürlichen" Ausdruck, dem ein „wesentliches Zeichen" zugrunde liegt. „Das Verhüllen des Angesichts ist ein natürlicher, aber aufs höchste getriebener Ausdruck der Verehrung; es ist der Ausdruck der sich verbergenden Scham ... Die Scham ist überhaupt, so wie die Furcht, der Verehrung nahe verwandt; daher auch der kältere Europäer, wo er Verehrung ausdrückt, die Augen gern zur Erde schlägt oder doch nur scheu und furchtsam erhebt ... Ziehen Sie die Unterschiede ab, und es bleibt das natürliche, das wesentliche Zeichen der Gesinnung übrig: Die Erniedrigung, die Verkürzung des Körpers... Ich schließe, daß dieses Zeichen natürlich, wesentlich sein muß, weil es allgemein ist... Ich wüßte kein Volk, keine Menschenart, die Hochachtung und Ehrerbietung dadurch zu erkennen gäbe, daß sie das Haupt erhöbe und ihre Länge zu vergrößern strebte"[1]). Diese Erkenntnis, daß die Struktur der Ausdrucksbewegungen von natürlichen und wesentlichen Zeichen bestimmt wird, bedeutet eine neue Vertiefung der theoretischen Einsicht. Vor allem aus dem Hinweis Engels auf die wesentliche Beziehung des Zeichens zum Bezeichneten ergibt sich, daß er die — gewissermaßen symbolisierende — Funktion gesehen hat, die der ausdrückenden Gestaltung gegenüber dem ausgedrückten Sinn zukommt. Den Unterschied natürlicher und willkürlicher Zeichen hatte Christian Wolff in den „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen"[2]) definitorisch festgelegt: „Wenn . . . zwei Dinge beständig miteinander zugleich sind oder eines beständig auf das andere folgt, so ist allzeit eines ein Zeichen des anderen. Und dergleichen Zeichen werden natürliche Zeichen genannt. Wir pflegen auch nach Gefallen zwei Dinge miteinander an einen Ort zu bringen, die sonst für sich nicht würden zusammenkommen, und machen das eine zum Zeichen des anderen. Dergleichen Zeichen werden willkürliche Zeichen genannt"[3]). Engel nun findet im Gebilde der Ausdrucksbewegung über die letztlich nur äußere Beziehung des Zeichens zu seinem Bezeichneten hinaus ein wesentliches Sich-Entsprechen. Das „natürliche Zeichen" Christian Wolffs steht räumlich oder zeitlich in objektivem Zusammenhang mit dem bezeichneten Ding; das „wesentliche Zeichen" Engels ist innerlich und sinnhaft durchdrungen von einem Wesen, dessen symbolische Gestaltung es darstellt. Damit kommt Engel der Konzeption einer allgemeingültigen Symbolik des Ausdrucks nahe: „Ich wüßte kein Volk, keine Menschenart, die Hochachtung und Ehrerbietung dadurch zu erkennen gäbe, daß sie das Haupt erhöbe und ihre Länge zu vergrößern strebte"[4]). Dieses Wesentliche und Natürliche des Ausdrucks soll die Mimik erforschen: die Kenntnis empirischer Verschiedenheiten der Ausdrucksformung kann immer nur eine historische sein; die Kenntnis hingegen des wesentlichen und natürlichen Ausdrucks „müßte sich zur philosophischen erheben lassen.

[1]) Ideen zu einer Mimik, Bd. I, S. 33ff.
[2]) Halle 1720.
[3]) a. a. O., S. 139f.
[4]) Ideen zu einer Mimik, Bd. I, S. 34f.

Digitized by Google

Es müßten allgemeine Grundsätze können abstrahiert, es müßte eine Art von wissenschaftlicher, systematischer Form für sie können gefunden werden"[1]).

Die Physiognomik des Sturm und Drang. Die ausdruckstheoretische Arbeit der Aufklärung wird durch das Bemühen charakterisiert, eine „systematische wissenschaftliche Form" zu finden und gesicherte Ergebnisse in Regeln oder Prinzipien zu fassen. Mit der Entwicklung zum Sturm und Drang geschieht ein Abwenden von der rationalen Betrachtung, und man versucht sich in emotionaler Schau. Wenn die aristotelische Semiotik im Kombinieren einzelner Zeichen sich erschöpfte und die aufklärerische Mimik den unmittelbaren Sinn eines Formganzen erkannte, so ist der Physiognomik des Sturm und Drang die Totalität des Menschen ein Mikrokosmos, der letztlich eine Idee der Natur oder Gottes offenbart. Die Aufklärung war vor allem der systematisch-reflektierenden Analyse mimischer Ausdrucksformen zugewandt, die sie in statischer Starrheit für den ästhetischen Gebrauch klassifizieren wollte. Im Sturm und Drang spürte man die dynamische Bildung des Leibes, erlebte man die unendliche Einheit der lebenden Gestalt und wußte nur stammelnd etwas von Reichtum der Gegebenheit zu fangen — im Aphorismus und im Fragment. Die symbolisierende Funktion, die Engel in der logischen Struktur des „wesentlichen Ausdrucks" entdeckt hatte, beruhte in einem qualitativen Sich-Entsprechen und wurde mit einem Symbolbegriff gedacht, der die Grenzen der diesseitigen Welt respektierte. Das Pathos des Unendlichen aber, aus dem die physiognomische Schau des Sturm und Drang hervorging, erhob den symbolischen Ausdruck zur metaphysischen oder religiösen Bedeutsamkeit. Man beschränkte sich nicht mehr auf ein praktisch-ästhetisches Interesse am Sinngefüge abhebbarer Formen, sondern ließ aus der Erbauung an der Lebendigkeit des Organismus eine neue Anthropologie und Psychologie entstehen, die weniger das Gemeinsame der Übereinstimmung als die Eigenart der Individualität betonten.

Die physiognomischen Ideen Herders bilden den Übergang zu dieser Phase. Als er um 1770 die „Plastik" schrieb[2]), sah er noch vornehmlich von der Problematik des Ästhetischen her die Phänomene des Ausdrucks. Zwar wird der wesentlichere Gehalt der Körperlichkeit gegenüber dem zweidimensionalen malerischen Sehen und Zeichnen hervorgehoben, aber die Ausdrucksformung ist ihm doch nicht Funktion des Lebens, sondern nur Funktion der Darstellung: „Schönheit ist . . . immer Durchschein, Form, sinnlicher Ausdruck der Vollkommenheit zum Zwecke, wallendes Leben, menschliche Gesundheit. Je mehr ein Glied bedeutet, was es bedeuten soll, desto schöner ist's, und nur innere Sympathie, d. i. Gefühl und Versetzung unseres ganzen menschlichen Ichs in die durchtastete Gestalt, ist Lehrerin und Handhabe der Schönheit"[3]). Aller Ausdruck wirkt sich in der Ganzheit des Leibes aus: „Lasset eine Figur denkend, sinnend dastehen, sogleich senkt sich das Haupt, das ist, die unteren Teile des Gesichts ziehen sich wie in den Schatten zurück, und die Stirn wird Hauptteil. Auch ohne Finger an der Nase sagt die Gestalt: ich denke."[4]) Diese Einheitlichkeit und Allgemeinheit jedes Ausdrucks gründet in seinem ursprünglichen und eigenen Wesen: „Dies alles sind keine Kunstregeln,

[1]) a. a. O., S. 39f. [2]) Erschienen: Riga 1778. [3]) Plastik, S. 91f. [4]) a. a. O., S. 92.

Digitized by Google

keine studierte Übereinkommnisse, es ist die natürliche Sprache der Seele durch unseren ganzen Körper, die Grundbuchstaben und das Alphabet alles dessen, was Stellung, Handlung, Charakter ist und wodurch diese nur möglich werden"[1]). Nicht im Aufbau der mathematischen Proportionen ist für Herder das Wesen der Plastik beschlossen, sondern in der Wirksamkeit einer formschaffenden Seele. Ganz im Sinne dieser dynamischen Formauffassung gibt Herder in der „Plastik" eine symbolische Deutung des menschlichen Körpers[2]). Ganzheit und Gliederung der Gestalt werden als Träger seelischen Wesens ausgelegt, so daß beispielsweise die Stirn als Erscheinung der Gesinnung, die unteren Teile des Gesichts als „Buchstaben" des Triebhaften gelten, und es „ist die Gegend, wie Augenbraue, Nase und Auge sich verhält, die Gegend des Winks der Seele in unserem Gesicht, d. i. des Willens und praktischen Lebens."

Wenn so in der „Plastik" eine Lokalisation von Bedeutungen am Gegenstand der bildenden Kunst aufgezeigt und der Ausdruck hier als Vermittlung künstlerischer Absicht gesetzt wird, faßt Herder 1778 in der Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele"[3]) die vitale Funktion der physiognomischen Gestaltung des Organischen, indem er die enge Gebundenheit der Seele an den biologischen Ablauf körperlichen Geschehens erkennt: „Meines geringen Erachtens ist keine Psychologie, die nicht in jedem Schritte bestimmte Physiologie sei, möglich"[4]). „Der innere Mensch mit all seinen dunklen Kräften, Reizen und Trieben ist nur einer. Alle Leidenschaften, ums Herz gelagert und mancherlei Werkzeuge regend, hangen durch unsichtbare Bande zusammen und schlagen Wurzel im feinsten Bau unserer beseelten Fibern"[5]). Und wenn Herder in der „Plastik" noch vornehmlich die Allgemeinheit der Symbolik beschrieben hatte, so betont er nunmehr die charakteristische Einmaligkeit des individuellen Daseins. Nicht allein in der biologischen, sondern darüber hinaus in der biographischen Existenz offenbart sich ihm das Wesen einer Individualität: „Hätte ein einzelner Mensch . . . die Aufrichtigkeit und Treue, sich selbst zu zeichnen, ganz wie er sich kennet und fühlet, hätte er Muts genug, in den tiefen Abgrund platonischer Erinnerung hineinzuschauen und sich nichts zu verschweigen, Mut genug, sich durch seinen ganzen belebten Bau, durch sein ganzes Leben zu verfolgen, mit allem, was ihm jeder Zeigefinger auf sein inneres Ich zuwinket — welche lebendige Physiognomik würde daraus werden, ohne Zweifel tiefer als aus dem Umriß von Stirn und Nase. Kein Teil, glaube ich, kein Glied wäre ohne Beitrag und Deutung"[6]).

Die unendliche Fülle der Beziehungen, die Herders naturphilosophische Auslegung in der Struktur des Organischen gesehen hatte, fand ihren universalen Nachweis durch Lavater, dessen Wirksamkeit schon 1772 begann, die physiognomische Forschung aufzuregen und ihr das allgemeine und populäre Interesse zuzuwenden. Kuno Fischer hat die nahe Abhängigkeit gezeigt, in der die prinzipielle Einstellung Lavaters zu Leibnizens Monadologie steht[7]): die Individualität existiert einmalig in

---

[1]) a. a. O., S. 93. [2]) a. a. O., S. 67—89. [3]) Riga 1778. [4]) Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, S. 19. [5]) a. a. O., S. 17. [6]) a. a. O., S. 20. [7]) Kuno Fischer, Leibniz, S. 694ff. (G. d. n. Phil., Bd. III).

Digitized by Google

ihrer Eigenart; sie ist Mikrokosmos, dokumentiert ihr eigentümliches Wesen durch die charakteristische Gestaltung der Körpersubstanz und macht damit ein deutendes Erfassen ihrer spezifischen Beschaffenheit möglich. — Im „Hannoverschen Magazin" hatte Lavater 1772 seinen ersten Aufsatz „Von der Physiognomik" veröffentlicht[1]). Sie ist ihm, „sofern sie bloß den Charakter aus seinem entsprechenden Ausdruck erkennen kann", eine historische, eine empirische Wissenschaft, und „insofern sie die Ursachen, den Grund davon angeben und den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Ausdruck und dem Charakter selbst zeigen könnte", eine philosophische und transzendente Disziplin[2]). Die Physiognomik ist „keine eingebildete, sondern eine wirkliche Wissenschaft"[3]), und Lavaters Beweis dafür stammt ganz aus der Ideologie der Monadenlehre: „Sagt uns die Vernunft nicht, daß jedes Ding in der Welt eine äußere und innere Seite habe, welche in einer genauen Beziehung miteinander stehen? Daß jedes Ding eben darum, weil es das und kein anderes Ding ist, etwas an sich haben müsse, wodurch sein Unterschied von jedem anderen erkannt werden kann? Sagt sie uns nicht, daß, wenn überhaupt zwischen der Seele und dem Körper, dem Inneren und Äußerlichen des Menschen eine genaue Übereinstimmung statthat, die unendliche Verschiedenheit der Seelen oder des Inneren des Menschen notwendig auch eine unendliche Verschiedenheit in ihrem Körper und ihrem Äußerlichen zuwege bringen müsse. . . Also muß, wenn eine Verschiedenheit statthat, dieselbe überhaupt erkennbar sein; sie muß also der Gegenstand einer wirklichen Wissenschaft werden können"[4]). Zwischen Körper und Seele besteht demnach eine durchgängige Bestimmtheit und ein restloses, einheitliches Entsprechen: „Jede Modifikation meines Körpers hat eine gewisse Beziehung auf die Seele. Eine andere Hand, als ich habe, würde schon eine ganz andere Proportion aller Teile meines Körpers fordern, folglich einen ganz anders modifizierten Körper; das heißt meine Seele würde die Welt durch ein ganz anderes Perspektiv, folglich unter einem anderen Winkel ansehen müssen: und dann wäre ich ein ganz anderer Mensch. Daß ich also eine solche Hand habe und keine andere, gibt zugleich zu erkennen, daß ich eine so und so bestimmte Seele habe; und dies geht bis auf jeden Muskel, ja jede Faser fort"[5]). Und: „ich getraue mir zu behaupten, der preiswürdige Schöpfer habe eine solche Proportion oder Analogie zwischen allen Teilen der Maschine des menschlichen Körpers festgesetzt, daß ein höherer, ein englischer Verstand aus einem Gelenke oder Muskel die ganze äußerliche Bildung und den allseitigen Kontur des ganzen Menschen bestimmen könnte, und daß folglich ihm ein einziger Muskel hinreichend wäre, den ganzen Charakter des Menschen daraus zu kalkulieren"[6]). Aber die Physiognomik Lavaters ist letztlich kein tradierbares Wissen, das durch Unterricht vermittelt werden kann, sondern eine Kunst des Genies. „Indessen gibt es doch gewisse allgemeine Regeln, die freilich nicht zu Augen werden, aber doch als Brillen gebraucht werden können; Regeln, die sich angeben und mitteilen lassen". Denn wie für das Erlernen von Malerei oder Tonkunst, ist für jedes physiognomische Studium die Aneignung objektiver Methoden

---

[1]) Hannoverisches Magazin, 10. Jahrg. 1772, S. 146ff. [2]) a. a. O., S. 146f. [3]) a. a. O., S. 147. [4]) a. a. O., S. 148. [5]) a. a. O., S. 159. [6]) a. a. O., S. 159, 160.

Digitized by Google

notwendig: empirische Beobachtung, zeichnerisches Skizzieren, Analyse der Proportion und begriffliches Ordnen der Bedeutungszusammenhänge. Darüber hinaus ruht alles in der Begabung zur intuitiven Schau[1]).

Wenn in dieser ersten Abhandlung „Von der Physiognomik" die Intention einer wissenschaftlichen Ausdrucksdeutung noch der Einsicht in die Rolle subjektiver Begabung voranstand, offenbaren nunmehr 1775—1778 die vier Bände der „Physiognomischen Fragmente"[2]) die unvereinbare Dualität im Gegensatze, der zwischen irrationaler Erfassung durch unmittelbares Gefühl und dem „Bedürfnis der Motivierung der Allgemeingültigkeit und lehrenden Mitteilung"[3]) besteht. Und wenn es sich 1772 für Lavater um eine Auslegung der Natur im Sinne der Monadologie handelte, wird jetzt — unter dem Einfluß der Leibnizischen Theodicee, wie Janentzky gezeigt hat — die physiognomische Gestalt ein Spiegel Gottes und die physiognomische Erkenntnis ein Akt der Religion[4]). Die anthropologische und psychologische Problematik wird der religiösen Haltung unterworfen, die eben damit jene Gegensätzlichkeit einer Irrationalität der Erfahrung gegenüber dem Streben nach rationaler Fixierung bedingt. Denn dies Unvereinbare dokumentiert die Paradoxie der religiösen Wahrheit, die als religiöses Phänomen in der persönlichen Individualität beschlossen ist, aber als Wahrheit objektive Mitteilbarkeit beansprucht. Lavater nennt daher gleichermaßen töricht, „die Wahrheit der menschlichen Gesichtsbildung zu leugnen oder einem, der sie leugnen kann, sie beweisen zu wollen"[5]). Er hat vornehmlich die Absicht, „zu beweisen, darzutun, fühlbar zu machen, daß es eine Physiognomie gibt"[6]); aber die Physiognomik ist „unendlich weitläufig"[7]), und „es ist keines Menschen, keiner Akademie, keines Jahrhunderts Werk, eine Physiognomik zu schreiben"[8]). „Die Physiognomik kann eine Wissenschaft werden, so gut als alle unmathematische Wissenschaften!"[9]) Aber: „Torheit, sie zur Wissenschaft zu machen, damit man darüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könne! Dann würde sie nicht mehr sein, was sie sein soll!"[10]) „Sie wird werden die Wissenschaft der Wissenschaften und dann keine Wissenschaft mehr sein, sondern Empfindung, schnelles Menschengefühl!"[11]) Diese Doppeldeutigkeit der Lavaterschen Physiognomik, daß sie Wissenschaft ist und zugleich schöpferische Tat des Genies, daß sie eine theoretische Form ist und eine persönliche Erfüllung, macht auch verständlich, daß nicht der Fortschritt objektiver Methoden, sondern die Intensität des religiösen Erlebens letztlich das Maß physiognomischer Kenntnis bestimmt: „Mit dem Steigen und Sinken des Christentums steigt und sinkt physiognomischer Sinn"[12]).

Solcher schöpferischen Erfahrung steht als Materie die deutbare Struktur des Organischen gegenüber. Eine einheitliche Dynamik der Natur schließt in voll-

---

[1]) a. a. O., S. 165—188. [2]) Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. 4 Bde. Leipzig und Winterthur 1775ff. [3]) Janentzky, Lavaters Sturm und Drang, im Zusammenhang seines religiösen Bewußtseins. Halle 1916, S. 106. [4]) Janentzky, a. a. O., Kapitel IV, S. 104ff. [5]) Physiognomische Fragmente. Vorrede. [6]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 7, S. 44. [7]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 2, S. 15. [8]) ebenda. [9]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 8, S. 52. [10]) a. a. O., Bd. I, Fgm. S. 55. [11]) a. a. O., Bd. IV, S. 435. [12]) a. a. O., Bd. IV, S. 435.

Digitized by Google

kommener Harmonie die Individualität des Ganzen und die Individualität aller Teile zusammen: „Die Natur wirkt in allen ihren Organisationen immer von innen heraus; aus einem Mittelpunkt auf den ganzen Umkreis. Dieselbe Lebenskraft, die das Herz schlagen macht, bewegt den Finger... Mit allen seinen Bestimmungen kann kein Apfel des Zweiges *a* Apfel des Zweiges *b* sein — geschweige Apfel eines anderen Baumes... Daher paßt kein Menschenfinger genau an eines anderen Hand. Jeder Teil eines organischen Ganzen ist Bild des Ganzen, hat den Charakter des Ganzen“[1]). Die Kenntnis dieser physischen Gestalt, ihres morphologischen Baues und ihrer physiologischen Funktionen, ist für Lavater die erste Voraussetzung aller Wesensdeutung: „Wer den Menschen kennen will, der muß das Physische, das an ihm kennen, was von ihm in die Sinne fällt[2]).“ Denn in der sichtbaren Organisation hängt „das dreifache Leben des Menschen“ zusammen: „das animalische, das intellektuelle, das moralische“[3]). — Das Schema jeder körperlichen Organisation ist bestimmt durch ihr Knochensystem, das dadurch zugleich „Fundament der Physiognomik“[4]) wird, da „aus dem bloßen Bau, der Form, dem Umrisse und der Beschaffenheit der Knochen — freilich von Menschen nicht gar alles, aber sehr viel und vielleicht mehr als aus allem anderen, gesehen werden kann“[5]). Denn: „Jeder Knochen hat seine Urgestalt — seine individuelle Gestaltsamkeit — er kann sich verändern; verändert sich immer, aber verändert sich nicht zur vollkommenen Ähnlichkeit eines Knochens, der eine ganz andere Urgestalt hat. Die zufälligen Veränderungen der Knochen, so groß dieselben sein und so sehr sie von der Urgestalt abweichen, richten sich dennoch immer nach der Beschaffenheit dieser individuellen Urgestalt“[6]). Insbesondere die individuelle Formung der Schädelknochen bildet die Grundlage für das Ausdeuten von Schattenrissen. Zwar vermittelt die Silhouette nur Teil-Erkenntnisse, aber sie besteht doch aus Silben und Worten „der Wahrheit redenden Natur“: „Wer alles aus dem bloßen Schattenrisse sehen will, ist so töricht wie der, der aus dem Wasser eines Menschen alle seine Kräfte und Schwachheiten, wirkliche und mögliche Beschwerden erraten will; und wer nichts aus einem Schattenrisse zu sehen für möglich hält, ist dem Arzte ähnlich, der schlechterdings kein Wasser ansehen will“[7]). Mehr die Anlage übrigens als die Wirklichkeit des Charakters will Lavater in Silhouettenkonturen lesen[8]).

Somit ist der gedankliche Kreis umschrieben, aus dem Lavaters ausdruckstheoretische Position verstehbar wird: wie er an der organischen Natur die Bedeutsamkeit der Urform aufzeigte, die nicht minder „durch alle Zufälle durchscheinen“ kann als „die Schönheit und Größe einer herrlichen Statue auch noch in der stumpfen Trümmer sichtbar ist“[9]), so stellte seine Seelenkunde die physiognomische Erkenntnis des „stehenden Charakters“ der „pathognomischen“ des bewegten voran[10]). Zwar vermag in die dauernde und feste Körperform auch mimischer Ausdruck sich einzuschleifen: „Es ist alles am Menschen ... Zettel und Eintrag,

---

[1]) a. a. O., Bd. IV, Fgm. 3, S. 40. [2]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 5, S. 37. [3]) ebenda. [4]) a. a. O., Bd. II, Fgm. 14, S. 162. [5]) a. a. O., Bd. II, Fgm. 14, S. 148. [6]) a. a. O., Bd. II, Fgm. 14, S. 146. [7]) a. a. O., Bd. II, Fgm. 12, S. 94. [8]) a. a. O., Bd. II, Fgm. 12, S. 98. [9]) a. a. O., Bd. IV, Fgm. 1, S. 31f. [10]) a. a. O., Bd. IV, Fgm. 2, S. 39.

Digitized by Google

Wurzel und Zweige, Anlage und Übung, Bein und Fleisch!"[1]) — aber die grundsätzliche Verschiedenheit der Gegenstände, nach denen Physiognomik und Pathognomik fragen, wird dadurch nicht ausgelöscht: „Physiognomik, im eingeschränkten Sinne des Wortes, ist Kraftdeutung oder Wissenschaft der Zeichen der Kräfte. Pathognomik, Leidenschaftsdeutung oder Wissenschaft der Zeichen der Leidenschaften. Die erstere ist die Wurzel und der Stamm der anderen, der Boden, worauf die andere gepflanzt ist. Wer die letztere ohne die erstere glaubt, glaubt Früchte ohne Stamm, Getreide ohne Boden"[2]). Die vier Bände der „Physiognomischen Fragmente" sind daher in der Hauptsache um die Erkenntnis des „stehenden Charakters" bemüht. „Pathognomik hat mit der Verstellungskunst zu kämpfen"[3]); sie muß mit Willkür und Täuschung rechnen, und sie vermittelt nur den aktuellen Zustand der Seele. In der physiognomischen Deutung aber erfüllt sich Lavaters letzte metaphysische Intention: „in dem Geschöpfe den Schöpfer" zu finden und die ganze Natur als „Silhouette des unendlichen ewigen Urgeistes" zu sehen[4]). Aus dem naturphilosophischen Pathos dieser Physiognomik bestimmt sich die Eigenart des Ausdrucksbegriffs, um den sie sich logisch zentriert. Die Aufklärung hatte pathognomisch geforscht: Sie ging aus von der Dynamik der Leidenschaften, aber sie zog sie ab von der Lebendigkeit der Gestalt und erhielt dadurch eine zeichnerisch fixierbare Konstellation ruhender Formen, deren Ausdruckssinn statisch gedacht wurde. Lavater hingegen, und mit ihm der Sturm und Drang, faßt allen Ausdruck als dynamisches Phänomen, als Kooperation wirkender Kräfte, obschon nur die beharrende „Urform" ihm etwas bedeutet: „Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Inhalt, Leib und Geist, äußere Wirkung und innere Kraft, unsichtbarer Anfang, sichtbare Endung"[5])? Den „genauen unmittelbaren Zusammenhang" dieser Gegensätze aufzudecken, deren Einheit das Ausdrucksgefüge konstituiert, soll die Leistung der theoretischen Physiognomik sein: „Wer bloß nach den ersten Eindrücken, welche das Äußere eines Menschen auf uns macht, richtig von seinem Charakter urteilt, ist ein natürlicher Physiognomist; wer bestimmt die Züge, die Äußerlichkeiten anzugeben und zu ordnen weiß, die ihm Charakter sind, ein wissenschaftlicher; und ein philosophischer der, der die Gründe von diesen so und so bestimmten Zügen und Ausdrücken, die inneren Ursachen dieser äußeren Wirkungen zu bestimmen imstande ist"[6]). Zwischen sichtbarer Außenseite und unsichtbarem „Inwendigen" besteht für Lavaters dynamische Naturdeutung ein „wesentliches Verhältnis"[7]), denn „das Äußerliche ist nichts als die Endung, die Grenzen des Innern — und das Innere eine unmittelbare Fortsetzung des Äußeren"[8]). Auch die Aufklärung hatte in der Struktur des Ausdrucks eine wesentliche Beziehung gesehen; aber sie faßte dieses „wesentliche Zeichen" als bildhafte Übereinstimmung von Seele und Leib, als flächenhafte Spiegelung inneren Seins in der Körperform. Hinter dieser Zweidimensionalität jedoch einer wechselseitigen Durchdringung von „Zeichnung" und „Sinn"[9]) spürte Lavater die räumliche Wirksamkeit

[1]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 18, S. 269. [2]) a a O., Bd. IV, Fgm. 2, S. 39. [3]) ebenda. [4]) a. a. O, Bd. III, Fgm. 4, S. 110. [5]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 7, S. 49. [6]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 2, S. 14. [7]) a. a. O., Bd. I, Fgm. 5, S. 33. [8]) ebenda. [9]) a. a.O., Bd. II, Fgm. 5, S. 44.

Digitized by Google

der organisierenden Kraft so unmittelbar und real, daß er als plastisches Gebilde der Natur den Ausdruck erfahren mußte, als Einheit von Form und Substanz, von Oberfläche und Körpertiefe, von Bedeutung und Leben. Für den natürlichen Zusammenhang des Äußeren mit dem Inneren gelten objektive Gesetze der Entsprechung: „Nach Gesetzen fliegt der Stein in die Höhe, wenn ich ihn mit Gewalt hinaufwerfe — nach denselben Gesetzen fällt er wieder auf die Erde — sollte er nicht nach eben denselben Gesetzen liegen bleiben, weil ihn niemand bewegt? Nach Gesetzen drückt sich die Freude so — Traurigkeit so — die Ruhe so aus — warum Zorn, Sanftmut, Stolz, Demut . . . nicht auch nach Gesetzen, nach denselben Gesetzen? Entweder alles in der Natur hat seinen Urheber oder nichts; alles steht unter Gesetzen oder nichts; alles ist Ursache oder Wirkung oder nichts. Sollte dies nicht eins der ersten Axiome der Philosophie sein?“[1]) Wenn auch Lavater um diese gesetzmäßige Beziehung zwischen Ausdrückendem und Ausgedrücktem wußte, so folgte er doch in der Praxis physiognomischer Deutung einem subjektivistischen Verfahren, einer durch „seelischen Impressionismus getragenen Divination“[2]), wie es Gundolf genannt hat. Denn da er letztlich immer im „Körperlichen die Spur Gottes, den Weg des Trägers jeder Physiognomie von Gott oder zu Gott“[3]) erkennen wollte, ließ sein religiöses Interesse die objektiven Formprinzipien der Natur hinter der sittlichen Gestalt einer individuellen Seele zurücktreten. Darin vor allem ist der Unterschied Lavaterscher und Goethescher Physiognomik gegründet: Lavater suchte im organischen Gebilde die Individualität der Persönlichkeit, Goethe fragte das Gegenständliche nach Regel und Gesetz. Seine Beteiligung an den „Physiognomischen Fragmenten“ ist bekannt; von der Hellen hat sie philologisch abgegrenzt[4]), Gundolf hat ihre Art und Bedeutung beschrieben; Goethe selbst hat die andere und tiefere Weise seiner Betrachtung betont: „Ich fragte Goethe — berichtet Eckermann[5]) —, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner Physiognomik schließen sollte. Durchaus nicht, antwortete Goethe, seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavaters Physiognomik über Tierschädel vorkommt, ist von mir“[6]). Als „genial-empirisch“[7]) bewunderte er dessen Werk, aber er lehnte die Diskrepanz ab, die sich bei Lavater zwischen dem Erlebnis schöpferischer Natureinheit und einer am Einzelnen haftenden, aphoristischen Praxis fand: „Keineswegs imstande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte“[8]). Lavaters Verfahren also löste die Ganzheit auf und setzte aus isolierten Zügen Charaktere zusammen; Goethe fragte nach der Geschlossenheit des Eindrucks — „denn eigentlich war die Art, womit Lavater die

[1]) a. a. O., Bd. II, Fgm. 5, S. 46. [2]) Gundolf, Goethe 1916, S. 223. [3]) Gundolf, ebenda. [4]) v. d. Hellen, Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten. 1888. [5]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, Leipzig, Hesse & Becker o. J. [6]) 1829 (a. a. O., S. 294.) [7]) Dichtung und Wahrheit. IV. WW. Cotta, Bd. 25, S. 75. [8]) Dichtung und Wahrheit. IV. WW. Cotta, Bd. 25, S. 104.

Digitized by Google

Physiognomien zergliederte, nicht in meinem Wesen"[1]). Zunächst erweiterte Goethe den Begriff der Physiognomik zu jenem Sinne Herders, der auch die Bedeutsamkeit der Lebensgestaltung einbezog: „Diese Wissenschaft schließt vom Äußeren aufs Innere. Aber was ist das Äußere am Menschen? Wahrlich nicht seine nackte Gestalt, unbedachte Gebärden, die seine inneren Kräfte und deren Spiel bezeichnen! Stand, Gewohnheit, Besitztümer, Kleider, alles modifiziert, alles verhüllt ihn... So lassen Kleider und Hausrat eines Mannes sicher auf dessen Charakter schließen. Die Natur bildet den Menschen, er bildet sich um, und diese Umbildung ist doch wieder natürlich"[2]). Die Unendlichkeit aber dieses Ineinandergreifens von Kräften und Wirkungen im Dasein des Lebendigen ist „mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff"[3]) faßbar, und Physiognomik wird „bei ihrem echten Naturgrunde"[4]) diskrediert, wenn man sie zu reiner Wissenschaft machen will[5]), denn „das allgemeine Verhältnis erkennt nur Gott; deswegen alles menschliche, philosophische und so auch physiognomische Sinnen und Trachten am Ende auf ein bloßes Stottern hinausläuft"[6]). Nur im Studium der „allgemeinen Knochenlehre"[7]) und der Morphologie überhaupt sah Goethe eine Möglichkeit, mit wissenschaftlichen Mitteln über den einzelnen Fall und die Individualität hinauszukommen und „irgend eine Abstraktion methodisch zu suchen"[8]). Im anatomischen Bau offenbart sich ihm nicht nur ein leiblicher, sondern auch der seelische Unterschied zwischen Mensch und Tier: die Knochen sind „die Grundfesten der Bildung"[9]), sie „umfassen"[10]) die Eigenschaften eines Geschöpfes. „Die beweglichen Teile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen mit ihnen, und treiben ihr Spiel nur, insoweit es die festen vergönnen"[11]). Auch die veränderlichen Züge dürfen also nicht als „regelloser Schein" betrachtet werden, sondern „als ein wichtiges, bedeutendes Resultat eines inneren, entschiedenen Lebens"[12]) vermitteln sie gleichfalls Charakter und Wesen, und die Gestalt des Menschen ist demnach „der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt"[13]). Wie Herder in der „Plastik", so transzendiert Goethe in einem physiognomischen Beitrag von 1775 die Diesseitigkeit des körperlichen Aufbaues und sieht durch die morphologische Struktur hindurch eine naturmetaphysische Symbolik, in der die Verschiedenheit menschlicher und tierischer Leibesbildung ihre tiefere Bedeutung kundgibt: „Wie unser Haupt auf Rückenmark und Lebenskraft aufsitzt! Wie die ganze Gestalt als Grundpfeiler des Gewölbes dasteht, in dem sich der Himmel bespiegeln soll! Wie unser Schädel sich wölbt, gleich dem Himmel für uns, damit das reine Bild der ewigen Sphären drinnen kreisen könne!.. Und wie nun der Tierbau gerade das Gegenteil davon ist! Der Kopf an den Rückgrat nur angehängt! Das Gehirn, Ende des Rückenmarks, hat nicht mehr Umfang als zur Auswirkung der Lebensgeister und Zuleitung eines ganz

---

[1] Dichtung und Wahrheit. IV. WW. Cotta, Bd. 25, S. 99. [2]) Beitr. z. Lavaters Physiogn. Fragm.: Von der Physiognomik überhaupt. WW. Cotta, S. 20f., Bd. 33. [3]) Annalen. WW. Cotta, Bd. 30, S. 250. [4]) Annalen ebenda. [5]) Annalen ebenda. [6]) Beitr. z. Lav. Phys. Fgm. WW. Cotta 33, S. 26. [7]) Kampagne in Frankreich. WW. Cotta, Bd. 28, S. 189. [8]) Kampagne in Frankreich. WW. Cotta, Bd. 28, S. 165. [9]) Beitr. z. Lav. Phys. Fgm. WW. Cotta, Bd. 39, S. 118. [10]) ebenda. [11]) ebenda. [12]) Kampagne in Frankreich. S. 190. [13]) WW. Cotta, Bd. 11, S. 161.

Digitized by Google

gegenwärtig sinnlichen Geschöpfes nötig ist“[1]). So wird für Goethe die Schädelform zur „gottgedachten Spur“[2]) und der Mensch überhaupt zum konkreten „Sinnbild der göttlichen Kräfte, die das All wirken und verwandeln“[3]), er wird ihm zum „Maß des Alls“[4]). Gundolf hat auf die Vereinigung hingewiesen, die sich damit in Goethes Physiognomik herstellt zwischen der dichterischen Schöpfung seines Menschengefühls und der begrifflichen Formung seines Naturerlebens[5]). Lavater hatte die Fragmente geschrieben „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“, aus Menschengefühl trat er an den Menschen heran, aber auf die Bildungsgesetze des Lebens wies er nur ahnend hin, ohne sie systematisch zu suchen. Goethe hingegen treibt das Problematische der Physiognomik zur Morphologie, in der sich das Weltgefühl des Sturm und Drang zur Wissenschaft gestaltete, er „geht von innen her dem Gewordenen der Form in ihr Werden nach“[6]), denn er hatte die Aufgabe der Physiognomik konzipiert im Sinne „einer Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der menschlichen Formen und des Ausdrucks, ja einer Biologie der Gesichter“[7]). Er wollte den physiognomischen Ausdruck universaler fassen als die Aufklärung oder Lavater, deren Aspekte er zugleich vereinte und überwand, wenn er den Menschen mehrdeutig sah „als geistig-leiblichen Charakter, als ein Gewächs und Gebild der allschaffenden und -wirkenden Natur, als einen Komplex bildnerischer Formen und Ausdrucksmittel“[8]).

Das Erscheinen der „Physiognomischen Fragmente“ rief eine langwährende und umfangreiche philosophische Diskussion hervor.

Von all der Literatur, die damals für und gegen Lavater entstand, sollen hier nur Lichtenbergs kritische Einwendungen dargestellt werden[9]). 1778 schrieb er im „Göttinger Taschenkalender“ „Über Physiognomik wider die Physiognomen“. Auch er schrieb „zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis“ — damit man nämlich nicht „zur Beförderung von Menschenliebe physiognomisierte, so wie man ehemals zur Beförderung der Liebe Gottes sengte und brannte“[10]), denn „wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Taten getan haben, die den Galgen verdienen“[11]). Daher will er „Mißtrauen erwecken gegen jene transzendente Ventriloquenz, wodurch Menschen glauben gemacht wird, etwas, das auf Erden gesprochen ist, käme vom Himmel“[12]). Die Skepsis Lichtenbergs[13]) trifft nicht das pathognomische Studium der veränderlichen Gesichtszüge, nicht das pantomimische der Gebärden: „Jeder Bewegung der Seele korrespondiert in verschiedenen Graden von Sichtbarkeit Bewegung der Gesichtsmuskeln“[14]), und „unstreitig gibt es eine unwillkürliche Gebärdensprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die

[1]) Beitr. z. Lav. Phys. Fgm. Cotta WW., Bd. 39, S. 117f. [2]) Bei Betrachtung von Schillers Schädel. 1826. Cotta WW., Bd. I, S. 286. [3]) Gundolf, Goethe, S. 225. [4]) ebenda. [5]) ebenda. [6]) ebenda, S. 226, 227. [7]) ebenda. [8]) ebenda, S. 228. [9]) Über Physiognomik wider die Physiognomen; Anhang und Beilage. — Fragment von den Schwänzen. [10]) Über Physiognomik, Vermischte Schriften, Neue Ausg. Göttingen 1844 — 45. 6 Bde. Bd. IV, S. 8. [11]) Physiognomische und pathognomische Beobachtungen und Bemerkungen. Verm. Schriften, Bd. I, S. 204. [12]) Vermischte Schriften, Bd. IV, S. 8. [13]) cf. besonders: Hegel, Phänomenologie des Geistes. WW. Meiner, S. 203ff. [14]) Lichtenberg, Vermischte Schriften, Bd. 4, S. 63.

Digitized by Google

ganze Erde geredet wird. Verstehen lernt sie der Mensch gemeiniglich vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre in großer Vollkommenheit. Sprechen lehrt sie ihn die Natur, und zwar mit solchem Nachdruck, daß Fehler darin zu machen, zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so reich, daß bloß die süßen und sauren Gesichter ein Buch füllen würden, und so deutlich, daß die Elephanten und die Hunde den Menschen verstehen lernen"[1]). Überhaupt können wir „gar nichts von der Seele sehen, wenn sie nicht in den Mienen sitzt"[2]). In natürlicher Erfahrung wird das Wahre der pathognomischen Ausdrucksgestaltung und Ausdrucksdeutung angeeignet, ohne Regel und Vorschrift: „es lehren, heißt den Sand zählen wollen"[3]). Gegen die Erkenntnisse aber, die von der eigentlichen Physiognomik vermittelt werden, ist Lichtenberg mißtrauisch. „Obgleich objektive Lesbarkeit von allem in allem überall stattfinden mag, so ist sie es deswegen nicht für uns, die wir so wenig vom Ganzen übersehen, daß wir selbst die Absicht unseres Körpers nur zum Teil kennen"[4]). Pathognomische Züge zwar schreiben sich durch Wiederholung ein ins menschliche Gesicht und geben dann eine Grundlage für physiognomische Wahrheit[5]); aber der beharrende Ausdruck ist von „chinesischen Zeichen geschrieben"[6]), und man macht „einen unermeßlichen Sprung von der Oberfläche des Leibes zum Innern der Seele"[7]). Dieser Sprung des Physiognomen, der sich nicht mit dem Feststellen der Ganzheitsform eines Körpers aus Teilformen begnügt, sondern der die physischen Gebilde transzendiert, gleicht nach Lichtenberg dem Schluß „von Kometenschwänzen auf Krieg"[8]): denn der Physiognom „schließt nicht etwa von langem Unterkinn auf Form der Schienbeine oder aus schönen Armen auf schöne Waden oder wie der Arzt aus Puls, Gesichts- und Zungenfarbe auf Krankheit, sondern er springt und stolpert von gleichen Nasen auf gleiche Anlage des Geistes, und, welches unverzeihliche Vermessenheit ist, aus gewissen Abweichungen der äußeren Form von der Regel auf analogische Veränderung der Seele"[9]). Zwar legt die Seele, „wie der Magnet den Feilstaub, so das Gesicht um sich herum"[10]), und „wie verschiedene Salze in verschiedenen Formen anschließen, wenn sie nicht gestört werden"[11]), so würden verschiedene Qualitäten des inneren Wesens sich zu dauerndem Ausdruck gestalten, „entwickelten sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegungen ihrer Seelen modifiziert und durch keine äußere Kraft gestört"[12]). Aber — und das ist ein entscheidender Einwand in Lichtenbergs Kritik an der Wahrheit physiognomischer Erkenntnis — nicht der seelischen Wirksamkeit allein ist der Körper ausgesetzt, er ist ein „gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesetz er befolgen, deren jeder er Genüge leisten muß"[13]). Denn die physische Materie, die einesteils seelischen Ausdruck durch Form trägt, empfängt auf der anderen Seite den mechanischen Eindruck von Kräften der äußeren Natur: „So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; er erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nah-

[1]) ebenda, S. 42. [2]) ebenda, Bd. I, S. 212. [3]) ebenda, Bd. IV, S. 67. [4]) ebenda, Bd. IV, S. 62. [5]) ebenda, Bd. IV, S. 67. [6]) ebenda, Bd. I, S. 212. [7]) ebenda, Bd. IV, S. 9. [8]) ebenda, Bd. IV, S. 40. [9]) ebenda, Bd. IV, S. 39f. [10]) ebenda, Bd. I, S. 212. [11]) ebenda, Bd. IV., S. 22f. [12]) ebenda. [13]) ebenda.

Digitized by Google

rung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschluß, sondern oft Zufall und oft Pflicht aussetzen. Sind die Fehler, die ich in einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze oder einer warmen Stube?“[1]) Da es keine Regel gibt, nach der man äußeren und inneren Einfluß voneinander abgrenzen könnte, wird die Wahrheit der Deutung in Frage gestellt, wenn man nicht jeder Verzerrung physiognomischen Sinn zuspricht, die aus äußeren Ursachen stammt, indem man das menschliche Gesicht als eine Tafel ansieht, „wo jedem Strich transzendente Bedeutung beigelegt wird“[2]). Die absolute Parallelität, die zwischen Tugend und Schönheit noch von der Aufklärung gesetzt worden war, hatte Lavater bereits relativiert, wenn er sagte: „Tugend verschönert, Laster macht häßlich. Ich behaupte wohl nicht: Tugend allein ist's, von der alle Schönheit des menschlichen Angesichts gewirkt wird, Laster allein ist's, das häßlich macht“[3]). Lichtenberg geht noch weiter: die Schönheit der Tugend ist ihm wesentlich verschieden „von jener winckelmannischen“[4]), da „jeder ehrliche deutsche Bauer darin von jedem neapolitanischen Dieb“[5]) übertroffen wird.

Die polemische Stellung, die Lichtenbergs Aufsatz zu Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“ einnimmt, muß es rechtfertigen, daß seine Einwendungen hier nicht als Exponenten der Aufklärung behandelt, sondern in einen Zusammenhang aufgenommen werden, der den Sturm und Drang zum Gegenstand hat. Aber auch in gedanklicher Verschiedenheit steht Lichtenberg zur Argumentation der Aufklärung, wenn gegenüber der Möglichkeit physiognomischer Deutung seine Hauptthesen hinweisen auf die unerkennbare Beziehung zwischen Leib und Seele, auf die unberechenbare Freiheit des menschlichen Handelns und auf die unendliche Einwirkung der äußeren Welt.

Beschließen soll diese Epoche ein Exkurs über die kantische Physiognomik, die ebenso wie gleichzeitige Arbeiten des holländischen Anatomen Peter Camper von der anthropologischen Wissenschaft zur theoretischen Erfassung des Ausdrucks herankam. Die Grundlage aller Physiognomik ist für Kant eine „physiognomische Charakteristik“[6]), die nie eine Wissenschaft werden kann, da die menschliche Gestalt, sofern sie seelische Qualitäten andeutet, nicht begrifflich, sondern nur anschaulich-bildhaft erfaßbar ist[7]): „Die Physiognomik ist eine Geschicklichkeit der Urteilskraft ohne Grundsätze und Vorschriften. Weil kein Verstand eine Verbindung zwischen Gesinnungen und Zügen erinnern kann ... Niemals wird sie auf Regeln gebracht werden“[8]). Nur „durch Übung und Kritik“[9]) kann man sie sich aneignen. Sichere Kriterien, welche körperlichen Formen dem Temperament, welche der Moral zugehören[10]), gibt es ebensowenig wie eine Korrelation zwischen schönem Leib und guter Seele[11]). Jede individuelle Physiognomik entspringt einer einheitlichen Bildungsregel der Natur, „so daß wohl ein besseres Verhältnis aller Teile, aber nicht

[1]) ebenda, Bd. IV, S. 23. [2]) ebenda, Bd. IV, S. 63. [3]) Physiogn. Fgm., Bd. I, Fgm. 9, S. 64. [4]) Von der Physiognomik. Verm. Schriften Bd. IV, S. 66. [5]) ebenda. [6]) Anthropologie. WW. Meiner, Bd. IV, S. 240. [7]) ebenda. [8]) Nachlaß zur Anthropologie. WW. ed. Kgl. Preuß. Akad. d. Wissensch. Bd. XV, S. 777f. Nr. 1498. [9]) ebenda. [10]) Anthropologie. WW. Meiner, Bd. IV, S. 249f. [11]) ebenda, S. 240.

Digitized by Google

eines Teils zu den übrigen gefunden werden kann“[1]). „Es ist durch Zufall geschehen, daß ein Mensch, der eine große Nase hatte, dieselbe verlor, und als er sich eine kleine machen ließ, so stand ihm diese gar nicht wohl, weshalb er sich wieder eine ebenso große Nase machen ließ, als die war, so er verloren hatte. Also ist auch im disproportionierten Gesicht solche Proportion, daß man die Disproportion nicht durch Veränderung eines Gliedes heben kann, sondern das ganze Gesicht müßte alsdann verändert werden“[2]). — Die physiognomische Charakteristik hat eine dreifache Aufgabe: das Charakteristische in der Gesichtsbildung, das Charakteristische in den Gesichtszügen und das Charakteristische in den Mienen festzustellen[3]). Die Gesichtsbildung[4]) gehört zur Figur und zeigt das Naturell an. In den „knochichten Teilen“ prägt sich Talent aus: Regelmäßigkeit der Bildung weist auf regelmäßige, „ordinäre“ Menschen, auf Geistlosigkeit, aber auch auf Charakterlosigkeit. Unregelmäßigkeit kann Vorzüge andeuten: „Gewisse Disproportionen wider die Regel des Anblicks sind Zeichen von Talent. Die Regelmäßigkeit ist alltägig. Genie ist ein Paradoxon.“ Die Gesichtszüge[5]) sind die „Anlage zu Mienen“; sie zeigen, z. B. im Blick, den Charakter an: durch Einfluß des Gemüts auf den Körper „bilden sich Züge, welche die Mienen vorbilden, die Ausdrücke der Eigenschaften sind, welche das Gemüt herrschend hat“. Umgekehrt werden oft wiederholte Mienen stehende Gesichtszüge: Nationalphysiognomien werden nicht angeboren, sondern immer neu erworben, z. B. die „gebenedeiten Gesichter der Bayern“, von denen Nicolai spricht. Die Mienen[6]) sind eine „Modifikation der Physiognomie“, sie sind „ins Spiel gesetzte Gesichtszüge“ und zeigen das Gemüt an. Die Dynamik dieses „Spiels“ gründet in der Affektivität: „Affekte bringen Mienen, Mienen Affekte hervor“. Mienen, die den Gesichtszügen widersprechen, sind verstellt, ebenso Mienen, die Grimassen sind, oder Reden ohne entsprechende Mienen: z. B. die zeremoniöse Freundlichkeit des — trotzigen — Cholerischen. Da die Mienen in der ganzen Welt einerlei Bedeutung haben, stehen sie sicher in „natürlicher Verknüpfung mit den Modifikationen des Gemüts“; daher gibt es auch eine von der Natur konstituierte, ohne Abrede allgemein verständliche Gebärdensprache: bejahendes Kopfnicken, Kopfschütteln, Naserümpfen, Stirnrunzeln, Faustballen, Verbeugen[7]).

Die logische Struktur der kantischen Physiognomik bestimmt sich zunächst dadurch, daß sie von der Einheit zwar, aber zugleich von der Unendlichkeit der Beziehungen zwischen Teil und Ganzem ausgeht, als dem Charakteristischen der organisierten Natur, und daß sie daher ihre Erkenntnismethode nicht an der Rationalität des Verstandes, sondern an der Intuition der Urteilskraft orientiert. Damit wird die Physiognomik gegenüber den Versuchen sie zur Wissenschaft zu machen, von

---

[1]) Nachlaß z. Anthropologie, Nr. 1237.
[2]) Nachlaß zur Anthropologie. Anm. z. Nr. 1237.
[3]) Anthropologie, S. 242.
[4]) Anthropologie, S. 243. Nachlaß zur Anthropologie, Nr. 1242, 1245, 1498.
[5]) Anthropologie. S. 246, 248. Nachlaß zur Anthropologie, Nr. 1245, 1258.
[6]) Anthropologie, S. 246, 248. Nachlaß zur Anthropologie, Nr. 1242, 1243, 1246, 1247, 1253, 1258, 1519.
[7]) Anthropologie, S. 247.

Digitized by Google

Kant als Kunstlehre im Sinne einer persönlichen Technik gekennzeichnet. Wenn die physiognomische Charakteristik Gesichtsbildung und Talent, Gesichtzüge und Charakter, Gesichtsmienen und Gemüt einander zuordnet, so unterscheidet sich doch logisch dies Verfahren wesentlich von der Zeichenfestsetzung der Semiotik, die Kant ausdrücklich ablehnt. Nicht um eine Lokalisation von Merkmal und Eigenschaft handelt es sich bei Kant, sondern um eine Korrelation von Formschichten und Sinnschichten, indem einzelne Bezirke seelischen und geistigen Seins verschiedenen Ebenen körperlicher Gestaltung zugewiesen werden, in denen sie sich sichtbar machen.

Die romantische Symbolik. Der Sturm und Drang kam zur Physiognomik, weil er im unendlichen All der Natur die individuelle Ganzheit des Organismus erlebte und beide aufeinander bezog und weil er die physiologische Gebundenheit inneren Lebens an äußeren Leib erfuhr. Seine Wissenschaft wollte den Zusammenhang von Makrokosmos und Mikrokosmos begreifen als Ergebnis wirkender Kräfte, die das Große und das Kleine harmonisch gestalten, und die Beziehung zwischen Körper und Seele wollte sie in der plastischen Einheit von Raum, Kraft und Grenzfläche entdecken. So wurde die Physiognomik des Sturm und Drang konkrete „Kraftdeutung", indem sie sich zur Osteologie hinwandte und zur Morphologie überhaupt. Auch die Romantik fragte nach dem Sinn der Gestalt, nach der körperlichen Darstellung des Seelischen, weil sie die Bildungen der organischen Natur lebendig erlebte und durch die Form das Wesen scheinen sah. Aber sie faßte physiognomischen Ausdruck nicht als Kraftäußerung, sondern als Sprachäußerung der Natur, nicht als begrenzte Materie, sondern als verwirklichte Idee, nicht als plastische Gegenständlichkeit, sondern als Symbol eines tiefen und geheimen Sinns. Daher wurde die romantische Physiognomik zunächst nicht konkret in wissenschaftlicher Begründung, sondern spekulativ in religiöser Kontemplation; und nicht theistisch, wie Lavater es war, sah diese Religiosität Bild und Wirken der Gottheit im Leben der Natur, sondern blickte durch die Gestalt auf das Göttliche selbst in mystischer Schau. So spricht Novalis von der „Religiosität der Physiognomik"[1]). Jede Menschengestalt ist ihm eine „heilige, unerschöpfliche Hieroglyphe", die sich in „einzelnen Offenbarungsmomenten"[2]) erfassen läßt, und Physiognomie sieht er „als Gebärdensprache des Gesichts"[3]). „Er hat viel Physiognomie, heißt: sein Gesicht ist ein fertiges, treffendes und idealisierendes Sprachorgan"[4]). Denn: „die vollkommenste Physiognomie muß allgemein und absolut verständlich sein"[5]). Das bedeutsamste Moment physiognomischen Ausdrucks ruht im Auge: „die übrigen Gesichtsgebärden oder Mienen sind nur die Konsonanten zu den Augenvokalen"[6]). Gegenüber der rationalistischen absoluten Zuordnung von Tugend und Schönheit, Laster und Häßlichkeit spricht Novalis von der „Relativität und Falschheit der Begriffe von schönen und häßlichen Menschen" in physiognomischer Hinsicht: „Recht häßliche Menschen können unendlich schön sein"[7]).

---

[1]) Novalis, Schriften, herausgeg. v. Minor. Jena 1907. Bd. 3, S. 27. [2]) ebenda, Bd. III, S. 27. [3]) ebenda, Bd. II, S. 239. [4]) ebenda. [5]) ebenda. [6]) ebenda. [7]) Bd. III, S. 27.

Digitized by Google

sein"[7]). Daher hat nicht äußere Schönheit physiognomischen Sinn, sondern die innere der geistigen Gestaltung: „Je geistvoller, gebildeter ein Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger"[1]). Daraus ergibt sich dann „eine neue Ansicht der Physiognomik als Metrik des Innern und seiner Verhältnisse"[2]). Es wurde bereits angedeutet, daß sich hinter dem in der Geschichte der Physiognomik immer wiederkehrenden Problem einer Parallelität von Schönheit und innerem Wert die Suche nach einem Maßstab verbirgt, auf den sich Äußeres und Inneres gleichermaßen — und gleichsinnig — beziehen lassen. Der Rationalismus hatte geglaubt, Lavater hatte eingeschränkt und Lichtenberg geleugnet, daß die physiognomische „Schönheit" mit der ästhetischen, mit der „winckelmannischen" identisch sei; und wenn Kant in aller Disproportion noch Proportion sah, und wenn Novalis inneren, persönlichen Rhythmus fand als Korrelat der Geistigkeit, so gibt sich eben darin ein Fortschreiten zur Konzeption des Formniveaus hin kund, da sich nunmehr die physiognomische Wertung nicht am Schönheitsgrad peripher umhüllender, sondern am Geschlossenheitsgrad strukturell durchdringender Form orientiert: an einem Gestaltungsprinzip des Lebens.

Die Naturmetaphysik des Sturm und Drang hatte versucht, auch symbolisch die Architektonik tierischer und menschlicher Körper auszulegen. Die romantische Physiognomik nimmt diesen Gedanken auf, und Schelling insbesondere hat in der Kunstphilosophie die „Symbolische Bedeutung der menschlichen Gestalt"[3]) dargelegt, indem er das Symbol zum konstituierenden Moment der organischen Natur werden läßt: „Denn hier ist der unendliche Begriff dem Objekt selbst verbunden, das Allgemeine ist ganz das Besondere und das Besondere das Allgemeine"[4]). So ist die menschliche Gestalt „schon an sich selbst ein Bild des Universums, und ohne noch den Ausdruck in Anschlag zu bringen, der in sie gelegt werden kann dadurch, daß sie in Handlung gesetzt wird, daß die inneren Bewegungen des Gemüts in ihr gleichsam äußerlich widerhallen. Durch ihre erste Anlage ist sie zu einem vollkommen leitenden Medium der Äußerungen der Seele gemacht"[5]). Dieser symbolische Gehalt menschlicher Körperbildung gibt sich kund[6]): durch die „aufrechte Stellung bei gänzlicher Losgerissenheit von der Erde", Durch den symmetrischen Bau als „Ausdruck der vernichteten Ost- und West-Polarität", durch die „entschiedene Unterordnung" des „Systems der Nahrung und Reproduktion und des der freien Bewegung unter das Oberste, dessen Sitz der Kopf ist". Denn durch den Gesamtaufbau der Gestalt bekommen die verschiedenen Systeme erst ihren vollen symbolischen Sinn: „Das Haupt bedeutet den Himmel und vornehmlich die Sonne." „Die Arme und Hände bedeuten den Kunsttrieb des Universums und die Allmacht der Natur, die alles umwandelt und gestaltet." Schließlich: durch ein „geschlossenes und vollkommen abgewogenes System von Bewegungen", das auch in der ruhenden Gestalt besteht: „Wie das Universum nach außen nur die vollkommene Harmonie, das Gleichgewicht seiner Gestalt und

[1]) Bd. II, S. 226. [2]) Bd. III, S. 44. [3]) Schelling, Philosophie der Kunst. Werke, Auswahl Meiner, Bd. III, S. 255. [4]) ebenda, S. 59. [5]) ebenda, S. 252ff. [6]) ebenda.

Digitized by Google

den Rhythmus seiner Bewegungen erkennen läßt und dagegen die geheimen Triebfedern des Lebens verborgen, die Werkstätte der Zubereitung und Hervorbringung nach innen gebracht sind, so auch in dem menschlichen Leib." Auch Schelling spricht, wie Novalis, von einer besonderen symbolischen Bedeutsamkeit des Auges, „durch welches gleichsam das innerste Licht der Natur hindurchsieht, und das am Haupt wieder als dem Sitz der edelsten Organe nebst der Stirne der ausgezeichnetste Punkt ist". —

Bei dieser Organsymbolik, die sich in der späten Romantik dann zu einer universalen physiognomischen Naturanschauung erweitert — es soll hier nur auf Oken, G. H. Schubert und Ennemoser hingewiesen werden —, handelt es sich letztlich nicht mehr um die Erfahrung seelisch-geistiger Gegebenheiten durch den physischen Ausdruck des individuellen Körpers. Vielmehr beruht sie auf der allgemeinen Einordnung menschlicher Gestalt und ihrer Teile in ein religionsphilosophisches Gesamtsystem der Natur- und Weltsymbolik überhaupt, und der Mensch wird nun nicht mehr in seiner einmaligen und endlichen, sondern in seiner unendlichen und ewigen Bedeutungsfülle erschaut. Aber der Symbolbegriff dieser Metaphysik gehört doch in den Zusammenhang einer Geschichte der Ausdruckstheorie als extremste Fassung des wesentlichen Sich-Entsprechens, das zwischen Äußerem und Innerem bestehen soll. Anders liegt es mit der Gallschen „Schädellehre", die gleichzeitig — im Beginn des 19. Jahrhunderts — aufkam. Das Verfahren der Phrenologie scheidet sich seiner theoretischen Struktur nach von aller eigentlichen Ausdrucksdeutung und kann daher nicht Gegenstand dieser Untersuchung sein. Die morphologische Beschaffenheit des Schädels wird nach Gall durch die Ausbildung der darunter liegenden Hirnbezirke bestimmt, in denen Charaktereigenschaften einzeln lokalisiert sind. Nirgends also scheint für die charakterologische Erkenntnis das Seelische selbst und unmittelbar durch die leibliche Gestalt hindurch, sondern äußerlich sichtbare oder tastbare Beschaffenheit eines Physischen läßt nur auf die Beschaffenheit eines dahinter verborgenen Physischen schließen: das Fehlen oder Vorhandensein eines Zeichens zeigt nur Fehlen oder Vorhandensein eines Bezeichneten an, aber eine innere und wesentliche Beziehung von Leib und Seele wird damit nicht gesetzt[1]). —

Aus der spätromantischen Naturphilosphie entstand jedoch als „Symbolik der menschlichen Gestalt"[2]) durch Carl Gustav Carus eine umfassende Darstellung physiognomischen Wissens, die ein „Handbuch zur Menschenkenntnis" sein wollte und sich also über das subjektive Symbol-Erleben hinaus um die Vermittlung des gegenständlich-regelhaften Aufbaues der Ausdrucksgegebenheiten bemühte. Nicht mehr Sinnbilder zu schauen, sondern „den Sinn und die Bedeutung in der Natur an und für sich selbst zu erfassen"[3]), soll daher nach Carus die Leistung der Physiognomik sein. So führt diese wissenschaftliche Symbolik zu einer universalen Ausdeutung des Alls, denn sie will „die Welt überhaupt als das Symbol des höchsten ewigen Mysteriums der Gottheit und den Menschen als das Symbol der göttlichen Idee der Seele anschauen und verstehen lernen, und indem in diesem Sinne hier

[1]) Vgl. auch: Jaspers, Allgemeine Psychopathologie. 3. Aufl., S. 173.
[2]) Leipzig 1853. [3]) a. a. O., S. 2.

Digitized by Google

in Wahrheit unermeßliche und unendliche Aufgaben sich herausstellen, zieht die Symbolik eigentlich das ganze Gebiet des Kosmos einerseits wie andererseits das Gebiet der Morphologie und Physiologie in ihr Bereich"[1]). Der wissenschaftliche Begriff allein allerdings vermag nicht die physiognomische Erkenntnis zu bewältigen, vielmehr bedarf er der Leitung „eines gewissen richtig vermittelnden Gefühls, eines feineren Takts"[2]), und die lehrbare Technik also muß durch persönliche Begabung ergänzt werden. Denn „der organische Bau des Menschen ist etwas so Inkommensurables, etwas so in seiner ganzen Tiefe Unfaßbares, er enthält neben der großen Macht des Rationalen so viel ganz unerläßliches Irrationales, daß nie das Wägen, Messen und Zählen ausreichen kann, zum Verständnis deselben zu gelangen"[3]). Damit wird die logische Natur dieser physiognomischen Methode auf doppelte Weise bestimmt: „Die Symbolik der menschlichen Gestalt ist eine Wissenschaft, insofern sie die Grundsätze kennen lehrt, nach welchen die unzähligen Individualitäten der Bildung, denen wir im Leben begegnen, je nach ihrer seelischen Bedeutung beurteilt werden sollen, und sie ist eine Kunst, inwiefern sie die Grundsätze im einzelnen konkreten Falle wirklich anwendet und aus dem vorliegenden Leiblichen auf das darin verborgene Geistige schließt"[4]). Noch durch ein anderes Moment wird die rationale Gewißheit aller Deutung eingeschränkt; die Sinnhaftigkeit des organischen Baues ist unendlich, und sie durchdringt die inneren Bildungen des Körpers gleichermaßen wie die sichtbare Oberfläche, die allein dem Erkennenden zugänglich ist[5]); alle Charakteristik also muß fragmentarisch bleiben, weil alle Gestalt sich nur partikular offenbart. Durch diese Unzugänglichkeit aber wird nicht die logische Struktur der Ausdrucksdeutung modifiziert: nicht der Teil und die Einzelheit, sondern das Ganze und seine Verhältnisse bestimmen den Gang und die Eigenart der Betrachtung: „Es müssen im lebendigen Organismus alle Teile auf das Ganze und jeder Teil auf den andern sich beziehen", und nur das einheitliche Erfassen der Totalität kann „die Idee des Innern" vermitteln[6]). Es handelt sich daher bei Carus nicht mehr um lokalisierende Organsymbolik, sondern um schöpferische Deduktion der Bedeutungen, die sich von Fall zu Fall neu an der besonderen Individualität orientiert.

Eine kritische Weiterbildung wissenschaftlicher Ausdruckstheoretik bedeutet es auch, wenn Carus nachweist, wie sehr moralische Wertung physiognomischer Erkenntnis inadäquat ist, welche ja nicht den sittlich-handelnden, sondern den seelisch-vitalen Charakter zum Gegenstand hat, so „daß schlechterdings nicht gefordert werden dürfte von der Symbolik im allgemeinen, daß sie Zeichen davon aufstelle und nachweise, ob ein Mensch in seinem Innern geradezu gut oder böse sei und ob dies oder jenes Sündhafte ihm angeboren sei oder nicht — sondern daß durchaus nur davon bei Betrachtung der aus der Organisation zu entnehmenden Zeichen die Rede sein könne, ob in ihm die durch den Grad des Erkenntnis- und Begehrungsvermögens gegebenen Anlagen vorhanden seien, welche unter gewissen Bedingungen des Lebens ihn leichter der Versuchung zu irgendeinem Bösen er-

[1]) a. a. O., S. 2. [2]) a. a. O., S. 5. [3]) ebenda. [4]) ebenda. [5]) a. a. O., S. 24. [6]) a. a. O., S. 8.

Digitized by Google

liegen oder ihn dieselbe siegreich bekämpfen lassen werden“[1]). Von der wissenschaftlichen Physiognomik wird somit verlangt, daß sie sich auf das seelische Leben beschränke. —

Die Herausbildung eines kritischen Wertmaßstabes nimmt bei Carus ihren Fortgang: er lehrt, daß es bei der physiognomischen Deutung nicht „bloß auf das Massenverhältnis, sondern fast ebenso sehr auf die feinere Ausarbeitung und Modellierung des innern und äußern Baues ankommt“[2]), und daß vornehmlich die Feststellung positiver Eigenschaften durch „den besonders edeln Typus der Form“[3]) begründet sein muß. Hinsichtlich der geistigen Anlagen meint Carus beispielsweise, daß das verhältnismäßig größere Haupt „in edler Ausbildung das normale für den Genius, in roher Ausbildung für den elementaren Menschen“, und daß das verhältnismäßig kleinere Haupt „in edler Ausbildung das normale für das Talent, in roher Ausbildung für größere geistige Beschränktheit“ sei[4]).

Die romantische Physiognomik, die sich zunächst nur dem Erleben einer ewigen Symbolwelt hingegeben hatte, findet so durch Carus ihre wissenschaftliche Form, und zwar in einer Geschlossenheit und Systematik, wie sie vorher nicht war und auch nachher kaum wieder entstanden ist[5]).

Die Analyse der Naturwissenschaft. Das semiotische Verfahren der Körperdeutung hatte die Ganzheit von Form und Sinn zerschlagen und aus Einzelheiten mosaikhaft den Charakter zusammengestellt. Eine Theorie des eigentlichen Ausdrucks aber konnte auf diese Weise nicht fundiert werden. Wenn jedoch Mimik den Zustand, Physiognomik das Leben und Symbolik die Idee der beseelten Gestalt zu fassen suchten, so wurde damit eine tiefere und innere Einheit statt jener äußerlichen Beziehung zwischen Leib und Seele zum Konstituens aller Ausdrucksgegebenheiten eingesetzt. Für die theoretische Reflexion, die diesen Einstellungen zugehörte, war die Sinnhaftigkeit des Ausdrucks entscheidend, sofern man ihn sah als Sinn-bildende Malerei oder als Sinn-durchwirkte Natur oder als Sinn-offenbarendes Schöpfungsmysterium; man erkannte das geschlossene Ganze als Charakter allen Ausdrucks, sofern man ihn auf die Einheitsregel ästhetischer oder natürlicher oder göttlicher Gestaltung zurückführte; und die Problematik der Unmittelbarkeit zeigte sich, wenn man versuchte, die Aufgabe der Rationalität einzuschränken und die Leistung der Intuition zu begreifen. Die Tradition dieses Wissens um die eigene und eigentliche Struktur der Ausdruckspänomene bricht mit der Romantik ab. Die im 19. Jahrhundert zunehmende Orientierung des wissenschaftlichen Denkens an der Logik der Naturwissenschaft erlaubte nicht mehr, Kategorien der Ganzheit festzuhalten; vielmehr ging nun die Analyse alles Gegenständlichen, somit auch die des Ausdrucks, auf elementare Bestandteile und mechanische Abläufe. Man hatte nicht mehr die Möglichkeit, Symbole zu erleben — aus Mangel an Glauben —, man reduzierte alle Physiognomie auf erstarrten, durch Wieder-

[1]) a. a. O., S. 21f. [2]) a. a. O., S. 92. [3]) a. a. O., S. 93. [4]) a. a. O., S. 92.

[5]) Die philosophische Darstellung und Kritik der Physiognomik, die Hegel in seiner „Phänomenologie“ und in seiner „Enzyklopädie“ gegeben hat, kann aus Raummangel in diesem Abschnitt nicht analysiert werden. Wir werden sie in anderem Zusammenhang berücksichtigen.

Digitized by Google

holungen gefestigten Mimus, weil nur das Veränderliche der Gesichtszüge einer naturwissenschaftlichen und — vornehmlich — der experimentellen Untersuchung zugänglich war; man reflektierte schließlich nicht mehr auf Sinngebilde, sondern auf anatomische und physiologische Gegebenheiten, da die sinnliche Materie statt des sinnhaften Gehalts die empirische Forschung allein interessierte. Dies Bestreben der Naturwissenschaft, alle Ausdrucksproblematik durch chemisch-physikalische Erklärung oder später dann durch entwicklungsgeschichtlich-biologisches Verständnis aufzulösen, hat nur negativen Wert für eine Fragestellung, die auf das Wesentliche seelischen Ausdrucks geht, und darf in Kürze abgehandelt werden, nachdem bereits in der Entgegensetzung zur aristotelischen Semiotik das Grundsätzliche der logischen Eigenart aller Ausdruckserscheinungen hervorgehoben wurde. So stellte der Engländer Charles Bell in seiner „Anatomy of Expression“[1]) die Muskelfunktionen, der Franzose Duchenne im „Mécanisme de la Physiognomie humaine“[2]) die Nervenfunktionen dar, welche mimische Effekte bedingen; aber die naturwissenschaftliche Objektivierung faßte damit nur das stoffliche Fundament alles Ausdrucks und nicht den unmittelbaren Durchschein des Seelischen selbst durch die körperliche Wirklichkeit. Auch Darwin[3]), der über die bloße Beschreibung hinaus eine theoretische Form zu geben suchte, verkennt solchermaßen die entscheidende Aufgabe der Ausdruckswissenschaft, wenn er als allgemeine Prinzipien des Ausdrucks angibt: 1. Das Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten: Handlungen, die zweckmäßig sind, seelische Regungen, Wünsche usw. zu erleichtern oder zu befriedigen, werden assoziativ bei den entsprechenden Seelenzuständen wiederholt, auch wenn der phylogenetisch nachweisbare Nutzen sich nicht mehr realisieren soll: das Zähnefletschen etwa des Zornigen, der ja durchaus nicht wirklich beißen will. 2. Das Prinzip des Gegensatzes: Bei Seelenzuständen, die denen direkt entgegengesetzt sind, deren Ausdruck nach dem ersten Prinzip entstanden ist, können auch die entgegengesetzten Ausdrucksbewegungen erfolgen. 3. Das Prinzip der direkten Tätigkeit des Nervensystems: Bei starken Erregungen pflanzen sich Nervenreize nach vielen Richtungen fort, unabhängig von Wille und Gewohnheit, allein den anatomischen Zusammenhängen entsprechend.

Die Unzulänglichkeit dieser Lehre hat schon Piderit im wesentlichen kritisiert[4]): das zweite Darwinsche Prinzip erkannte er als „eine willkürliche, durch nichts bewiesene Voraussetzung“, als einen „Lückenbüßer, um erklären zu können, was sich dem ersten und dritten Prinzip nicht fügen will“, und das dritte Prinzip erklärte er für wertlos, weil es das Hauptproblem der Mimik nicht berührt, dessen Fragestellung nach Piderit darauf ausgeht, „weshalb in gewissen Seelenzuständen immer nur gewisse Muskeln in Spannung geraten und dadurch hauptsächlich dem Gesichte einen so charakteristischen, jedem verständlichen Ausdruck verleihen“. Diese Kritik ist dahin zu ergänzen, daß auch die im ersten Darwinschen Prinzip formulierte Theorie des mimischen Ausdrucks an die eigentliche Problematik

[1]) Charles Bell, Essays on the anatomy and Philosophy of Expression. II. edit., London 1824. [2]) Paris 1862. [3]) Charles Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. Aus d. Engl. von Victor Carus. Stuttgart 1872, S. 27ff. [4]) Theodor Piderit, Mimik und Physiognomik. 2. Aufl. Detmold 1886. (1. Aufl. 1858.) S. 12f.

Digitized by Google

nicht heranreicht, weil sie nur eine durch Phylogenese verständliche Zweckhaftigkeit biologischer Art erfaßt, nicht aber die Kundgabe eines psychischen Sinngehaltes durch unmittelbare Gestaltung. — Die mimischen Untersuchungen Piderits wurden fruchtbar für die Entwicklung der Klagesschen Ausdruckslehre[1]), da sie über die Enge der naturwissenschaftlichen Betrachtung hinausgingen und die Ausdrucksdynamik sinnhaft zu sehen suchten. Historisch aber gehören sie noch insofern in den Zusammenhang der naturwissenschaftlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts, als ihre gedankliche Form von den Prinzipien der physiologischen Psychologie bestimmt wurde. Durch die Analyse der psychologischen Motivation und der morphologischen Veränderungen des Mimus will Piderit eine „systematische Einteilung und Erklärung" erreichen, deren Regeln es ermöglichen, „einen beliebigen mimischen Ausdruck gleichsam geometrisch zu konstruieren"[2]), zumal es nur immer eine Weise spezifischer mimischer Äußerung einer Leidenschaft oder einer Stimmung gibt[3]). Den „Schlüssel zum Verständnis aller mimischen Muskelbewegungen" findet Piderit in diesem Grundsatz: „Die durch Seelenzustände verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich ... zum Teil auf imaginäre Gegenstände, zum Teil auf imaginäre Sinneseindrücke"[4]). Zur Begründung dieser These formuliert Piderit zwei „Fundamentalsätze"[5]): Erstens: „Da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände." Zweitens: „Die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke, d. h. die durch angenehme Vorstellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme harmonischer Sinneseindrücke erleichtert und unterstützt werden; die durch unangenehme Vorstellungen hervorgerufenen mimischen Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme disharmonischer Sinneseindrücke erschwert und verhindert werden." Somit ergibt sich, daß Piderits Mimik ihrer logischen Artung nach sich in der gedanklichen Ebene der Physiologie und der Psychophysik bewegt. Zwar steht sie einer wesensgemäßen Erfassung der Ausdrucksgegebenheiten näher als die neurologischen Versuche; aber da es ihr darauf ankommt, das Zustandekommen des Ausdrucks auf physiologische Tatbestände erklärend zurückzuführen, statt verstehend ihn in seiner Eigengesetzlichkeit zu erforschen, kann sie nur als Vorform einer kritisch-wissenschaftlichen Ausdruckstheorie gelten. Eine Auswahl und Vereinigung der Prinzipien Darwins und Piderits gibt Wundt. Seine Einteilung orientiert sich an den empirisch aufzeigbaren Formen der „psychophysischen Entstehung" des Ausdrucks und findet gleichfalls drei Prinzipien[6]): 1. Das Prinzip der direkten Inner-

[1]) Vgl. Klages: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. [2]) Piderit, a. a. O., S. 29. [3]) a. a. O., S. 31. [4]) a. a. O., S. 39. — Wir verweisen hier besonders auf die von Klages gegebene Lehre vom Gleichnischarakter des Ausdruckbildes, welche wir weiter unten darstellen werden. [5]) a. a. O., S. 37ff. [6]) Wilhelm Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Bd. III. 6. Aufl., 1911, S. 260ff., vgl. auch Bd. I der Völkerpsychologie.

Digitized by Google

vationsänderung: durch starke Gemütsbewegungen werden die Zentren der motorischen Innervation affiziert — durch asthenische (hemmende) oder sthenische (erregende) Affekte: Angstblässe — Weinen. 2. Das Prinzip der Assoziation verwandter Gefühle: „Alle jene Gemütsstimmungen, die auch die Sprache mit Metaphern, wie bitter, herb, süß bezeichnet, kombinieren sich. . . mit den entsprechenden Bewegungen des Mundes." 3. Das Prinzip einer Beziehung der Bewegung zu Sinnesvorstellungen: Es geht vor allem auf die Ausdrucksbewegungen der Arme und Hände: Nachbildung von Raum- und Zeitverhältnissen, Ballen der Faust im Zorn, auch wenn der Gegner abwesend ist. — Hiergegen ist grundsätzlich einzuwerden, daß auch durch diese Prinzipien das eigentliche Problem der Mimik als Ausdruckswissenschaft nicht geklärt wird: die wesentliche Vermittlung eines Inneren durch ein Äußeres. Allerdings hat wohl Wundt auch im Ausdruck die Kundgabe eines Sinngehaltes als konstituierendes Moment gesehen, durch die ja alle psychologische Verstehbarkeit erst möglich wird: von den Reflex- und Willensbewegungen läßt er durch ihren „symptomatischen Charakter"[1]) die Ausdrucksbewegungen geschieden sein, da sie Zeichen innerer Zustände sind und einen Verkehr mit der Außenwelt herstellen. Ihre Erforschung bilde daher den Übergang von der Individual- zur Sozialpsychologie[2]), weil in den Ausdrucksbewegungen das Einzelbewußtsein an einer geistigen Gemeinschaft mit der Gesamtheit teilnimmt. Aber diese Einsicht bestimmt nicht den Gesamtcharakter der Wundtschen Theorie, die letzten Endes nur in empirischer Aufzählung heterogener Gesichtspunkte, nicht als logische Einheit besteht.

Was der naturwissenschaftlichen Analyse ihrer prinzipiellen Einstellung wegen nicht gelingen konnte — sie tendierte ja auf ein Zerschlagen der Ausdrucksganzheit hin —, gelang neuerlich in ersten Versuchen wenigstens der geisteswissenschaftlichen Deduktion. Auf Klages und Jaspers wurde bereits im Beginn dieser Darstellung hingewiesen. Ergänzend seien noch genannt: Husserl und Clauß[3]), Prinzhorn und Hellpach, Freyer[4]), Utitz[5]), Mannheim[6]) und Plessner[7]), in deren Arbeiten richtungbestimmende Ansätze zu einer wesensgemäßen Behandlung der Ausdrucksproblematik liegen. Dieses Material zu verarbeiten, muß die Aufgabe einer logischen und wissenschaftstheoretischen Untersuchung sein, welche die Autonomie der Ausdruckserscheinungen zu ihrem Gegenstande gemacht hat. Wenn wir uns allerdings in den folgenden Abschnitten allein auf die Ausdruckslehre von Ludwig Klages berufen werden und uns in der Auswahl der Gesichtspunkte ganz auf seine Bücher beschränken, so geschieht das — obschon wir um die Unzulänglichkeit wissen, die darin liegt — der systematischen Einheitlichkeit wegen, in die er das Gebiet der Ausdrucksprobleme gezwungen hat.

---

[1]) a. a. O., S. 260. [2]) ebenda.

[3]) Arteigener und artfremder Ausdruck. Beitr. z. Phil. des dtsch. Idealism. 1923. Bd. III, Heft 1.

[4]) Theorie des objektiven Geistes. 1923.

[5]) Charakterologie. 1925.

[6]) Beitr. zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. Wien 1923.

[7]) Die Einheit der Sinne. Bonn 1923.

Digitized by Google

II. Zur Systematik und Methodologie.

Ausdruckserfassung und Ausdrucksdeutung. Unter verändertem Aspekt wenden wir uns der Gegenständlichkeit des Ausdrucks zu. Nicht mehr an der geschichtlichen, sondern an der wissenschaftlichen und systematischen Behandlung ihrer Problematik sind wir nunmehr interessiert. Dazu bedürfen wir einer Vorbemerkung: Auf zweifache Weise ist der Gehalt jedes Ausdrucksphänomens erfahrbar: erfassend — im unmittelbaren und anschaulichen Hinnehmen der Gegebenheit; und deutend — in reflektierender Analyse, die durch kategoriale Formung eine lebendige Erscheinung aufzufangen und zu fixieren sucht. Erfassend kommunizieren wir mit einem Ausdrucksgehalt, wenn uns etwa im schlichten Verständnis eines Gesichts aus Starrheit Mangel des Triebhaften entgegenscheint oder wenn uns lediglich die Impression einer großen und wogenden Handschrift das leidenschaftliche Bewegtsein des Schreibers schaubar macht. Alle Deutung aber bringt an die reine Bildhaftigkeit begriffliche Ordnungen heran, wandelt das bloße Hinnehmen in eine Technik der Sinnbemächtigung und gibt dadurch gerade die Voraussetzung für ein begründetes Fragen nach logischen und methodologischen Prinzipien, von dem letztlich die vorliegende Untersuchung geleitet wird. Es handelt sich — könnte man sagen — um ein Sprechen der Gegenständlichkeit zu uns, wenn wir Ausdruck verstehend erfassen, und es fordert ein Befragen des Objektes, eine Beurteilung und eine theoretische Position demnach, wenn wir Ausdruck wollen deutend begreiflich machen. Wird in graphologischer Analyse der individuelle Charakter ermittelt oder wird in kulturhistorischer Forschung die künstlerische Leistung einer Zeit als Dokument ihrer geistigen Gesamtlage betrachtet, so vollzieht sich dabei jedesmal die rationale Durchdringung eines Nicht-Rationalen, indem etwa das qualitative Ganze einer Schrift in einzelne Zeichen, ihre Merkmale eben, zerschlagen oder von der Totalität der Kunstwerke Schicht auf Schicht abgehoben wird, deren jede wieder nur partikulare Gehalte umschließt: so Stil oder Stoff oder technische Behandlung des Materials — bis schließlich durch Synopsis dieser Teilergebnisse die Ganzheit neu geschaffen wird. Die historische Darstellung hatte noch nicht zur strengen Scheidung des schlichten Erfassens vom reflektierenden Deuten vordringen können, weil erst damit gerade der Wandel aller Ausdruckskunde in kritische Wissenschaft beginnt, auf den sie nur hinführen wollte; aber ihrer problemgeschichtlichen Intention entsprechend, ging sie wesentlich auf Versuche der Ausdrucksdeutung, da sie sich um den Entwicklungszusammenhang logischer und methodologischer Prinzipien bemühte. Zu diesen theoretischen Einsichten sollen nun — unabhängig von jeder geschichtlichen Gegebenheitsweise — noch einige systematische Betrachtungen beigebracht werden, um die logische Ebene zu umgrenzen und zu erhellen, auf der die Wissenschaft vom Ausdruck sich bewegt.

Dogmatische und kritische Methode. Jede Wissenschaft führt durch den Wechsel dogmatischer Ansätze zur kritischen Position: es ist das natürliche Geschick aller Erkenntnisprozesse, daß sie zunächst an neue Gegenstände müssen alte Denkformen heranbringen und also dogmatisch verfahren, indem sie mit

Digitized by Google

wesensfremder Logik ihr Objekt zu fassen suchen, und daß der Fortgang theoretischer Arbeit eben in der Dringlichkeit sein Maß findet, mit der die autonome Struktur eines Sachgebietes sich geltend macht, eine logische Berücksichtigung seiner Eigenart fordert und dadurch adäquate Einsicht überhaupt erst ermöglicht, indem durch Modifikation und Differenzierung die kategoriale Form sich anzupassen strebt. Wenn aber in der Reflexion auf sich selbst eine Wissenschaft dazu kommt, diese Angemessenheit der theoretischen Form zum entscheidenden Gesichtspunkt zu machen, um sie systematisch wie methodisch zu verwirklichen, kann man sagen, daß sie kritisch geworden sei und somit souverän, weil sie sich ihrem Gegenstande unterwarf. — Nicht so sehr die definitorische Überlieferung als vielmehr die geschichtliche Wirksamkeit der kantischen Philosophie hat uns instand gesetzt, den Unterschied des Kritizismus vom Dogmatismus solcherart zu interpretieren. In ihrer Allgemeinheit zwar wurde die Aufgabe einer Gegenstandslogik durch die transzendental-philosophische These festgelegt[1]), daß die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung sind. Eine konkrete und sinngemäße Erfüllung aber konnte diese Aufgabe erst finden, als im gedanklichen Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts und des beginnenden zwanzigsten die wissenschaftstheoretische Reflexion zu einer Mehrheit von Gegenstandslogiken sich entfaltete. Denn die kopernikanische Umdrehung der Denkart, welche Kant vollzog, wandelte nicht nur die ontologische Bedeutung der Kategorie in eine erkenntnistheoretische, indem sie die konstitutive Funktion ihr zuwies, sondern sie setzte damit zugleich auch eine ganz neue und konkrete Beziehung zwischen Form und Material, deren Problematik eben zum dynamischen Moment jener Entwicklung wurde, die bezeugt, daß aller Gegebenheit individuelle Strukturen schon vortheoretisch zu eigen sind und daß daraus allem Logischen die Forderung adäquater Differenziertheit entspringt. Wenn somit auch die transzendentale Methode einen Übergang vom Dogmatismus der wissenschafts-theoretischen Erkenntnis zur kritischen Haltung vorbereitete durch die in ihrer Begrifflichkeit beschlossene Tendenz, sich der Individualität gegebener Sachzusammenhänge gemäß nach unterschiedlich aufgebauten Denksystemen zu gliedern, hob doch in Kants Kritik der reinen Vernunft ihr erstes geschichtliches Wirken mit der höchst dogmatischen Intention an, die Logik der mathematischen Naturwissenschaft zu verabsolutieren und mit deren Geltungsbereich die Grenzen theoretischer Gegenstandsdurchdringung zusammenfallen zu lassen. Ein vorläufiger Ansatz zur strukturellen Differenzierung der theoretischen Form kann im biologischen Teil der Kritik der Urteilskraft gefunden werden, wenn dort die kategoriale Fixierung der Zweckhaftigkeit zwar noch nicht als konstitutives Prinzip des Gegenstandes — das hätte den entscheidenden Schritt zur Gegenstandslogik bedeutet —, aber doch als regulatives Prinzip der Beurteilung zugelassen und begründet wird, und wenn dort die unauflösbare Du-

[1]) Die im folgenden gegebene wissenschaftstheoretische Darstellung bekam entscheidende Anregungen durch: Emil Lask, Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre. Tübingen 1911. Und: Karl Mannheim, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie. Kant-Studien. Erg.-Heft 57, 1921.

Digitized by Google

alität von Organisation und Kausalgesetz, die Unmöglichkeit also, Teleologie auf Mechanismus zu reduzieren, veranschaulicht wird mit dem Zugeständnis[1]), „daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde; sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen". Den spezifischen Aufbau gedanklicher Form, den das Sachgebiet biologischer Phänomene fordert, vermittelten in den letzten Jahrzehnten etwa Arbeiten von Driesch, Kroner[2]), Walter Strich[3]) und Nikolai Hartmann[4]); es ist Windelband und Rickert zu danken, daß sie der generalisierend verfahrenden Begriffsbildung reiner Naturwissenschaft die individualisierend-historische entgegensetzten und somit alle fernere Entfaltung geisteswissenschaftlicher Gegenstandslogiken einleiteten, die an der Geschichtstheorie durch Dilthey, Simmel und Troeltsch, in der Psychologie durch Dilthey, Jaspers und wiederum Walter Strich, für die Soziologie schließlich durch Max Weber sich vollzog. Daß dieser Differenzierungsprozeß auch ins Gebiet der Ausdrucksphänomene hineinwirken muß, ist eine Selbstverständlichkeit. Der geschichtliche Teil unserer Arbeit hatte den Sinn, die Entwicklung der Ausdruckskunde konstruktiv als Folge logisch unterschiedlich charakterisierter Phasen darzustellen, die zusammen nunmehr unter den vorgezeichneten Begriff des Dogmatismus subsumiert werden können, weil ihre theoretisierenden Versuche entweder die wesensgesetzliche Eigenart eben des Ausdruckhaften verkannten oder aber da auf die Durchführung partikularer Gesichtspunkte eingeschränkt waren, wo ihnen die tiefere Einsicht gelang: semiotische Deutung zerschlug so die Einheitlichkeit gerade des ausdrückenden Ganzen, und physiologischer Analyse entglitt so die Sinnhaftigkeit gerade des ausdrückenden Materials; verabsolutiert wurde so die symbolische Verbundenheit ausdrückender Erscheinung und ausgedrückten Wesens zu einer metaphysischen Formsprache, die sich den Grenzen theoretischer Diskussion entzog; verabsolutiert auch wurde alle sichtbare Enthüllung ausgedrückten Sinnes zu schematisierenden Bilderserien von einer statischen Mimik, die den inneren Bruch einer rationalistisch-dualen Leib-Seele-Beziehung enthielt, die dauernde Züge nur als Prägung transitorischer fassen konnte und die somit das Erste und Letzte der Gestalt schlechthin in ein bloßes Spiel der Oberfläche auflösen mochte; glückte aber wirklicher Physiognomik — im Sturm und Drang — der Kontakt mit ihrem wirklichen Gegenstande, so blieb noch — weil man mehr spürte als dachte — der Mangel logischer Systematik be-

[1]) Kant, Kritik der Urteilskraft. WW. Meiner, Bd. II. (1913) S. 265.

[2]) Kroner, Zweck und Gesetz in der Biologie. Eine logische Untersuchung. Tübingen 1913.

[3]) Walter Strich, Prinzipien der psychologischen Erkenntnis. Heidelbeg 1914.

[4]) Nikolai Hartmann, Philosophische Grundfragen der Biologie. Wege zur Philos. Nr. 6. Göttingen 1912.

Digitized by Google

stehen und auch der einer reflektierenden Methodik, weil ja persönliches Genie dort irrationale Voraussetzung war.

Die Hierarchie der Wissenschaften. Nach solchen Überlegungen wird man nun fragen, welcher begriffliche Bau der Ausdruckswissenschaft in ihrer kritischen Position zukommen muß. Dadurch allerdings ist eine Aufgabe gestellt, die mit ihrer Setzung zugleich eine Einschränkung fordert: Der Zusammenschluß mannigfacher Aspekte zu einem einheitlichen Forschungsgebiet der Ausdruckskunde steht erst am Beginn, wie schon die Einleitung der Arbeit betonte; eine konkrete Logik dieser Wissenschaft auszuführen, die selbst in unreflektierter Form noch kaum gesichert ist, kann demnach gegenwärtig nicht möglich sein; begründeterweise darf hier nur ausgegangen werden auf die allgemeinen Fundamente einer adäquaten Einstellung, so auf die Strukturprinzipien etwa der Kategorien, die für das Sachgebiet überhaupt konstitutiv zu nennen sind. Als Koordinatensystem gewissermaßen dient dabei die doppelte Bestimmbarkeit der Ausdruckssphäre: Sie besteht nicht nur in ihrer autonomen Eigenart, die wir voraussetzen und die bei phänomenologischer Vergegenwärtigung bereits sich offenbart, sondern zugleich auch findet sie sich — das beruht auf der Geschlossenheit und Kontinuität der Gegenstandswelt — in enger Verwobenheit mit dem Gesamtgefüge alles Gegebenen, von dem — als ihrem Hintergrunde — sie sich abhebt. Und wenn jener angedeutete Prozeß logischer Differenzierung zwar das Verselbständigen einzelner — unterschiedlich strukturierter — rationaler Ebenen zum Ziel hatte, so garantiert doch letztlich die jedem Theoretischen wesentliche Systematisierungstendenz, daß über alle Absonderung hinaus sich Schicht auf Schicht wieder zusammenschließt zu einem einheitlichen — obschon gegliederten — Ganzen, das als hierarchische Ordnung könnte skizziert werden: Dann wäre das unterste Niveau im Aufbau der empirischen Welt — wir sehen aus architektonischer, nicht aus einer Wert-Perspektive — und zugleich auch das evidenteste Niveau — weil es den rationalsten Bildungstypus hat — konstituiert von der Logik mathematischer Naturwissenschaft. Hier ist souverän die Idee des physikalischen Gegenstandes, in dessen kategoriale Formen alles hineingedacht wird, was der Behandlung reiner Naturwissenschaft untersteht. Und es liegt in der eminenten Rationalität dieser Begrifflichkeit begründet, die das Qualitative stets quantifiziert zu kausal-gesetzlich-meßbarem Ablauf, daß sie immer wieder als die einzig exakte galt und gilt und daß sie oft auch sich berechtigt glaubte, auf Gegenstandsgebiete überzugreifen, denen sie wesentlich fremd sein mußte. Schon die im systematischen Gefüge dieser mathematisch-physikalischen Welt benachbarte — sie zunächst also überlagernde — Schicht kann nie durch deren Formen adäquat begriffen werden: hier sind die biologischen Phänomene beheimatet, die unter Kategorien, wie Organisation und Individualität, Leben und Tod, Reiz und Reaktion, Funktion und Entwicklung, durchaus autonom bestehen, obzwar sie de facto nur so sich verwirklichen können, daß die Integrität der physikalischen Ebene nirgends angetastet wird. Darüber wiederum baut in ihrer Eigengesetzlichkeit die psychische Welt sich auf: wie alles Biologische an die Geschlossenheit des physikalischen Ablaufs, so ist alles Seelische an die Integrität des Lebendigen gekettet. Aber stofflich

Digitized by Google

ist es nicht mehr aus materieller Substanz gefügt, sondern durch Immaterialität gerade ausgezeichnet und kann somit nicht mehr in sinnlicher Gegebenheitsweise aufgefunden werden, wenn es nicht — durchscheinend durch die Körpersubstanz, im Ausdruck eben — unmittelbar sich zeigt. Triebhaftigkeit, Motivationsfähigkeit und Gedächtnis mögen willkürlich als Beispiele der Kategorien genannt werden, die ihren logischen Ort im Bezirk des psychischen Gegenstandes haben. In welcher Weise dann die soziologische Ebene darüber sich aufbaut, soll hier nicht näher erörtert werden.

Nicht nur die Isoliertheit jeder Gegenstandsschicht also will diese Darstellung betonen, sondern auch im gleichen Maße die Verkettung aller Glieder zu einer hierarchischen Ordnung dergestalt, daß jedes höhere Niveau nur gebunden an die Wirklichkeiten der tieferen Ebenen sich gegenständlich realisieren kann: So Leben nur auf der Basis chemisch-physikalischer Prozesse, obschon es selbst ein durchaus anderes ist, oder Seele etwa nie als freischwebendes Phänomen, sondern stets nur vom System des Lebendigen getragen. Wesentlich erkannt werden kann jeder Gegenstand nur durch Formen, die auf seinem Niveau beheimatet sind, und also Ausdruck nur durch Kategorien, die seine Doppelheit als seelisches Phänomen eines lebendigen Leibes zu fassen vermögen, nicht hingegen durch Reduktionen etwa auf biologisch-physiologische Tatbestände; also nur durch eine kritische Begriffsbildung, die auf sein Wesen gerichtet ist, und nie durch eine dogmatische, die es verfehlt, indem sie die Kategorien eines fremden Niveaus darauf hinzwingt.

Zur prinzipiellen Charakteristik der Ausdruckssphäre. Der gegenwärtige Stand ausdruckstheoretischer Forschung erlaubt uns nicht, mit einer Tafel etwa aller ausdruckkonstituierenden Kategorien abzuschließen oder überhaupt mit einer systematisch gefügten Begrifflichkeit, sondern macht in dieser Hinsicht zunächst nur möglich, auf einem noch wenig erhellten Hintergrunde Konturen erscheinen zu lassen, die den strukturellen Aufbau des Sachgebietes wie auch die Mittel seiner logischen Bewältigung skizzieren könnten. Zu einer solcherart konkreten Unterlage wählen wir also aus der geringen Zahl bisher vorliegender Arbeiten, welche überhaupt dem Erfordernis der Wissenschaftlichkeit entsprechen, jene von Klages geschaffene Ausdruckslehre, weil sie — was wir schon eingangs betonten — die grundlegende Leistung theoretischer Einsicht vollzogen hat. Wenn zwar Klages zumeist am empirischen Tatbestand gerade des handschriftlich fixierten Ausdrucks seine entscheidenden Belege findet, so bekommt doch diese bevorzugte Rolle der Graphologie eine hinreichende Rechtfertigung aus dem Bedürfnis bildlicher Illustration, das der Gegenstand im Darsteller weckt, und berechtigt nicht, den Geltungsbereich der durch ihre Vermittlung gewonnenen allgemeinen Wesenserkenntnisse auf einen Teilbezirk der Ausdruckskunde einzuschränken. Allerdings ist es für eine Untersuchung, wie sie hier beabsichtigt wird, unumgänglich, mit dem besonderen Hinweis auf die originalen Arbeiten von Klages zu beginnen[1]),

[1]) Ludwig Klages, Die Probleme der Graphologie, Leipzig 1910. Handschrift und Charakter, 3. Aufl., Leipzig 1912. Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, 2. Aufl, Leipzig 1921. Einführung in die Psychologie der Handschrift, Stuttgart 1924.

Digitized by Google

da durch Referat oder Beispiel die Anschaulichkeit des dort verwandten Materials der Schriftbilder in keiner Weise ersetzt zu werden vermag; und es erübrigt sich schließlich zu sagen, daß hier nur Aufgabe ist: die logische Charakteristik einer Gesamteinstellung, und nicht: das kritische Sichten von Einzelheiten, die bisweilen vielleicht problematischer liegen, als Klages meint.

Wenden wir uns nun der phänomenologischen Gegebenheitsweise alles Ausdrucks überhaupt zu und sondern dabei aus der Fülle dessen, was gemeinhin so genannt zu werden pflegt — am Kunstwerk etwa oder an weltanschaulicher Haltung in zweifellos übertragenem Sinne —, jenen ursprünglichen Sachverhalt ab, der als Ausdruck bezeichnet sein will, dann leuchtet auch unmittelbar damit auf, daß es sich stets beim Ausdrucksphänomen um die Manifestation irgendwelcher seelischer Innerlichkeit durch eine der Seinsart nach zwar fremde, ihr aber doch in irgendeiner Weise entsprechende, sie repräsentierende, lebendige Äußerlichkeit handeln muß. Wie in ihrer ersten oder letzten Spekulation noch jede Bemühung um die Problematik des Ausdrucks auf die metaphysische Frage nach der Beziehung von Leib zu Seele stieß, so steht am Anfang wissenschaftlicher Ausdruckskunde das gegenstandslogische Postulat eines psychophysischen Zusammenhangs, dessen Besonderheit eben das Sachgebiet konstituiert und dadurch gerade eine sinngemäße Durchdringung überhaupt möglich macht. Weiterhin leuchtet ein, daß dieser Zusammenhang nicht durch die Denkformen psychophysischer Kausalität noch durch die eines psychophysischen Parallelismus gefaßt werden kann, da beide nur in Isolierung hier Körperliches, dort Seelisches bestehen lassen und nur in äußerer Zuordnung aufeinander beziehen, wo doch Ausdrückendes und Ausgedrücktes als ineinandergefügt und also durch tiefere und restlose Gemeinschaft verbunden sich erweisen, wenn wir sie in ihrer reinen Gegebenheit aufsuchen. Die Eigenart dieser Durchdringung im Konkreten zu klären, liegt jenseits der Grenze theoretischer Diskussionsmöglichkeit, weshalb sie auch von Klages bezeichnet wird als ein „vorausgesetztes Wissen", das empirisch hernach erst seine Bestätigung finde[1]), und von uns gleichsinnig eben als Postulat, dessen die Ausdruckssphäre zur Begründung ihrer Geschlossenheit bedarf. Und wenn hier daran erinnert wird, daß rationaler Wissenschaft zur Übermittlung des Ineffabile nicht sachliche zwar, aber doch symbolisierende Begriffsbildung verfüglich ist, so erhellt daraus wiederum, daß nicht als erklärende Fassung, sondern nur als Andeutung eines irrationalen Sachverhalts die von Klages — und ja von früheren schon — gegebene oberste Setzung gelten kann: „Der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes"[2]). Klammern wir damit auch das Inhaltliche dieser transzendenten Lehre in seiner Geltung ein, so ist doch keineswegs die logische Bedeutung und Wirksamkeit ihrer begrifflichen Struktur aufgehoben: als erstes Axiom einer Wissenschaft — obschon selbst unbeweisbar und nur antizipiert — prägt sie den Bau alles wesentlich ihrem Gegenstande zugewandten Denkens dergestalt, daß auch im einzelnen immer von neuem sich aufzeigen läßt, wie durch die gewisser-

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 12.
[2]) a. a. O., S. 16; vgl. auch Klages, Vom Wesen des Bewußtseins, Leipzig 1921, S. 26.

Digitized by Google

maßen symbolisierende Funktion des Äußeren eine Kundgabe innerer Artung unmittelbar erfaßt werden kann. Daß bereits in der dünnsten Schicht theoretischer Arbeit, die mit bloßer Deskription sich begnügt, seelische Regung adäquat nur ergriffen wird durch ein Transponieren in bildhafte Anschaulichkeit, finden wir am deutlichsten gerade in dem häufigen und systematischen Hinweis auf die plastische Leistung der Sprache bestätigt, mit dem Klages[1]) jene Verkörperung von Ausdrucksgehalt zu Ausdruckgestalt uns einsichtig zu machen sucht: „Wir meinen es heute ohne Besinnen von selbst zu wissen, daß uns der Kummer „bedrücke", allein wir vergessen dabei, wieviel unsere Auffassung einer für sie denkenden Sprache verdankt, die uns mit zahlreichen Bildern von lähmenden und niederdrückenden Mächten daran gewöhnte, die Antriebsgestalt des Grämens und Sorgens in Verbindung zu setzen mit der Richtung nach unten. Sie sagt uns das mit überzeugender Kraft, wenn sie vom Bekümmerten urteilt, es werde ihm „schwer ums Herz", er fühle sich „niedergeschlagen" und „sorgenbeladen", der Kummer „laste" auf ihm, es sei ihm „beklommen" zumute. Müssen wir noch hinzufügen, daß wir jedes dieser Wörter bestätigt finden, sobald wir das Augenmerk richten auf die buchstäblich „kopfhängerische" Haltung eines Bekümmerten? ... Die entgegengesetzte Antriebsgestaltung läßt sich sprachlich für die Freude belegen mit gerade entgegengesetzten Ausdrucksbildern. Lag im Kummer ersichtlich eine Abneigung gegen Bewegungen, so finden wir das „plaisir de mouvement" der freudigen Erregung bestätigt, wenn wir von ihrem Träger erfahren, er gebe sich einer „überströmenden" Seligkeit hin, sei „ausgelassen", gehe „aus sich heraus". Die Richtung nach oben vollends beherrscht die ganze Namengebung der Freudengefühle; man fühlt sich im Glück „gehoben", „erhoben", „beflügelt", man atmet „erleichtert" auf, oder auch wohl man „wirft sich in die Brust"[2]). — Erwies sich demnach zunächst ganz allgemein an der phänomenologischen Gegebenheit die kategoriale Form des im Ausdruck gedachten psychophysischen Zusammenhangs als ein symbolisches Entsprechen, so zwingt uns nunmehr die Problematik des Sachverhaltes, nach der Eigenart dieser Symbolik weiter zu fragen; denn „der Modus der Symbolik, nach welchem jede Bewegung für uns einen Sinn erhält, begreift notwendig das Grundgesetz des Ausdrucks in sich"[3]). Daß ein Prinzip uns gezeigt werde, müssen wir fordern, dem diese doppelte Funktion gelingt: einmal als Ausdrucksgesetz uns einsichtig zu machen für jeden konkreten Fall, wie Auszudrückendes in Ausdrückendem sich kundtun wird, und dann als Deutungsgesetz wiederum uns verstehen zu lassen, was Ausdrückendes an Ausgedrücktem enthält. Zu dieser zweifachen Leistung aber, „sowohl aus jedem gattungsmäßig abzugrenzenden Gemütszustande die wichtigsten Züge seiner Erscheinung als auch aus jedem gattungsmäßig abzugrenzenden Ausdrucksbilde die wichtigsten Züge des darin erscheinenden Gemütszustandes herzuleiten"[4]), setzt uns — nach Klages — instand die Erkenntnis: „Ausdrucksbewegung ist die gegenständliche Verwirklichung der dem Lebenszustande innewohnenden Antriebs-

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 18f. [2]) a. a. O., S. 27—28. [3]) Probleme der Graphologie, S. 118. [4]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 29.

Digitized by Google

form"[1]); für uns besteht somit die Aufgabe, an der Gegenständlichkeit des Ausdrucks wie an der Methodik des Deutungsverfahrens den Sinn dieses Satzes erläuternd zu bewähren, um dann den Gang der Untersuchung beschließen zu können.

Zur besonderen Charakteristik des Ausdrucks. Von den „Bedingungen der Möglichkeit" soll jetzt gesprochen werden, die jedes Ausdrucksphänomen konstituieren, wenn es in voller Realität für uns vorzufinden ist. Wir haben bereits gesagt, daß hier Ausdruck gemeint wird in seiner ursprünglichen Bedeutung als Lebensfunktion, und daß wir somit all jene in Gebilde objektiven Geistes — in Kunstwerke etwa oder Weltanschauungen — eingeschlossenen Tatbestände nicht berücksichtigen, die üblicherweise ebenso bezeichnet werden, die aber — der Eigenart alles Ausdruckhaften entgegen — losgelöst von der Subjektivität, in runder Selbstständigkeit, existieren und daher nicht als Ausdruck uns gegeben sind, sondern — wie man es neuerlich genannt hat[2]) — als „Dokument". Jedoch können wir einige Gruppen von Erscheinungen nicht ignorieren, die völlig wesensfremd dem Ausdruck sind — trotz mancher struktureller Übereinstimmung. Denn häufig werden diese mit ihm verwechselt, zumal auch sie nur in der Sphäre der Seele sich verwirklichen und — von Ausdruck behaftet wie den Ausdruck behaftend — derart mit ihm ineinander spielen, daß erst subtilere logische Scheidung bisweilen beide voneinander abzuheben vermag. Daher werden wir vergleichend das Eigentümliche alles Ausdrucks mit solchen andersartigen Phänomenen kontrastieren und in negativer Bestimmung zunächst also abgrenzen; besonders weil wir glauben, gerade dieser Voraussetzung zu bedürfen, um auch in positiver Charakteristik weiterzukommen, und weil bei Gegenständen irrationaler Artung das negative, umschreibende Verfahren zunächst der einzig mögliche Weg ist, der zu ihrer Klärung hinführt. Wir werden uns dabei wiederum auf Klages stützen, indem wir systematisierend zusammenstellen, welche Argumentationen diesbezüglich sich in seinen Darlegungen finden, und wir werden mit Zitaten nicht sparsam sein können, um die Prägnanz seiner Formulierungen nicht zu verwischen. Vorerst aber müssen wir auf die Unzulänglichkeit einer prinzipiellen Scheidung hinweisen, die vor allem aus den „Naturphilosophischen Vorlesungen" Melchior Pálagyis[3]) in die Geschichte der neuesten Philosophie eingegangen ist und von dort her auch für die durch Klages[4]) vertretenen theoretischen Ansichten fundamentale Bedeutung bekam: wir meinen die Antithese von „Leben" und „Geist". Wir wenden gegen sie ein, daß mit der pointierten — obzwar sicherlich sachentsprechenden — Durchführung, die sie bei Pálagyi und Klages findet, eine deutliche Wesensdifferenz verdunkelt wird, die wiederum zwischen „Leben" und „Seele" sich auftut. Denn wir halten dafür,

[1]) ebenda, S. 28.

[2]) Wir übernehmen diesen Terminus aus Mannheim: Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. Wien 1923. Der Unterschied von Ausdrucksinn und Dokumentsinn wird dort eingehend dargelegt. Die hier gegebene Anwendung entspricht nicht ganz der Fassung des Autors.

[3]) Melchior Pálagyi: Naturphilosophische Vorlesungen. 2. Aufl., Leipzig 1924.

[4]) Klages: Vgl. besonders die Abschnitte über das Formniveau in: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft; und in: Handschrift und Charakter; ferner die Schrift: Vom Wesen des Bewußtseins.

Digitized by Google

daß es nicht angeht, so weit und so unscharf den Lebensbegriff zu bilden, daß er das seelisch Gegebene einfach in sich aufzunehmen vermag, und wir glauben somit, daß um den Anspruch auf die gegenständliche und logische Beheimatung der Ausdrucksphänomene keine Zweizahl der Sphären nur streiten könnte, sondern eine Dreiheit vielmehr — eben: Leben, Seele und Geist — und eine Dreiheit gerade von Sphären, die substantiell wie strukturell ihrem Wesen nach auseinanderzuhalten sind. Wir wollen versuchen, diese dreifache Gliederung einsichtig zu machen, um die Berechtigung solcher Ansprüche prüfen zu dürfen. Wir werden aber sehr summarisch verfahren und als einziges Kriterium unserer Sätze hier nur den in phänomenologischer Selbstgegebenheit sich offenbarenden Zwang des Gegenstandes anführen können.

Wenn man vom Strom des Lebens reden hört oder vom Strom der Seele, so ist zunächst unmittelbar gewiß, daß etwas Wesentliches alles Lebens oder aller Seele ausgesprochen wird in dieser metaphorischen Form, und weiterhin auch leuchtet ein, daß stets der Geist dem Bild des Strömens widerstrebt. In kontinuierlicher Dynamik gestalten von innen her sich Leben und Seele als Phänomene empirischer Wirklichkeit, während Geist von außen formt — ein ordnendes, begrenzendes Prinzip der Sinngebung, das zwar für uns gegenwärtig wird, sofern es einging in empirische Wirklichkeit, das aber niemals sich mit bloßen Mitteln der Erfahrung fassen läßt. Gebunden an Individuation sind Leben und Seele; außer- und überindividuell erweist sich der Geist; in materieller Substanz bildet sich der individuelle Organismus, aus immateriellem Stoff gewissermaßen denken wir das seelische Sein des Ich gebaut, aber die Sphäre des Geistigen hat ihr entscheidendes Merkmal in einer idealen Existenz. Das bloße Leben — der Pflanze etwa — ist ausdruckslos schlechthin, weil Ausdrückendes und Ausgedrücktes sich hier noch nicht geschieden haben; die Sphäre des Psychischen erst — so zeigt das Tier — wird ausdrucksfähig sein, weil Kategorien der Subjektivität sie begründen; und nicht eigentlich Ausdruck mehr gibt die Ebene des Geistigen, weil sie das Objektive bedeutet, das vom Subjekt Gelöste — etwa menschliches Werk, das nur „dokumentiert". Als Ertrag dieser Darlegung stellen wir fest, daß Ausdrucksphänomene ihrer Wesensart entsprechend von den Denkformen weder biologischer noch geistiger Gegenständlichkeit können getroffen werden, „da das Wort Ausdruck, wenn wir ihm nicht Gewalt antun, an der Bewegung schlechthin die Züge bezeichnet, in denen eine Regung der Seele erscheint"[1]). So wendet Klages sich gegen Darwin, der „die Ausdrucksbewegung erst entseelen mußte, um sie für erklärbar zu halten mit seinem Prinzip zweckmäßig assoziierter Gewohnheiten"[2]). Denn Gewohnheitsbewegung wird gekennzeichnet durch die Seelenlosigkeit gerade ihrer automatisch-reflektorischen Struktur, aber: „Ausdrucksbewegung ist nicht nur keine Gewohnheitsbewegung, sondern sie ist sogar deren völliges Widerspiel"[3]), und „der reflektorische Charakter der Lebensbewegung ... ist polar gegensätzlich zu ihrem expressiven Charakter"[4]), welcher durchaus nicht auf mechanisierender Gleich-

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 65. [2]) ebenda, S. 60. [3]) ebenda, S. 59. [4]) ebenda, S. 63.

Digitized by Google

förmigkeit, vielmehr auf einer stets ursprünglichen, mithin eben schöpferischen Kraft nur beruhen kann.

Ebenso wesentlich abgrenzbar ist alle Ausdruckstatsache gegen die Willkürbewegungen: als Bedingung seiner Möglichkeit verlangt Ausdruck eine blinde und triebhafte Dynamik, weil nichts ihn formt außer strömender Innerlichkeit, hingegen Wille nur sich wirksam zeigen wird durch seelenfremde, äußere Bestimmung, durch zielstrebiges Gerichtetsein auf ein Objektives, das zunächst in irgendeiner Form fixiert sein muß: „Die Gestalt der Ausdrucksbewegung wird sonach ausschließlich bestimmt vom Zustand ihres Vollbringers, die Gestalt der Willkürbewegung vom Gegenstande. Das Ziel des Wollens ist vorgesetzt, das der Gemütsbewegung bildet nur den natürlichen Abschluß der in ihr selber liegenden vis a tergo“[1]). Diese grundsätzliche Differenz verdeutliche ein Beispiel: „Wenn den Zerstörungsdrang des Zornes ein Faustschlag entlädt, so ist der weder gegen den Tisch noch gegen sonstige Dinge gerichtet, sondern er zielt auf den Eindruck des Widerstandes, weil nur am anschaulich Widerstehenden das Brechen, Zerstören und Überwinden erlebt werden kann“[2]); willkürlicher Vernichtung aber — so muß man ergänzen — wird kein bildlicher, sondern ein realer Effekt erst genügen, der dadurch nur zustande kommt, daß alles bloß Triebhafte im Bewegungsablauf eingeschränkt wird zugunsten einer sinnvollen Koordination, die vom Gegenstande ihre Struktur empfängt. Daraus resultiert, „daß der Willensakt selber gar keinen Ausdruck haben könne“[3]), weil er nicht Verwirklichung, sondern Unterdrückung seelischer Regung sei: „Der Wille schlechthin brächte jede Bewegung zum Stillstand, ein den Trieben angeschlossener Wille muß sich damit begnügen, deren Bewegungserscheinung zu regeln“[4]). Nur mittelbar also kann er zum Ausdruck kommen „in den gradierbaren Hinderungen, denen zufolge seiner der Lebensvorgang ausgesetzt ist“[5]), und nur in der „unwillkürlichen Regelmäßigkeit der Bewegungsabfolge“[6]), die eben eine ursprünglich von innerem Rhythmus erfüllte Lebendigkeit in sich mehr oder minder bezwingt, kann von der Ausdrucksdeutung somit das allgemeinste Merkmal des Willens zu finden sein. Da aber alle Willkür auf konkrete — wenn auch nicht immer individuelle — Gegenständlichkeit geht, hingegen aller Ausdruck stets das Charakteristische und Wesentliche nur eines Seelenzustandes metaphorisch veranschaulichen will, darf man mit Klages diese logische Verschiedenheit auch dahin formulieren: „Die Richtung der Willkürbewegung wird durch den Einzelfall, der Ausdrucksbewegung durch eine Gattung bestimmt“[7]).

Als dynamisch Ursprüngliches also scheidet sich Ausdrucksbewegung von Gewohnheitsbewegung; als ein unbewußter — und durch Gleichnis-Charakter wie durch subjekt-immanente Determination konstituierter — Vorgang hebt sie von der Willkürbewegung sich ab; schließlich noch soll nun erwiesen werden, wie sie als mimisches Phänomen sich jener besonderen Gruppe darstellender Gebärden entgegensetzen läßt, die man pantomimische zu nennen pflegt[8]). Zunächst ist Anschau-

[1]) Ausdrucksbew. u. Gestaltungskr., S. 46. [2]) ebd., S. 47, 48. [3]) ebenda, S. 82. [4]) ebenda, S. 86. [5]) ebenda, S. 82. [6]) ebenda, S. 87. [7]) ebenda, S. 49. [8]) ebenda, S. 92ff.

Digitized by Google

lichkeit das offensichtlichste Moment der Übereinstimmung, das ausdrückenden und darstellenden Äußerungen in gleicher Weise zukommen muß, aber Ursprünglichkeit auch und Unbewußtheit und Gleichnishaftigkeit sind den pantomimischen Gegebenheiten ebenso konstitutiv. Die Vergegenwärtigung dessen aber, daß beim Menschen erst und nicht beim Tier von darstellenden Gebärden kann sinnvoll gesprochen werden[1]), läßt jedenfalls vermuten: es möchten auch geistige Momente noch zu den Bedingungen ihrer Möglichkeit gehören, und motiviert daher die Frage, ob — und weshalb — die Bildgestalt der Darstellungsbewegung nicht unterworfen ist dem Ausdruckskriterium einer subjekt-immanenten — durchweg eben seelischen — Determination. Klages hat gezeigt[2]), daß beim Erfassen eines Dargestellten die Anschauung keineswegs wie etwa beim Erfassen eines Ausgedrückten sich nur auf das Subjekt der Kundgabe beschränkt, sondern daß vielmehr der Darstellungsgehalt ein — logisch doch objektivierendes — Beziehen der Gebärde auf den Raum der Wahrnehmung notwendig macht; denn „das Verständnis für den Ausdrucksgehalt der Greifbewegung setzt eine innerliche Mitbewegung, dasjenige für die Bedeutung des Hinweisens die Anschauung einer Richtung voraus, als welche ihrerseits wieder begründet liegt im erlebten Bilde des Sinnenraumes. Darum muß für jeden beliebigen Zug jeder beliebigen Pantomime der Bedeutungsgrund angesetzt werden nicht in der Bewegung selbst, sondern im anschaulichen Verhältnis einer Haltung zum Wahrnehmungsraum“[3]). So beispielsweise wird nur als Gebärde ein horizontal gestreckter Arm zu fassen sein und nicht als Ausdruck des Gebietens, „weil er die Beziehung des Sich-darüber-befindens und mithin das Verhältnis des Drückenden zum Gedrückten versinnlicht“[4]). Die gegenständliche Verschiedenheit ist damit klar, die zwischen Ausdruck einerseits besteht, der ja von Subjektivität getragen wird und durch den Modus der Bewegung nur konkreten Sinn bekommt, und solcher Pantomime andererseits, die erst im Objektiven sich konstituiert und eben nicht Bewegungs-, sondern Beziehungseigenart des Bildes ist: Sind wir doch im „Auffassen eines Dargestellten ... dem Bewegungsursprung der bedeutungsvollen Erscheinung ebenso fern wie angesichts einer Bildsäule dem Gedanken an die Meißelschläge des Künstlers, durch den sie entstand“[5]). Die überstreichenden Federzüge, die als Merkmal der Herrschsucht dem Graphologen bekannt sind, und der gebieterisch ausgestreckte Arm werden aus ganz verschiedenartigen Bewegungen zustande gebracht, und „wenn sie dennoch dieselbe Bedeutung haben, so beruht das allein auf anschaulicher Ähnlichkeit der bewirkten Bilder“[6]).

Die gegenständliche Charakteristik der Ausdrucksphänomene, die dieser Abschnitt geben will, hat bisher nur deren Andersartigkeit gegenüber der Gewohnheitsbewegung, der Willkürbewegung und der Darstellungsbewegung veranschaulichen können. Wenn nunmehr die dingliche Selbständigkeit des Ausdruckhaften auch positiv gekennzeichnet werden soll, dann müssen die aus diesen Entgegensetzungen resultierenden Einsichten entsprechend den im Aufbau des Ausdrucksgegenstandes wirksamen Funktionen, auf die sie sich beziehen, systematisiert und

---

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 92. [2]) ebenda, S. 94ff. [3]) ebenda, S. 94. [4]) ebenda, S. 98. [5]) ebenda, S. 100. [6]) ebenda, S. 99.

Digitized by Google

durch weitere Momente konstitutiven Charakters ergänzt werden, die sich als Strukturbedingtheiten — mithin zwangsläufig — noch ergeben dürften. Wir stellen einige Bemerkungen voran, die sich auf den formalen Bau des Ausdrucks beziehen. Die darauffolgenden Gesichtspunkte inhaltlicher und materialer Natur ordnen sich nach der dem Gegenstand zukommenden Doppelheit einer subjektiven — inneren, und einer objektiven — äußeren Seite sinngemäß in die beiden Gruppen der dynamischen Momente der Ausdrucksgestaltung, welche das betreffen, was den Ausdruck treibt, und der bildhaften Momente der Ausdruckserscheinung, die kennzeichnen, als was er sich darstellt.

Wir haben oben auseinandergesetzt, daß Ausdruck in der Sphäre seelischen Lebens beheimatet ist. In Übereinstimmung mit allen seelischen Gebilden anderer Art ist er stets auch auf eine „innewohnende Lebensmitte“[1]) bezogen. Nie ist Seelisches als frei schwebendes Phänomen gegeben, sondern jedesmal nur umschlossen und geprägt von einem individuellen, monadischen System: „Tatsächlich wahrnehmen wir gar nicht die Freude, den Zorn, den Schrecken, sondern einen Erfreuten, Erzürnten, Erschreckten und also auch in den Wallungen das von der Wallung jeweils ergriffene Wesen, das auch begrifflich gekennzeichnet wird mit dem Insgesamt seiner Eigenschaften“[2]). Für die Struktur der Ausdrucksphänomene weiterhin kennzeichnend ist die Kontinuität ihres Ablaufs. Nicht ein fugenlos verströmendes Abfolgen der Bilder meinen wir damit, sondern daß unabhängig von etwa diskontinuierlichen Bildgestaltungen die Dynamik der Gemütsbewegung von innen — also von der näheren oder ferneren Bezogenheit auf das persönliche Zentrum her, mit der sie anhebt, nach außen — also bis zur Umsetzung in sichtbare Erscheinung — geradlinig und bruchlos verläuft. So kommt es letzten Endes dazu, daß schließlich keine seelische Regung nur in einem isolierten Bezirk des Körperlichen sich als partielle Erscheinung gewissermaßen ausdrückt, sondern daß jede als Ganzheitsphänomen das physische Gesamtsystem, in dem sie beschlossen ist, durchwirkt. Zwar mag der diagnostische Wert mancher Ausdrucksgebiete größer sein als der anderer von minderer Ausdruckskraft, seiner Tendenz nach aber erstreckt aller Ausdruck sich über den ganzen Körper und in alle Körperleistung hinein, und Mimik wie Physiognomik, Chirologie wie Graphologie sind nur Teilaspekte, die historischen oder soziologischen Bedingungen oder auch — so die Handschriftendeutung — praktisch-methodischen Abstraktionen ihre Eingeschränktheit verdanken. Von Klages wurde die kritische Ausdruckskunde als „Physiognomik der Funktionen“[3]) begründet, und seinen prinzipiellen Voraussetzungen nach bleibt „keine Bewegung eines lebendigen Leibes gänzlich ausdruckslos, weil ja doch jede nur eine Seite bildet jenes Bewegungssystems, das aus sich selber, d. h. aus Beseeltheit bewegt ist“[4]). Nur vom Zentrum der Individualität gezeichnet kann stets diese Manifestation des Inneren sich verwirklichen; wer graphologische Tatbestände sich vergegenwärtigt, findet zahllose Beispiele dafür: „jede Bewegungseigentümlichkeit, wie Größe, Weite, Eile, Kurve, Winkel usw.,

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 9. [2]) ebenda, S. 70. [3]) Probleme der Graphologie, S. V. [4]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 65.

Digitized by Google

hat in jeder Handschrift wiederum ihren besonderen Index, der sie einem und nur diesem einen System zuweist, so etwa wie eine Fläche von bestimmtem Krümmungsradius zu nur einer einzigen Kugel ergänzt werden kann"[1]). — Diese Auffassung aber, daß aller Ausdruck nicht nur als Ausdrucksbewegung im Körpersystem der ausdrückenden Person sich auswirkt, sondern in der individuellen Lebenssphäre überhaupt, indem er auch in Phänomene eingehen kann, die keineswegs ausdrucksartig sind, bedarf noch einer veranschaulichenden Ergänzung: „Es gibt keine Gebärde", sagt Klages, „die nicht vom Zustand der Seele geprägt, keine Willkürbewegung, die nicht von ihm gemodelt würde, und darum auch keine, an welcher nicht Teil hätte das Insgesamt seiner Eigenschaften"[2]). In jede Geste, in jede Handlung, in alle technische oder künstlerische Wirksamkeit geht Ausdruck ein, und sein Gehalt läßt sich immer von den andersartigen Gebilden abheben, mit denen er verschmolzen ist. Somit darf man durchaus nicht Gesten oder Handlungen selbst — dieser Ausdrucksmomente wegen — als Ausdruckserscheinungen bezeichnen: sie bleiben vielmehr immer wesentlich verschieden von allen echten Ausdrucksphänomenen, und „die Frage ist nicht, in welchem Maße sich eine Geste zu beseelen vermöge, sondern ob sie an und für sich von einer Seelenbewegung der Ausdruck sei"[3]). Nur auf die große Bedeutung soll noch hingewiesen werden, die für die Ausdruckskunde überhaupt dem Mit-Ausdruck-Behaftetsein ausdruckfremder Phänomene zukommt: so etwa hat die graphologische Forschung es niemals mit reiner Ausdrucksbewegung zu tun, sondern stets mit Ausdrucksgehalten, die in objektivierende, technische Bewegungskomplexe eingegangen sind, und die prinzipielle Möglichkeit der Handschriftendeutung beruht demnach gerade auf dem eben hier skizzierten Sachverhalt. —

Wir wenden uns nun einigen konstitutiven Momenten zu, die der Ausdrucksdynamik ihre charakteristische Prägung geben. Wir gehen dabei wieder davon aus, daß Ausdruck nur als Phänomen beseelten Lebens zu fassen ist. Er bedarf des ursprünglichen Zusammenhangs mit dem Strom des Lebens und der Seele und ist somit selbst Lebendigkeit, wenn man die Kraftquelle bezeichnen will, die ihn treibt, und Ursprünglichkeit, wenn man in Betracht zieht, daß jeder Ausdrucksbewegung die Tendenz zur ungebrochenen und unmittelbaren Gestaltung der ganzen Fülle ihres Gehalts zugehört. Alle Lebendigkeit wird von Klages spezifiziert dargestellt als innerlich-rhythmische Lebendigkeit in konträrem Gegensatz zu dem äußerlich-regelhaften, abgrenzenden Wirken des Geistes: „Rhythmisch äußert sich und erscheint das Leben; mit dem Takte dagegen zwingt den rhythmischen Lebenspulsschlag unter das nur ihm eigentümliche Gesetz der Geist"[4]). Ernstlich kann ja nicht bezweifelt werden, daß „die reine Naturgestalt an und für sich schlechtweg vollkommener Ausdruck des Lebens sei und demgemäß allemal auch vollkommene Form besitze. Die Gestalt der Pflanzen und die Gestalt wie Bewegung der Tiere ist in jedem Augenblick von grenzenloser Ursprünglichkeit, soweit nur der Organismus die ihm völlig angemessenen Lebensbedingungen fand, und es wäre freilich nicht anders mit der

[1]) Ausdrucksbew. u. Gestaltungskr., S. 114. [2]) ebd., S. 71. [3]) ebd., S. 66. [4]) ebd., S. 135.

Digitized by Google

Leibes- und Bewegungsgestalt des Menschen, wenn dieser nicht unter einem grundsätzlich anderen, nämlich teilweise außernatürlichen Zwange stände. Ausdruck des Lebens ist der Rhythmus, Ausdruck des Geistes die Verdrängung des Rhythmus durch die regelnde Kraft des Gesetzes. Je mehr im Innern der Geist das Leben überwältigt hat, um so mehr tritt an der Erscheinung des Innern der Rhythmus hinter der Regel zurück"[1]). Damit ergibt sich, daß Form hier als qualitatives Phänomen, als die begrifflich nicht zu fassende, anschaulich gegebene Einheit einer Mannigfaltigkeit, zum äußeren Korrelat innerer Lebendigkeit wird, und die prinzipielle These, die oben bereits dargestellt wurde[2]) daß Seele uns als „Sinn des lebendigen Leibes" gegeben sei, bekommt nun ihre konkrete Begründung: „Man hat die Seele im Gehirn gesucht", sagt Klages, „wir weisen sie nach in der Form, deren sinnlich gegliederte Teile das regulative Prinzip abgeben zur (ohne sie gleichsam im Finstern schaltenden) Unterscheidung von Varietäten des Psychischen"[3]). Wie auf diesem Formbegriff, den Klages entwickelt hat, die kritische Methode der Ausdrucksdeutung basiert, wird noch zu zeigen sein. Vorläufig soll nur darauf hingewiesen werden, daß in der qualitativen Beurteilung der Form, zu der beseeltes Leben sich gestaltet, ein „Maßstab für seine Ausdrucks-Ursprünglichkeit"[4]) gegeben ist, eben weil gerade ursprüngliche Form und ursprüngliches Leben in wesensmäßiger Entsprechung gesehen werden — denn „statt Form kann man Eigenart oder inneres Leben sagen: der Sinn ist stets die so völlig gefühlsbestimmte als in Begriffe nicht auflösbare Gesamtqualität"[5]). — Es ist nur die Konsequenz einer solchen Konzeption des Ausdrucks, wenn sich die durch Klages begründete Ausdruckskunde als „Bewegungsphysiognomik"[6]) aufbaut. Aller Ausdruck wird ja vom Strom des Lebens getragen, aller Ausdruck empfängt aus einer inneren Lebendigkeit seine Dynamik, und es kann somit auch Ausdruck nur als verwirklichte oder wenigstens intendierte Bewegung gefaßt werden. Dadurch gerade, daß in ihm die Lebensstruktur sich durchsetzt, wird er Bewegungsphänomen. Mit einer Fülle sprachlicher Bezeichnungen läßt dieser dynamische Charakter sich veranschaulichen. Wir verweisen auf die Arbeiten von Klages und geben hier nur die Ableitung des allgemeinen Ausdrucksgesetzes wieder, die von ihm in diesem Zusammenhang dargestellt wird: „Der Name ‚Gemütsbewegung' bliebe schlechterdings unverständlich ohne die Annahme, daß den verschiedensten Gefühlen der erlebte Antrieb zur Ausführung von Bewegungen eigne. Nur weil zu den Wallungen selbst schon die Neigung gehört, in gegenständlichen Bewegungen offenbar zu werden, kann die Sprache sie namhaft machen durch die Bewegungsgestalten ihres Ausdrucks. Wir erleben in heftigem Hoffen, Wünschen, Fürchten, Erwarten, Sichfreuen jeweils charakteristische Bewegungsantriebe, und eben diese setzen sich in solche Körperbewegungen um, die auf den Empfänger des Bildes davon den Eindruck des seelisch Bewegten machen. Mit dem Wachsen der Gefühle, die man ‚bewegte' nennt, wächst bei ungehemmtem Sich-gehen-lassen auch Stärke und Häufigkeit entsprechender Körperbewegungen; mit ihrem Hinschwinden im Zu-

[1]) Ausdrucksbew. u. Gestaltungskr., S. 139. [2]) ebd., S. 16. [3]) Probleme der Graphologie, S. VII. [4]) Ausdrucksbewegung u. Gestaltungskraft, S. 140. [5]) Probleme der Graphologie, S. 138. [6]) ebenda, S. V; und: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 70.

Digitized by Google

stande sorglosen Träumens oder begierdeloser Befriedigung oder stiller Beschaulichkeit tritt auch für ihn die verhältnismäßige Ruhe ein, deren Ausdrucksgehalt sprachgebräuchlich ‚Gemütsruhe' heißt. Was aber damit entwickelt wurde für die Erlebnisintensität, die ja nur eine Seite des nämlichen Vorganges bildet, an dem wir von ihr unterscheiden die Erlebnisqualität oder -artung, das gilt ohne Zweifel allgemein: Jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des in ihr ausgedrückten Gefühls"[1]). Damit ist das Gesetz abgeleitet und formuliert, dem alle Ausdrucksgebilde entsprechen sollen, und das in doppelter Funktion — als Ausdrucksprinzip und als Deutungsprinzip zugleich — das Axiom der von Klages geschaffenen Ausdruckskunde geworden ist, wie wir schon oben gesagt haben. — Bevor wir nun den konkreten Gehalt dieses Ausdrucksgesetzes an der bildhaften Seite des Ausdrucks veranschaulichen und damit einsichtig machen, daß es wie für die Intensität, so auch für die Qualität der Erlebnisse gilt, müssen in Kürze noch einige Ausdrucksmomente aufgezeigt werden, die mit den eben beschriebenen Bedingungen Lebendigkeit und Ursprünglichkeit in nächstem Zusammenhang stehen. Nur da kann echter Ausdruck zustande kommen, wo das Seelische nicht abgeschnürt ist oder abgebogen vom ursprünglichen Leben: Ausdruck muß stets als unreflektiertes Phänomen in Unbewußtheit verlaufen; denn alle Reflexion bedeutet Objektivierung und somit ein Entrücken des Erlebens aus der Sphäre des bloß Subjektiven, dessen uneingeschränkte Herrschaft sich als notwendig für die Ausdrucksgestaltung erwiesen hat. Auch jede gegenständliche — mithin ebenfalls objektivierende — Bestimmung der Ausdrucksbewegung von der Außenwelt her — das ergab sich bereits aus der Gegenüberstellung zur Willkürbewegung — wird hemmend auf den Ausdruck wirken müssen, weil dadurch die Grundbedingung seines Ablaufs, daß er nämlich lebensunmittelbar sei, eingeschränkt oder gar aufgehoben würde. Wenn es auch der Bewegungsphysiognomik darauf ankommt, den „bloß dynamischen Bewegungsbegriff der Naturwissenschaften zu ersetzen durch den in der Lebenslehre allein berechtigten teleologischen"[2]), so wird damit doch keineswegs das Erfordernis der Unmittelbarkeit, die der Ausdruck zum Lebensstrome haben muß, berührt. „Die Ausdrucksbewegung ist immerdar ohne Zweck, in den meisten Fällen aber sogar zweckwidrig"[3]), und das Telos, das ihr innewohnt, geht nie auf Gegenständlichkeit, sondern auf „Bilder", nie auf den Einzelfall, sondern — wie sich früher schon erwies — auf die „Gattung", da ja Ausdrucksbewegung nicht Handlung ist, sondern gerade „Gleichnis der Handlung"[4]). Als symbolisches oder metaphorisches Phänomen also geht sie nicht über den Bereich des Subjektiven hinaus ins Gegenständliche. Sie ist „blind"[5]) — im Gegensatz zur Willkürbewegung: weil sie zwecklos und absichtslos verläuft — aber sie ist „nichtsdestoweniger sinnvoll"[6]), eben wegen dieser unbewußten, jedoch wesenhaften Bezogenheit auf das Bild ihrer Erscheinung, dem wir uns nunmehr zuzuwenden haben.

Der bildhaften Seite des Ausdrucks glauben wir hinreichend gerecht zu werden, wenn wir durch einige von Klages übernommene Beispiele die für sie entscheidende

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 22. [2]) ebenda, S. 43, 47. [3]) ebenda, S. 48. [4]) ebenda, S. 49. [5]) ebenda, S. 48. [6]) s. oben S. 120.

Digitized by Google

Frage zu beantworten suchen, wie sich ein Antriebserlebnis im Ausdrucksbild zu gestalten vermag. Nach allem, was gesagt wurde, ist es klar, daß die Bildhaftigkeit, die hier in Betracht kommt, keine statische sein kann, sondern nur eine Anschaulichkeit der Bewegungsformen, eben weil es sich niemals beim Ausdruck um die Darstellung eines Gegenständlichen handelt, sondern immer um die Unmittelbarkeit eines Lebenszustandes. Daß die Umsetzung der Antriebsform einer Gemütsbewegung in ihre bildhaften Ausdruckseffekte reflexionslos verläuft, versteht sich von selbst. Wir erinnern nur daran, daß wir oben schon die symbolische Entsprechung aufgezeigt haben, durch die das Verhältnis von Ausdrucksgehalt zu Ausdrucksgestalt charakterisiert wird, und finden nunmehr in der Funktion der Antriebsform ein Medium, das diese Symbolik qualitativ zu konstituieren vermag. Schließlich haben wir uns noch die von Klages gegebene Formel zu vergegenwärtigen, daß die Ausdrucksbewegung ein Gleichnis der Handlung sei[1]), wenn wir uns instand setzen wollen, an der Hand seiner Beispiele „bis in die feineren Züge hinein das Bewegungsbild einer Wallung regelhaft abzuleiten"[1]). Soll etwa der Bewegungsausdruck des Entsetzens seinen Grundzügen nach bestimmt werden, so finden wir: er ist ein „Drang, vor dem wirklichen oder eingebildetermaßen Entsetzlichen zu flüchten, aus seinem Wirkungsbereich herauszukommen, es sich vom Leibe zu halten"[2]). Diesem „Endzweck des Nicht-sehen-wollens" entsprechen die Ausdruckserscheinungen des Entsetzens: wir schließen die Augen, drehen den Kopf oder biegen den Körper weg oder schieben die Sache fort, oder auch wir strecken abwehrend die Hände vor, die Handteller dem Entsetzenerregenden zugekehrt, und dies alles nicht nur einem wirklichen Etwas gegenüber, das uns in den Zustand des Entsetzens bringt, sondern auch gegenüber einem vorgestellten, also auch dann, wenn die Ausdrucksbewegung gar nicht den Sinn einer konkreten, sondern nur den einer gleichnishaften Reaktion haben kann. „Ebenso bringt der Zorn ungewollt Bewegungen hervor, als ob der Zornige die Absicht habe, Widerstände zu brechen, die Furcht solche, die dem Willen zur Flucht entsprungen scheinen, das Staunen solche, welche dem Zweck der Orientierung dienen könnten (daher das weite Aufreißen der Augen), die Freude scheint immerfort auszuteilen, die Bewunderung, als ob sie ein Ziel in der Höhe suche, richtet den Blick nach oben und jedesmal ähnlich, soweit wir nur irgend an einer bezeichenbaren Gemütsbewegung die Antriebsgestalt zu fassen wissen"[3]). Trotz dieser Verschiedenheit ihrer Antriebsgestalt — jeder Erlebnisqualität, die zu einer Ausdrucksbewegung führt, entspricht eine spezifische Gestaltungsqualität — stimmen hinsichtlich ihrer prinzipiellen Bewegungsstärke manche seelischen Regungen mit ganz konträren Erlebnissen überein, wohingegen sie von sehr verwandten Phänomenen sich der Grundintensität nach erheblich unterscheiden. So etwa sind Freude und Zorn beide durch gesteigerten Antrieb ausgezeichnet, während Zorn und Kummer ihrer Antriebsintensität nach in deutlichem Gegensatz stehen. — Die Darstellung der Bildgestaltung und die nähere Charakteristik der Ausdrucksgegenständlichkeit überhaupt glauben wir

---

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 51. [2]) Einführung in die Psychologie der Handschrift, S. 42f. [3]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 52.

Digitized by Google

damit abschließen zu können, nicht ohne allerdings noch einmal hervorzuheben, daß die hier beschriebenen Momente des Ausdrucksphänomens nur infolge des analytischen Verfahrens begrifflicher Durchdringung in eine Mehrheit des Gegenständlichen auseinanderfallen, daß aber die Wirklichkeit des Ausdrucks nicht einmal die zweifache Scheidung in Trieb und Bild aufweist, sondern gerade durch das wesentliche Merkmal eines restlosen Ineinanders beider ausgezeichnet wird.

Zur besonderen Charakteristik der Deutung. Die letzte Aufgabe dieser Untersuchung wird notwendig darin bestehen müssen, nun auch noch in Kürze wenigstens darzulegen, wie im Gegensatz zu den verschiedenen Verfahren dogmatischer Ausdrucksdeutung, welche der historische Teil zu betrachten hatte, die durch Klages begründete kritische Methode verfährt. Hatte sich Ausdruck als unmittelbarste Gestaltung des Seelischen erwiesen, so erwies sich zugleich damit Ausdrucksverständnis als unmittelbarster Weg zum Fremdseelischen. Zunächst allerdings gilt das nur für das intuitiv erfassende Verstehen, das wir oben vom methodisch deutenden abgehoben haben, das aber hier nicht in Frage steht, weil es wohl ein Vermögen, hingegen — seiner absoluten Unmittelbarkeit wegen — keine Methode ist: „Wir glauben, jemandem alle möglichen Eigenschaften ‚anzusehen' ... Mit der Erscheinung ist für uns sofort auch ihr Sinn gegeben ... Wir finden solches Urteil in unserem Geiste fertig vor, und es verrät uns gar nichts von seinen Prämissen. ... Wirklich getragen wird die intuitive Auslegung stets von einem mehr oder minder unbestimmten Gesamteindruck. Die aus ihm gewonnene Bedeutung legt sie unbewußt auch jeder Einzelheit unter: weshalb denn diese niemals als solche aufgefaßt wird, sondern nur im Zusammenhang eines sinnvollen Ganzen"[1]). Auch die methodisch verfahrende Deutung findet im Beginn ihrer Arbeit eine Ganzheit vor, weil eben Ausdruck eine Ganzheit ist und keine Summe von Einzelphänomenen. Daher hat, wie wir immer wieder betonten, die dogmatische Semiotik das Wesen des Ausdrucks verkannt: sie wollte das Einzelne zum Mosaik des Ganzen zusammensetzen. „An die Stelle des falschen Brauchs, Symptome zu häufen mit der trügerischen Hoffnung auf ein empirisches Fazit," sagt Klages, „setzen wir die deduktive Behandlung der Ausdruckslehre"[2]). Die Ausdrucksganzheit ist eine sinnvolle Struktur, und nur deshalb kann sie verstanden werden. Ein Merkmal, das in Isoliertheit bestünde, wäre schlechthin unverständlich. Man könnte es nur konstatieren. Gerade durch diese „deduktive" Methode der Deutung, d. h. durch die Sinnbestimmung des Einzelnen aus dem Sinngehalt des Ganzen, wird die Ausdruckskunde begründet als eine spezifisch psychologische — nämlich verstehende — Disziplin. „Wie in manchen Sprachen Sätze und Satzbilder den Worten, diese wiederum den Lauten vorher gehen, so stehen auch in der Physiognomik am Anfang alles umfassende Sinnbilder, und erst eine Stufenfolge analytischer Prozesse führt von ihnen zu den Einzelbezügen. Wir können lesen und sollen buchstabieren lernen"[3]). Nicht nur die Ganzheit des Ausdrucks steht am Anfang der Deutung, sondern auch seine Bildhaftigkeit: „Noch jede Physiognomik ging mit Recht von der

[1]) Probleme der Graphologie, S. 103. [2]) ebenda, S. VII. [3]) ebenda, S. 104.

Digitized by Google

sinnlichen Erscheinung und nicht von der Seele aus“[1]). Wenn wir Ausdruck verstehen wollen, fragen wir ja nicht — physiologisch — nach den Ursachen der Ausdrucksbewegung, sondern — psychologisch — „nach ihrem seelischen Gehalt; und daraus rechtfertigt sich für das Beginnen des Seelenforschers der Name eines Deutungsverfahrens“[2]). Der sinnhafte Gehalt wird doch nicht in der Dynamik offenbar, die zum Ausdruck treibt, sondern im Bild, zu dem das Triebhafte sich gestaltet. — Die Konstanz der Merkmale, die eine der Vorraussetzungen semiotischer Erkenntnis war, kann von einer kritischen Deutung nicht mehr anerkannt werden: „das Verfahren hat es vielmehr mit Größen zu tun, deren Sinn in jedem Einzelfalle neu ermittelt sein will. Nur aus dem lebendigen Ganzen heraus wird die tiefere Ursache der begrifflich isolierten Einzelheit verständlich“[3]). Darin aber liegt begründet, daß die Endgültigkeit jedes Deutungsergebnisses letztlich immer in Frage gestellt ist: das Ganze des Lebens und das Ganze der Seele sind unübersehbar und unerschöpflich; wir können nur von außen her die endlichen Formen unserer Erkenntnis an sie herantragen. Wir können immer tiefer dringen und in unendlichem Prozeß einem unendlichen Gegenstande immer neue und wesensgemäßere Perspektiven abgewinnen. Aber wir erdeuten damit immer nur neue Möglichkeiten, ohne je eine letzte Wirklichkeit konstatieren zu dürfen, weil es „für erreichte Vollständigkeit kein absolutes Kriterium gibt“[4]). Denn: „die deduktive Herleitung eines graphischen und schließlich jedes Ausdrucksmerkmals aus einem allgemeinen Zuge des inneren Geschehens hat, streng genommen, immer nur bedingte Gültigkeit. Sie führt den Beweis, daß irgendeine Zuständlichkeit des Bewußtseins, sofern sie sich äußert, diejenige Abwandlung der Funktionen bewirken müsse, deren Sinn in Frage steht; aber sie läßt es unentschieden, ob keine andere dasselbe zu leisten vermöge. Sie stellt das psychische Korrelat nicht als die einzig denkbare, sondern nur als eine zweifellos mögliche Ursache des physiognomischen Merkmals hin“[5]). Damit ist nicht die einzige einschränkende Bedingtheit auseinandergesetzt, der alle ausdruckswissenschaftlichen Ergebnisse unterworfen sind: der Sinn jedes Merkmals, das wir feststellen, ist ein Doppelsinn. Die Möglichkeiten seiner Ausdeutung und also die Möglichkeiten seines Verständnisses stehen polar zueinander. Jedes Merkmal „zeigt ein Janus-Antlitz, je nachdem wir die Seelenregung, die es begleitet, als hervorgegangen denken aus dem Dasein einer Kraft oder aus der Abwesenheit der antagonistischen Hemmkraft“[6]). Diese Doppeldeutigkeit hat ihren Grund darin, daß jedes sich äußernde Erlebnis „das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens einer seelischen Triebkraft und eines seelischen Widerstandes“[7]) ist. Je nachdem, aus welcher dieser polaren Möglichkeiten wir das Merkmal verstehen, werden wir entgegengesetzte Resultate bekommen. So etwa finden wir einen Menschen leicht erregbar aus Mangel an innerem Gleichgewicht oder aus Feinfühligkeit, schwer erregbar aus Mangel an Feinfühligkeit oder aus natürlicher Harmonie[8]). Ein Deutungsverfahren also, das sich ganz innerhalb der Grenzen einer rationalen Verstehens-Methode hielte,

[1]) Probleme der Graphologie, S. 106. [2]) Ausdrucksbew. u. Gestaltungskr., S. 17. [3]) Probleme der Graphologie, S. 9. [4]) ebenda, S. 108. [5]) ebenda, S. 108. [6]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 111. [7]) ebenda, S. 108. [8]) ebenda, S. 110.

Digitized by Google

würde nicht nur nicht ein endgültiges, sondern auch kein eindeutiges Ergebnis haben können: „Jedes neue Merkmal . . . bringt uns wieder eine neue Unbekannte, daher auf logischem Wege die Entscheidung unmöglich ist“[1]). Es gibt aber, wie Klages gezeigt hat, einen irrationalen Indikator, an dem man das Verhältnis von Trieb zu Hemmung innerhalb eines individuellen Lebenssystems ablesen kann, um auf Grund der damit verbundenen Einschätzung der Lebensfülle die positive oder negative Bedeutung der Merkmale entscheiden zu können. Wir haben schon erwähnt, daß dieser Maßstab für die „Ausdrucks-Ursprünglichkeit“ des Lebens als „Formniveau“ beschrieben worden ist. Was eigentlich Formniveau sei, läßt sich begrifflich hier nicht wiedergeben. Wir müssen auf das anschauliche graphologische Material verweisen, an dem Klages die Eigenart dieses Phänomens erläuterte. Es muß hier genügen, daß die Beurteilung des Formniveaus eine Wertung der Lebensfülle, der Lebensursprünglichkeit, der rhythmischen Ungebrochenheit bedeutet. Klages konnte, scheint uns, „den Nachweis erbringen, daß jenes X, wenn auch nicht zu begreifen, so doch durch Aufruf der Selbstbesinnung eines jeden als seiner Erinnerung tatsächlich verfügbar ebenso aufzuweisen sei, wie etwa jede beliebige Sinnesqualität“[2]). Die Kenntnis des Formniveaus läßt sich — wie die der Farben[3]) — nie durch Beschreibung, sondern nur durch eigene Anschauung ermitteln. Will man das Formniveau eines Schriftstücks feststellen, so muß man es „zunächst weder lesen wollen noch sich kümmern um die landesübliche Korrektheit, Schönheit oder gar schulmäßige Richtigkeit, sondern ganz und ausschließlich auf sich wirken lassen dessen sinnliche Erscheinung“[4]). Der dabei entstehende Eindruck, daß sie „tief oder flach, voll oder leer, reich oder arm, dicht oder dünn, warm oder kalt“[5]) wirke, weist den Weg zur Annahme eines hohen oder niedrigen Formniveaus. Durch die Beurteilung des Formniveaus wird demnach die deduktive Methode der Ausdrucksdeutung zur konkreten Seelenforschung, die über bloße Konstruktionen möglicher Zusammenhänge hinauskommt. Allerdings wird mit der Konzeption des Formniveaus ein Sprung aus der rationalen Begrifflichkeit in die Sphäre irrationaler Wertung vollzogen. Aber das Entscheidende für die theoretische Zulässigkeit dieses Sprunges ist, daß die hier in Frage stehenden Wertmomente adäquate sind und nicht wesensfremde für das Gegenstandsgebiet, dem sie gelten sollen; daß sie, wie Klages formuliert, „weder der Sittlichkeit noch der Ästhetik angehören“[6]). Sie bieten vielmehr „für jede Persönlichkeit das biologische Grundmaß, demzufolge wir das nämliche Ausdrucksmerkmal bald aus dem Dasein organischer Kräfte deuten, bald aus der Abwesenheit entsprechender Widerstände“[7]).

Zusammenfassung. Wir sind am Ende unserer Darstellung, die wir nicht besser glauben abschließen zu können, als durch eine Vergegenwärtigung der Befunde, die sich aus ihr ergeben haben:

Es sollte zur Klärung theoretischer Prinzipien einer Wissenschaft vom Ausdruck beigetragen werden. Unter problem-historischem Aspekt konstruierten wir

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 111. [2]) ebenda, S. 134. [3]) ebenda, S. 141. [4]) ebenda, S. 141. [5]) ebenda, S. 141. [6]) Probleme der Graphologie, S. 146. [7]) ebenda, S. 146.

Digitized by Google

zunächst Entwicklungsphasen der Ausdruckstheorie als einen Wandel ihrer logischen Struktur von sachfremder zu gegenstandsadäquater Form und fanden so fünf Stufen geschichtlicher Bewegung: Die „aristotelische" Semiotik wuchs aus einem naturwissenschaftlich orientierten Rationalismus; sie war summativ verfahrende Zeichenlehre, von der die qualitative Ganzheit alles Ausdrucks zwar geahnt, aber nicht wesentlich erfaßt werden konnte. Die Mimik der Aufklärung — durch praktisch-theatralische Problematik bedingt — ging auf den zweidimensionalen transitorischen Ausdruck der Körperoberfläche, den sie statisch dachte als sinnhafte Form. Die Physiognomik des Sturm und Drang — gebildet am Organismusgedanken und an den anthropologischen Lehren der Zeitgenossen — deutete die dreidimensionale Körperganzheit dynamisch als sinnvolle Gestaltung. Die romantische Symbolik vernahm in der universalen Einheit von Wesen und Erscheinung eine transzendente Formensprache Die Analyse der Naturwissenschaft hinderte — durch atomisierende Logik —, Phänomene der Ganzheit zu sehen und verkannte daher das Ausdruckhafte des Ausdrucks, da sie es in physiologische Vorgänge aufzulösen suchte; aber sie gab damit Einblick in die biologischen Tatbestände, von denen alle Wirklichkeit seelischen Ausdrucks getragen wird.

Prinzipielle Betrachtungen fragten dann nach den kategorialen Formen, aus denen die Ausdrucksgegenständlichkeit sich konstituiert, und nach den methodologischen Grundsätzen, denen die Ausdrucksdeutung untersteht: als dogmatisch lehnten wir alle Versuche ab, von irgendeiner theoretischen Sphäre her an das Ausdrucksgebiet eine ihm wesensfremde Begrifflichkeit heranzutragen, und begründeten mit dem Hinweis auf die Autonomie der Ausdrucksphänomene unsere Forderung, daß — kritisch — aus ihrer Selbstgegebenheit eine adäquate Gegenstandslogik herauszuarbeiten sei. Die Einsicht in eine dem Aufbau der empirischen Welt entsprechende hierarchische Schichtung theoretischer Niveaus zeigte uns den systematischen Weg dazu. Als beginnende Verwirklichung dieser kritischen Einstellung stellten wir die von Ludwig Klages geschaffene Ausdruckswissenschaft hin. Im Anschluß an seine Lehre machten wir daher den Versuch, die konstitutive Eigengesetzlichkeit des Ausdrucks und die methodische seiner Deutung zu skizzieren. Eine allgemeine Charakteristik der Ausdruckssphäre handelte vom Verhältnis des Leibes zu seiner Seele, das nicht durch rationales Erkennen zu fassen, sondern nur durch metaphorische Darstellung zu veranschaulichen ist, und sie erwies daran, wie die Möglichkeit empirischer Ausdrucksforschung durch ein überempirisches Wissen um die symbolhafte Bezogenheit äußerer Erscheinung auf inneres Wesen begründet wird. Die besondere Charakteristik des Ausdrucks stellte ihn als seelisch-erfüllt der mechanisierten Gewohnheitsbewegung, als lebensunmittelbar der zweckhaften Willkürbewegung und als subjektiv-triebhaft der objektivierenden Darstellungsbewegung entgegen. Als Phänomen beseelten Lebens fand sie ihn notwendig getragen vom Strom des Lebens und notwendig geprägt vom Zentrum der Seele. Daher sah sie auch in der Bewegung des Körpers das Substrat und in der Ganzheit des Leibes den Bereich seiner Verwirklichung. Diese selbst — und damit den Modus der Symbolik — be-

Digitized by Google

stimmte sie als bildhafte Verwirklichung eines erlebten Antriebes: als Gleichnis einer Handlung. Die besondere Charakteristik der Deutung ging davon aus, daß nicht durch erklärende Ursachforschung und nicht durch mosaikhafte Zeichenhäufung, sondern nur aus dem qualitativen Gesamtsystem einer Individualität der seelische Gehalt des Ausdrucks gefunden werden kann, daß also aus dem Sinn des Ganzen nur die Bedeutung jedes Zeichens verständlich wird. Sie zeigte zugleich die Grenzen, die diesem deduktiven Verständnis gesetzt sind, und zugleich auch einen irrationalen Maßstab der Lebensursprünglichkeit, dessen wertende Entscheidung — in der Beurteilung des „Formniveaus" — die kritische Deutung erst möglich macht. Wir fanden endlich als Ergebnis, daß die von Semiotik, Mimik, Physiognomik und Symbolik vertretenen partikularen und dogmatischen Aspekte in einer kritischen, mithin gegenstandsadäquaten Ausdruckswissenschaft nicht als Vereinzelungen belassen, sondern zu Momenten einer höheren Einheit aufgehoben werden sollen.

Digitized by Google

Volkscharaktertypologie der Serbokroaten.

Von Gerhard Gesemann (Prag).

Digitized by Google

Übersicht.

1. Einleitung: Jovan Cvijic, Methodisches, Geographisches.
2. Die Kulturzonen des Balkans.
   Die balkanobyzantinische Zone.
   Die patriarchalische Zone.
   Die italoromanische und mitteleuropäische Zone.
   Die türkische Zone.
3. Die Siedlungsbewegungen.
4. Verteilung der vier charakterologischen Haupttypen. Der dinarische Typus.
5. Die dinarischen Untergruppen.
   Der Sumadiner.
   Der Era.
   Die erischen Stämme.
   Der Likaner.
   Der Bosnier.
   Der Adriatiker.
6. Der Zentraltypus.
7. Der pannonische Typus. — Ausblick.
8. Anmerkungen zur Bibliographie, zu den Karten und Bildern.

Digitized by Google

1.

Vom Zwange nationaler Not begünstigt, begründet und geführt von einem genialen Gelehrten, der mit gleichsam patriarchalischer Gewalt die Einzelkräfte seiner zahlreichen Schüler in den Dienst einer völkischen und wissenschaftlichen „Disziplin" gestellt hat, hat sich das Lebenswerk des 1927 verstorbenen Belgrader Geographen Jovan Cvijić zu einem Gebäude aufgerichtet, das nicht nur den geographischen Grundriß und das anthropogeographische Fachwerk, sondern — und das ist der Grund, warum ich diese Studie schreibe — auch den völkercharakterologischen Oberbau aufweist. Es gibt außer den Serbokroaten kaum ein Volk, das sich rühmen könnte, ein gleiches Wissenschaftssystem seiner volklichen Eigenart zu besitzen. Es ist darum nicht nur von sachlichem Interesse, sich mit den Grundlagen dieser Ergebnisse bekanntzumachen, sondern dieses wissenschaftliche Werk ist auch von hoher methodischer Bedeutung für Geographen, Soziologen, Philologen und Psychologen.

Die Charakterologie ist bisher vorwiegend eine individualpsychologische Disziplin gewesen, die eine auffällige Unsicherheit aufweist, sobald sie die Grenzen des Individuums verläßt oder sich außerhalb der Leitlinien der modernen Konstitutionsforschung bewegt, sobald sie den Schritt ins Unbestimmtere, weniger Greifbare, weil Vieldeutigere des charakterformenden Milieus tun muß. So leuchtet denn die Hoffnung auf, aus einem großen und schon über den Rohbau gediehenen Werk einer modernen Anthropogeographie sachliche und methodische Hilfen zu holen. Auch das Umgekehrte steht zu hoffen, daß der balkanischen Anthropogeographie und Volkscharaktertypenlehre aus der modernen europäischen Charakterologie und Konstitutionsforschung die notwendigen Anregungen zufließen werden, die ihr heute noch fehlen. Daß die philologischen Disziplinen, insbesondere die slavistische Literatur- und Kulturwissenschaft, sich den Anregungen Jovan Cvijićs nicht länger entziehen dürfen, versteht sich von selbst.

Wenn ich es nun im folgenden unternehme, ein so umfängliches Werk, die Lebensarbeit einer ganzen Schule von Forschern, auf ein paar Bogen zusammenzupressen, so geht das nur unter bestimmten Voraussetzungen. Ich kann in einer so stark verdichteten Darstellung nicht zu jeder Mitteilung die betreffende Literatur in Einzelzitaten geben. Ich kann noch weniger alle sachlichen Grundlagen für jene Volkscharakterologie, die hier unser letztes Ziel ist, vor dem Leser ausbreiten, sondern nehme aus der Fülle des Stoffes immer nur das, was zum eigentlichen Ziele leitet. Ich habe aber auch nicht die Absicht, ein bloßes Referat zu geben. Dazu bin ich den

Digitized by Google

Dingen selber zu sehr verhaftet und bringe eigene Gesichte an sie heran. Der Kenner des Stoffes wird ohnehin bemerken, wo ich die Bausteine übernehme, wo ich einen solchen unbenutzt zur Seite lege, wo ich die Erkenntnisse anderer in bestimmter Richtung stilisiere, oder wo ich etwas, was in der vorliegenden Literatur nur eine Andeutung ist, ausmale, weil es mir Wesentliches zu enthalten scheint. Ein Fremdling sieht eben manche Dinge anders als der Einheimische, nicht etwa richtiger darum, auch wohl kaum falscher, sondern eben anders. Außerdem erlebt er viele Dinge anders als der Einheimische. Die ganze Konzeption ist aber wesentlich durchs künstlerische Erleben bedingt. Dem widerspricht nicht die Versicherung, daß ich den Grund- und Aufriß des Systems ohne jede subjektive Abwandlung wiedergebe.

Man kann den Grund zu einer Volkscharakterologie sehr tief legen. Man müßte die ganze erste Hälfte des Cvijićschen Lebenswerkes, nämlich die geographische, ethnographische und soziologische Aufarbeitung der Halbinsel vorlegen; man müßte der charakterbildenden Macht der Geschichte (im weitesten Sinne) einen breiten Raum gönnen, man könnte, worauf heute besonders der Laie bestehen wird, die anthropologischen Tatsachen („Rassenkunde", Körperbau, Schädelmessungen usw.) bestimmend in die Charakterlehre eingreifen lassen, aber zum ersten und zweiten fehlt der Raum und nur das Wichtigste kann berührt werden, zum dritten aber möchte ich bemerken, daß solche anthropologischen Forschungen für den Balkan noch sehr lückenhaft und unzulänglich sind. Auch so weit sind wir noch nicht, daß wir die moderne medizinische Konstitutionsforschung helfend eingreifen lassen könnten. Gänzlich abzulehnen ist aber jede Art begeistert dilettierender Rassenideologie nach der Art Gobineaus und seiner unbegabteren Jünger. Ist man schon genötigt, die sog. indogermanische, indoeuropäische, arische Rasse, soweit sie nicht einfach gleich Sprachverwandtschaft ist, als Fiktion aufzugeben, so läßt sich auch mit der slavischen Rasse da nicht mehr arbeiten, wo man nach mannigfachen Mischungen dieser Balkanslaven mit einer ganzen Reihe von ebenso unklaren Rassen (Avaren, germanische Stämme, Illyrier, Thraker, Römer, Griechen, romanisierte und gräzisierte Balkaner, Türken, Albanesen u. a.) und nach einer vollkommeneren Anpassung an den balkanischen Boden der Tatsache eines ausgeprägten Sondervolks gegenübersteht. Dieses serbokroatische slavisch sprechende Sondervolk hat mit den durch ähnliche Prozesse veränderten, aus „Slaven" zu Russen, Tschechen und Polen gewordenen übrigen Angehörigen der slavischen Sprachgemeinschaft nur noch so wenig Wesentliches oder so schwer eindeutig Bestimmbares in Konstitution und Charakter gemeinsam, daß man vorläufig besser tut, nicht aus dem fiktiven oder zum mindesten hypothetischen „Slaven" den Serbokroaten abzuleiten, ehe man weiß, was serbokroatisch ist. Daß der idealistische politische Glaube an die „Rasse", trotz der wissenschaftlich geringen Verwendbarkeit dieses Begriffes, eine hochbedeutsame Macht und als affektive Unterlage für politische und kulturelle Tendenzen sogar charakterformend sein und gewisse gemeinsame Strukturen schaffen kann, leugne ich natürlich nicht (Panslavismus), ist aber eine andere Sache. Kurz: Physische und psychische „Rassenmerkmale" haben nur dann einen wissenschaftlichen Wert, wenn ihnen die Bedeutung dessen zukommt, was der Kliniker eine Differenzialdiagnose nennt.

Digitized by Google

Vorläufig steht es damit noch so, daß eine Untersuchung erst dann die nötige Eindeutigkeit gewinnt, wenn sie sich nicht auf einen fiktiven oder auch nur hypothetischen, sondern auf den realen Boden eines Volkes stellt.

Die kleinste ethnische Einheit ist der Stamm, die kantonal eng umgrenzte, unter einheitlicher autonomer Führung stehende, durch den Glauben an einen gemeinsamen Urvater (der nicht real zu sein braucht) fiktiv-somatisch gebundene, moralische und soziale Körperschaft. Nur in diesem fast noch rein naturwissenschaftlich greifbaren Sinne ist im folgenden das Wort Stamm zu verstehen. Stämme dieser Art, echte primitive Stämme, werden wir als grundlegend für die Charakterologie eines großen Teiles der Serbokroaten antreffen. Diese serbischen und kroatischen Stämme, die hier in Rede stehen, sind also etwas anderes als die serbische oder kroatische „Völkerschaft" oder gar als das serbische und kroatische „Volk". Durch bloße Agglomeration von Stämmen entsteht noch kein „Volk", höchstens ein „Stammesverband", bestenfalls unter weiteren günstigen Umständen eine „Völkerschaft". Es braucht eine lange, hier unmöglich aufzuzeigende Entwicklung von einer Völkerschaft zum Volk. Wie sich ferner die beiden Völkerschaften der Serben und der Kroaten gesondert zu einem serbischen und einem kroatischen Volke entwickelten, wie dann Serben und Kroaten schon im frühen Mittelalter ihre gesonderten serbischen, bosnischen, kroatischen Staaten und slavoromanischen Adriarepubliken bildeten und wieder einbüßten, wie sich im Laufe der Ereignisse die Sondervölker und Sonderstaaten der Serben und Kroaten mit der Idee einer jugoslavischen Nation unter Einbeziehung der Slovenen und anfangs auch der Bulgaren überbauten (im Beginn des 19. Jahrhunderts) und wie sie im Beginne des 20. Jahrhunderts sich zu dem Nationalstaate der Serben, Kroaten und Slovenen entwickelten, mag sich der Leser selber ins Gedächtnis rufen. Nur stoße er sich nicht an der Tatsache, daß Serben und Kroaten noch heute anscheinend kein einheitliches serbokroatisches Volk bilden. Ein serbischer Publizist hat diese Verhältnisse klug und richtig so formuliert: Noch vor der staatlichen Einigung standen sich Serben und Kroaten schon nicht mehr als zwei Völker, sondern, wenn man den Dingen auf den Grund sieht, als die beiden Parteien einer Nation und eines postulierten Nationalstaates gegenüber, als die sie sich noch heute im erreichten Einheitsstaate befehden, befehden müssen wie alle Parteien. Was es charakterologisch mit diesen und anderen Parteien in Südslavien auf sich hat, werden wir noch sehen.

Wir betreten den Boden der Cvijićschen anthropogeographischen Forschungen mit einem kurzen Hinweis auf die natürliche Gliederung der Halbinsel:

a) Die Halbinsel wird von Belgrad-Semendria an der Donau bis Saloniki am Ägäischen Meere durch Fluß und Flußtal der Morava und des Vardars in zwei Hälften geteilt und ist auf jeder Hälfte, im Osten und im Westen, mit mächtigen Gebirgen belastet. Aber diese Gebirge zeigen eine unterschiedliche Plastik: die dinarischen und griechisch-albanischen Gebirgssysteme im Westen zerfallen in eine Unzahl einzelner, schmaler, talreicher Höhenzüge, die ein kantonales Leben bedingen — die Rodopen und der Balkan auf der Ostseite sind breitere, zusammenhängendere Gebirgsmassen.

Digitized by Google

b) Auf dem Völkergebiet, das uns hier interessiert, sind nur wenige und schmale Täler, die sich wie Kanäle durchs Land ziehen. Sie sind die Hauptverkehrsadern der Halbinsel und als solche anthropogeographisch und charakterologisch außerordentlich wichtig. Die Vertikalachse ist die Linie Saloniki-Semendria, d. h. das Vardartal mit seiner nördlichen Fortsetzung im Moravatale; der Weg, den hinauf und hinab alle Völker gezogen sind, die die Halbinsel durchqueren wollten. Dieses Fluß- und Straßental ist die nächste Verbindung Mitteleuropas mit dem Orient, eine Tatsache von schwerwiegender Bedeutung. — Eine nicht so glatte, oft von Höhenzügen gesperrte Horizontalachse läuft, von Nordwest nach Südost geneigt, die Vertikalachse beim Zusammenstoß des Vardar- und Moravatales schneidend, von Dalmatien nach Konstantinopel. Ihren Knotenpunkt hat sie in der alten Stadt Niš (Naissus), von wo die Wege östlich über Sofia und Adrianopel nach Stambul und westlich durch das Tal der westlichen Morava über Sarajevo durch Bosnien und über Mostar durch die Herzegovina zur Adria führen. Von der Adria aus, vom Seehafen San Giovanni di Medua die Bojana hinab nach Skutari und von da die alte Straße der Zeta hinauf führt die nächste Verbindung der Adria mit den zentralserbischen Landschaften Nordmazedoniens. Es ist dieses nicht ohne Grund der politische Weg des alten serbischen Reiches zur Zeit seiner Expansion, wie es dann später den Moravaweg hinab in die ungarische Diaspora zog. In Kaiser Dušans alter Residenz Prizren erschließt der eben erwähnte Weg die Ebene Metochia mit der altserbischen Partriarchie von Peć (Ipek), die von charakterologischer Bedeutung sein wird, führt von Priština über die schicksalhafte Walstatt des Kosovofeldes südlich weiter nach Skoplje (Üsküb) oder nördlich den Ibarfluß hinab in die historische Urzelle des ersten serbischen Staates (das alte Rascia, daher die Bezeichnung „Ratzen") und mündet dann auf die Horizontalachse. Wichtig ist auch die alte Via Egnatia von Durazzo durch Südalbanien über das älteste südslavisch-orthodoxe Kulturzentrum Ochrid, dann über Monastir (Bitolj), mit Abzweigung nach Kraljević Markos sagenumwobener Residenz Prilep, nach Saloniki.

c) Von tiefgreifender charakterologischer Wirkung ist das unterschiedliche Klima der Halbinsel. Eine Linie vom Šargebirge und Karadag bei Skoplje bis zum Rücken des Balkangebirges scheidet die Halbinsel in ein nördliches mitteleuropäisches und ein südliches mittelländisches Klima. Beide beeinflussen die Bevölkerung, die Vegetation (Kulturpflanzen) und die materielle Kultur. Ferner übt eine Wirkung der Unterschied von Waldlandschaften auf der nördlichen Seite und von kahlen, sommerdürren Landschaften im Süden. Diese südlichen Striche sind das Land der alten Kulturen.

d) Zu diesen drei geographischen Grundelementen der Halbinsel — Gebirgsgliederung, Verbindungsstraßen, Klima — tritt die ethnische Verteilung der Balkanvölker — eine schwierige Arbeit, bis aus den mannigfachen Gleichartigkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschieden der Balkanvölker der feste Punkt, das criterium maximum herausgearbeitet ist: der für jedes Volk typische Menschenschlag. Kurz vorweggenommen, betrachtet Cvijić die montenegrinischen Stämme, die Landschaften des Stari Vlah und gewisse angrenzende Teile der Herzegovina als den ethnischen und moralischen Kern der Serbokroaten, der sich von diesem

Digitized by Google

Zentrum aus nach den übrigen Richtungen zu verschiebt, verändert, verdünnt. Wie das gemeint ist, werden wir sehen. Doch zuvor verlangen zwei wichtige Umstände eine genauere Betrachtung, als wir sie den drei erwähnten für unsere bescheidenen Zwecke zu schenken brauchten: die Kulturzonen und die Siedlungen.

2.

Die bis vor kurzem allgemeinübliche kulturelle Einteilung der Balkanhalbinsel fußte auf der Scheidung in eine östliche, d. h. ursprünglich oströmische, byzantinische, griechisch-orthodoxe und eine westliche, d. h. weströmische, lateinische, römisch-katholische Hälfte, deren Grenzen nach allerhand historischen Anhaltspunkten bestimmt wurde. Diese Scheidung hat sich als unzulänglich erwiesen. Cvijić schlägt die Aufteilung des Balkans in folgende Kulturzonen vor:

I. Die byzantinisch-aromunische oder balkanobyzantinische Zone, oder civilisation byzantine modifiée, wie es in der französischen Darstellung seiner Lehren heißt.

II. Die Zone des patriarchalischen Regimes.

III. Die Zone des mediterraneischen oder italoromanischen Einflusses.

IV. Die Zone des mitteleuropäischen Einflusses.

Zu diesen vier eigentlichen Zonen käme dann noch V. der mohammedanisch-türkische Einfluß in gewissen Gebieten. Schon die hier den Begriffen gegebene Stilisierung verrät, daß die Zonen I und II den Hauptanteil am balkanischen Boden einnehmen. Die übrigen Zonen, an sich natürlich sehr wichtig, sind von kleinerem geographischen Umfange oder durchziehen ein Teilgebiet mehr strich- und enklavenweise.

I.

Die balkanobyzantinische Kulturzone beherrscht die Länder Thrakien, Ostrumelien, Mazedonien, Griechenland und Südalbanien sie ist das Moravatal hinab bis tief nach Serbien hinein vorgedrungen. Diese Kulturzone deckt sich im allgemeinen mit dem mediterraneischen Klimagürtel. Halt geboten haben ihrem weiteren Vordringen von Konstantinopel und Saloniki aus die unzugänglichen Gebirge, auf denen das patriarchalische Regime beginnt: Das Šargebirge mit dem Karadag bei Skoplje und das Balkan-, Rila- und Rodopegebirge. Die Hauptträger dieser modifizierten byzantinischen Kultur sind die Griechen und Aromunen (Zinzarn, zivilisatorisch gräzisierte Balkanromanen), weniger die Türken („Türken", Sammelbegriff, Osmanen und mohammedanisierte Andersstämmige), deren rituell gebundenes Leben sie mehr isoliert, die aber in einer bestimmten Symbiose mit den ersteren verbunden sind und ihrerseits, als die Träger einer orientalischen Kultur, gerade den mittelalterlichen Byzantinismus modifiziert, orientalisiert haben. Die balkanobyzantinische Kultur ist nicht einheitlich ausgebreitet, sondern mit slavisch-patriarchalischen Oasen belegt, besonders in Mazedonien in schwer zugänglichen Landschaften. Ihre ersten Wurzeln hat die byzantinische Kultur den Südslaven des mittleren und östlichen Balkans schon zur Zeit ihrer Einwanderung und Seßhaftwerdung in das geistige und materielle Leben gesenkt, als sie die Slaven ins

Digitized by Google

geschlossene byzantinische Staatsgebiet aufnahm, und hat sie bis in die Neuzeit hinein im geschlossenen türkischen Staatsgebiet weitergetrieben. Der neue, durch das Osmanentum leicht überorientalisierte Byzantinismus fand seine fanatischsten Apostel unter der hohen und mittleren Geistlichkeit, die nach dem Zusammenbruch der mittelalterlichen serbischen Nationalkirche die ausschließlichen Inhaber und Pächter der hohen hierarchischen Ämter waren, Noch nach der Befreiung des šumadinischen Serbien waren die hohen Kirchenstellen in der gewissenlosen, stets zum Nehmen geöffneten Hand der Griechen. Nicht unwichtig ist auch der griechische Schulmeister, der Daskalos, dessen Haselgerte manchen serbischen Hosenboden von Veles bis Budapest ausgeklopft hat. Aber am tiefsten, unmittelbar auf den Volkscharakter wirkend, war die griechisch-balkanische Kaufmannschaft und deren zinzarische Trabanten. Diese Kaufleute und Handwerker drangen, begünstigt von den Türken, auf den großen Heerstraßen von Süden und Südosten her in den Flußtälern vor, hielten alle Gasthäuser (*han*, *mehana* das Gasthaus, *mehandžija* der Gastwirt, der Schankwirt und zugleich Kleinkrämer, mit der charakterologischen Bedeutung des caupo) und Kramläden (*bakalin* der Krämer, ebenfalls mit der charakterologischen Bedeutung dieses Wortes: Krämergeist, *bakalski duh*), sie schwindelten dem Bauern Rohprodukte für Schandpreise ab, machten ihn hörig mit Warenborg, Wechseln und Hypotheken, überschritten mit den serbischen Siedlungen die Šumadija und zogen mit ihnen ins ungaroserbische Kolonialland hinein, wo man noch vor nicht langer Zeit jeden Krämer einen „Griechen" nannte. Die griechischen und zinzarischen Kaufleute und Handwerker waren es, die bis vor wenigen Jahrzehnten noch einer ganzen Reihe balkanischer Kleinstädte im slavischen Lande den eigentümlichen Charakter gaben, selbst nach dem Abzug ihrer türkischen Patrone. Nur an Markt- und Kirchentagen veränderten die patriarchalischen Bauernmassen für einige Stunden das Bild. Die Stadt Belgrad, das heutige geistige und materielle Zentrum des südslavischen Staates, war bis in die sechziger Jahre hinein noch keine serbische, sondern eine griechisch-zinzarisch-spaniolische Stadt, in der weder die seit 20 Jahren dorthin übersiedelte serbische Regierung mit ihren Beamten noch der Schattenvezir auf der verfallenden Burg den Ton angaben, sondern die griechische Kolonie der Kaufleute und Handwerker. Wir werden die historische und charakterologische Soziologie dieser merkwürdigen Stadt später im Zusammenhange mit der serbischen Kolonisation zu schildern versuchen.

Ein Blick auf die Kulturzonenkarte lehrt schon, daß der produktive Anteil der balkanisch-byzantinischen Kulturzone an der serbokroatischen Literatur viel geringer sein muß als der der Patriarchalier. Die literarische Schöpferkraft ruht denn auch fast ausschließlich auf den Schultern der patriarchalischen Dinarier und ihrer Kolonisten. Häufiger wird aber die alte balkanische Kultur — als Objekt, als Stoff und Milieu von einigen Schriftstellern einbezogen (J. St. Popović, St. Sremac, Bora Stanković u. a.). Das erklärt sich daraus, daß die Träger dieser balkanischen Kultur volksfremde oder entnationalisierte Elemente und dazu Angehörige vorwiegend materiell gerichteter Stände waren, und wo sich einmal ein Abkömmling dieser Kultur wie J. St. Popović diesem Milieu entriß, weil ihn der Einfluß seiner serbischen Mutter auf die andere Seite zog, oder wo dieser Umgebung ein Charakter entwächst,

Digitized by Google

der eigentlich ins freie Gebirge gehörte wie *Vasa Rešpekt* in *Ignjatovićs* berühmtem Roman, da geschieht die Ablösung unter heftigen Konflikten. In der Tat kann man sich kaum einen größeren Gegensatz denken als den auf männliche Ideale gestellten, großzügigen, ritterlichen und von sozialem und völkischem Verantwortlichkeitsgefühl erfüllten Patriarchalier des freien Landes und den Kleinbürger der balkanisch-byzantinischen Provinzstadt. Das ganze Leben, die Moral, der Lebenszuschnitt, die Erwerbsart, der Geist ist hier in feste spießbürgerliche Regeln gezwängt, die ganze soziale und wirtschaftliche Tätigkeit in die rigorosen Gesetze alter balkanischer Zünfte und Gilden gepreßt, die Leute sind im Grunde entnationalisiert und stellen infolgedessen die orthodoxe Religion über das Volkstum, lassen sich aber in dieser Religion mehr durch die peinlichen Vorschriften des öffentlichen und privaten Kultus, durch dogmatische Finessen und moralische Kasuistik als durch den lebendigen Glauben fesseln und lassen sich jedenfalls durch keine Zunft- oder Religionsregeln in der rücksichtslosen Ausbeutung ihres Nächsten, besonders des dummen Bauern, hemmen. Man soll jedoch über diesen nicht sehr sympathischen Eigenheiten die guten Seiten ihrer alten Kultur nicht übersehen, mögen sie in der balkanischen *Čaršija* (Kleinstadt, Krämercity) sich auch noch so degeneriert zeigen: ihre heimliche, trauliche Häuslichkeit hinter den hohen Mauern, den Toren und den verschwiegenen Blumengärten ihrer Häuser, ihre Höflichkeit, ihre Pietät dem Alten gegenüber, über das sich der Serbe in seiner Angst, sich in der europäischen Kulturentwicklung zu verspäten, oft leichtsinnig hinwegsetzt, ihre Lust am Scherz, der allerdings oft in Unfug und Schändung des Schwächeren ausartet, ihre gelegentlichen Durchbrüche in sentimental-lyrischen Zerfließungen oder explodierender Leidenschaft, auf die der reuige Jammer freilich bald folgt. Auch die serbische Landbevölkerung hat von den griechischen Städtern manches übernommen, Materielles und Geistiges, Gutes und Schlechtes. Die lebhafte politische Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, die den im Zunftleben gedrillten Griechen auszeichnete, eine politische Interessiertheit ohne entsprechend entwickeltes soziales Verantwortungsgefühl, mag auch die serbischen Parteien gefärbt haben, wenn die Grundkräfte der serbischen politischen Parteien auch auf wesentlich anderer Basis ruhen, wie wir sehen werden. Jedenfalls hat diese balkanobyzantinische Zivilisation mit zur Vernichtung der Zadruga, der moralischen Kernzelle des Südslaventums, beigetragen, besonders in Mazedonien. Zu dem Guten, das diese Kultur dem Serben vermittelt hat, gehört unter anderem der Sinn für ein bequem und behaglich eingerichtetes, höflich geglättetes häusliches Leben. Der ganze Lebenszuschnitt in serbischen kleinbürgerlichen Häusern zeugt davon. Die auf den Ausländer so eigentümlich wirkende Art der Sauberkeit im serbischen kleinbürgerlichen Hause, die für unser Empfinden etwas Großmütterliches, ein wenig Pusseliges hat und jedenfalls von der auf Hochglanz gebürsteten batavischen Sauberkeit absticht, ist griechisch-zinzarisch. Die eigentliche charakterologische Struktur der modifizierten byzantinischen Kultur wird übrigens aus der Diaspora nicht völlig deutlich. Man muß schon weiter nach dem griechischen und levantinischen Süden greifen, als es uns hier möglich ist. Es genüge dem Leser jedenfalls, die beiden Hauptkulturen des uns interessierenden Balkans in ihren Hauptgegensätzen zu erkennen.

Digitized by Google

II.

Im schärfsten Gegensatz zur balkanobyzantinischen Kultur steht das patriarchalische System. Es herrscht auf dem dinarischen Gebirgsboden unbedingt und erstreckt sich von den Wänden des mazedonischen Šargebirges und vom bulgarischen Rila- und Pindusgebirge nach Westen und Norden über beide Moravatäler, über den Sandžak Novi Pazar, Montenegro, Bosnien, Herzegovina samt den dalmatischen Gebirgen (mit Ausnahme der Küste), Südkroatien, Istrien nach Slovenien hinein. Alles Land nördlich der Donau und Sava bleibt außerhalb dieser Zone. Im patriarchalischen Gebiete ist Montenegro und seine weitere Umgebung der konservativste Kern. Je weiter entfernt von diesem Zentrum, desto schwächer wird das patriarchalische Gefüge. Dasselbe gilt natürlich auch von den großen Flußtälern des Inneren.

Das patriarchalische Sozialsystem ist keine niedrige Kulturstufe, sondern die Wiederbelebung alter Zustände und ihre neuen Verhältnissen angepaßte völkische und soziale Verjüngung, ist Regeneration, nicht Degeneration. Es herrschte primitiver schon während der slavischen Einwanderung und wurde durch die zentralistische Richtung des byzantinischen und noch mehr des mittelalterlichen serbischen Staates stark geschwächt. Aus den volksbewußten Resten dieser alten sozialen Ordnung hoben sich zur Türkenzeit, von der Notwehr und durch die Abschnürung von anderen Kulturen begünstigt, wieder die alten Stämme hervor und die Zadruga, die Großfamilie, erwies sich als die geeignetste wirtschaftliche Grundlage.

Die Stammesverfassung stammt aus der vorbalkanischen Zeit. Sie ist nicht mit der feudalen Einteilung des späteren mittelalterlichen Landes in die verwaltungstechnischen Einheiten unter Führung fürstlicher Beamten und sonstiger „Adliger" zu verwechseln, denn auch die Südslaven kannten ursprünglich keinen Adel. Dieser hat sich auf mittelalterlichem serbischen Boden erst aus dem Feudalsystem, aus den Verwandten der Fürsten, aus den hohen Beamten und teilweise aus den alten Stammeshäuptlingen entwickelt und steht, wie das ganze Feudalsystem, in einem Gegensatz zur alten Stammesverfassung. Die Organisation in Sippschaften war die zuverlässigste militärische und rechtliche Einheit, die, ohne zentrale Leitung ganz auf sich gestellt, Schlag- und Widerstandskraft gegen den Feind und Sicherheit des Eigentums und der Person nicht nur gegen den Volksfeind, sondern auch gegen die blutsverwandten Sippen verbürgte (Blutrache, Sühnungen). Noch heute liegt bei Albanern und lag noch bis vor kurzem bei Montenegrinern in der Sitte, daß die Sippschaften in der Kampflinie beisammenstehen, ein großer Teil ihrer soldatischen Tüchtigkeit und in der Zugehörigkeit zu einem mächtigen Stamme die beste Gewähr persönlicher Sicherheit. Auch nach der Eroberung des Balkans bot die Sippeneinheit den festesten Halt gegen die oft an Zahl, immer an Kultur überlegenen Ureinwohner. Die kroatischen Sippschaften der Küstenlandschaften entwickelten sich im Laufe vom 12. bis zum 15. Jahrhundert zu einem feudalen, meist nicht sehr begüterten Landadel, der zum Teil noch heute existiert, während die Geschlechter der südlichen Herzegovina, Montenegros und Albaniens sich vom 13. bis zum 19. Jahrhundert nicht nur nicht modernisierten, sondern im Gegenteil die Neuerungen der Feudalzeit während der türkischen Periode wieder ausmerzten. Denn als

Digitized by Google

die Türken das Rückgrat des mittelalterlichen Serbiens, die feudale nationalserbische Verwaltung durch Fürsten, Fürstenverwandte und adlige Beamte zerbrachen, bot wieder einzig die Gentilverfassung die Möglichkeit einer zugleich kräftigen und elastischen Organisation zum Schutz völkischer und persönlicher Interessen. Das Feudalsystem hatte, um sich und sein staatliches Ideal durchzusetzen, in rücksichtslosem Zentralismus die mächtigen und widerstrebenden Geschlechter schwächen und auf weiten Gebieten mit der Gentilverfassung aufräumen müssen. Jetzt wurde sie neu geboren.

Von allem Politischen und Wirtschaftlichen abgesehen, ist auch der Geist der Gentil- und der Feudalverfassung verschieden. Der Stamm ist zwar die natürliche Wiege aller aktiven und passiven Soldatentugenden: des Muts und der freiwilligen Unterordnung in der Clangefolgschaft, er gebiert aber zugleich den Geist der Revolte gegen jede den Stamm sich überordnende zentralistische Staatsgewalt, sei es eine nationale oder eine fremdrassige. So haben die Fürstbischöfe von Montenegro jahrelang blutige Arbeit gehabt, ehe sie ihren Stämmen und Häuptlingen ein montenegrinisches Staatsgefühl eingebläut haben, während doch das allgemeinserbische Volks- und Gemeinschaftsgefühl in ihnen völlig entwickelt war. Albanien dagegen wird noch heute von der Anarchie der Stämme zerrüttet. Bei den modernen Serbokroaten aber tobt sich der alte Clangeist immer noch im Getriebe der politischen Parteien aus, die sich in ihrem Geiste so wesentlich von dem der europäischen Parteien unterscheiden.

Die Stammesverfassung findet sich nur im Westen der patriarchalischen Zone: in Montenegro, der südlichen Herzegovina und in Albanien bis zum Škumbafluß, also nur bei Serben und Albanern, während die Zadruga im ganzen Westen und Mittelstück der Halbinsel von der Adria bis an den bulgarischen Donaunebenfluß Iskar, ferner in der Zagora (in Norddalmatien), in der Lika, in Kroatien und Syrmien herrschte, wo sie durch dinarische Einwanderer gestärkt wurde. Die Gentilverfassung beruht im Volksglauben auf der Fiktion einer gemeinsamen Abstammung aller Stammesmitglieder von einem gemeinsamen Urvater der Urhorde. So entspricht also der serbokroatische Stamm (*pleme*, pl. *plemena*) der *gens* der Römer, dem *clan* der Schotten und der *fara* der Langobarden. Der Stamm zerfällt in eine Anzahl von Bruderschaften (serb. *brastvo*, kroat. *koljeno* = Generation). Die im Laufe der Zeiten ebenfalls fiktiv gewordene Blutsverwandtschaft der Mitglieder einer Bruderschaft wird so stark bewertet, daß Mitglieder einer Bruderschaft untereinander nicht heiraten. Die Bruderschaft teilt sich in Familien, in „Häuser" (serb. *kuća*) oder „Verwandtschaften" (skr. *rod*). Die Glieder solcher Versippung prägen sich auch in der Namensführung auf konservativen Gebieten noch heute aus.

Von der völkisch-kriegerischen, faustrechtlichen Institution der Gentilverfassung ist die heute *zadruga*, im österreichischen Amtsdeutsch „Hauskommunion" genannte Institution der Besitzgemeinschaft zu unterscheiden, die eine wirtschaftliche Einrichtung ist. Die serbokroatische Zadruga ist eine verhältnismäßig junge Regenerationserscheinung. Die wirtschaftliche Grundlage des der patriarchalischen Zeit voraufgehenden serbischen Feudalstaates, den von Hörigen oder halbhörigen Pächtern bewirtschafteten Großgrundbesitz, übernahmen die türkischen Eroberer

Digitized by Google

in ziemlich unveränderter Form, da er ihren Interessen entsprach. Dieser Wirtschafts- und Rechtszustand dauerte bis zur Befreiung. Im Jahre 1910 zählte man in dem seit 1878 von Habsburg okkupierten Bosnien noch über eine halbe Million solcher Hörigen. Das System war am drückendsten im Osten und im Zentrum der Halbinsel, wo sich Osmanen und Phanarioten auf Kosten des grund-, recht- und ehrlosen Raja nur zu gut verstanden. Gemeinsame Sache mit den Zwingherrn machten stellenweise auch die vornehmeren Klassen des eigenen Volkes, so in Bosnien der islamisierte Adel und in Bulgarien die sog. *Čorbadži*, die „Brotherrn" und „Patrone". Zwar herrschte dieses Grundrecht und -unrecht auch im Westen, doch gab es hier auch viel freie Bauern, wie denn überhaupt die Staatsgewalt der Osmanen hier viel schwächer war. Im Westen konnten sich darum die Dörfer und das freie Land selbständig entwickeln, die türkischen Herren konzentrierten ihre Macht mehr in den festen Städten und sorgten nur für die Eintreibung der Steuern. Der Westen konnte auch seine ländliche Selbstverwaltung wählen, die mit den türkischen Gewalten zu vermitteln hatte; so erhielt sich hier mit den alten Volksüberlieferungen, auch außerhalb des Gebietes der alten Stämme und auf großenteils kolonialem Boden, der alte Freiheitssinn am besten, und konnten sich die alten völkischen Instinkte am besten verjüngen: Das epische Heldenlied blühte herrlich weiter, alte Sitten faßten wieder festen Fuß, die Blutsbrüderschaft und die Wahlschwesterschaft, der Brautraub, die Blutrache, die Fehden zwischen einzelnen, zwischen Familien und Stämmen und mit ihnen die Privatfehde des Revolteurs gegen Staats- und Herrenmacht: das Hajdukenwesen. Alles das ist für die Ausbildung der heroischen Züge im Volkscharakter wichtig, doch die Zadruga und ihr Geist kultivierten andere Gebiete des Moralischen: das soziale Verantwortungsgefühl, die friedliche Unterordnung der Gemeinschaft unter das selbstgewählte oder von der Überlieferung eingesetzte Oberhaupt, die moralische Verantwortlichkeit der Führer vor ihren Genossen, die Tradition der Tüchtigkeit, die Hausehre. Wirtschaftlich gesprochen ist die Zadruga, die sich in starken Resten bis heute erhalten und in der konservativen Literatur der Serbokroaten mit einer wehmütigen Vorliebe geschildert wird, eine Vereinigung mehrerer blutsverwandter Familien zu einer Großfamilie. Allen männlichen Mitgliedern der Zadruga moralisch und materiell verantwortlicher Führer ist in der Regel der Älteste und Erfahrenste. Die Ländereien und Wirtschaftsdinge sind Patrimonium der Großfamilie. Keiner hat das Recht, ein Stück davon für sich allein zu nehmen oder zu verkaufen, doch kann die Zadruga durch Vereinbarung in kleinere Familien oder Verbände aufgelöst werden. Die Zadruga ist also eine wirtschaftliche, juristische und moralische Einheit, die für Recht und Unrecht ihrer Mitglieder vor der Öffentlichkeit aufkommt. Sie zahlt die Steuern, sie entscheidet in ihrer Gesamtheit über Heirat, Taufe, Begräbnis, Kindererziehung und wirtschaftliche Pläne, überläßt aber ihren Mitgliedern das besondere Arbeitsgebiet, das ihrer Neigung und Begabung entspricht.

Es gibt heute noch Zadrugen von 40—50, ja von 70 Köpfen, doch erzwingt die moderne Entwicklung, die unter anderem die Hausindustrie für den Eigenbedarf überflüssig und unwirtschaftlich macht, immer mehr die Auflösung in kleinbäuerliche Einzelfamilien. Der Zadruga verdanken die Serbokroaten neben wirtschaft-

Digitized by Google

licher Festigkeit in früheren Zeiten noch heute eine hohe häusliche traditionelle Moral, in der der Einfluß der Frauen bedeutsam zur Geltung kommt und die sich oft vorteilhaft von der alten byzantinisch-balkanischen oder modernen europäischen Stadt- und Landmoral abhebt.

Die ausschlaggebende Bedeutung der patriarchalischen Volksmassen für die leibliche und geistige Struktur des serbokroatischen Gesamtvolkes kann ich nicht besser darstellen als durch die Cvijićschen Sätze: „Das sind die fruchtbarsten und expansivsten Stämme, aus denen fast ununterbrochen die Ströme der Siedlungen fließen und die benachbarten Landschaften überschwemmen. Alle sind zur Hauptsache Viehzüchter, Menschen voll Kraft und Stärke, meist sehr hochgewachsen, geschmeidig, elastisch, niemals pyknisch, mit ausdrucksvollem Gesicht, betonten Backenknochen und Falkenaugen: der schönste Schlag auf der Balkanhalbinsel. Alle ... sehr mäßig, enthaltsam in alkoholischen Getränken, Kaffee und Tabak. Es gibt unter ihnen kaum degenerierte Typen. Noch mehr als durch all dieses verdienen sie Sympathie durch ihre feste, gebirglerische Moral, durch ihre ritterlichen, oft vornehmen Eigenschaften, durch ihr tiefes Empfinden für die Gemeinschaft und durch ihre Aufopferung, die vor den höchsten Opfern nicht zurückschreckt ..."

III und IV.

Der italoromanische Kultureinfluß hat nur das adriatische Küstenland in den Städten tief erfaßt. Zumal in Dalmatien, weniger in Istrien und an der südlichen albanischen Küste, hat sich aus einer bodenständigen alten byzantinisch-römischen Provinzialkultur, die schon wenige Jahrhunderte nach der slavischen Einwanderung ethnisch völlig slavisiert wurde, eine bewundernswert gelungene slavoromanische Mischkultur entwickelt, auf die mit dem Erstarken der italienischen Stadtkultur hauptsächlich Venedig geistig, materiell und politisch eingewirkt hat. Man überschätze aber diesen venezianischen Einfluß andererseits auch nicht! Bis heute läßt die alte bodenständige dalmatoromanische Kultur trotz der somatischen Slavisierung und der Venezianisierung ihre Linien sehen. Besonders hebt sich der moralische Habitus der alten slavischen Adriarepubliken vorteilhaft von dem venezianischen ab und ist in der ruhmreichen Geschichte der patrizischen Republik Ragusa oft schön und würdig zur Geltung gekommen. Bewundernswert ist auch die Einverleibung der italienischen Renaissance- und Barockkultur, die zumal in Ragusa herrliche Früchte der Künste und Wissenschaften getragen hat. In diesen Gebieten ist auch die katholische Kirche Trägerin der westlichen, romanischen Kultur, während sie in den übrigen katholischen Landschaften Jugoslaviens Trägerin des mitteleuropäischen, deutschösterreichischen Kulturelements ist. Das gilt besonders für die Gebiete, die unmittelbar unter mitteleuropäischem Einfluß stehen, wie Slovenien, Kroatien, dann die Länder der ehemaligen habsburgischen Militärgrenze und das übrige pannonische Kolonialland diesseits der großen Flüsse. Auch auf die an den Eisenbahnen liegenden Städte Serbiens erstreckt sich der deutsche, mitteleuropäische Einfluß und führt seit den Tagen der Befreiung einen erbitterten Kampf mit dem balkanobyzantinischen Kulturgeist, einen Kampf, der oft dem Blick der Beteiligten und Beobachtenden entgeht und der schwerwiegende charak-

Digitized by Google

terologische Veränderungen in der Seele hauptsächlich des Šumadiners hervorgerufen hat. Man pflegt das die „Krisen der Übergangszeiten" zu nennen, die hier besonders verwickelt sind, da ja nicht nur eine städtische Kultur mit einer anderen städtischen, sondern auch die patriarchalische Kultur mit beiden sich auseinandersetzen muß. Die innere Geschichte des Fürstentums und späteren Königreichs Serbien zeigt, was gemeint ist. Wir sprechen über diese Dinge noch genauer, von denen ich hier nur den Grundriß aufzeigen muß, wenn ich noch hinzufüge, daß zu all diesen Elementen in der Seele des modernen Serben noch die Liquidierung der türkischen Einflüsse kommt, die bis heute noch nicht vollendet ist, ja, heute weniger denn je, nachdem das türkische Element durch die politische Einigung wieder ein wichtiger Faktor für das Gesamtvolk ist, das in einzelnen Teilen (Serbien, Montenegro) dieses Element bereits eliminiert hatte. Positiv aufbauend hat die mitteleuropäische Kultur in der Form der deutschen Literatur auf die pannonischen Kolonisten gewirkt (und auf die Kroaten, aber in anderer Weise), die sie aus der mittelalterlich-geistlichen Welt in die moderne, anfangs rationalistische, dann romantische, dann realistische Weltanschauung und Kunstschöpfung einführte. Die destruktiven Wirkungen der deutsch-ungarischen Zivilisationssphäre werden uns bei der speziellen Charakterologie der Pannonier beschäftigen müssen.

V.

Von einem eigentlichen türkischen Kulturgürtel kann man nur in den Gebieten der Halbinsel reden, wo eine mohammedanische Bevölkerung einigermaßen geschlossen oder sozial überlegen beisammenlebt. Das ist auf serbokroatischem Boden heute nur noch in Bosnien (Sarajevo), in Teilen der Herzegovina (Mostar), in den Städten des Stari Vlab, Altserbiens und Mazedoniens der Fall und außerdem bei der albanischen Landbevölkerung, soweit sie mit starken Kolonien in ehemals serbisches Gebiet vorgedrungen ist. Auf Grund ihrer religiösen Bindungen und Abkapselungen haben die „Türken" (meist Renegaten, die türkischer sind als der Sultan) eine ganz besondere Lebensauffassung und -einrichtung entwickelt. Wenn nun auch ihre höheren Klassen allerlei von der balkanobyzantinischen Kultur angenommen haben, so sind ihre mittleren und unteren Klassen doch selbst im Islam ethnisch und folkloristisch konservativ geblieben, was sie aber nicht gehindert hat, ihr nationales Bewußtsein in hohem Maße schwächen zu lassen. Die Türken haben als regierende Beamte, als Zwing- und Grundherrn, als privilegierte Kaufleute und Handwerker (aber von weit edlerer Art als ihre griechisch-zinzarischen Schutzbefohlenen) eine ganze Reihe nicht nur von materiellen Gütern, sondern auch von seelischen Zügen ihren Untergebenen unmittelbar weitergegeben oder mittelbar durch ihr politisches Regime bei ihnen hervorgerufen: Gewisse Seelenstimmungen zum Beispiel, etwa eine seltsame und typische, leicht nostalgische und eruptiv-cholerisch durchzitterte Schwärmerei der Liebe oder ungenannter Sehnsüchte (*sevdah*) — oder eine ganz eigentümlich „orientalisch" wirkende Art des animalisch behaglichen Lebensgenusses (*Kef*), dann eine gewisse Vornehmheit der Allüren, oder um Schlimmeres zu nennen etwa das, was man türkisch und mit einem serbischen Lehnwort „*javašluk*" nennt, die orientalische beschauliche

Digitized by Google

Indolenz, die sich als solche wesentlich von unserer Pennäler- oder Landstreicherfaulheit unterscheidet. Javašluk ist auch etwas ganz anderes als das südliche dolce far niente und Lazzaronitum oder die spezifisch russische „Oblomoverei", es berührt sich irgendwie mit dem Fatalismus, ist zudem bei den Vornehmen das beruhigende Bewußtsein, daß „es auch so geht", daß „ohne ihn die Sache ja doch nicht anfangen kann", daß er Zeit hat und andere warten können, und vor allen Dingen daß vor Gottes Augen alles nicht so eilig ist, wie es dem Sterblichen erscheint. Bei den Unterdrückten aber ist es mehr das Gefühl, daß alles Streben ja doch keinen Sinn hat und nur Enttäuschungen bringt, daß aber auch der armseligste Raja eine Stelle in seiner Seele bewahrt, an die sein schlimmster Feind nicht rühren kann.

An einem Sonntagmorgen im Frühling 1914 hatte ich in Belgrad einen Bücherschrank von einem Hause in ein Haus gegenüber zu transportieren. Ein junger Gymnasiallehrer half mir dabei. Da lag auf dem verwilderten Friedhof nebenan ein Mann bei seinen zwei Ziegen und schaute in die Luft. Wir baten ihn, gegen Entlohnung einen kurzen Augenblick mit anzufassen. Er sah uns freundlich an und sagte: „Ich habe mein Lebtag nie mehr gearbeitet als für den Tag nötig ist. Soll ich ausgerechnet am schönen Frühlingsmorgen mich überflüssigerweise (*kad mi ne treba!*) quälen?" — und blieb liegen. Wir schleppten den Schrank allein. Als wir mit ihm in das Haus kamen, fanden wir die Tür des Zimmers verschlossen und ohne Schlüssel. Wir fragten den Lehrliug nach dem Schlüssel: „Den hat der Meister abgezogen, der Meister aber hat sich eben (es war 11 Uhr) zu einem Schläfchen hingelegt und wecken darf ich ihn auf keinen Fall." — Was sollten wir tun? Ich war entrüstet, denn der Hausherr hatte mir gerade diese Stunde als die ihm genehmste bezeichnet. Aber mein Kollege sagte: „Pa, spavaćemo i mi," d. h.: „Na, schlafen wir auch!", sprach's, ging in den Vorraum und legte sich seelenruhig auf den Minderluk, bis er und der Hausherr um 12 Uhr erquickt erwachten.

Für „javašluk" gibt es bezeichnenderweise eine deutsche Entsprechung, die in Belgrad und in der Vojvodina „klaj-klaj" heißt, das aber ist eine Verstümmelung des österreichischen „gleich-gleich"! Wenn man also von einer Behörde sagt: „bei denen geht es klaj-klaj", so heißt das, daß deren Amtsschimmel auf allen Vieren lahmt.

Schlimmer sind die anderen Charaktereigenschaften, die die Balkaner aus ihrem Sklaventum erwarben: die Mentalität des Raja, des Sklaven, die Gesinnung des Paria. Auch die Russen haben ja eine solche demoralisierende Periode unter tartarischer und zaristischer Herrschaft durchgemacht, aber sie haben sich, wie Nietzsches Paria und Tschandala der „Religion der Unterdrückten und der kleinen Leute" zugewandt und sind so die „letzten europäischen Christen" schlechthin geworden, haben in ihrer weiten und dunklen Seele ein Reich Gottes aufgerichtet, das nicht von dieser staatlich-hierarchischen Welt ist. Eine solche Vertiefung und Verfeinerung des religiösen Gefühls ist bei den orthodoxen Serbokroaten durch ihr Pariatum nicht eingetreten, nicht bei dem Raja und noch weniger bei seinem heldischen Gegenstück, dem Patriarchalier. Der balkanische Raja hat seine besondere Mentalität natürlich in den Gegenden ausgebildet, die der Faust und dem Steuersäckel der türkischen und phanariotischen Herrn am nächsten und härtesten unterlagen:

Digitized by Google

im Morava- und Vardargebiet, wo die Flußtäler und Straßen ihn dem fremden Einfluß auslieferten, und dann vor allen Dingen in den nach Konstantinopel zu liegenden Landschaften Bulgariens. Dieser Raja hat nicht das unbezähmbare Herz des freien Dinariers, der der moralischen Unterdrückung seiner Persönlichkeit dadurch entgeht, daß er „die Flinte in der Mitte" packt und im Walde als Rebell und Räuber lebt. Der echte Raja ist ein instinktiver Opportunist, der den Anforderungen der Macht verschlagene Demut und zähe Indolenz entgegensetzt, falls er überhaupt auch nur zu dieser Art der Selbstwehr sich ermannen kann. Der Mazedonier ist selbst nach der Lockerung der türkischen Gewalt und der phanariotischen Blutsaugerei, nach der politischen Befreiung sogar, aus seinem Pariatum bis heute nicht herausgekommen. Das hat die gewalttätige Propaganda der auf Mazedonien aspirierenden Staaten bewirkt, zwischen denen er hin und her geworfen wurde. So hat sich in ihm eine Geistesverfassung entwickelt, die der des elsässischen „Hans im Schnakenloch" nicht unähnlich ist, der bekanntlich das will, was er nicht hat, und das, was er bekommt, nicht will. — Von anderen charakterologischen Auswirkungen, vom Umschwung des Raja zum Tyrannen und Paschaimitator sprechen wir später.

3.

„Mouvements métanastatiques" nennt Cvijić die internen Binnenwohnortverschiebungen auf balkanischem Gebiet. Diese Siedlungsbewegungen dauerten während der ganzen Türkenzeit, also ein halbes Jahrtausend lang, unterschiedlich nach Masse, Stärke und Weitreiche. Kolonisationsboden ist hauptsächlich das Stromgebiet der Sava, Drau, Donau und Theiß, wo die Kolonisten mehr als die Hälfte aller Bewohner ausmachen, sowie das Königreich Serbien in seiner Größe vor 1912. Diese Siedlungsverschiebungen sind außer der Bestimmung der Kulturzonen das wichtigste Element zur Erklärung der physischen und psychischen Eigenschaften der heutigen Serbokroaten. Historische Nachrichten über die Siedlungen liegen nur für die Kolonisatoren des südlichen Ungarn in ausreichender Menge und Genauigkeit vor, doch hat der Organisator der modernen serbischen Siedlungsforschung die Fülle der Volksüberlieferungen (Dialekte, Volkstrachten, Sitten und Gebräuche, Familienbücher usw.) so restlos ausgeschöpft, daß andere Völker, denen solche Untersuchungen ebenso notwendig wären, nicht ohne Neid das stolze Wort lesen können: „Diese große Untersuchung ist 20 Jahre hindurch fortgesetzt, so daß wir heute (1918) die Herkunft der Mehrzahl der Familien im West- und Zentralgebiet der Halbinsel kennen. Eine Karte von 1/200000 zeigt den Ursprung jeder Familie aus fast allen Dörfern Serbiens." Wir werden im folgenden nur die gröbsten Hauptlinien dieser Siedlungen nachzeichnen.

Die Umwanderer zogen auf den naturgegebenen Wegen der Flußtäler aus dem Inneren des dinarischen und des Zentralgebietes nach Norden zu, kolonisierten dabei strichweise, spalteten sich und vereinigten sich mit anderen Zügen, zogen weiter, bis sie im Ganzen oder in Teilen seßhaft wurden. Man unterscheidet vier Hauptzüge: den dinarischen, den kosovoschen, den vardarischen Zug und die südungarische Kolonisation.

Digitized by Google

Der dinarische Zug ist, wie ein Blick auf die Siedlungskarte zeigt, der stärkste von allen, der in mehreren Hauptarmen von den dinarischen Gebirgen in die Tiefe steigt. Der montenegrinische Arm zog den alten Weg der Zeta durch Montenegro über Plevlje auf Užice (im Tal der westlichen Morava) zu und ergoß sich in einem breiten Delta in das serbische „Waldland" der *Šumadija* östlich der Drina bis auf Belgrad zu. Ein anderes montenegrinisches Quellgebiet liegt östlich von diesem ersten Arme, nördlich des Prokletijegebirges, zieht über Prijepolje auf Čačak (östlich von Užice, an der westlichen Morava) zu und ergießt sich ebenfalls in die genannten Gegenden. Das dritte montenegrinische Quellgebiet westlich von dem Zeter Mittelarm führt seine Menschenströme durch Bosnien über Foča und Višegrad ebenfalls auf das rechte Ufer der Drina.

Die alte Landschaft Rascia (Hauptorte Sjenica, Novi Pazar, Raška), die Kernzelle des alten serbischen Staates, entsandte den raszischen Arm der dinarischen Wanderung erstens auf Čačak und zweitens das Ibartal abwärts auf Kraljevo (an der westlichen Morava) und Kragujevac zu, wo diese Stämme die Gebiete um das Rudnikgebirge besiedelten.

Der dritte Hauptarm der Dinarier ist der herzegovinische, der sich mit seinem östlichsten Zweige ebenfalls über Višegrad in die Šumadija ergießt. Andere herzegovinische Arme führen quer durch Bosnien nach Slavonien und in die Bačka hinein bis an die heutige Landesgrenze bei Baja an der Donau, oder steigen die Randgebirge hinab zur Adriaküste. Diese letzte Wanderung wurde von den Venezianern, die die Küste in ihrer Gewalt hielten, begünstigt, denn die kriegerischen Dinarier waren als „Uskoken" und Grenzkämpfer gegen die Türken sehr geschätzt. Wichtig ist ferner, daß die Mačva, das fruchtbare Land im serbischen Winkel zwischen Drina und Sava (Hauptort Šabac), von Bosnien aus besiedelt ist. So ist denn jene Landschaft im Westen des Königreichs Serbien von Kragujevac bis Valjevo und südlich von der westlichen Morava von Montenegrinern, Herzegovinern und Raszieren besiedelt, und diesen Stämmen verdanken die Serbokroaten den Beginn ihrer nationalen Freiheit und Einheit, denn aus ihnen sind die Soldaten und Führer hervorgegangen, die im Beginn des 19. Jahrhunderts die ersten großen Schläge gegen den türkischen Zwingherrn führten und auch die ersten Fürsten und Könige des neuen serbischen Staates stellten, während seine ersten Beamten und Kulturarbeiter von den ungarischen Kolonisten geliefert wurden.

Der Zug von Kosovo und seinem altserbischen und nordalbanischen Hinterlande ist ebenfalls außerordentlich bedeutsam. In drei gewaltigen Strömen: über Dečani und Peć, über Prizren-Priština teils auf Kruševac (an der westlichen Morava), teils auf Niš zu, besiedelten diese Kolonisten das ganze Tal der großen Morava, Nordostserbien und über Belgrad und die Flüsse hinaus die Bačka und das Banat. Mit diesem Zuge verband sich der Zug vom Vardar, der von Südmazedonien den Vardar aufwärts zog, mit einem Teile nach Sofia abschwenkte, mit der Hauptmasse jedoch das Tal der großen Morava besiedelte, wo diese Bevölkerung den Vorstädten von Belgrad und Semendria noch heute einen eigenartigen Charakter gibt. Der Kosovo- und Vardarzug hat unter Einbeziehung anderer Kolonisten die Hauptmasse der südungarischen Siedler gestellt, die sich 1690 auf dem Kosovo-

Digitized by Google

felde sammelten und unter ihrem Patriarchen in die habsburgischen Südlande hinüberzogen. Im Gegensatz zu den Landschaften Banat, Bačka, Syrmien (skr. *Srêm*) haben Slavonien, Kroatien und Kärnten hauptsächlich Dinarier aufgenommen, doch sind auf habsburgischem Boden die Siedler häufig wieder durch das Verwaltungssystem der „Militärgrenze" durcheinandergeschüttelt. Der alte Bestand ist aber immer noch spürbar.

Die alten völkischen Grundlagen, angepaßt an den balkanischen Boden, die Kulturzonen der Patriarchalier und Balkaniker im Verein mit den eben nur in den allergröbsten Umrissen gezeichneten Umsiedlungen haben zur Hauptsache die heutige körperliche und geistige Gestalt der Serbokroaten bestimmt. Die Siedlungen haben die früheren ethnischen Einheiten, Wirtschaftsformen und Kulturen auf kolonialem Boden gemischt, haben Orthodoxe und Katholiken an- und durcheinandergeschoben, haben die Einheit der älteren Dialektgebiete durchbrochen und neue Mundartenzonen geschaffen, sie haben neben die alte dinarische und die alte Zentralrasse neue Kolonialtypen und über die alte patriarchalische und balkanische Kultur den höheren Überbau einer europäisierten, aber im Grunde nationalen Kultur gesetzt. Die einzelnen umgesiedelten Familien zeigen auf dem neuen Boden entweder ihre alten Charaktereigenschaften, die diesem Boden bisher fremd waren, jetzt ihm aber von Nutzen werden können, oder sie entwickeln neue Gaben unter neuen Bedingungen wie z. B. die pannonischen Kolonisten, denen die Aufgabe zufiel, die Serben von Balkanismus, Patriarchalität und Mittelalter loszureißen und die modernen geistigen Grundlagen des zukünftigen Einheitsvolkes zu schaffen.

4.

Ich muß nochmals darauf aufmerksam machen, daß ich in der bisherigen Darstellung das ungeheuere von Cvijić aufgespeicherte und bereits zu vielen sicheren Ergebnissen geläuterte Material nur zum kleinsten Bruchteil andeutend vorlegen konnte. Man täte dem Gelehrten ein großes Unrecht, wollte man meinen, er habe die Charakterologie seines Volkes nur auf die paar von mir beschriebenen Grundpfeiler gestellt. Man braucht nur ein paar Kapitelüberschriften etwa aus dem ersten Buche seiner „Balkanhalbinsel" zu lesen (ein Werk, das doch selber zum Teil nur ein Auszug aus grundlegenden anderen Werken des Autors ist), um zu bemerken, wie viel ich hier übergehen muß. Da ist das 7. Kapitel „Geographische Einflüsse" mit einem instruktiven Vergleich der dalmatinischen und norwegischen Küste (Wikinger, dalmatinische Piraten), das 8. Kapitel mit den Beziehungen zwischen dem geographischen Relief und der Bildung der mittelalterlichen und neuen Staaten, mit der Einbeziehung der balkanischen und orientalischen Frage; da fehlt in unserer Darstellung der Kulturzonen nebst zahlreichen Einzelheiten der weite Ausblick auf den wachsenden Ausgleich der verschiedenen Kulturen; wir mußten auch die soziologisch und charakterologisch sehr wichtigen Ursachen der Siedlungsbewegungen (Kap. 11) übergehen; wir können die gesamten Kapitel 13—18 über die hauptsächlichsten ethnographischen und soziologischen Tatsachen nicht berücksichtigen, sondern nur einiges davon gelegentlich der eigentlichen Charakterologie erwähnen. Diese Kapitel behandeln — ich führe nur die Überschriften an, damit der Leser

Digitized by Google

erkenne, auf wie breiten und tiefen Grundmauern das Gebäude fußt —: die geographische Verteilung der balkanischen Völker, die Landverteilung unter Grundherren, Pächter und Hörige, die Lebensweise und Wanderungen der nomadischen Hirtenvölker, die Stadt-, Dorf- und Haustypen, die sozialen und seelischen Veränderungen der alten und neueren balkanischen Gesellschaftsklassen bis zur Bildung der demokratischen Gesellschaft in den modernen Staaten. Ich mußte dies noch einmal betonen, wenn der den Dingen fernstehende Leser bei der Lektüre der folgenden Abschnitte nicht das Gefühl haben soll, daß er es mit Konstruktionen der Art zu tun hat, wie man sie in unserer Populärliteratur über dergleichen Dinge zu treffen gewohnt ist. Ich betone auch, daß ich aus der eigentlichen völkischen Charakterologie Cvijićs nur das Grundlegende herausgreife, und nur das, was ich selber ähnlich erlebt und gesehen habe, denn eine solche summarische Darstellung, die hinter der Überfülle des Stoffes und einer genialen Konzeption notwendig zurückbleiben muß, soll wenigstens an Schau- und Greifbarkeit nicht versagen. Das aber, diese Sichtbarmachung der von Cvijić bestimmten und von den großen Dichtern des serbokroatischen Volkes hier und da künstlerisch geschauten und gestalteten Typen, das ist es, was ich hier geben kann. Jedes Mehr wäre weniger. Und noch eine notwendige Bemerkung: Wer die „Typen", von denen im folgenden die Rede sein wird, prinzipiell nicht billigt oder, nach bekannter Manier, gleich die Antwort bereit hat: „Ich kannte aber einen Serben aus Belgrad, der war ganz anders als der Typus, den Sie da schildern ..." oder wer die generelle Charakterologie eo ipso für eine unwissenschaftliche Verallgemeinerung hält, der lese nicht erst weiter, denn er wird auch weiterhin die Wahrheit des Einzelfalles mit der höheren Wahrheit des Typus verwechseln. Typus in unserem Falle ist keine rationalistische Verallgemeinerung, ist keine bloße Abstrahierung, keine Vereinfachung, Schematisierung oder wie man es nennen will, sondern höchste Verdichtung, also letzten Endes künstlerische Anschauung und als solche immer bis zu einem gewissen Grade stilisiert, d. h. sichtbar gemacht, „gestaltet". Was man mit Recht als unzulässige Verallgemeinerung verwirft, ist etwas ganz anderes. Diese Art laienhafter Völkercharakteristik (denn von Charakterologie kann man hier nicht sprechen) kennen die Serben genugsam z. B. aus ihrem Reiseschriftsteller Nenadović, dem sie den größten Teil ihrer vulgären Irrtümer über die Deutschen verdanken. Solche Charakteristik ist nie und nimmer Anschauung, sondern voreilige und meist von unangebrachten Affekten getragene und auf unzureichendes, unkritisches Material gebaute Verallgemeinerung. Was Cvijić aber an Typen im echten Sinne aufstellt, ist trotz des rational-wissenschaftlichen Weges, den die Darstellung geht, zur Hauptsache intuitiv gewonnene und von der Wissenschaft gerechtfertigte und ausgebaute Anschauung. In dieser Hinsicht handelt es sich um dieselbe Art von Anschauung, wie sie den Dichtern Ignjatović, Gjalski, St. Sremac, Bora Stanković u. a. ihre Gestalten eingegeben hat, Typen, in denen das Individuum das ganze Volk oder einen Teil desselben verkörpert, ohne daß es im Kunstwerk darum seine Eigenschaft als Individuum verloren hätte. Daß die Dichtung (Kunstdichtung und Volksdichtung) solche „Verkörperungen" bis zu Symbolen und Idolen steigern kann, bestätigt nur diese Tatsachen. Die Übereinstimmung des Gelehrten mit den Dichtern

Digitized by Google

verbürgt die Lebenswahrheit unserer Typen. Man bedenke jedoch immer, daß auch hier der „Sinn" erst recht am „Gegensinn" erkannt werden kann: Jeder Typus unserer Art ist insofern relativ, als seine Charaktereigenschaften ihre volle Beleuchtung, ihre Bewertung nach Wichtig und Unwichtig oder, absichtlich tautologisch gesprochen, nach „charakteristisch" und „uncharakteristisch" erst durch den Gegensatz zu den Eigenschaften anderer Typen erhalten. Das eben ist es, was man die Stilisierung, d. h. die höhere Sichtbarmachung nennen kann.

Man erkennt auch schon jetzt, daß diese Typen etwas ganz anderes sind als jene Typen des Intellekts oder des Gemütslebens, mit denen eine schon nicht mehr moderne Psychologie die Menschen in Optiker, Akustiker, Motoriker, in Intra- und Extravertierte usw. einteilte, bestenfalls damit aber nur bestimmte menschliche „Eigenschaften", niemals aber den Menschen selber klassifizierte. Am ehesten könnte man an die Typen der Konstitutionsforschung denken (etwa an Kretschmers Typen), nur halte man sich bewußt, daß auch solche Konstitutionstypen auf dinarischem Boden eben serbodinarische „Schizothyme" oder pannonische „Zyklothyme" usw. ergeben würden, wobei der Hauptton immer auf den Adjektiven liegenbleiben würde. Unsere Typen sind auch viel umfassender als ein klinisch abstrakter Konstitutionstyp, unser Typus birgt außer der konstitutionellen Komponente noch sämtliche anderen charaktergestaltenden Elemente des historischen, geographischen und soziologischen Milieus, ja, die Uniformierung durch das volkliche Milieu kann so weit gehen, daß in einem unserer Typen verschiedene Konstitutionstypen aufgehen können. Eine genauere Statistik der Konstitutionsforschung würde dann freilich wohl beweisen, daß eine bestimmte Landschaft einen der Konstitutionstypen in zahlenmäßig überwiegender oder repräsentativer, das ist tonangebender Weise beherbergen würde.

Cvijić unterscheidet also auf dem südslavischen Gesamtgebiete vier völkercharakterologische Haupttypen: den dinarischen, den zentralen, den pannonischen und den ostbalkanischen.

Der dinarische Typus bewohnt das Gebiet der Dinarischen Alpen, und zwar von der Adriaküste bis zum Flußlauf Sava-Donau und bis zum Timokfluß, also die Länder: Dalmatien, Südkroatien, Herzegovina, Bosnien, Montenegro, Raszien und das Königreich Serbien in seinen ungefähren Grenzen vor 1912. Die Bevölkerung dieser Gebiete (Orthodoxe, Katholiken und Islamisierte) lebt mit Ausnahme des zur Hauptsache städtischen Küstenstriches entweder noch heute im patriarchalischen System oder steht zum mindesten noch unter den unmittelbaren Auswirkungen desselben. Das teilt dem gesamten dinarischen Typus jene einheitliche Grundstruktur mit, die wir bei der Behandlung der Stammesverfassung und der Zadruga bereits in ihren Hauptzügen bestimmt haben. Die Dinarier sind zudem zu 90% Landbewohner, d. h. Ackerbauer und Viehzüchter. Ihre wenigen und meist unbedeutenden Städte spielen eine geringe Rolle. So finden wir denn bei allen Dinariern ein keineswegs nur dumpfes, sondern ein entwickeltes Naturgefühl, das seinen Ausdruck im lyrischen Volkslied gefunden hat. Das Besondere daran ist aber, daß weniger das Erhabene der Natur diese Menschen anzieht, auch

Digitized by Google

in den Landschaften nicht, die durchweg erhabenen Charakter zeigen, sondern ausgesprochen das Lieblich-Idyllische.

Träger und Präger dieser lyrischen Naturstimmungen sowie überhaupt jedes Lyrismus sind bei den Dinariern die Frauen: es hat also seinen tiefen Grund, wenn das Volk das lyrische Volkslied zum Unterschiede vom männlichen Heldenliede, das Männer dichten und vortragen, „Frauenlieder" nennt. Die strenge Stilisierung dieser Lieder, die der seelischen Schamhaftigkeit dieser Menschen entspricht, verschleiert noch die leicht sehnsuchtsvolle Sentimentalität, die auf ihrem Grunde ruht. Auch die Musik der Dinarier ist in dieser Beziehung so zurückhaltend, daß der Gegensatz des dinarischen Lyrismus zu dem des Zentraltypus in die Augen fällt. Aus den mythischen Vorstellungen von Bergfeen, Drachen und anderer Wesen Schlüsse auf das Naturgefühl zu ziehen, muß ich mir versagen. Wenn ich aber überhaupt vom Naturgefühl des Dinariers spreche, so geschieht das gewiß nicht, um es als einen Hauptzug seines Wesens zu bezeichnen, sondern nur um die dinarische Nuance von der zentralen abheben zu können. Der Dinarier hat andere Stärken, die nichts weniger als idyllisch-lyrischer Art sind: seinen nach Stärke und Eigenart gleich ausgeprägten und in dieser Art nur ihm zukommenden Heroismus. Dieser dinarische Heroismus hat mehrere Faktoren. Er ist zunächst soldatisch durch die Stammesverfassung gegeben, in der „der Mann noch was wert ist", in der die rein persönliche, allen sichtbare Leistung des Klein- und Bandenkrieges von der Massenschlacht und Massenleistung noch nicht verschlungen ist (also kein „Bataillonsmut" Fontanes). Der Stamm züchtet den Mut des Angriffs um jeden Preis, daneben aber ebensosehr die unerschütterliche mannhafte Ergebenheit in qualvollem Untergang, denn auch hier schaut der ganze Stamm, das ganze Volk dem Märtyrer zu.

Es ist die unbedingte Öffentlichkeit und das persönliche Bekanntsein und Bekanntwerden bei Freund und Feind, das zum Heroen- und Märtyrertum erzieht. Das Heldentum ist der einzige Weg zur Unsterblichkeit in Lied und Überlieferung. Hier liegt die zweite Wurzel, die Tradition. Der Mann und mit ihm seine ganze Verwandtschaft hält es, selbst um den Preis frühen und qualvollen Todes mit Schillers Neoptolem:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied,
Denn das ird'sche Leben flieht
Und die Toten dauern immer.

Die Toten dauern immer. Sie schlagen in den Lüften die Schlachten der Nachfahren mit, und noch in den letzten Kriegen feuerten sich montenegrinische Soldaten wie in alten Zeiten dadurch an, daß sie die Namen längst vermoderter Helden im Kampfe riefen, besonders den einen, dem der Dinarier den Kultus eines Halbgottes gewidmet hat: Miloš Obilić, der am Abend vor der Schlacht auf dem Kosovofelde

Digitized by Google

dem Sultan Murad mitten in seinem Heerlager den Dolch in den Bauch stieß. Man kann, mit religionspsychologischer Einschränkung, von einem animistischen Ahnenkultus der Dinarier sprechen, der sich von dem des Zentraltypus dadurch unterscheidet, daß er weniger moralisch-religiös als ausgesprochen heroisch ist. Auch die Feier des Hausheiligen, die Slava, weist Spuren dieses Ahnenkultus auf. Wie stark überhaupt die Familientraditionen sind, ersieht man daraus, daß in konservativen Gegenden viel Wert auf Familienbücher, auf das wache Bewußtsein der Abstammung und Verwandtschaft gelegt wird, so daß es den Ethnographen nicht schwer fällt, selbst auf kolonialem Boden mit Benutzung der Familientraditionen die Herkunft der einzelnen zu bestimmen. Aber die Tradition hätte nicht die nationalerzieherische Kraft, wenn sie sich nur auf Familie, Bruderschaft und Stamm beschränkte. Wie das Heldenlied, die Geschichte des serbischen Gesamtvolkes von den ersten Nemanjiden über Dušans Teilfürsten, die ungarischen Despoten, die Hajduken, Uskoken und die Befreiungshelden des 19. Jahrhunderts begleitet und noch heute lebendig erhält, so lebt im Dinarier das nationale Verantwortungsgefühl, dieser Vorväter wert zu sein, ihre Vorzüge nachzuahmen, ihre Fehler zu vermeiden: denn das Heldenlied zeigt beachtenswerte Anfänge charakterologischer Erkenntnis, freilich schematisch stilisiert, nicht etwa so realistisch wie die Isländersagas. Und nicht nur ihrer wert zu sein, sondern mit allen Kräften danach zu streben, das verlorene unabhängige Reich der alten Könige und Kaiser wiederzuschaffen. Dieser Gedanke blieb ohne Schulen, ohne Zeitungen, ohne parteipolitische Propaganda auf weiten Gebieten lebendig, wurde zur Tat im ewigen Kleinkrieg der Montenegriner und Herzegoviner, der Hajduken und Uskoken, füllte jahrhundertelang die Reihen der ungarischen und österreichischen Heere mit Grenzern und führte zum ersten dauernden Erfolg unter der Führung eines typischen dinarischen Feldherrn, des Schwarzen Georg, und seiner dunkleren Folie Miloš Obrenović. Dieser dinarische Helden- und Duldergeist ist es auch, der die Südschlachten des Weltkrieges auf serbischem Boden schlug. Man hat viel über die serbokroatischen Soldatentugenden gesprochen und meint damit die speziell dinarischen. Aber Mut und Ausdauer machen nur erst den Krieger, Umsicht und persönliche Initiative den modernen Soldaten. Mag sein, daß es ebenfalls die jahrhundertelange Übung im Kleinkrieg ist, der in Mazedonien und Albanien-Montenegro noch heute nicht aufgehört hat, die diesem Typus Selbständigkeit und Geistesgegenwart in unerwarteten Situationen verleiht. Nationale Freiheit und Unabhängigkeit sind Volksinstinkt geworden, aber man täte Unrecht, wenn man die Wachhaltung dieser Gefühle in der halbtausendjährigen Türkenzeit nur der Stammesverfassung, dem Kleinkrieg, dem epischen Volkslied, das in Tausenden von Beispielen und geschliffenen Sentenzen diese Idee dem Volke einhämmerte und mit den Siedlungen weit über das alte dinarische Gebiet bis nach Nordkroatien und Ungarn verbreitete, ferner dem neuen serbischen Staate und seiner Propaganda zuschreiben und darüber die Rolle der orthodoxen Kirche vergessen wollte.

Die orthodoxe Kirche war seit den Tagen Savas und seit der Neubegründung des Peć er Patriarchats durch den islamisierten Großvezir Mehmed Sokolović und später mit ihren Sitzen in Karlovci und Belgrad ein Hort des völkischen Wider-

Digitized by Google

standes — natürlich soweit sie nicht durch die Türken phanariotisch geworden war. Der dinarische Heroismus hat außer im epischen Volkslied seinen künstlerischen Ausdruck auch in der hohen Literatur gefunden. Es hat seinen tiefen Grund, warum das beste, das schlechthin klassische, schlechthin heroische Kunstwerk der Serbokroaten von einem Montenegriner, Heerführer und Kirchenfürsten, Volkssänger und Helden geschrieben wurde: der „Bergkranz" des Petar Petrović Njegoš.

Will man den dinarischen Heroismus noch näher bestimmen, so muß man ihn einen männlich-ernsthaften, ja leicht verdüsterten nennen. Nichts liegt ihm ferner als lachender Husarenübermut — höchstens daß der Šumadiner, von dem wir später genauer sprechen werden, eine frische, heitere Tapferkeit zeigt. Cvijić spricht in diesem Sinne von der „tristesse dinarique", „tristesse historique". Er findet sie künstlerisch geformt im epischen Volkslied, das ja großenteils eine grandiose nationale Nänie ist, eine „*klage*". Cvijić betont jedoch auch mit Recht, daß diese historische Traurigkeit von verhaltener Energie und Leidenschaft durchpocht ist, daß sie keine Resignation ist, wie wir sie beim Zentraltypus öfter finden, sondern eine „adlige" Traurigkeit. Wer sie sich, ohne ihren künstlerischen Ausdruck zu kennen, nahebringen will, der mag sie sich alttestamentlich vorstellen und an jenes größte, schmerzlichste aller nationalen Worte denken:

„Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen."

Cvijić schreibt diese „moralische" Trauer, wie er schön sagt, ausschließlich den Dinariern zu. Und das wird richtig sein, denn die Nostalgie, die wir beim Zentraltypus finden, ist grundverschieden von der heroischen, moralischen, nationalen Trauer des Dinariers. „Trauer" paßt aber auch nur, wenn man den Begriff moralisch-national faßt. Man findet diesen düsteren Ernst, wie man es neutraler nennen kann, oft auf den Stirnen dinarischer Männer und Frauen, in denen er mit dem Temperament und den übrigen Charaktereigenschaften so innig verknüpft ist, daß man ihn nicht für nur historisch-völkisch bedingt, sondern irgendwie primärer ansehen muß. Seine allerhöchste Vollendung aber hat auch diese ernste, düsterheroische Trauer im männlichen Pessimismus des „Bergkranzes" gefunden. Ich möchte jedoch die von Cvijić richtig gesehene „mystische Logik", die „logique mystique", etwas näher bestimmen. Als primitiver mythisch- oder magischreligiöser Glaube an Vorzeichen, Träume, Vampire, an helfende und schadende Geister teilen die Dinarier diese „mystische Logik" ja mit anderen Völkern, das Besondere aber ist, daß auch die nationale Sehnsucht von ihr durchwoben ist, und wenn sie auch das zuweilen mit anderen Völkern teilen, so bleibt doch ein besonderer dinarischer Rest. Meines Erachtens gehören aber gewisse Zeugnisse aus den epischen Volksliedern nicht unmittelbar hierher, sondern sind mit den mittelalterlichen byzantinischen Religionsidealen in Zusammenhang zu bringen. Ganz mönchisch ist z. B. der Trost, den ein Volkslied dem über die Kosovoniederlage unglücklichen Volke spendet: Gott hatte es dem Fürsten Lazar freigestellt, entweder den Sieg und das Reich dieser Welt oder den Untergang hier und den Himmel droben zu wählen. Er wählte das letztere, heil ihm! Diese Art von historischem Mystizismus ist jedenfalls mehr mönchisch-byzantinisch als heroisch. Ein anderes byzantinisches Element hatte mehr Aussicht, auch von der dinarischen Mentalität aufgenommen zu werden:

Digitized by Google

die Verehrung der altserbischen Herrscher als Nationalheilige. Die byzantinisch-mönchische Auffassung traf hier mit einer primitiven, volkstümlich religiösen Anschauung zusammen. Während die alte Kirche als solche die „sündigen Mönche" Symeon usw., die Klosterbauer und freigebigen Gönner heilig sprach, verehrte das Volk in den Verewigten seine nationalen Schutzherrn. So traf sich, meine ich, der kirchliche Kultus mit der volkstümlichen Stammesahnen- und Stammesheroenverehrung. In dem letzteren aber steckt der bekannte primitive Glaube an die Zaubermacht der Herrscher. Cvijić erzählt außer einigen mittelalterlichen Königslegenden, die ebenfalls kirchlich beeinflußt sind, auch das folgende Erlebnis aus neuester Zeit: Während des serbischen Zusammenbruchs vor der deutsch-bulgarischen Offensive 1915 traf er viele Bauern, die von ihren Höhen zum Kloster Studenica, dem Mausoleum Nemanjas, herabstiegen, um die Heiligen von Studenica um Rettung des Vaterlandes zu bitten. Sie trafen jedoch am Wege ein junges Mädchen, das zu ihnen sagte: „Ihr könnt ja zum Kloster gehen, nachdem ihr euch einmal aufgemacht habt, aber ihr werdet die Heiligen dort nicht mehr vorfinden: sie alle sind an die Front gegangen, die serbische Armee zu retten." Hier tritt also der sündige Mönch Symeon und Kirchenheilige ganz hinter dem nationalen Schutzahnen zurück. Noch deutlicher wird das, um was es sich hier handelt, wenn man die folgende Geschichte auf ihren primitiven Kern untersucht. Ich hatte mir oft den Kopf darüber zerbrochen, wie es möglich ist, daß in diesem Lande des Dynastiewechsels, der Staatsstreiche und Ministerkrisen ein Mann wie Nikola Pašić imstande ist, durch viele Jahrzehnte hindurch sich als unwankbarer politischer Leiter zu halten, obwohl man seinem Regime von seiner eigenen wie von den feindlichen Parteien oft so viele Vorwürfe machte. Wie oft war dieser Mann nahe daran, seinen Einfluß, seine Stellung, ja, sein Leben zu verlieren! Wieviel offenbare Mißerfolge hat er erlitten — und wie oft folgte einem kaum noch zu überbietenden Unglück ein märchenhaft glücklicher Aufschwung! Im Oktober 1915 las ich in Kraljevo, schon während der Zeit der höchsten Not und Verwirrung, in einer Zeitung den kommentarlosen Abdruck der Domanovićschen Satire „*Der Führer*" (geschrieben 1901), mit dem die Zeitung Pašić treffen wollte. — Ich sprach nun mit einem der bekannteren Unterführer der radikalen Partei über das mir rätselhafte greise Parteioberhaupt, berichtete ihm, was ich an den widersprechendsten Urteilen über seine politischen Fähigkeiten im Volke gehört hatte, und verlangte von ihm eine Erklärung für die Macht dieses äußerlich unscheinbaren Mannes, dieses eisigen Schweigers, dieses Ministerpräsidenten, der keinen anständigen serbischen Satz öffentlich sprechen könne. „Was wird Onkelchen Nikola dazu sagen?", fragte ein bäuerlicher Soldat in meiner Gegenwart, als die Meldung von der Kriegserklärung Bulgariens einlief. Da rief ein šumadinischer Spaßvogel, der selber Radikaler war: „Er wird die Stirn runzeln, ein wenig mit dem weißen Barte wackeln, sich nachdenklich auf seinen Stock stützen und nach fünf Minuten stottern: Oće — ovaj — može — ovaj — i tako da bidne." Etwa: „Es wird — hm — es kann — hm — auch so ausfallen." — Der Politiker und übrigens hochgebildete Mann hörte alles an, was ich ihm erzählte (und es war noch viel mehr und so tolles und satirisches Zeug, wie es nur ein Šumadiner ausdenken kann!), überflog dann die Domanovićsche

Digitized by Google

Satire mit einem mitleidigen Blick: „Wissen Sie was, Herr? Ohne den Mann können wir nichts machen, der trägt das Glück!" — Dann, als ich ihn erstaunt ansah, fuhr er fort: „Es gibt Menschen, die das Glück liebt — nennen Sie es Glück oder Gott oder den Teufel, einerlei. Wo diese sind, da ist auch das Glück. Wenigstens glauben die Bauern das, und, bei Gott, ich auch."

„Der trägt das Glück." Ich habe später in den Flüchtlingslagern Albaniens die Rede auf diese Dinge gebracht, und dieselben Leute, die ihn eben noch verlästert hatten, sprachen im Augenblick darauf geheimnisvoll von seinem „Glück" und seiner Macht.

Was hier in der Volksseele zum Durchbruch kommt, nennt die Religionspsychologie nicht Mystik, die sie für Höheres vorbehält, sondern Magie, primitiven Zauberglauben, Glauben an eine blinde, an sich unpersönliche und gleichsam abstrakte „Kraft", an das Manna und Orenda der Primitiven, die sich in bevorzugten Personen, in Volksführern und Medizinmännern sammelt. Ein anderes Musterbeispiel ist der zauber- und fluchkräftige Bischof Peter I. von Montenegro, der Vorgänger des Dichters des „*Bergkranzes*". Ich lag im November 1915 im montenegrinischen Han von Lijeva Rijeka am Herdfeuer. Ein paar Flüchtlinge, Bauern aus der Šumadija, lasen in einem Evangelium, das ihnen eine englische Krankenschwester in völliger Unkenntnis der šumadinischen Psyche zur „Erweckung" zugesteckt hatte. Zwei Montenegriner traten herzu und fragten, von wem sie sich vorläsen. Vom heiligen Petrus. „I was, besser ist Miloš Obilić als eure Peter und Paul, oder, wenn du schon so willst, besser ist unser heiliger Petar, der Bischof von Mentenegro." Antichristlicher, antiorthodoxer kann man sich nicht ausdrücken. Diesem Bischof Petar I. schrieb das Volk die Macht zu, daß er „verfluchen könne", d. h. daß seine Flüche und Verdammungen sich restlos erfüllen. Aber diese Zauberkraft (denn nur das ist es) hat er nicht als beliebiger Bischof von Amts wegen etwa wie der römische Papst, sondern als Mensch und Volksführer. Die Montenegriner sagten, halb im Scherz, halb im Ernst von ihm, daß er übrigens viel besser sei als der heilige Petrus von Rom, denn dieser habe den Herren dreimal verleugnet, ihr Bischof aber nicht ein einziges Mal. Noch nach seinem Tode erfüllte man seine Befehle aus Angst vor seiner Macht und das Volk nannte ihn heilig nicht wegen seiner Religiosität und Glaubensstärke (von der uns nicht Sonderliches berichtet wird), sondern — weil er seinem Volke das Beste wünschte und mit Fluches Kraft sich Nachdruck verschaffte.

Wenn auch ein moderner Parteiführer wie Pašić in magischem Rufe stand, so mag uns auch das schon ein Hinweis und ein Beitrag zu der später zu erörternden Rolle sein, die der alte Clangeist noch im modernen balkanischen Parteileben spielt.

Was die höhere Religiosität der Dinarier anlangt, z. B. ihr selbständiges Verhalten zu den Heilswahrheiten des Christentums, so kann ich nach meinen persönlichen Erfahrungen (Arbeiten darüber fehlen) bei Orthodoxen im allgemeinen sagen, daß sie von den höheren religiösen Elementen des Christentums, im Gegensatz zu den Russen, nur ganz obenhin berührt sind. Bei den Katholiken steht es damit besser. Der orthodoxe Dinarier ist religiös (im höheren Sinne) ziemlich indifferent. Er hat sich im wesentlichen diejenigen Elemente einverleibt, die den primitiveren religiösen Stufen entsprechen und zum Teil entstammen: den Heiligenwunderglauben,

Digitized by Google

die Verehrung der Kultstätten, den Glauben an die zauberische Kraft des Gebetes, des Fluches, der Beschwörung, wenn diese Riten in der vorgeschriebenen Weise von zauberkräftigen Personen (Popen, Mönchen) vollzogen werden, den ausgebildeten byzantinischen Totenkultus mit Mahl, Dienst und Wehklage auf dem Grabe, einen durch das Christentum notdürftig gehobenen, oft auch nur verschleierten Animismus usw. Als ich einst bei einem šumadinischen Popen mehrere Sonntage der festarmen Sommerzeit mit dem Geistlichen und dem Kirchendiener allein beim Gottesdienst war und mich über den Mangel an Teilnahme seitens der Gemeinde wunderte, erklärte er mir heiteren und nachsichtigen Tones folgendes: „Ja, erstens, wozu braucht der Priester denn auch eigentlich die Gemeinde, wenn er zelebriert? Wir sind doch keine Protestanten, daß wir den Gottesdienst als eine Belehrung durch die obligate und nicht immer vom Geist erleuchtete Sonntagspredigt oder als gemeinsamen demokratischen Verkehr der Seelen mit Gott auffaßten. Wir sind auch nicht so menschenklug wie die Katholischen, daß wir dem Volke schon den Besuch der Messe als christlich-klerikale Pflicht anrechneten. Gottesdienst heißt Dienst vor Gott, heißt im Tempel vor dem Herrn zelebrieren, opfern. Das ist ein mystischer Akt, das kann nur der Geweihte und dazu braucht's nur den Priester und den Ministranten, keine Laien. Aber außerhalb des Opfers braucht uns das Volk: zur Geburt, zur Erziehung, zur Heirat, zum Sterben, zum Segnen der Fluren und Brunnen, zu Erntebittgängen, zum Kultus der Seelen. Aber das sind ja eigentlich alles gar keine „Sakramente". Es gibt nur ein Sakrament, das ist die heilige Wandlung und das Abendmahl. Alles andere sind Konzessionen an das Volk und das reale Leben. Heiraten und Kinderkriegen ist doch kein Sakrament, sondern das Gegenteil davon. Darum haben die alten Lehrer unseren Bauern beigebracht, daß er z. B. sagt: „Dies ist, Verzeihung, meine Frau" oder „ich habe, Verzeihung, drei Kinder" oder, wie das Volkslied sagt: „die alten Eltern gemäß der Sünde". Heiraten und Kinderzeugen ist eben Sünde. Dies aszetische Ideal haben die alten Mönche — die alten, die im Kloster Vratna noch in den Höhlen wohnten, nicht die Bande von heute — dem Volke einprägen wollen, sind aber vor die unrechte Schmiede gekommen. Der ganze Totenkultus — schau dir doch mal die Fahnen, Wimpel, Tuchfetzen und Votive auf meinem Friedhof an! —, das Fressen und Saufen und das unchristliche Gejammer auf dem Grabe, die ganze Slava, das ist alles Heidentum, das wir von Amts wegen übertünchen. Außerhalb der Zelebration und außerhalb der Mönchszelle sind wir staatlich angestellte Medizinmänner („ukazni vračari"). Oder welcher christlich bewußte Priester kann es rechtfertigen, daß er der heidnischen Blutsbrüderschaft und Wahlschwesterschaft einen nahezu sakramentalen Segen gibt? Aber, freilich, was der Priester nicht rechtfertigen kann, das rechtfertigt eben der Serbe in seiner Brust."

Mit diesem letzten Satze ist der Kern der Sache getroffen. Diese dinarischen Institutionen der Slava, der Blutsbrüderschaft, der Wahlbruderschaft und Wahlschwesterschaft, die hervorgegangen sind aus dem gefahrvollen Leben der Patriarchalier und die das Volkslied so rührend besingt, tragen eine so hohe moralische Bedeutung für das Volkswohl in sich, daß sich die Kirche, will sie ihre nationale Aufgabe erfüllen, ihrer mit Weihe und Bann annehmen muß. Und wie hoch die

Digitized by Google

orthodoxe Kirche ihre nationale Aufgabe faßte, dafür hat der Dichter Ivan Mažuranić im dritten Gesang seines berühmten Epos vom „*Tod des Smajl-Aga*" herrlichen Ausdruck gefunden. — Man kann auch mit dem besten Willen zur Gerechtigkeit nicht sagen, daß das dinarische Volk der christlichen Moral sehr viel verdanke. Was es an moralischen Gütern besitzt, verdankt es fast ausschließlich sich selber, der Patriarchalität, der Stammesverfassung, der Tradition, der Zadruga, dem Ahnenkultus, der unbedenklichen Hingabe an das Wohl der Nation — ausnehmend männliche Tugenden, die den christlichen, zumal den mönchisch-aszetischen in vielen Punkten widersprechen. Möglich, daß sich hier und da unter Frauen ein Ansatz zur Vertiefung des religiösen Gefühls zeigt, wie ich es zuweilen wahrnahm, aber im allgemeinen sind gerade die Frauen des Volkes noch primitiver und konservativer als die indifferenteren Männer. Zumal der gebildete Orthodoxe, der aus Anstandsrücksichten und nationalem Traditionalismus meist die gute Form wahrt, ist innerlich religiös bedürfnislos. Wir finden darum auch in der serbischen Literatur sehr wenig religiöse Problematik, und wo sie sich findet, z. B. bei Svetolik Ranković, da geht sie auf unmittelbaren russischen Einfluß zurück. Diese Zustände hängen auch wohl mit der Tatsache zusammen, daß die serbische orthodoxe Kirche von echt dinarischer ritterlicher Duldsamkeit ist. Wo man einen Gegensatz zwischen Orthodoxen und Katholiken bemerkt, da ruht er nicht auf religiösem oder gar dogmatischem, sondern auf sozialem, nationalem oder politischem Grunde und umschreibt lediglich den Gegensatz zwischen Serben und Kroaten als politischen Faktoren oder zwischen Serben und entnationalisierten „Türken". So ist denn der orthodoxe Dinarier nirgends kirchlich, klerikal im parteipolitischen Sinne.

Das Temperament des Dinariers ist im allgemeinen lebhaft, jäh aufbrausend, nach der alten populären Terminologie also „cholerisch". Selbst ausgesprochene Sanguiniker unter ihnen schlagen ins cholerische Temperament hinüber, was besonders auffällig bei fröhlichen Festen und Lumpereien hervortritt. Dem widerspricht nicht, daß es eine Menge Individuen gibt, die den Anschein außerordentlicher Verhaltenheit machen, doch ist das entweder eine Verhaltenheit, die ihren Grund hat in der Würde (wie oft beim Montenegriner) oder in gespannter Sammlung (wie oft beim Šumadiner). Sie sind imstande, eine ganze Folge von Reizen in sich aufzuspeichern und unter dem Druckdeckel der Beherrschung, der Würde und des Stolzes zu halten, bis die Reizmenge so groß wird, daß sie sich in vernichtender Explosion Luft macht (vgl. das Charakterbild des Vasa Rešpekt), und diese Typen stehen im Gegensatz zu anderen, bei denen jeder Reiz sich sofort in jähe, aufschäumende Abfuhr umsetzt. Sind die ersten außerordentlich gefährlich, so brennt bei den zweiten das Strohfeuer der hastigen Abfuhr schneller herunter — „kao ciganska furuna", d. h. wie Holz im Blechofen. Diesem jähen Temperament, diesem seelischen furioso und fortissimo, entspricht ein offener, raschzupackender, im Wesen rationalistischer Verstand. Was diese Menschen aber gefährlich machen kann, ist, daß mit der ersten Abfuhr der Affekt oft keineswegs erledigt ist. Daher die Zähigkeit im Haß, die sich am deutlichsten in der Blutrache und den politischen Leidenschaften offenbart und sich von Generation auf Generation vererben kann. Oft verbindet sich mit all diesen Eigenschaften noch eine ausschweifende, meist rationalistisch

Digitized by Google

unterbaute Hingabe an eine Idee der Gerechtigkeit, der völkischen und persönlichen Freiheit und Ehre, der nationalen Einheit, irgendwelcher sozialer oder parteilicher Maximen und die Fähigkeit, für solche Dinge alles, auch Gut und Blut, auf eine Karte zu setzen. So entstehen die großen Demagogen, an denen dieses Volk so reich ist, die Miloš Obrenović, Vučić, Pašić, Stojan Protić, Starčević, Radić usw., die Revolteure, Verschwörer, Hajduken, Uskoken und — Journalisten. Dieses Temperament ist es, daß so viele ihrer Dichter in einem ungeordneten und zuchtlosen Leben rasch verbraucht oder so manchen hoffnungsvollen Gelehrten in die Politik zieht.

Wenn ich sagte, der dinarische Verstand sei vorwiegend rationalistisch, so ist auch das cum grano salis zu nehmen, etwa im Gegensatz zu dem irrationalistischen Großrussen des 19. Jahrhunderts oder dem zweifellos irrationalistischeren Ostbulgaren. Das Eigentümliche der dinarischen Intelligenz ist, daß sie sehr lebendig, scharf, hell und geschmeidig, aber nicht gerade ausdauernd ist, oft auch nicht tief genug. Oft schneidet nämlich das Temperament und eine lebhafte Einbildungskraft die letzten Schlüsse gewaltsam ab oder überspringt in genialischer Unbedachtsamkeit die Zwischenglieder. Hervorragend ist die Begabung des Dinariers für Witz und Satire, namentlich aber für Selbstironie, und zwar speziell für völkische Selbstironie. Mir ist kein Volk bekannt, das imstande wäre, sich so vorurteilslos selbst zu ironisieren wie das dinarische, vor allem die šumadinische und erische Untergruppe, während der Montenegriner keinen Spott verträgt, da er gar zu viel auf seine Manneswürde hält. Zum „Humor" freilich in unserem (raabischen und kellerschen) Sinne sind sie nicht irrational und „weise" genug. Das prägt sich auch in ihrer Literatur deutlich aus. Wie scharf geschliffen und geschmeidig die Volksintelligenz ist, sieht man am besten aus der einzigartigen Volkssprache, der Bauernsprache, deren Psychologie noch nicht geschrieben ist: lapidar, kondensiert, klar, anschaulich, voller seelischer und sachlicher Nuancen, dazu schmiegsam und doch vom leichten Pathos einer gewissen Würde getragen. Hiermit ist der Sinn für schöne Form aufs engste verbunden. Wer längere Zeit intim mit dinarischen Bauern gelebt hat, der staunt oft darüber, wie zierlich sie die Worte zu setzen wissen, wenn es darauf ankommt. Ich habe Bauern im Gemeinderate, bei dörflichen Schlichtungen und Prozessen, bei Kirchenfeiern und in politischen Versammlungen reden hören, die den berühmten Rednern aus Stjepan Mitrov Ljubišas *„Erzählungen des Vuk Dojčević"* nicht viel nachgaben. Ich habe auch Gelegenheit gehabt, eine leichte Auffassungsgabe bei Schülern, Soldaten und Bauern sowie eine starke optische Merk- und Anschauungsfähigkeit und ein großes Interesse für neue Dinge festzustellen. Wie manchem Soldaten aus dem Bauernstande habe ich während des Krieges das lateinische Alphabet zu dem kyrillischen, das er in der Schule gelernt hatte, beibringen müssen, wie vielen die Hauptstädte der Welt samt Einwohnerzahl, Verfassungen der Länder und Konfessionen auf Zettel schreiben und ihnen stundenlang von allen möglichen Dingen und Undingen erzählen müssen! Und das waren meist ältere Männer aus dem zweiten Aufgebot, die das moderne Schulsystem in ihrer Jugend noch nicht erfaßt hatte. So sind denn die Dinarier das Volk der großen Autodidakten genialen Schlages eines Dositej Obradović, Vuk Karadžić, Milos Obrenović, Petar Petrović Njegoš. — Alles in allem: die Dinarier sind die Hauptträger der serbo-

Digitized by Google

kroatischen moralischen Kultur, sie sind die Schöpfer der mittelalterlichen Staaten, der serbischen Nationalkirche, des Heldenepos, der neuen Volksschriftsprache, der nationalen Freiheit, der staatlichen und innerpolitischen Organisation und teilen sich mit dem pannonischen Kolonialtypus und den Kroaten in die Hauptleistungen der serbokroatischen Literatur und der modernen, speziell philologischen, historischen und ethnographischen Wissenschaften — nicht ohne Grund alles Disziplinen, die vorwiegend national sind.

5.

Den dinarischen Typus teilt Cvijić in die fünf Untergruppen des Šumadiners, des Era, des Bosniers, des Islamisierten und des Adriatikers.

Das dinarische Gesamtgebiet zerfällt landschaftlich und völkisch zunächst in zwei charakteristische Teile, deren Grenze die Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen der Donau und Sava auf der einen und den Adriazuflüssen auf der anderen Seite bildet. Nordöstlich dieser Karstmauer liegt die „grüne Zone", das Land der Hügel, Wälder, Wiesen und kultivierten Felder mit mitteleuropäischem Klima, das Land der Ackerbauer und Viehzüchter. Auf der Karstmauer und südwestlich von ihr bis zur Adria liegt das sonnenverbrannte, baum- und wasserarme Karstland mit Mittelmeerklima. Die Karstmauer trennt den adriatischen Dinariertypus von den vier anderen dinarischen Volkstypen der grünen Zone.

A.

Die östlichste Gruppe der Dinarier sind die Bewohner der Šumadija im weitesten Sinne. Im engeren Sinne bezeichnet die Šumadija das „Waldland" östlich der Drina, nördlich der westlichen und westlich der großen Morava. Im weiteren, vorwiegend völkercharakterologischen Sinne verstehen wir hier unter dem šumadinischen Typus den Volksschlag des Königreichs Serbien in seinen ungefähren Grenzen vor 1912 aber mit Ausschluß der Kreise Niš, Prokuplje, Leskovac, Vranja im Süden — also den eigentlichen Serben im politischen Sinne, den „Serbijaner", wie die Pannonier sagen. Die šumadinische Gruppe ist der Menschenzahl nach die stärkste und ihrer historischen Sendung nach die bedeutsamste aller dinarischen Gruppen. Die Šumadija ist typischer Kolonialboden, der, aus so verschiedenen Stämmen sein Volk auch zusammengesetzt ist, heute doch im wesentlichen einen einheitlichen Volkscharakter aufweist, nachdem die Kolonisten sich miteinander vermischt und die gleichen sozialen und politischen Veränderungen durchgemacht haben. Der Šumadiner, obwohl, wie wir bei der Behandlung der Siedlungen sahen, hauptsächlich dinarischen Blutes, unterscheidet sich als typischer Koloniale doch bedeutend von den dinarischen Altstämmen. Einer der Hauptfaktoren — von der Mischung des Blutes abgesehen — ist die geographische Umwandlung des ehemaligen „Waldlandes", das er bewohnt. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, also zur Zeit der Befreiung, bedeckte dichter Eichen- und Buchenwald mit wiesigen Niederungen das hügelige Land. Die wenigen Dörfer der vor kurzem ins Land gekommenen dinarischen und zentralen Kolonisten lagen in weit zerstreuten Einzelhöfen spärlich gesät und nährten sich zur Hauptsache von Viehzucht. Mit der immer

Digitized by Google

mehr zunehmenden Bevölkerung, mit der immer weiter ausgebauten nationalen Selbständigkeit und inneren Verfassung schritt die Kultivierung des Bodens rasch vorwärts. Heute überwiegt der Ackerbau schon die Viehzucht. Der dichte Wald schwand auf ein Fünftel seines ehemaligen Bestandes, die Niederungen wurden entsumpft, ganze Wälder von Obstbäumen legten sich um die engerrückenden Dörfer, aus den Wiesen und Feldern wurden stellenweise wahre Gärten, die die entstehenden oder unter den neuen Bedingungen rasch anwachsenden Städte mit Lebensmitteln versorgten. Ein regelmäßiges Straßensystem, seit 1885 durch die Eisenbahnlinien unterstützt, durchzog das vorher wüste Land, in dem die alten Pferdekarawanen nur unter Gefahr für Leib und Leben vorwärts gekommen waren. Immer fester packte die noch heute halbsoldatische Landesverwaltung das flache Land von den Kreisstädten aus, immer mehr Schulen verbreiteten Wissen und Bildung. Der Unternehmungsgeist erwachte, aus den alten Viehzüchtern und Bauern wurden geschickte Kaufleute, die als großzügige Dinarier im Großhandel die zinzarischen Krämer bald überholten, man nützte Bodenschätze aus, zog fremdes Kapital ins Land, spekulierte mit den Rohprodukten (Mineralien, Wolle, Mais, Weizen, Pflaumen, Schweinen) wurde reich und expansionslustig und immer tiefer zogen die politischen Verwicklungen diese Landschaft in das große europäische Weltgetriebe hinein. Das neue Serbien wurde der politisch-nationale Mittel- und Anziehungspunkt der unter der Türkei oder Habsburg lebenden Volksgenossen, die Kernzelle des künftigen Einheitsstaates, und aus den ewigen dynastischen und wirtschaftlichen Krisen, die von der orientalischen Frage geboren wurden, wuchs das innerpolitische Parteiwesen und das ebenfalls hypertrophierte Zeitungswesen, aus den kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Türkei, mit Ungarn (1848) und mit Bulgarien das serbische Volksheer empor. Der alte patriarchalische Geist der Stammesverfassung und der Kneževina, der Klein- und Bandenkämpfe, der Hajduken und Rebellen, der Zadruga verschmolz mit dem modernen europäischen Geiste, der hauptsächlich von zurückberufenen pannonischen Kolonisten getragen wurde, zu einer sonderbaren neuen Einheit. Die verschiedenen Kolonistengruppen hatten sich gut ergänzt. Der Hauptteil der dinarischen Zuwanderer bestand aus Berghirten, die sich erst an die Erfordernisse des Ackerbaues gewöhnen mußten, den die Kolonisten des Zentralgebietes von ihren hörigen Gütern (den Čivluks) mitbrachten.

Cvijić sieht auch mit Recht im heutigen Šumadiner, so fleißig und modernisiert er ist, noch Spuren der alten „pastoralen Nonchalance", die etwas anderes als das erwähnte „javašluk" ist. Aber wichtiger sind, wie immer in der Welt, die positiven Züge, die der alte dinarische Geist im Šumadiner lebendig erhält: der Freiheitssinn, der nationale Opfermut. Eine andere Art der Tradition und des nationalen Geistes, gewissermaßen die seelische Anknüpfung an den mittelalterlichen Staat, brachten die Kolonisten von Kosovo und der Metochia mit herüber, die die Erinnerung an die alten Könige und Heilige, an ihre Klöster und Burgen und das unvernarbte Leid um Kosovo im Herzen hielten und an die anderen weitergaben, wie sie dieselben Güter auch ins pannonische Kolonialland mitgenommen hatten. So war der Šumadiner prädestiniert für die Erkämpfung der nationalen Befreiung. Mit dem immer mehr fortschreitenden Zerfall der großen Besitzgemeinschaften in bäuerlichen

Digitized by Google

Kleinbesitz gewann das Bauerntum, das so aus der patriarchalischen Sphäre in die moderne europäische gezogen wurde, an politischer Bedeutung, und diejenige Partei, die diese ländlichen Massen fest ergriff, die alte radikale Partei des Pašić, verdankt ihre Erfolge gerade diesen Kleinbauern.

Der Volkscharakter der Šumadija ist so auffällig und kommt vor allem dann zum Ausdruck, wenn ihrer mehrere zusammen sind, daß es nicht schwer war, unter einer formlosen Masse von Flüchtlingen auf den Straßen und Öden Altserbiens und Albaniens 1915 und unter serbischen Kriegsgefangenen in Deutschland sofort die Šumadiner herauszukennen. Der Altpatriarchalier des dinarischen Hochlands, der Montenegriner z. B., schwankt zwischen „pastoraler", „epischer" würdevoller Ruhe und heftiger Aktivität in nur männlich-kriegerischer Betätigung, die Ruhe des Šumadiners ist mehr gespannt-verhalten, intellektuell durchwärmt und jederzeit bereit, sich auf eine Aufgabe zu stürzen, die keineswegs nur soldatisch zu sein braucht. Dabei ist er der kritischste aller Dinarier, der mit seinem rationalistischen Mutterwitz selbst hinter den eigenen Idealen das Allzumenschliche sieht, ohne deshalb mit seinem Opfer sparsamer zu sein. Aber er läßt sich niemals und von niemandem den Mund verbieten. Er ist jedoch wortkarger als der oft ruhmredige Montenegriner oder die geschliffenen Wortkünstler der dalmatinischen Küste, weil er kritischer ist, aber darum nicht etwa schweigsam wie seine Nachbarn aus dem Stari Vlah, von denen Cvijić mit einem Volkswort sagt, daß sie nur sprechen, wenn sie keiner hört. Der Šumadiner hat auch, trotz aller Europäisierung, immer noch genug vom Geist des alten Hajduken und Rebellen an sich — das Räuberunwesen ist selbst im modernen Königreich stellenweise noch in wüstem Schwange — wenn es sich auch heute sublimiert hauptsächlich in autoritativer Tyrannei, in politischer Obstruktion, Verschwörerneigung und vereinzelten Rachehandlungen äußert. Ich kenne eine ganze Reihe von serbischen Offizieren, Landeshauptleuten, Gendarmen, Politikern, Gelehrten und Journalisten, die nichts weiter sind als versetzte Hajduken. Was solcher Veranlagung aber die produktive Kraft gibt, das ist die alte dinarische Fähigkeit zum Enthusiasmus verbunden mit einem hellsichtigen Rationalismus. Der letztere artet sehr oft in Utilitarismus aus und erklärt sich wohl, von einer gewissen allgemeinen Naturanlage abgesehen, aus der Notwendigkeit der Anpassung an die moderne europäische Kultur, die für die Serben Ungarns und der Šumadija direkt aus der mitteleuropäischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts stammt und die, unter Mühen erworben, im Ringen nach dem Fortschritt verstärkt und — überschätzt wurde. Aber maßvoll ist dieser šumadinische Rationalismus an gewissen unangenehm utilitaristischen und opportunistischen Eigenschaften des Zentraltypus gemessen, und auch der Enthusiasmus ist gemäßigt, wenn man ihn mit den idealistischen Explosionen der Herzegoviner und Montenegriner, auch der Dalmatiner und der etwas verschwärmten Pannonier vergleicht. Der heldischen Ruhmsucht und naiven Ruhmredigkeit des Montenegriners („etwas so heiß ersehnen, wie der Montenegriner einen Orden", sagt der Šumadiner spöttisch) entspricht vielleicht die gewisse intellektuelle und politische Arroganz, die mir oft am einfachsten šumadinischen Soldaten vor allem dem Bulgaren, dem Mazedonier, dem Montenegriner und Pannonier gegenüber aufgefallen ist. Der Šumadiner ist im allgemeinen zu-

Digitized by Google

verlässig in der Dienstleistung, wenn ihm nicht das „javašluk", die „pastorale Nonchalance" oder die Überheblichkeit, daß er's ja doch besser versteht, einen Streich spielt. Dazu ist er, besonders wenn ihn der Militärdienst abgeschliffen hat, selbständig und umsichtig. Die zwei klarsten Volkstypen, die er im Anfang des 19. Jahrhunderts herausgestellt hat, sind der Schwarze Georg, der Held der Befreiung, und Miloš Obrenović, der Organisator und Diplomat. Der erstere noch Patriarchalier in der Seele und im Äußeren, ein idealistischer, enthusiastischer Held und offener Rebell, vom Ausmaß eines Miloš Obilić der Volksepen — er erinnert an den Schwarzen Herzog von Braunschweig —, der zweite noch ein echter Era aus dem Stari Vlah.

Der Šumadiner ist schlechthin das zoon politikon der serbokroatischen Rasse. Er liebt die heitere Geselligkeit, die lebt und leben läßt. Ich kannte šumadinische Soldaten, die noch im Jahre 1915 den bulgarischen Mitkämpfern von Adrianopel (1912) ihre zurückgezogene, sparsame Eigenbrötelei und Verhaltenheit nicht vergessen hatten. Andere berichteten mir im Zusammenhange dieser Gespräche, daß wiederum die Bulgaren, insbesondere die Ostbulgaren, mit höchster Mißbilligung und moralischer Entrüstung ihrem lustigen Lagerleben vor Adrianopel zugesehen hätten. Der Šumadiner ist von all seinen Brüdern der vorurteilsloseste, nicht nur in moralischer, sondern überhaupt in geistiger Hinsicht. So fragte ich einmal einen heiteren šumadinischen Popen, warum er denn seinen Pfarrkindern das greuliche sexuelle Fluchen noch nicht abgewöhnt habe. „Dein Vetter hier, der doch aus dem Užicer Hajdukenlande kommt, hat mir soeben gesagt, daß er sich das Fluchen abgewöhnt habe, ja, daß er, wenn ihm doch einmal ein Fluch oder auch nur der Gedanke an einen solchen käme, nicht ruhig schlafen könne." — „Ja, siehst du, Bruder Švabo, meine Pfarrkinder können überhaupt erst ruhig schlafen, wenn sie sich ordentlich ausgeflucht haben. Die Menschen sind eben verschieden. Was kann man machen?" war seine Antwort. Er nimmt die tieferen und besinnlicheren Probleme des Lebens nicht so schwer, er grübelt nicht tief und nicht viel, er philosophiert im Grunde optimistisch, er leidet auch am wenigstens an der „historischen Trauer", ihn drücken ja auch nicht die schweren Lebensbedingungen des Montenegriners, nicht Zwang und Enge der byzantinisch-balkanischen Lebensform. Er versteht darum auch nicht so heldisch-erhaben wie der Montenegriner und nicht so schauerlich schmerzvoll wie der Zentraltyp zu klagen über seinen Gräbern. Er kennt den Wert des Geldes und verdient gern und geschickt, aber es rollt ihm auch wieder aus der spendablen Hand. Wenn er mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten beisammensitzen kann, wenn Tabak und Alkohol (im ersten ist er unmäßig, im zweiten mäßig) oder ein Täßchen Mokka vor ihm steht, wenn gar noch die Zigeuner spielen und singen, wenn er eine Zielscheibe für seinen fröhlichen und freimütigen Spott und seine Lachlust hat oder einen Sündenbock für die Abfuhr seines politischen Zornes, so ist seine Seligkeit vollkommen. Ich habe kaum fröhlichere Stunden, ja Tage und Wochen verlebt als in den Krankenstuben eines Militärlazarettes in Kragujevac 1914. Diese vergnügliche Geselligkeit, diese unbekümmerte irdische Heiterkeit, diese menschenkundige Vorurteilslosigkeit, diese zupackende Aktivität flammte sogar an den trüben Lager-

Digitized by Google

feuern des albanischen Rückzuges unaufhaltsam hoch und hat sich auch in Wort und Weise ihren heiteren, abgeklärten, schön stilisierten Ausdruck im šumadinischen Volkslied geschaffen. Daß der Šumadiner trotz all seiner Aktivität und Spottlust ein weiches und mitfühlendes Herz hat, dafür nur ein einziges Beispiel, das wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden: Im Anfang des Weltkrieges waren die serbischen Zeitungen wie alle Zeitungen der Entente voll von Schauernachrichten über die Fortschritte der Russen in Ostpreußen. Eines Tages stand die Nachricht zu lesen, daß Königsberg gefallen sei. Als abends um 6 Uhr die Zeitungen in das Krankenzimmer kamen, aus denen gewöhnlich einer den anderen vorlas, überschlug der Vorleser auf Ermahnung der übrigen diese Nachrichten in meiner Gegenwart: „Es könnte ihn kränken und traurig machen, wenn er so schlimme Nachrichten aus seinem Vaterlande hört", sagten sie.

Der demokratische Zug des Šumadiners hat eine längere Vorgeschichte. Er ist keinesfalls ein modernes Produkt „liberaler" Aufklärung. Er senkte sich den Serben ins Blut, als nach dem Sturz ihres mittelalterlichen Staates der Feudaladel verschwand und aus hoch und niedrig, arm und reich die graue einförmige Masse der Raja wurde. Auch andere soziale Unterschiede verschwanden, nur die gleichmäßige Volksmasse der Ackerbauer und Viehzüchter blieb übrig, aus der nur hier und da einmal ein Pope oder ein Knez hervorragte, der seinen Kopf übrigens auch nicht allzu hoch recken durfte, damit ihn der türkische Krummsäbel nicht herunterschlüge. Gelang es dem einen oder anderen auch durch glücklichere Geschäfte reicher zu werden, so blieb er als Raja doch was er war, falls er sich nicht islamisierte. Alle anderen Schichten, die Offiziere, Regierungsbeamten, die Grundherrn, die hohe und ein großer Teil der niederen Geistlichkeit, die handeltreibenden Stadtleute und Gastwirte an den Straßen, waren volksfremde Elemente. Soziale Überlegenheit gab es also unter der serbischen Masse kaum, sie war in sich gleich. Aber wir haben ja schon betont, daß die Dinarier von allen Balkanern den geringsten Teil der Raja in seelischer Beziehung stellten und ihre mannhafte Seele sich nicht so erniedrigen und demütigen ließ wie die der Mazedonier und Bulgaren. Die Gentilverfassung hatten sie in ihrer Stammesheimat zurücklassen müssen, als sie auf den kolonialen Boden der Šumadija kamen, aber im Geiste der Stammesverfassung entwickelten sie in bewundernswerter Weise das soziale und politische Gefüge der „*Kneževina*" unter türkischer Landeshoheit. So stellten sie neben die erzwungene soziale Gleichheit die echte Brüderlichkeit in der Kneževina und Zadruga, in Dorf und Volk, das Verantwortungsgefühl eines für alle und aller für einen, so schufen sie sich neue Felder, auf denen sich der Ehrgeiz betätigen konnte: die moralische Autorität in der Zadruga und die heldische Autorität im Freiheitskampf zu erringen. „Ältester" (staresina) in der Zadruga zu sein — und das konnten auch Frauen werden —, Knez in der Kneževina, Feldherr (vojvoda) im Kriege, Hauptmann (harambaša) im Bandenkrieg der Hajduken und Uskoken, Führer in der Partei zu werden, das wurde jetzt das große Ziel. Das sind die ethisch wertvollen Elemente der šumadinischen Demokratie. Es mag bedauerlich sein, aber es ist nur natürlich, daß solch ein idealer, idyllisch-pastoraler und heroischer Zustand sich im Getriebe modernen Staatslebens nicht halten kann. Schon in den ersten Wirren nach dem unglücklichen

Digitized by Google

Ausgang des ersten Befreiungsversuchs, nach der Flucht des Schwarzen Georgs über die Grenzen, als Miloš Obrenović Zügel und Peitsche in die Faust nahm, als der heimkehrende Georg ermordet wurde und die dynastischen Kämpfe begannen, die erst mit der Ermordung Alexander Obrenovićs 1903 ein Ende fanden — schon in den ersten Jahrzehnten des neuen Staates zeigt sich der Übergang von der Demokratie zur Demagogie und Tyrannis einzelner, zur Paschaimitation und polizeilicher Brutalität, die nichts anderes ist als legal gewordenes Rebellen- und Hajdukentum. Eine gewisse, aber nicht sehr lange dauernde Regeneration der alten, echten Volksherrschaft brachte die radikale Bauernpartei unter Pašićs Führung. Man mag vom ethischen Standpunkt über diese Dinge denken wie man will: unzweifelhaft ist die ungeheure politische Stoßkraft dieser noch heute trotz aller Abspaltungen und Fusionen die Geschicke des Landes leitenden und auf große Erfolge blickenden Partei. Das psychologische Geheimnis dieser Erfolge liegt in folgenden Tatsachen: In der steten Zufuhr frischer moralischer Werte aus den alten Bauernmassen, in der leidenschaftlichen Hingabe an die politische Arbeit, in der sich Macht- und Geldgier mit nationaler Aufopferung der Führer sonderbar und unlösbar mischen, in der hohen politischen Begabung und der instinktiven Menschenkenntnis ihrer Führer — und in den unausrottbaren primitiven Bindungen des Volkes an den Führer. Die modernen serbischen Parteien, nicht nur die Altradikalen, sind die Fortsetzer des Clansystems. Wer wie ich als sympathisch Unbeteiligter diese Kämpfe und Krämpfe aus nächster Nähe gesehen, wer Mord und Totschalg aus politischen Gründen miterlebt, wer mit Staunen gesehen hat, wie sich eine neue Tradition gebildet hat, nämlich die traditionell in Familien und Sippen vererbte Parteigefolgschaft und die aus ihr entstehenden Freund- und Feindschaften, der wundert sich nicht mehr, wenn ihm auf der Flucht durch den Sandžak Novi Pazar und im Kosovofelde zweimal die gastliche Tür vor der Nase zugeschlagen und das Nachtlager verweigert wurde — weil er in Begleitung eines bekannten Altradikalen war und das erstemal zu einem Sozialisten, das zweitemal zu einem Konservativen kam. Nichts wird interessanter sein, als die Auseinandersetzung dieses serbischen Parteigeistes mit den neuen kroatischen und slovenischen Parteien zu beobachten; das Wahrscheinlichste wird freilich sein, daß auch diese sich balkanisieren wie es die Radićpartei schon getan hat. Höhere politische Ideen als die selbstverständlichen Probleme des Zentralismus, Dezentralismus, Föderalismus finden sich augenblicklich, nachdem das Hauptziel jahrhundertelanger Arbeit, die nationale Einigung, erreicht ist, weder bei Kroaten noch bei Serben, aber große Parteiführer wird es immer geben, die dem Lande den Stempel ihrer geschickten und rücksichtslosen Persönlichkeit aufdrücken und ihre Getreuen im Lande zu Einfluß und Macht bringen. Eins aber steht fest: So groß die Erfolge der Politiker um die Erreichung des nationalen Zieles auch sein mögen, der wahre Held, der Herakles, der die schwersten und undankbarsten der zwölf Arbeiten ohne Murren verrichtet hat, ist der šumadinische Bauer und Soldat und die lange Reihe der šumadinischen und pannonischen und kroatischen Kulturarbeiter. Noch immer ist der Bauer und Soldat der wahre Repräsentant dieser Rasse, er bildet auch das große Reservoir der Intelligenz, die sich in Belgrad konzentriert.

Digitized by Google

Belgrads historische Sendung besteht darin, daß diese Stadt, die noch bis zum Jahre 1860 keine serbische Stadt war, in ihren Mauern alle Elemente einer fortschrittlichen und doch nationalen Kultur gesammelt hat. Das alte Zentrum der Šumadija unter Miloš Obrenović, Kragujevac, brach schon um 1840 seine Zelte ab und siedelte mit allen Behörden nach Belgrad über. Von da ab ist Belgrad der Magnet für alle nationalbewußten, nach moderner Bildung, nach Reichtum und politischer Macht strebenden Elemente. Hier, wo noch zwei Jahrzehnte nach Miloš' Einzug die Roßschweife eines Scheinvezirs über Festung und Stadt wehten, am Knotenpunkt der Land- und Wasserstraßen, an der politischen Nordgrenze des neuen unabhängigen, aber im Mittelpunkte des zukünftigen Gesamtstaates, im Rücken gestärkt durch das šumadinische Hinterland, im Osten flankiert von einem eifersüchtigen Nachbarn, der ebenso begierig nach dem Vardartale schaute wie Serbien, in die südslavischen Provinzen Österreich-Ungarns den verheißungsvollen Schimmer späterer nationaler Sammlung strahlend — erwuchs hier eine ganz besondere, typisch belgradisch-sumadinische Geisteshaltung. Sie wurde bestimmt einmal durch den engeren und weiteren šumadinischen Grundstock, dann durch die milderen, beschaulicheren, stille Beamten- und Forschertätigkeit liebenden südungarischen Rückwanderer und später, je näher die Schicksalstage des beginnenden 20. Jahrhunderts heranrückten, durch immer größeren Zuzug aus den nördlicheren und westlicheren Landen bis zur Adriaküste. Wir finden im neuen Belgrad zu Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts außer ehemaligen habsburgischen Offizieren, Kaufleuten und Handwerkern aus den österreichisch-ungarischen Provinzen eine ganze Reihe von Kulturarbeitern, Publizisten, Gelehrten, Kunstkritikern und Dichtern, die aus Montenegro, Dalmatien, Bosnien, der Herzegovina, Kroatien und Ungarn erst in den letzten Jahrzehnten nach Belgrad zugewandert oder berufen sind — ganz zu schweigen von den zahlreichen Männern, deren Wiege ebenfalls nicht in Belgrad, sondern im Innern des Landes stand. Geborene Belgrader sind bis 1890 selten unter den Führenden. Hier interessiert vor allem die Tatsache, daß aus dem neuen sozialen Milieu eine neue Literatur und eine neue Schriftsprache auf Belgrader Boden erwachsen ist, die sich stark von den lokalen oder provinziellen Literaturen und Schriftsprachen der Pannonier, Kroaten, Bosnier und Dalmatiner unterscheidet. Man unterschätzt die Tragweite dieser Entwicklung (vielleicht zugunsten postulierter Einheit), wenn man diese spezifisch „serbianische" Literatur und Schriftsprache nur den „neuen Belgrader Stil" nennt. Diese moderne, abermals typischkoloniale Kulturgemeinschaft auf šumadinischem Grunde hat sich auf ihre Weise den besonderen Ausdruck für ihren besonderen Geist geschaffen, der selbständig neben den älteren ungaroserbischen getreten ist. Er baut bewußt auf den Errungenschaften des Vuk Karadžić, verschmäht es aber ebenso bewußt, sich in einem starren Konservatismus, wie er sich häufig bei den Kroaten findet, für alle Zeiten auf die Vuksche Schriftsprache festzulegen. Dieser Gesamtgeist des modernen Belgrads ist es, der heute neben der politischen und gesellschaftlichen auch die literarische Führung wenigstens unter den Serben hat und mit dem sich die kroatische Richtung auseinanderzusetzen hat.

Digitized by Google

B.

Was ein Era ist, haben mir meine Freunde unter den verwundeten šumadinischen Bauern folgendermaßen erklärt: „„Era" ist ein Spottname für Herzegoviner. Wir sind ja meistens auch Herzegoviner oder Bosnier, denn „Herzegovina hat die ganze Welt bevölkert und sich doch nicht entvölkert", sagt das Sprichwort. Aber der echte Era ist doch etwas ganz anderes als wir Šumadiner. Der Era ist ein Gebirgsbauer (*planinski seljak*). An diesem Bruder Einfalt (*prostak*) gemessen, sind wir Šumadiner Herrschaften. Wir sind auch Hajduken oder waren es früher einmal, aber der Era, das ist erst der richtige Hajduk! Der kann gaunern und betrügen, der kann sich so ehrpusselig tun wie ein Mädchen vor dem Popen, der kann Kaiser und Sultan hinters Licht führen mit seiner gespielten Dummheit: „O weh, o weh, Herr, wir sind einfache Leute, o jemine, wir wissen nichts, wir haben nichts, wir sind ja einfache Leute!" — Siehst du den da, den Schwarzen, den Baumlangen, der daliegt, nichts spricht, nur schweigt und sinniert? Der Arzt hat ihm gestern Milchreis verordnet. Das gefiel ihm besser als Bohnen. Heute fragt ihn der Arzt, wie es ihm geht. Und er: „Ach, o je, Herr, sehr weh tut es. Gib mir doch — er duzt ihn! — gib mir doch wieder jene dicke süße Suppe (*čorba*)." Meinst du, daß er keinen Reis kennt? Aber da soll der Arzt über seine Einfalt lachen und ihm bessere Kost verschreiben. Ein Era, ein richtiger Era!" Dann folgten von allen Seiten Anekdoten, die immer mit den Worten begannen: „Es war mal ein Era, der führte Ware von Sarajevo nach Užice . . ." oder „Ein Era kommt zum Popen und sagt . . ." Dabei zogen die engeren Šumadiner mit Recht die Užicer Serben in den Kreis des Era, obwohl diese energisch protestierten, und als Merkzeichen wurde die Regel aufgestellt: Jeder Serbe, der nicht den ekavischen Dialekt, sondern jekavisch spricht und beim Sprechen singt „wie auf der Gusla", ist ein Era.

Man sieht, die verschiedenen Gruppen sind sich über ihre charakterologischen Unterschiede in großen Zügen klar. Der Volkstypus, den Cvijić mit der volkstümlichen Bezeichnung des „Era" benennt, läßt sich weder stammlich noch geographisch eindeutig bestimmen. Der Name Era gleich Herzegoviner entspräche nur einem Teile des Gesamtgebietes. Das Kernstück dieses Typus schließt sich südwestlich an den šumadinischen an und zieht sich über die Landschaft „Stari Vlah" und den Sandžak Novi Pazar—Raška nach Montenegro und in die Herzegovina hinein; dann umfaßt der Typus nach Nordwesten zu die dinarischen Alpenketten bis Istrien hinauf. Die Adriaküste jenseits der Karstmauer und Bosnien um den Bosnafluß herum gehören nicht hierher. Der Era ist der altstämmige Dinarier, der durch keine nennenswerten Kolonisationen vermischt ist, sondern im Gegenteil sein Blut an die großen Kolonisationen nach Norden, Osten und Westen abgegeben hat, „ohne sich selbst zu entvölkern". Dieser Typus hat unter sich keine hundertjährige gemeinsame politische und kulturelle Neuentwicklung durchgemacht wie der Šumadiner oder der Pannonier, darum ist er charakterologisch bei weitem nicht so eindeutig bestimmbar. Ich muß mich daher hier auf die allergröbsten Umrisse beschränken. Was alle diese Hochländer eint, ist ihr Dialekt, den einer ihrer Hauptvertreter, vielleicht der repräsentativste Mann des intellektuellen Serbokroatien, zur Schriftsprache erhoben hat. Ferner die Tatsache, daß alle diese Menschen ein langsameres Sprach-

Digitized by Google

tempo haben, das mit langsameren Ausdrucksbewegungen einhergeht, sowie die ausgebildete Musikalität ihres Akzentes. Es gehörte unter den königlich serbischen Soldaten aus dem erischen Užicer Kreise zum guten Tone, sich die jekavische und prägnant musikalische Aussprache zugunsten des „forscheren" und „gebildeteren" Ekavischen (Šumadinischen) abzugewöhnen, eine soziologisch und charakterologisch interessante Parallelerscheinung zum Vorherrschen des „preußischen Tones" im reichsdeutschen Militär und in der Bureaukratie. Das hindert den mit allen Wassern gewaschenen šumadinisierten Era aber nicht, gegebenenfalls mit den wohllautenden Tönen der Gebirgsheimat seinen Bitten rührsamen Nachdruck zu geben. Es verfehlt auf den national-romantischen Serben seine Wirkung selten. Allgemein sozial kann man auch sagen, daß der Era, durch Boden und Klima veranlaßt, den Ackerbau vernachlässigt und beharrlich bei der alten Viehzucht und dem ebenfalls uralten, vorslavischen Erwerbszweig der Karawanentransporte geblieben ist. Diese beiden Berufe aber pflegen den Charakter ganzer Bevölkerungsschichten tief zu beeinflussen. Man könnte aus dem alten deutschen Fuhrmannswesen manche Parallele beistellen. Nimmt man die eigenartige Landschaft „Stari Vlah" als die Hochburg des Era, so darf man vermuten, daß er hier das alte Zentrum der romanisierten balkanischen Urbevölkerung bewohnt, deren starke Reste er sich zum großen Teile erst in neuerer Zeit einverleibt hat. Von ihr hat er auch die Erwerbsarten übernommen und sicherlich eine Reihe von Charakterzügen. Aus der jahrhundertelangen Beschäftigung mit dem Handelsfuhrwesen (durch das Bergland des Era ging der alte ragusanische Handel ins Innere und die Ausfuhr der Rohprodukte über Ragusa nach Italien!) leitet Cvijić auch die unleugbare und auffallende Begabung des Era zum Kaufmannsberuf ab. Fern von allem zinzarisch-griechischen Krämergeiste, fern auch von der türkisch-orientalischen Bedächtigkeit (und würdigen Ehrlichkeit), stellt der Era die besten, die großzügigsten und glücklichsten Kaufleute, die herzegovinische und bosnisch-erische Namen auf den Firmenschildern Europas und Amerikas leuchten lassen. Diesen Hauptgemeinsamkeiten treten auffällige Unterschiede in Untergruppen entgegen. Das Wesentlichste dabei ist die Tatsache, daß ein bestimmter Teil des Eratypus noch heute im Zeichen der Stammesverfassung, ein anderer nur in der der Besitzgemeinschaft oder als Klein- und Einzelbauer lebt. Wir können aber die Starovlahen getrost als den Urtyp des Era schlechthin ansehen und von ihm die dinarischen Stämme und die Likaner in Südkroatien unterscheiden.

Der Stari Vlah reicht mit seinem Ostzipfel in das Königreich Serbien hinein und zieht sich dann die Flußtäler des Ibar, der Moravica, des Lim und der Drina hinauf- gehörte politisch also teils zu Österreich, teils zur Türkei. Da die Städte viele Muselmanen bergen, so lassen sich auch von da her manche charakterologischen Einflüsse aufweisen. Eine der herrlichsten Landschaften des Königreichs Serbien ist das Hochplateau des Zlatibor, zum Stari Vlah gehörend. Es ist die Landschaft, aus der der famose Vukadin des Stevan Sremac stammt. Es ist das Eldorado der serbischen Hajduken geblieben bis auf den heutigen Tag, und erst kürzlich zeigten umfangreiche Gerichtsnachrichten, daß das Unwesen, freilich seines alten nationalen Schimmers entkleidet, hier immer noch im wüsten Schwange ist. Weite Hoch-

Digitized by Google

ebenen von 1000 Meter Höhe unter den Gipfeln höherer Berge, mit herrlichem Fichtenwald bestanden, mit Almen und Matten, durchschnitten von wasserreichen Tiefebenen, geben dem Stari Vlah das Gepräge. Weit zerstreut sind Dörfer und Gehöfte, Stadel und einsam klappernde Wassermühlen in jähen, grünen Schluchten. Diese Bergeinsamkeit und das mühsame Leben haben Leib und Seele des Starovlahen bestimmt. Ich sehe den geriebenen Reisliebhaber im Lazarett noch vor mir: die magere, muskulöse, breitschultrige, schmalhüftige, langbeinige Gestalt mit dem von Entbehrungen und schwerer Arbeit faltigen und vom Holzfeuer schwarzgetönten Gesicht, den bräunlichen Augen und der kräftigen Nase, mit dem bald unschuldig-, bald schlaunaiven Blick und der treuherzigen, sonoren, klangvollen Sprache. Das Leben dieser Älpler ist bescheiden, fast armselig, doch immer behaglich und „episch-pastoral". Die Bewegungen sind strenger, gemessener, beherrschter als beim nervöseren Šumadiner, aber nicht so voll anspruchsvoller Würde wie beim Montenegriner. Diese Hirten sind auch viel bescheidener als der arrogantere Šumadiner und der großspurige Montenegriner. Ihre Haltung, ihre dunkle Kleidung (ein Erbstück der Urbevölkerung), der Stil ihrer alltäglichen Rede und ihrer Volkskunst ist strenger, ernster, tragisch-erhabener. Sie sind auch in ausgeprägtem Maße mißtrauisch, was dem Šumadiner, der sich auf seinen Verstand, und dem Montenegriner, der sich auf seinen Stamm und seine Flinte verläßt, weniger liegt. Aber bei näherem Verkehr tauen sie auf in einer Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit, die trotz aller Primitivität einen Schimmer besserer, vielleicht noch feudaler Erziehung verrät. Ein einziges eigenes Beispiel nur: Ich saß halbverhungert vor einer Wassermühle im Ibartale im November 1915. Alle Mühlen malten für das Heer, aus den bewachten Mühlen war kein Körnchen Maismehl zu bekommen. Da trat der jüngere Bruder des Besitzers auf mich zu, reichte mir ein großes Stück Weizenkuchen und sagte: „Nimm ein Stückchen von meinem Kuchen. Er ist so schön geraten, daß du davon nehmen mußt, damit er mir schmeckt." Er tat, als müsse er einem Satten einen Leckerbissen aufdrängen, um die Scham des Hungrigen zu schonen. Das sind die gleichen Leute, von denen Cvijić erzählte, daß sie die Heiligen von Studenica um Rettung des serbischen Heeres anflehen wollten. Die nationalen Erinnerungen an die Tage der alten serbischen Könige, die in ihren Bergen Klöster und Burgen bauten, sind bei ihnen noch lebendig, sie haben noch so viel Bewußtsein der einstigen Kultur (das gilt für fast alle erischen Landschaften), daß sie (verhältnismäßig!) wenig Analphabeten aufweisen und vor gelehrter Bildung — meist in geistlicher Form — Achtung haben. Nicht ohne Grund finden sich die meisten alten Druckereien früherer Jahrhunderte auf erischem Boden. Ihre Intelligenz ist unbezweifelbar, wenn sie sich auch, den primitiven Verhältnissen entsprechend, mehr in der Form der Findigkeit, der Verschlagenheit, der List, auch der Tücke und einer oft abgründigen instinktiven Menschenkenntnis äußert. Ihre Gespräche — sie sprechen, sagt Cvijić, weniger als die Šumadiner, aber auch besser — und ihre entzückenden Volkserzählungen, vor allem die komischen Inhalts, beweisen einen phantasiereichen und menschenklugen, zu sich selbst Abstand nehmenden Geist. Ich möchte auch glauben, daß die Mehrzahl der zahllosen Spottgeschichten, der Schildaer und Eulen-

Digitized by Google

spiegelstreiche, die den Era verspotten sollen, von ihm selber erfunden und in Umlauf gesetzt sind.

Die größere Langsamkeit ihrer Ausdrucksbewegungen und ihre ernste Verhaltenheit verdeckt nur oberflächlich ein eruptives Temperament, das wutgereizt gefährlich wird und den Hajduken (im wirklichen und charakterologischen Sinne) im Nu hervorspringen lassen kann. Gerade diesen Starovlahen ist es am schwersten gefallen, sich an das moderne Staatssystem anzupassen, nicht etwa aus apriorischen asozialen Instinkten heraus, sondern weil die staatliche Gesellschaft, sei sie türkisch, österreichisch oder serbisch, eine andere ist als die ihrige.

Jede persönliche oder allgemeine Ungerechtigkeit konnte diesen Leuten die Flinte in die Hand drücken, und da die Landschaft und die Sitten überhaupt die Lebensweise eines Hajduken begünstigen, so zog hier ein solches Leben auch minderwertige Elemente als Gewerbe an. Stellt aber der Era dieses Schlages einen politischen oder verbrecherischen Hajduken, so ist er mit seiner angeborenen Schlauheit und Menschenkenntnis weit gefährlicher als die sonstigen dinarischen Hajduken enthusiastischen Schlages. Miloš Obrenović stammte aus dem Stari Vlah! Wie bekannt die Neigung dieser Leute zum Hajdukentum den übrigen Serben ist, mag der šumadinische Volkswitz zeigen, der behauptet, beim Era, besonders beim Užicer Starovlahen, gäbe es Friedhöfe nur für Frauen und Kinder! Die Männer dort würden selten über 35 Jahre alt und ihre Leichname lägen alle längs der Heerstraße, auf ihren Grabtafeln (Kenotaphia!) aber stehe geschrieben: „*Pao je od dušmanske, od žandarske ruke*“, d. h. „er fiel von Feindes-, von Gendarmenhand“! — Die übrigen völkischen Gruppen weiter in der Herzegovina und in Bosnien, die mit dem Typ des starovlahischen Era größere Ähnlichkeiten aufweisen als mit den dinarischen Stämmen, darf ich hier auslassen. Das Wichtigste, was zur differenzierenden Charakteristik gesagt werden mußte, weiß der Leser jetzt.

C.

Südwestlich vom Stari Vlah über Montenegro und die angrenzende Herzegowina hinweg bis nach Nordalbanien hinein erstreckt sich das Gebiet der dinarischen Patriarchalier, die in Stämmen organisiert sind. Die nordalbanischen Stämme sind größtenteils serbisch-albanischen Ursprungs, heute jedoch völlig albanisiert. Die erste Gruppe der dinarischen Stämme besteht aus dem alten Montenegro zwischen Zetatal und See von Skutari auf der einen und der Boka Kotorska auf der anderen Seite. Die zweite Gruppe faßt Cvijić als die Stämme der Raška zusammen, unter denen man wieder die herzegovinischen und die Stämme der „Sieben Berge“ unterscheidet. Daß die Gentilverfassung vor der Erstarkung der Zentralgewalten einen weiteren Kreis beherrschte, ist natürlich. Es ist auch selbstverständlich, daß auf dem oben bezeichneten Gentilterritorium mancherlei Veränderungen in Bestand und Ausmaß der einzelnen Stämme eingetreten sind, indem einzelne oder ganze Familien und Gruppen in andere Stämme übertraten oder kleinere Stämme von größeren aufgesogen wurden. Wichtig ist auch die Tatsache, daß es auf dem Boden der Raška im 14. und 15. Jahrhundert noch Stämme gab, die aus einer Vermischung von Serben mit balkanoromanischen Hirtenstämmen hervorgegangen sind. Für den

Digitized by Google

Kultur- und Literarhistoriker sind die montenegrinischen Stämme wichtiger, denn ihr Volksleben ist es, das als literarischer Stoff gestaltet wurde oder selber große künstlerische Gestalter hervorgebracht hat. Das alte Montenegro vor der Durchführung der zentralen Verfassung (unter dem Dichter Peter II. Njegoš und seinen Nachfolgern bis zum letzten König Nikola) war nichts weiter als eine sehr lose, vom äußeren Druck des Erbfeindes oder durch die innere Notwendigkeit gemeinsamer juristischer Aktionen (Grenzstreitigkeiten, Blutsühnungen usw.) hervorgerufene Föderation von durchaus autonomen Einzelstämmen, über die der Bischof von Cetinje allmählich neben der geistlichen auch die nationalmoralische und später erst nach hartem Kampf die staatlich-politische Gewalt bekam.

Die Stammessagen, die die Entwicklung des Stammes von einem Urvater her erklären, haben sich der modernen Forschung als fiktiv erwiesen. Zwar bilden gewisse alte Familien den historischen Kern eines Stammes, doch setzen sich um diese ebenfalls oft fiktive und nicht einheitliche Urzelle weitere Ringe zugewanderter oder unterworfener Gruppen, die zum Teil Reste anderer, sich auflösender Stämme darstellen. Meist hängt das Erstarken, die konstante Kleinheit oder der Untergang eines Stammes mit der geographischen und sozialen Lage zusammen. Günstige Umstände haben darum die Expansion namentlich der drei größten montenegrinischen Stämme veranlaßt, der Drobnjaci, der Kuči und der Vasojevići, die noch heute in die Metochiaebene (um Peć und Djakovo) hinein expandieren. In älterer Zeit hielten die Einzelstämme streng auf die Bewahrung ihrer durch die Gebirgsformation bestimmten kantonalen Grenzen. Das verlangte schon der Schutz der spärlichen Ländereien und Weideplätze. Und wenn auch die ethnische, religiöse, geographische und soziale Grundlage für alle diese Gebirgsstämme so ziemlich die gleiche war, wenn auch vor allen Dingen (im Gegensatz zu den nationalschwachbewußten, traditionslosen, durch den Islam entnationalisierten und durch den Katholizismus nicht sehr nationalisierten Albanesen) diese Bergstämme einen Schatz von national ertüchtigenden feudalen Erinnerungen bewahrten und sich ihres Serbentums — *Crnogorac*, Montenegriner war ein geographischer Begriff — stets bewußt waren, so ist es doch gerade der Kanton und der ethnische Stamm, der einen krassen Partikularismus, und zwar lediglich einen Stammespartikularismus mit allen charakterologischen Folgen einer gewissen feudalen Borniertheit (im Sinne von Begrenztheit) und mangelnden Allgemeinempfindens außerhalb des Stammes gezüchtet hat. Aus der inneren Organisation kann ich hier nur ganz weniges herausgreifen, was charakterologisch von Bedeutung ist. Das aber ist die Tatsache, daß die Zadruga, obwohl vorhanden, doch nur eine geringe Bedeutung hat. So fehlt denn das frauenhafte Element, das dörflich-soziale, das moralisch-idyllische. Das charakterologische Element des Stammes und der Bruderschaft als vorwiegend offensive und defensive, weniger als friedlich aufbauende Organisation überwiegt bei weitem und bestimmt auch den Charakter der Frauen ins Spartanische hinein. Es fehlt auch das demokratisch-moralische Element der Zadruga, und nur das feudal-moralische Element ist entwickelt. Dazu kommen die Beschäftigungen der Bevölkerung: die stämmischen Dinarier sind Hirten und Frachtenführer, während die Landwirtschaft sich auf kleine Stücke dem Karst abgerungenen Bodens beschränkt, dessen Bewirt-

Digitized by Google

schaftung den Alten und den Frauen überlassen werden kann. Das hat für die ohnehin tonangebende männliche Bevölkerung tiefgreifende charakterologische Wirkungen:

Die Viehzucht verlangt keine Dauerarbeit, zumal wenn sich die Herden nicht zerstreuen können. Unbeschränkt ist die Muße, die den Jünglingen und Männern hier zur Verfügung steht (heute ist das freilich auch anders geworden). Das bißchen Garten- und Hausarbeit tun die Frauen und die Greise, die Jüngeren aber, vor allem die Jünglinge, die Blüte des Stammes, ziehen im Frühling mit den Herden auf die Alpen und verbringen den Sommer hoch oben in ewiger Sommerfrische. Das bewirkt eine Kraftaufspeicherung, die nach Abfuhr in männlichen Taten verlangt, in Bandenfahrten und Raubzügen oder in jenen ritterlichen Kampfspielen, die hier noch gang und gäbe sind und ihren Niederschlag im Heldenlied und im „Bergkranz" gefunden haben. Solche episch-pastorale Muße — „episch", das ist die Ruhe nach großen Taten, „Epos" ist das Ruhen auf Lorbeeren — läßt aber auch Zeit zum Nachdenken über Welt und Schicksal und zur ästhetischen Kontemplation, die sich hier vor allen Dingen auf sphärische Ereignisse bezieht, wie sie die Helden des „Bergkranzes" mit Entzücken vom Gipfel des Lovćen herab betrachten. Hervorragend ist die Kenntnis des Landes, eine Folge des Fuhrmannswesens, der historischen Orte, der Wege und Stege. Die Hirten sind denn auch die hauptsächlichsten Pfleger und Bewahrer des epischen Volksliedes, das unter den Stämmen noch lebendig blüht und das seine höchste und letztmögliche Sublimierung eben in dem „Bergkranz" Peters II. erhalten hat.

Das wahre Wesen dieser dinarischen Stämme kommt erst bei näherer Betrachtung der montenegrinischen Stämme zum Vorschein. Das Gebiet der rascischen und montenegrinischen Stämme unterscheidet sich geographisch stark voneinander. Überschreitet man, von Osten kommend, eine Linie, die etwa Montenegro (von 1914) in der Richtung des Zetatales in zwei Teile teilt, so verläßt man das wald- und wiesenreiche Alpenland des Raška und des Sandžak Novi Pazar und steht auf dem Boden der wasserarmen, sonnverbrannten Kalkalpen, und auf den Höhen weht den Wanderer schon Duft und trockene Wärme des Mittelmeeres an. Das Alpenblockhaus verschwindet, wehrhafte Steinhäuser (*kula*) richten sich auf. Straßen gab es früher nicht, nur schmale Pfade führten durch die Felsenhaufen, die den Wanderer den Blicken entziehen; das ist das richtige Terrain für den Klein- und Bandenkrieg, ungeeignet für jeden größeren Heereszug. Auf diesem Gelände, kantonartig auf eine Senkung im Gebirge eingeengt, wohnen die montenegrinischen Stämme, die ihren Volksüberschuß in die Siedlungsströme fließen ließen und so ihre Bevölkerungszahl immer konstant hielten, nie aber daran dachten, ihre Felsenheimat aufzugeben. Der bis dahin systemlose Klein- und Abwehrkrieg gegen die Türken (manchmal zeigt er die charakterologischen Züge des „Sportes") erhielt dann bei den Stämmen der Nahija Katun ein organisatorisches Zentrum in der Person des Bischofs von Cetinje, der aus dem Stamme der Njeguš, der Brüderschaft der Eraković und der Familie der Petrović gewählt wurde, und aus dessen Verwandtschaft man den kriegstüchtigsten zum militärischen Führer nahm. Als dann unter das moralische und politische Oberhaupt sich weitere Stämme stellten, war diejenige kriegerische

Digitized by Google

Föderation geschaffen, aus der im 19. Jahrhundert der montenegrinische Staat hervorgehen sollte.

Die charakterologische Blüte höchsten Menschentums, zu der diese Stämme fähig waren, ist nicht der Hajduk und der Uskok, der große Rebell für Freiheit, Recht und Volk, wie ihn die anderen den Türken mehr ausgesetzten dinarischen Gebiete erzeugten, sondern der Volksheld, dem die rebellischen und immer etwas verbrecherischen Nebenzüge des Hajduken fehlen. Der montenegrinische Held, der Held des Stammes, der *junak*, unterscheidet sich gerade dadurch vom Hajduken, daß er sich ja nicht wie dieser aus einer mehr oder weniger rajahaften Masse abhebt, daß ihn nicht wie den Hajduken sein Handwerk aus der sozialen Ordnung und oft aus der eigenen volkshaften Umgebung hinausdrängt, sondern daß er zugleich Vorbild, Führer und organisches Glied seines Volkes und Stammes ist. Solch ein „Held" ist nicht nur „Krieger" („Soldat" überhaupt nicht — der Hauptunterschied zwischen dem Šumadiner und dem Montenegriner im Weltkriege!), er muß auch „Ritter" sein. Der Ritter (*vitez*) in diesem Sinne, ohne Furcht und Tadel, hat in Haltung und Gesinnung hier etwas Feudales. Ritter in diesem Sinne heißt, daß er auch bestimmte moralische Werte aufweisen muß, er muß über bestimmte intellektuelle Gaben verfügen, ein guter Sprecher sein (aber kein Volksredner wie in der demokratischen Šumadija!), muß „weise" sein, kurz, muß ein Repräsentant dessen sein, was der Montenegriner *čojstvo* („humanitas" im montenegrinischen Sinne) nennt. Dann erst ist er ein wahrer Volksmann. Zwei große repräsentative Typen, deren Bilder wir bringen, hat dieser Volksschlag herausgestellt: den Vojvoden Marko Miljanov aus dem Stamm der Kuči, den Volkshelden und Verfasser der „Beispiele von Heldentum und Mannheit", und den Dichter des „Bergkranzes". Dieses Mannesideal schließt jede Demokratie sowohl im liberal-modernen wie im šumadinischen Sinne aus. Gleichheit gibt es nur unter Helden, die anderen sind *nikogovići*, „Niemandssöhne". Wer von berühmten Vorfahren stammt und ihrer wert ist, der ist ein *kućić*, ein „Haussohn". Erst durch eine Reihe persönlicher Verdienste tritt man in diese Schar. Spartanisch wie die Männer sind auch die Frauen, der „vornehmste südslavische Frauentyp", wie Cvijić sagt, zu deren ewiger Mutter-, Schwester- und Gattentrauer in diesem totgewohnten Lande die ernsten Medeazüge und die dunkelgestimmte Tracht und die gemessene Würde der Gebärde passen. In keinem dinarischen Lande fühlt man tiefer jene „historische Trauer", in keinem südslavischen Lande singt und tanzt man weniger als hier, und wenn man mit Begeisterung singt, dann sind es immer noch die alten Heldenlieder, die sich übrigens von den Epen der anderen Landschaften in Ton und Haltung stark unterscheiden.

Als zu den alten montenegrinischen Stämmen im Laufe des 19. Jahrhunderts noch die der „Sieben Berge" und die der angrenzenden Herzegovina traten — Stämme, deren Organisation und Gesinnung nicht mehr so primitiv waren und in manchem an den Šumadiner gemahnen — als die Einigungsbestrebungen mit Serbien erstarkten, als neue Erwerbszweige und mit ihnen einiger Wohlstand und demokratische Ideen aus Serbien kamen, als die Fürstenmacht erstarkte und, wie das alte feudalistische Zentralisationssystem, destruktiv auf die Stammesgesinnung wirkte, ward die moralische Einheit Montenegros durchbrochen. Dazu kamen neue Landerwer-

Digitized by Google

bungen nach verschiedenen Kriegen, politische Intrigen und Aspirationen, Auswanderungen nach Amerika und Rückkehr der Auswanderer mit neuen Ideen, moderne Schulen und moderne europäische Kultur. Im Kampf und Ausgleich dieser Gegensätze fand die historische Sendung Montenegros ihr Ende, aber die seelischen Nachwirkungen der kaum vergangenen Zustände sind bis heute lebendig. Dreierlei hatte der montenegrinische Mensch dem serbischen Volke zu schenken: das montenegrinische Volkslied, den größten heldischen Dichter und — die „montenegrinische Legende". Die „historisch-kritische" Wissenschaft hat mit positivistischem Behagen diese heroische montenegrinische Legende zerstört. Es gehörte zum guten Tone in der serbokroatischen Wissenschaft, mitleidig lächelnd von jedem zu sprechen, der sich in dem romantischen Gespinst fangen ließ. Jetzt, da die völkischen Grundkräfte dieser heroisch-romantischen Legende versiegt sind, wird man gerechter. Man sieht ein, daß sich solche Dinge nicht rationalistisch fassen lassen, man erkennt, daß es bei einem Volke (wie beim Individuum) nicht nur darauf ankommt, wie es realiter ist, sondern auch darauf, wie es sein will. Auch das Volk, wenn anders es den Namen eines solchen verdient, hat sein Ichideal, das es über sich stellt, einerlei, ob ein Historiker das Idealbild „den Tatsachen entsprechend" findet oder nicht. Im „Forum der Geschichte" sitzen andere Leute als wir Gelehrte, die wir nur im Forum der Geschichtsforschung sitzen. Die heroische Legende über sich selbst, das ist das dritte Große, was Montenegro dem Serbentum vermacht hat.

D.

Vorwiegend erischen Blutes und erischen Charakters, am meisten den Montenegrinern ähnelnd, sind die Bewohner der Lika zwischen den Gebirgen Velebit, Kapela und Plješevica in Südost-Kroatien. Diese Landschaft zeigt auch geographisch eine gewisse Ähnlichkeit mit Montenegro: wie dieses eine isolierte Karstinsel, die weder mit dem pannonischen Kroatien noch zum Meere hinab Verbindungen hat (oder hatte, denn in den letzten Jahren hat die Bahn das Ländchen von Agram aus erschlossen). In dem an Naturschönheiten reichen aber unfruchtbaren Lande wohnt eine ausdauernde, kräftige, entbehrungsgewohnte Bevölkerung von etwa 200000 Seelen, die im 16. Jahrhundert in diese von der čakavischen Urbevölkerung unter dem Druck der Türken verlassene Landschaft aus Bosnien und der Herzegovina eingewandert ist, erische Dinarier, die ihre štokavische Sprache, ihren patriarchalisch-heroischen Charakter, ihre altserbischen Traditionen und das epische Volkslied mitbrachten, kriegsgewohnte, freiheitsdürstige Männer, die nun auf ihrer Felsenburg zwischen türkischem, venezianischem und habsburgischem Gebiet willkommene Grenzkämpfer für die christlichen Staaten abgaben. Diese Likaner sind es, die den dritten heroischen Typ der Dinarier herausgestellt haben, den Uskoken. Wie die ersten beiden, die Hajduken und montenegrinischen „Helden", so haben auch die Uskoken einen ganzen Zyklus von epischen Volksliedern hervorgebracht, der zu den größten und schönsten des serbokroatischen Heldenliedes gehört. Die Lika und die angrenzende türkisch-dalmatinische Grenze, die Gebirge, die eben genannt wurden, und Städte wie Senj, Bunić, Udbina u. a., das ist auch der Schauplatz der Uskokenlieder. Auf dieser Landschaft trafen sich

Digitized by Google

die Interessen dreier Großmächte, hier begünstigte wie in Montenegro die Landschaft selber den Klein- und Bandenkrieg. So ist auch die Lika zum Eldorado eines heroischen Menschenschlages geworden, der bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts, ja bis zum Weltkrieg hinein, seinen Charakter bewahrte. Zwischen dem „Hajduken" und dem „Uskoken" bestehen aber gewisse charakterologische Unterschiede, die man nicht, wie es öfter geschieht, verwischen darf. Der Uskok ist schon sozial etwas ganz anderes als der Hajduk. Sein Name besagt, daß er aus dem türkischen Gebiet ausgesprungen, entflohen ist, um jenseits der islamisch-christlichen Grenze den Kampf gegen den Bedrücker durch Grenzbeunruhigungen weiterzuführen, unterstützt — und das ist wichtig — von den interessierten christlichen Regierungen. Diesen Grenzschutz hat die habsburgische Regierung dann zu der großartigen Institution der „Militärgrenze" ausgebaut, die sich in einem langen Streifen von der Lika bis nach Siebenbürgen hineinzog. So ist also der Uskok in der Gestalt, wie ihn das Volk sah und er selber sich in seinen Uskokenliedern gestaltete, mehr Soldat und Offizier, mehr Ritter und Standesperson als der vogelfreie Hajduk. Der Uskok ist legitimer, organisierter, militärischer, er ist die unmittelbare Vorstufe zum plebejischeren „Grenzer", der nun schon, des feudalen Standesbewußtseins entkleidet, bloßer Soldat ist. Ist der „Grenzer" die unterste Linie des Uskoken, so ist der Brigant die notwendige unterste Linie des Hajduken. Die höchste Grenze des Hajduken ist der Volksheld — die höchste des Uskoken der venezianische oder habsburgische Kapitänsrang.

Die psychologische Wirkung der Militärgrenze auf die Volksteile der Serbokroaten in der Doppelmonarchie ist überall von der Lika bis Siebenbürgen sehr tief, aber diese Wirkungen sind regional wesentlich verschieden und müssen erst noch differenzierend untersucht werden. Beim Likaner trat eine Entwicklung ein, die außerordentlich interessant ist. Er übertrug den gewaltigen Fond an nationaler Tradition und nationaler Freiheitssehnsucht in ihrem ganzen Umfang auf den geliebten Kaiser in Wien, der ihm ja „Vater und Mutter" war, mit einer Phrase des epischen Liedes zu reden, d. h. von dessen Bedürfnis nach Soldaten- und Offiziersmaterial sein Wohlsein abhing. Kein Menschenschlag der Militärgrenze hat die Aulfösung der Militärgrenze mehr bedauert als die Likaner, die besten Truppen und karrieregewohntesten Offiziere der habsburgischen Armeen. Wie stark das anfangs lose, dann straff-regulär organisierte Uskokentum auf die Volksseele gewirkt hat, erkennt man noch heute in der Lika — von den zahlreichen noch immer gepflegten Franz-Josefbärten als einer, wenn auch bezeichnenden Äußerlichkeit abgesehen — an dem ausgeprägten Kasten- und Titelbewußtsein. Nach der Auflösung der Militärgrenze (1871) mußte freilich das serbokroatische Gemeingefühl durch den engen Anschluß an das kroatische Kultur- und politische Agramer Zentrum erwachen. Auch die Rückwanderer aus Amerika brachten neue Ideen mit herüber (Nikola Tesla war ein Likaner), und es sind gerade eine Reihe Likaner, die nach 1871 in der stürmischen kroatischen Politik eine bestimmende Rolle gespielt haben. Ein solcher typischer Likaner mit ausgeprägten antiösterreichischen, antimagyarischen und — bezeichnend für den Partikularismus — antiserbischen Tendenzen, vorgetragen mit der ganzen fanatischen Beredsamkeit des in die Politik versetzten Uskoken, ist Ante

Digitized by Google

Starčević, dessen Geist in der heutigen kroatischen Opposition immer noch kräftig lebendig ist. Große literarische Einzelleistungen, die man der epischen Produktivität der Uskoken an die Seite stellen könnte, hat die Lika nicht hervorgebracht.

E.

Ebenso wie ich die Likaner nur in den gröbsten charakterologischen Umrissen gezeichnet habe (Cvijić ist auch hier genauer, erschöpft aber den Gegenstand ebenfalls nicht), muß ich auch die bosnischen Variationen behandeln, zumal ich sie aus eigener Anschauung nicht genügend kenne. Ich werde dieselbe Einschränkung später noch einmal machen müssen. Unter den nichtislamischen Bosniern sind die Orthodoxen die repräsentativsten. Der ganze Winkel, der die speziell bosnische Gruppe beherbergt, also das Land zwischen den Flüssen der Drina, Bosna und Vrbas, wird bewohnt von Altsässigen und Zuwanderern aus der alten Šumadija, Raška, Montenegro und Herzegowina und trägt darum durchaus erischen Charakter, am auffallendsten um Banja Luka herum und in der bosnischen Krajina, einer Landschaft, deren Menschenschlag sehr an Montenegro und die Lika gemahnt. Es ist bezeichnend, daß gerade hier das epische Lied noch kräftig blüht. Die Orthodoxen in diesem bosnischen Typengebiet sind patriarchalische Dinarier mit starker Zadruga, die unter dem Druck der türkischen Grundherren nicht die Rajamentalität, sondern einen kräftigen Unabhängigkeitssinn entwickelten. Dieser führte bei den expansiven und eruptiven dinarischen Charakteren zu zahllosen Rebellionen gegen mißliebige Staatsgewalten, bei den verhaltenen Charakteren zu dem anerkannten „bosnischen Dickschädel" mit seiner Fähigkeit zu passivem, obstinatem Dauerwiderstand, von dem die österreichischen Verwaltungsbehörden ein Lied zu singen wußten. Repräsentativ für diesen Schlag sind wieder die großzügigen Kaufleute, doch hat er auch eine ganze Reihe hochbegabter Dichter gestellt. Die Katholiken sind in einer starken Minorität. Soweit meine Erfahrungen reichen, muß ich Cvijić beistimmen, wenn er in ihnen den Rajatyp mehr entwickelt sehen will als bei den Orthodoxen, die aus Dalmatien in Mengen eingewanderten Katholiken aber ausdrücklich ausnimmt.

Etwas ganz anderes und doch im Grunde den erischen Dinarier nicht verleugnend, charakterologisch außerordentlich interessant sind die Islamisierten. Das Problem ist freilich so unendlich kompliziert, wird zudem durch die mehr oder weniger große Unzugänglichkeit der mohammedanischen Kreise für wissenschaftliche Erforschung erschwert, daß man Cvijić schon dankbar sein muß, wenn er wenigstens die Grundlinien aufweist, an die wir uns hier halten müssen. Verbreitet sind die etwa dreiviertel Millionen Muselmanen von der Drina und Sava ab enklaven- und strichweise durch ganz Bosnien, die Herzegovina, den Sandžak Novi Pazar bis aufs Kosovofeld hinunter. Der islamische Grundstock entstammt dem alten serbischen Feudaladel, der wegen seiner bogumilischen Sektiererei und politischen Obstruktion im frühen serbischen Mittelalter von der zentralistischen Staatsgewalt vertrieben und bei den gleichgesinnten bosnischen Adligen willige Aufnahme fand. Diese feudalen Sektierer und Frondeure gingen nach dem jähen Sturz des bosnischen Königtums in hellen Scharen zum Islam über, und zwar aus zwei Hauptgründen: einmal aus der

Digitized by Google

angeborenen Fronde heraus, dann aber wegen der Möglichkeit, als Mohammedaner ihre feudalen Vorrechte zu erhalten. Die Islamisierung der bosnischen Dinarier beginnt am Ende des 15. und dauert bis ins 19. Jahrhundert hinein. Die echten Osmanli, die als Beamte und Militärs ins Land kamen, haben neben den Islamisierten keine Bedeutung. Wichtig für eine psychische Charakteristik sind die drei sozialen Schichten der Islamisierten: die Begs und Agas, der alte Feudaladel, durch Neuverdiente ergänzt; freie Bauern, die ebenfalls Altsässige sind, und Kmeten, hörige Pächter wie die christlichen Kmeten. Kräftig erhält sich unter der islamischen Schicht die südslavisch-vorislamische christliche, und zwar in Sprache (diese ist freilich durchsetzt von einigen tausend türkischen Lehnworten), in historischer Tradition und Ahnenkultus (schwächer ausgedrückt: im Ahnengedächtnis) und in christlichen Resten von Sitten und Gebräuchen. Wichtiger als die Orientalisierung des realen Lebens ist hier für uns die Islamisierung der Seele. Als Renegaten sind die bosnischen Mohammedaner türkischer als der Sultan. Sie sind die orthodoxesten aller Mohammedaner der Welt, und an dieser Unbedingtheit erkennt man die Rasse. Zahlreiche Revolten gegen die türkischen Reformen, restloser Glaube an die sozialen und religiösen Heilswahrheiten des Islam, tiefe Verachtung für den lässigen Gläubigen und den Ungläubigen dokumentieren diese Gesinnung. Tief verankerte sich der Fatalismus, der schon dem alten Bogumilismus nicht fremd war, und führte mit anderen Gründen zu einer völligen Inaktivität. Besonders die vornehme Klasse konnte sich diese Apathie leisten, weil sie die Hörigen für sich arbeiten ließ. Nur das Kriegshandwerk, der adlige Sport und Liebeshändel belebten diese Klasse. Die Kontemplation auf rein animalischer Grundlage, das tagelange Dahindämmern in stummem Behagen (Kef) findet sich bei Begüterten und Unbegüterten charakteristisch ausgeprägt, und zwar mit dem Bewußtsein, daß ein solches Genießertum ein feudaler Vorzug ist, den der christliche und „fränkische" Pöbel weder kennt noch versteht. Politisch machtvoll, oft schwer reich, ungebildet, hochfahrend, oft empfindlich und oft brutal, ungereizt jedoch von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen nur einigermaßen Gleichgestellte und oft ritterlich-anständig gegen einen niedrig Gestellten, ist der bosnische Groß- und Grundadel durch und durch individualistisch und separatistisch. Er war es in alten Zeiten als bogumilischer Sektierer gegen den Staat, als Feudaladel gegen die bosnischen Fürsten, als Islamisierter gegen den Sultan und seine Beamten. Jetzt, im weiten türkischen Reiche, genoß er die Ausnahmestellung des Markschützers, der das Reich gegen den Ungläubigen und den Sultan selber gegen laxe Reformer zu verteidigen hat. Die „Kapitäne" des bosnischen Adels waren immer mächtiger als die vom Sultan gesandten Paschas und Vezire. Eine unwankbare Stütze dieses Einflusses aber bildeten für den bosnischen Adel die Janitscharen, zu denen er in inniger Beziehung stand. Es ist ein exquisiter Adel, der einzige heute existierende wirkliche, echte Feudaladel, der sich von dem Nachfahren des europäischen Feudaladels vor allem dadurch unterscheidet, daß er nicht nur wie dieser die Tradition besitzt, sondern auch die soziale Grundlage. Vornehmes, müßiges Leben, eine behagliche Häuslichkeit, eine Üppigkeit in Kleidung und Essen, glänzende Marställe, herrliche Waffen und viel Verständnis für Frauenschönheit und Frauengunst charakterisieren diese Feudalität. Ihre Würde, ihre

Digitized by Google

vollendete Höflichkeit und Ritterlichkeit habe ich schon erwähnt, ihre echt feudale Ungebildetheit ebenfalls, eine Ungebildetheit und ein notorisches Unwissen, das sich durch den Ausspruch als feudal kennzeichnet: „Ich habe es nicht nötig, was zu wissen und was anderes zu verstehen als den Beruf, adlig zu sein, das andere ist für den Pöbel" („*fukara*" und Europäer); doch zu dem animalischen Triebleben muß noch bemerkt werden, daß ihrem Liebesleben mit Liebesglück, Liebeskummer und Liebesschwärmen eine ganze Gattung des lyrischen Volksliedes der Serbokroaten entsprossen ist, die textlich und musikalisch hochberühmten bosnischen „Sevdalinken" oder Liebeslieder. Keine Gruppe der südslavischen Volkstypen außer dem noch zu besprechenden Zentraltyp kann sich rühmen, gleich schöne und gleich ergreifende lyrische Lieder zu besitzen, an denen hier aber — ein bezeichnender Unterschied von den übrigen Dinariern — die Männer ebensoviel reproduktiven und produktiven Anteil nehmen wie die Frauen. Und noch ein anderes, das diese begabte Klasse auszeichnet: sie haben als die echten Feudalen den Sinn für das Heldenlied im hohen Maße bewahrt. Neben die Unzahl der dinarischen Epen tritt eine nicht minder starke und nicht minder schöne islamische epische Gattung. Es gibt zwar Adlige, die selber als Sänger an der Erhaltung des epischen Liedes mitwirken, aber alt und feudal ist die Sitte, den anderen, den Niedrigergestellten, den „dienstman" die Taten der adligen Helden besingen zu lassen. In diesen Liedern lebt derselbe patriarchalische, heroische, nur hier noch typischer feudalisierte Geist wie in den anderen epischen Gruppen. Dieselben Ereignisse, dieselben Helden auf Seite und Gegenseite, nur antichristlich und proislamitisch.

Anders der Charakter der islamischen Bauern, unter denen die Eigenbauern in der Mehrzahl sind. Auch sie sind meist wohlhabend (oder waren es), auch ihr Leben spielt sich meist im behaglichen Hause ab, in dem sie fast keine Berührung mit der Welt haben. Ihre Welt- und Menschenkenntnis ist oft geradezu grotesk gering, was vom umtrieblicheren Raja natürlich ausgenutzt wird. Bekannt ist seine Gastlichkeit, seine Generosität, der naive Wunsch geachtet zu sein, für reich gehalten zu werden, auch wenn er es nicht ist. Das Abgeschlossensein von politischen Möglichkeiten und Leidenschaften (das besorgte ja der Adel) hat nun in Verbindung mit den aufgenommenen orientalischen Elementen eine sonderbare und äußerst sympathische Humanität in ihnen entwickelt, die ihm der christliche Bosnier gerne anerkennt, wenn er sich über den naiven „Balija" auch noch so sehr lustig macht. Gewiß, er kennt so wenig wie der Adel geistige Interessen, nur materielle und religiöse Fragen interessieren ihn in seinem Egozentrismus und seiner Beschränktheit, für deren typischen Charakter das Wort „bošnjakluk" im Schwange ist. Hier aber, auf dem Gebiet religiös-phantastischer und religiös-moralischer oder (für den Islam typisch) religiös-sozialer Fragen und der harmlosen Freude an Märchen und Legenden entwickeln sie eine mit orientalischer Weisheit gepaarte Lebensschläue. Den höchsten unter ihnen möglichen Menschen haben sie in dem entwickelt, was die christlichen Bosnier eine „*rajska duša*", eine pardieshafte Seele, und „*duševni Turci*", seelenvolle Türken nennen, Musterbilder der Rechtschaffenheit und etwas lebensfremder Güte.

Nationalserbische Empfindungen oder gar Handlungen konnten sich in älterer Zeit nur die Allermächtigsten leisten, wie z. B. der große Vezir Mehmed Sokolović,

Digitized by Google

der den Serben den größten nationalen Dienst erwies, indem er das alte serbische Patriarchat von Ipek 1557 wieder einrichtete und seinen eigenen Bruder als Patriarchen einsetzte. Dieses erneuerte Patriarchat wurde die Kernzelle des serbischen Nationalismus und hat anderthalb Jahrhunderte später bei der großen Umsiedlung der altserbischen und mazedonischen Scharen diese Ideen mit nach Ungarn hinüber getragen. Erst gegen 1900 erwacht auch die bosnisch-islamische Intelligenz zum Nationalgefühl und stellt seitdem eine Reihe von durchaus serbokroatisch-nationalen Dichtern, die jedoch ihren Islam, soweit er Religion ist, darum nicht aufgegeben haben.

F.

Auch den Adriatypus, so wichtig er ist und so gut ich ihn selber in großen Teilen seines Gebietes und in seiner umfangreichen Literatur kenne, kann ich nur in aller Kürze behandeln. Man merke sich auf dem adriatischen Typengebiet zwei große Gruppen, die Zagora, d. h. das gebirgige Hinterland der Küste von Montenegro bis zur Lika mit den Untergruppen der dalmatinischen Zagora und der Bocca di Cattaro, und die Küste. Daß hier ganz besondere Nuancen auftreten müssen, lassen schon die folgenden Tatsachen vermuten: Die Adriatiker sind die einzigen Südslaven unter Mittelmeerklima, die einzigen Seefahrer mit ausgedehnten Handels- und Kulturbeziehungen zu vielen und verschiedenen Völkern, sie sind die einzigen Südslaven, die eine ununterbrochene Zivilisation von der römischen, byzantinischen Kultur ab über Renaissance und Barock hin bis heute entwickelt haben, ohne durch nennenswerte kriegerische Ereignisse gestört zu werden. Das gilt für die zweite Gruppe, für die Küstenbevölkerung, mehr als für die erste.

Die Küsten- und Stadtbevölkerung ist zum großen Teile altsässig, ebenso die Inselbevölkerung, doch die dalmatinische Zagora ist erisch-dinarisches Kolonialland. Keine wirtschaftlichen, sondern moralische Gründe waren es, die die besten dinarischen Elemente aus der „grünen Zone" vor der türkischen Fremdherrschaft in den kargen Karst entweichen ließen. Sie brachten die starke patriarchalische Fügung mit, eine starke Zadruga und noch kräftig entwickelte Bruderschaften, aber schon keine Stämme mehr. Trotzdem hat sich das Bewußtsein der Abstammung und Verwandtschaft, der „guten Blutes" bis heute erhalten. Sie teilen die gleichen charakterologischen Folgen mit den schon besprochenen Gruppen, unterscheiden sich aber von ihnen durch einen besonders ausgeprägten, uns mediterraneisch anmutenden Enthusiasmus, durch eine leicht entzündliche, immer gegenstandsklare Phantasie, gleichsam einen sachlichen Idealismus, der sie geschickt zu geistiger Arbeit macht. Insbesondere fällt ihre künstlerische Begabung in der Literatur, vor allem aber in den bildenden Künsten auf. Auch ihr Humor ist intellektueller durchwärmt als der agressivere der Šumadiner. Die dalmatinische Zagora hat einen großen Teil der Uskoken gestellt, und der Ruhm an der Ausbildung dieses Typus und seiner künstlerischen Gestaltung gilt ihnen ebenso wie den Likanern, den Orthodoxen mehr als den Katholiken und den islamisierten Blutsbrüdern jenseits der türkisch-venezianischen Grenze in gleicher Weise. Aus den Loslösungsbestrebungen vom italienischen und später österreichischen Einfluß haben sie eine ganze Reihe nationaler Erwecker entwickelt. Groß ist auch ihre Anteilnahme an der modernen Lite-

Digitized by Google

ratur und bildenden Kunst (Meštrović!). Einen ganz besonderen Menschenschlag der Zagora bilden die Bokesen, die eine gründliche Durchforschung und Darstellung lohnen würden. Ihre geringe Zahl von etwa 30000 Köpfen bleibt, dem beschränkten Raum entsprechend, konstant und sendet ihren Überschuß als Kaufleute, Seefahrer und Handwerker in aller Herren Länder. Sie ist rein serbisch und zählt (damit auch die Statistik einmal zu Worte kommt) 836 Bruderschaften, und zwar 137 altsässige aus der Zeit der allerersten Besiedlung, 325 montenegrinische und 288 herzegowinische, die einer differenzierenden Charakterologie ein dankbares Objekt böten. Mit einer hohen Entwicklung ihrer gemütlichen und intellektuellen Gaben (eine Folge hauptsächlich der Seefahrt und des tätigen Lebens) verbinden sie eine seltsame Primitivität des Folklors in uralten Sitten (Blutrache, Brautraub, Familienstolz, reiche Kleidung) und eine beachtenswerte national-politische Stoßkraft. Am interessantesten ist die Bruderschaft der Paštrovići, die sich, offenbar unter küstenländisch-patrizischem Einfluß, zu einer adligen Kaste entwickelten mit allen naiven, oft abstrusen, oft bewundernswerten Eigenschaften einer solchen. Die Bokesen sind die elegantesten Oratoren unter den im allgemeinen schon so redegewandten Südslaven. Sie beherrschen eine reiche, lapidare und logisch scharf geschliffene Sprache, die sie am liebsten in den Dienst der juristischen Beredsamkeit stellen und mit intellektueller Heiterkeit, einem überlegenen seelischen Gleichgewicht und mildem Humor durchwärmen. Heute ist vieles davon schon verschwunden oder setzt sich in andere charakterologische Prozesse um, aber dem historischen und literarischen Kenner des Landes schlägt noch überall das Alte sympathisch entgegen.

Viel komplizierter wäre eine Beschreibung der Küstenbevölkerung, die ohne einen breiten historischen Aufriß nicht zu geben ist. Repräsentativ ist hier die Königin aller Ostadriastädte: Ragusa. Was diese bewundernswerte Patrizierrepublik dem serbokroatischen Gesamtvolke an materiellen, geistigen und nationalen Gütern gegeben hat, kann hier nicht einmal angedeutet werden, eine Charakterologie aber zu geben, lohnt hier nicht mal den Anfang. Über die Inselbevölkerung, die charakterologisch zur Küstenbevölkerung gehört, muß ich ebenfalls schweigen, hier aber aus den entgegengesetzten Gründen: es fehlt das Material. Hier liegt noch Arbeit für Generationen.

8.

Ich habe dem dinarisch-patriarchalischen Charaktertypus einen großen Raum gönnen müssen, denn er ist das völkische und moralische Rückgrat des serbokroatischen Volkes. Um so kürzer muß ich den Zentraltyp behandeln. Dieser hat ja auch für den außenstehenden Betrachter des serbokroatischen Volkes durchaus nicht die repräsentative Bedeutung, die den dinarischen Patriarchalier auszeichnet. Ich hebe darum im folgenden nur diejenigen Züge hervor, die als Folie für den dinarischen Typus dienen können, und die der Zentraltyp in einem gewissen Ausmaß dem ungleich wichtigeren pannonischen Typus kolonisatorisch vermacht hat.

Der Zentraltyp nimmt das Innere der Halbinsel ein, also die Landschaften Kosovo-Metochia, das Vardartal, Südmazedonien und die bulgarisch-mazedonische Šopovluk bis zum Rodopegebirge und Iskarfluß. Was das Gesamtgebiet des Typus vom

Digitized by Google

dinarischen Alpenlande unterscheidet, sind die großen, weitgeschwungenen, flußdurchströmten Ebenen, die voneinander durch schwer zugängliche Gebirge abgetrennt sind und in denen sich unter diesen Bedingungen ein regionales, abgegrenztes Leben entwickeln konnte. Ethnographisch kompliziert sich das charakterologische Problem ungemein durch zahlreiche Mischungen, die neben altstämmige Slaven, Griechen, Türken, Aromunen und Albanesen eine ganze Reihe von komplexen Gruppen setzen. Zumal die zahlreichen und verschiedenartigen Entslavisierungen verwirren das Bild. Die alten Stämme, deren Namen wir zum Teil noch kennen, sind schon früh im byzantinischen, altbulgarischen und später im altserbischen Staate und im Türkentum untergegangen. Nur die Zadruga ist vielerorts noch sehr mächtig, hat jedoch nicht mehr die prägnant moralische Bedeutung wie bei den Dinariern. Fügen wir hinzu, daß das Volk des Zentraltypus nur wenig historische Erinnerungen eindeutig nationaler Art hat (darauf kommt es an; historische Erinnerungen allgemeiner Art, aber ohne moralisch ertüchtigenden Charakter finden sich natürlich). Eine Ausnahme machen nur die ehemals zum altserbischen Staate gehörenden Landschaften Altserbien, Metochia, Kosovo — aber die wertvolle Bevölkerung dieser Kreise ist ausgewandert und hat ihre Güter in andere Gegenden verpflanzt. Man bedenke auch (Symptom und Ursache zugleich!), daß dieser Typus keine Literatur und keine Literatursprache besitzt, daß er durch eine terroristische Propaganda islamisiert, bulgarisiert, serbisiert, gräzisiert und albanisiert wurde und in den umstrittensten und der Propaganda ausgesetztesten Gebieten überhaupt zu keinem allgemeinen Selbstbewußtsein kommen konnte. Man erwäge, daß die nivellierende balkanobyzantinische Kultur, der er zugehört, nicht geeignet ist, einem Volke Individualität zu verleihen. So ist dieser Menschentypus in seinen altertümlichen Sitten und einer archaischen, sterilen Kleinstadt- und Provinzkultur, politisch geknebelt und moralisch geduckt bei primitiv erhaltenen leidenschaftlichen Urtiefen seiner Seele, auf weiten Gebieten seines Bereichs zu dem geworden, was Cvijić „la masse amorphe slave" nennt.

Eine genaue Aufteilung in Gruppen und Untergruppen verlohnt sich nicht an dieser Stelle zu geben. Die beigelegte Karte zeigt in groben Strichen fünf Regionen, von denen für uns die Ebenen Kosovo und Metochia die wichtigsten sind. Daran schließt sich nach Osten zu das Morava-Vardartal und weiter die Šopovluk mit einem bulgaro-serbisch-mazedonischen Mischvolk und einer entsprechenden Misch- oder Übergangssprache an, dann nach Süden zu die westmazedonische und südmazedonische Gruppe. Was diesen ganzen Typus — die ausgewanderten Altserbier ausgenommen — charakterisiert, ist der charakterologische und soziologische Typus des Raja, dessen wir schon öfter Erwähnung taten. Er ist natürlich nicht nur auf den Zentraltypus beschränkt, er findet sich in breiten Massen im ostbalkanischen Typus, der uns hier nichts angeht, er findet sich natürlich auch individuell zersprengt in manchen Gebieten des Dinariers. Aber er charakterisiert nicht den Dinarier, er ist und bleibt bei ihm eine verächtliche Ausnahme. Der Raja ist das, was Nietzsche den Menschen des Ressentiments nennt, der in die Minderwertigkeit gedrängt, selber an seine Minderwertigkeit glaubt. Er fühlte sich ständig unterlegen: dem griechisch-zinzarischen städtischen Kaufmann, der ihm das Fell mit List,

Digitized by Google

dem Islamisierten und Osmanli, der es ihm mit Gewalt über die Ohren zog; den Albanesen, dann dem bulgarischen Intelligenzler und Agitator, schließlich aber noch heute dem modernen serbischen Staate. Die erste Folge seiner Tschandalastellung war die Entwicklung einer raffinierten Mimikry, die ihn lehrte sich so zu gerieren wie etwa seine albanischen Zwingherren. Er nahm ihre Kleidung an, ihre Sitten, ihre Sprache (sie lernt sich leicht und hat eine beachtenswerte assimilierende Kraft), ja, ihre Ausdrucksbewegungen in Mimik, Geste, Haltung, Gang und Gebärde. Das war der erste Schritt zur Albanisierung. Er lernte es frühzeitig und gründlich, aus der Erniedrigung Kapital zu schlagen — ein wichtiges charakterformendes Element in jeder Art Pariakaste. Er wurde zum Heuchler, Betrüger und raffinierten Menschenkenner. Aber die aus Mimikry forcierte Selbsterniedrigung — die zerlumpteste Kleidung der Welt sieht man hier; Cvijić berichtet, daß der Raja nicht wagte, ohne eines Albanesen Schutz aus der Stadt zu gehen — ward inzwischen zur Natur. Man muß aber wissen, daß der Mantel der ergebensten Demut eine primitive und verhalten leidenschaftliche Seele bedeckt: Wehe also, wenn der Sklave zum Herren wird, wenn er reich oder wenn er islamisch wird! Dann rächt er sich für die jahrhundertelange Erniedrigung an den Schwachen oder weniger Glücklichen der eigenen Kaste. So führt die Imitation des Herren zum Despotismus, zur Grausamkeit, auch zum „*kef*" und zum „*sevdah*" der Seele, den er ihm abgelernt hat. Der Heroe ist selten unter ihnen, der Straßenräuber wächst selten zum Hadjduk, selten zum „*junak*" oder „*vitez*" empor. Eine Ausnahme machen nur einige Komitaführer. Idealismus und Enthusiasmus hat er längst verlernt, was er versteht, was er tausendmal besser versteht als sein großer dinarischer Bruder, das ist die Meisterschaft, das praktische Leben an der richtigen Seite anzupacken. Er ist der geborene Realist. Was für den Montenegriner Heldentum (*junaštvo*) ist, das ist für den Zentralen das „Geschäft" (*rabota*) — zweifellos ein Erbteil und eine Einfühlung in die balkanobyzantinische Sphäre. Aber in diesem „Geschäft" ist er keineswegs großzügig und unternehmend wie der dinarische Kaufmann, sondern emsig und kleinlich. Was von seinen positiven Eigenschaften auffällt, ist seine Reserve, sein Takt, seine Selbstbeherrschung, seine Höflichkeit, sein Familiensinn und seine Häuslichkeit. Was und wieviel aber an Abgründigem hinter dieser Fassade verborgen liegt, das läßt seine tief leidenschaftliche Lyrik nur ahnen. Möglich, daß die primitiven Verborgenheiten seiner Seele unter anderen politischen und sozialen Verhältnissen wertvollere Seelengüter entwickelt hätten. So aber, wie sich der Zentrale heute dem Auge des Fremden darstellt, besitzt er eine der undurchsichtigsten Psychen Europas, die jedem Eindringen mit ängstlichem Mißtrauen begegnet. Erschreckend wirkt es, wenn man hinter der demütigen oder feindseligen Verschlossenheit der Seele plötzlich ein freches Aufleuchten einer sonderbaren moralischen Neutralität wahrnimmt. Auch die Volkslyrik zeigt davon deutliche Spuren. Die glänzende Gabe für die Erfassung der Wirklichkeit macht sie zu gelehrigen Lernern und Schülern. Kaum versetzt aus ihrem Milieu, entwickeln sie einen Sinn für Zivilisation, für praktische materielle Kultur, in dem sie dem Dinarier bei weitem überlegen sind. So haben sie eine ganze Reihe von begabten und energischen Kulturarbeitern auf serbischem, namentlich aber auf bulgarischem Boden gestellt. In Bulgarien sind es außer

Digitized by Google

einigen Schriftstellern besonders die Politiker aus Mazedonien, die eine überragende Rolle spielen. Mir scheint auch Pašić seine letztliche Abstammung von diesem Typus nicht zu verleugnen.

Wichtig für unsere Ausführungen ist nun aber die Tatsache, die zu dem nächsten und letzten großen Typus überleiten mag, daß die Zentralmasse durch ihre gewaltigen Siedlungsströme den Charakter der pannonischen Serbokroaten in der ethnischen Grundlage bestimmt hat. Die Altserbier waren es, die die Heiligtümer der religiösen und altnationalen Tradition ins nördliche Kolonialland getragen haben, die übrigen Siedlungsströme mögen vor allem ihren Wirklichkeitssinn, ihre Anpassungsfähigkeit an andere Zivilisationen, aber auch ihre emsige Kleinlichkeit und ihre bourgeoise Beschränktheit weiter vererbt haben.

7.

Der pannonische Typus verlangt eine ebenso gründliche Behandlung wie der dinarische. Ist es nämlich der dinarische Typus, der dem serbokroatischen Volke das moralische und politische Rückgrat gab und gibt, so sind es die Pannonier, die ihm das intellektuelle Rüstzeug einer modernen Zivilisation gerade in den Zeiten erworben und vermittelt haben, als die Dinarier mit der Schaffung des neuen Staates beschäftigt waren. Ich bin nun aber in einer mißlichen Lage: ich bin verpflichtet, den Leser darauf hinzuweisen, daß ich aus persönlicher Erfahrung nur den „serbisch" fühlenden Teil der Pannonier gut genug kenne, um über eine so schwer greifbare Sache wie einen Volkscharakter zu sprechen. Den Teil der Pannonier, in dem die Kroaten den Ton angeben, kenne ich nur aus der kroatischen Intelligenz und ihrer Literatur, aus der kroatischen Geschichte und einem viel zu kurzen Aufenthalt von mehreren Monaten. Aus diesem Material läßt sich zwar schon manches Sichere ableiten, aber es steht fest, daß die kroatische Intelligenz noch behutsamer als volkstümliches Material angefaßt werden muß als jede andere. Alle Kenntnis der kroatischen Städte nützt nichts, wenn es an der gründlichen persönlichen Fühlungnahme mit den bäuerlichen Massen fehlt. Auch die beste Kenntnis des umfangreichen ethnographischen Materials, das die kroatische Wissenschaft zusammengebracht hat, kann diesen Mangel nicht beheben. Dazu kommt noch, daß die französische Darstellung der Cvijićschen Anthropogeographie gerade bei diesem Kapitel sehr karg wird: Auf nur 30 Seiten wird der pannonische Typus behandelt, während z. B. die Darstellung des dinarischen 120 Seiten umfaßt. Man wird die serbokroatische Darstellung abwarten müssen, von der bisher nur der erste Band vorliegt, und die in ihrem zweiten Bande Ergänzungen gegenüber der französischen Ausgabe aufweisen soll. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß bei einer charakterologischen Durchforschung des pannonischen Typus die politische und die Kulturgeschichte dieser Landschaften weit tiefer in die Betrachtungen einbezogen werden müssen als auf anderen gleichsam geschichtsloseren Gebieten. Die Geschichte und Kulturgeschichte der pannonischen Landschaften sind aber so innig mit der Geschichte der Türkei und der habsburgischen Staaten verknüpft, daß sich hier mannigfache Überkreuzungen ergeben, die vieles erklären und vieles verwirren. Der Leser nehme

Digitized by Google

also hier mit dem Wenigen vorlieb, was ich geben kann, ohne den mir zur Verfügung stehenden Raum noch mehr zu überschreiten.

Geographisch, wirtschaftlich, zum Teil ethnisch und charakterologisch zerfällt das serbokroatische Pannonien (Slovenien interessiert uns hier nicht) in zwei unterschiedliche Teile, in die Tiefebene Banat-Bačka im Stromgebiet von Donau, Theiß, Maros und Temes, vor der Kolonisation eine buschige Sumpföde, heute ein einziger blühender Garten — und nach Süden und Westen daran anschließend das syrmisch-slavonisch-kroatische Hügelland, das hinter Agram in die slovenischen Voralpen übergeht. Historisch hat man für das pannonische Gesamtgebiet zwei Perioden zu unterscheiden, die erste bis zur türkischen Invasion und eintretenden Verödung, die zweite ist die Periode der Wiederbesiedlung durch balkanische Kolonisten. Vor der Neuauffüllung mit serbokroatischem Volk spielten die pannonischen Lande in der Gesamtmasse der Serben und Kroaten keine große Rolle, denn die Zentren der alten serbischen und kroatischen Reiche lagen viel weiter nach Süden. Das althistorische Kroatien hatte seinen Mittelpunkt in Norddalmatien, in der Lika und der bosnischen Krajina. Erst nach der Verbindung von Altkroatien mit Ungarn in einer Personalunion (1102) rückte das Zentrum des Reiches nach Norden auf Zagreb und die umliegenden Landschaften zu. Hier, in diesen nordkroatischen Landschaften, entwickelte sich dasjenige kroatische Nationalbewußtsein, das heute durch den Namen „Kroat" umschrieben wird und in einem ganz bestimmten Gegenpol zu dem Bewußtsein des Serbentums steht. Man bedenke, daß es dieser Teil Kroatiens war, der niemals unter türkisches Joch gefallen ist, der im allerengsten Anschluß an die politischen und kulturellen Entwicklungen in Österreich und Ungarn eine Bahn einschlagen konnte, die sich radikal von der der Dinarier unterschied. Die Kroaten dieser Landschaften sind die einzigen Südslaven, die eine ununterbrochene Entwicklung unter mitteleuropäischem Einfluß vom mittelalterlich-feudalen und vom absolutistischen zum bureaukratischen Regime durchgemacht haben. Wobei man den Einfluß der katholischen Hierarchie nicht zu vergessen hätte. Um so beachtenswerter ist die Tatsache, daß selbst in diesen Landschaften, die fern vom dinarischen Kraftzentrum und in der Nähe denationalisierender Sphären lagen, genug Boden für die allgemeine südslavische („illyrische" oder wie immer genannte) Idee vorhanden war. Ohne eine tiefgreifende Einwirkung der dinarischen Volksgenossen, deren Schriftsprache und allgemeine politische Ideologie die Kroaten übernahmen, ist diese Entwicklung freilich nicht denkbar. Solange die Kroaten noch ganz in den Banden ihres katholisch-feudalen Systems lebten und ihre bürgerlichen und bäuerlichen Massen noch nicht zu Worte gekommen waren, waren die Sperrungen gegen diese Ideen allerdings noch außerordentlich krampfhaft. Gerade in der Zeit der Hochflut dinarischer und zentraler Durchdringung der pannonischen Lande (von Leopold I. bis Josef II.) standen katholisch-feudale Kroaten und kalvinisch-feudale Magyaren wie ein Mann gegen die „schismatischen Ratzen". Es ist das Verdienst des kroatischen intelligenten Bürgertums, daß es diese Mauern zerbrochen hat. Die fortschreitende Demokratisierung und Nationalisierung der Kroaten, allerdings unter Wahrung eigener parteipolitischer Aspirationen, füllt das 19. Jahrhundert aus, und erst in unseren Tagen erhält auch die Demokratisierung und Politisierung der

Digitized by Google

bäuerlichen Massen eine feste Form. Diese interessante Entwicklung wiederum ist ebenfalls nichts anderes als ein weiterer Schritt zur Balkanisierung und Dinarisierung der Kroaten, denn der heutige politische Führer der kroatischen Bauern, Stefan Radić, hat nichts weiter getan als das parteiliche Clansystem des Šumadiners nach Kroatien übertragen, um den serbischen Radikalen mit gleichen Waffen politischer Stoßkraft entgegentreten zu können. Auch auf kroatischem Boden entsteht nunmehr jener Typus des großen Demagogen. Das Ganze aber ist nicht etwa ein Riß zwischen Serben und Kroaten als vielmehr ein Anzeichen der immer näher rückenden Ausgleichung — auch in charakterologischer Hinsicht. Ehe man jedoch zu diesen Dingen nicht historischen Abstand gewonnen hat, lassen sich keine grundlegenden Erkenntnisse daraus ableiten. Radić ist, von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, nichts als der Fortsetzer der Politik des typisch dinarischen, likanischen Politikers Starčević, der als erster die politische Dinarisierung der Kroaten eingeleitet hat, zu der die „illyrischen" literarischen Arbeiter mit der Dinarisierung der Seele den Grund gelegt haben. Es ist von tiefer symbolischer Bedeutung, daß es ein Kroate war, der neben das klassische Kunstwerk der Dinarier, neben den „*Bergkranz*", ein zweites nationales Epos von hohem künstlerischen Werte setzte: Ivan Mažuranić mit seiner „*Smrt Smailage Čengića*". Eine ähnliche Dinarisierung und Erisierung hat ja auch die ragusanische Literatur erlebt, die in Gundulićs „Osman" das dritte große Nationalepos der Serbokroaten geschaffen hat. Eins läßt sich also nicht leugnen: Soviel Eigenes und Originales den heutigen Kroaten vom Serben unterscheidet, ist er doch seelisch und auch somatisch zum Teil dinarisiert. Daß er den dinarisch-erischen (herzegovinischen) Dialekt zu seiner Schriftsprache gemacht hat und heute darin konservativer ist als der Dinarier selber, ist keine Äußerlichkeit. Gefördert wird der Prozeß der Dinarisierung vor allem durch den ständigen Zuzug dinarischer, besonders bosnisch-herzegovinischer und dalmatinischer Intelligenz nach Agram.

Ist auch das eigentliche Kroatien moralisch und teilweise auch ethnisch mit dinarischen Elementen durchsetzt, so sind diese Zuschüsse doch nicht imstande gewesen, den körperlichen und seelischen Habitus des eigentlichen Kroaten tiefer zu bestimmen als das eben angedeutet wurde; anders in den östlichen Provinzen Pannoniens, in Slavonien, Syrmien, Bačka und Banat. Slavoniens kajkavisch sprechende Altbevölkerung war dem Türkendruck nach Norden zu entwichen und in die Ödlande rückten dinarische Wanderer, die das System der Militärgrenze wieder durcheinanderschüttelte. Einheitlicher blieb der Grundstock der Kolonisten in den drei anderen Landschaften erhalten, in denen sich das spezifisch „serbische" Bewußtsein entwickelte, während Slavonien zu Kroatien tendierte.

Die Kolonisierung dieser Provinzen beginnt bereits mit der Abdrängung der letzten serbischen Fürsten durch die Türken aus dem Lande rechts der Donau in die ungarische Tiefebene, also bald nach 1400. Schon König Matthias schätzte 1483 die Zahl der serbischen Siedler in seinen Landen auf 200000 Seelen. Es waren außer abhängigem Volk, das seinen Herren folgte, durchweg die Tüchtigsten, Reichsten und Vornehmsten, die sich zur Auswanderung entschlossen. Die andauernden Kriege gegen die Türken erhielten unter ihnen das nationale und religiöse Ideal

Digitized by Google

immerfort lebendig. Die große Siedlung von 1690, die 30000 der besten Familien Altserbiens und vom Kosovofelde unter ihrem Patriarchen Arsen III mit über 300000 Seelen nach Ungarn führte, ist also nur eine der zahlreichen Siedlungen, allerdings die folgenschwerste: sie entvölkerte, sagt man, die traditionsfestesten Landschaften und überließ sie dem zurückbleibenden Raja und dem nachrückenden Albanesen. Sie warf zugleich diejenige Volksmasse zu den bereits in Ungarn hausenden Stammesgenossen hinzu, welche ihren eigentümlichen Charakter diesen Landen aufdrücken und die serbischen Koloniallande aufs neue mit historischen Traditionen und politischen Idealen füllen sollte. Das weitere Leben der südungarischen Serben entwickelt sich wirtschaftlich in der Weise, daß ein Teil nach jahrelangem Umhergestoßenwerden bäuerlich und bürgerlich seßhaft wird und einer Reihe von Landstrichen und Städten ein orthodox-serbisches Gepräge gibt. Aber nicht die Bauern, auch nicht die nur in ihren hierarchischen und politischen Spitzen repräsentative, in ihren mittleren und unteren Schichten aber verwahrloste Geistlichkeit, sondern die Soldaten und die Kaufleute vertraten den tonangebenden Teil des Volkes. Beim Beginn der theresianischen Epoche wurde das serbische Kontingent unter Habsburgs Fahnen auf 46000 Grenzer und 20000 Liniensoldaten geschätzt, das aber war mehr als die Hälfte des gesamten österreichischen Heeres! Die serbische Kaufmannschaft aber und der Handwerkerstand entwickelten sich rasch zu einer bedeutsamen materiellen und — was wichtiger sein wird — moralischen Macht: In ihren Reihen werden die großen neuen Schriftsteller und Volkserzieher geboren, ihre Mitglieder sind es, die als die ersten Snbskribenten den Druck der ersten serbischen Bücher modernen Inhalts ermöglichen und als Mäzene aus der Stille ihren geistigen Arbeitern am nationalen Wohle helfen. Die rein politische Lage der „raizischen Nation" war von Anfang an weit mißlicher und blieb es. Dem habsburgischen Kaiserhause waren die Scharen balkanischer Soldaten und Offiziere für seine Kriege, die Bauern für die Kultivierung seiner Ödlande hoch willkommen; es läßt sich beweisen, daß der Wiener Hof die Übersiedlung in vielen Fällen nicht nur begünstigte, sondern erzwang. Die „Privilegien", „Memoranda" und „Patente" gab der Kaiser im allgemeinen aufrichtigen Willens, aber in der politischen Wirklichkeit stießen sie sich mit den Interessen des ungarischen Landes. So kam es, daß je nach der politischen Lage der König von Ungarn den Kaiser von Wien Lügen strafen mußte. Hundert Jahre währte der Streit, ob die Serbenfrage als austriaco politicum oder als hungaricum provinciale, ob als patrimonium domus austriacae oder als causa regni Stephani zu betrachten sei. Sämtliche illyrischen „Hofstellen" und „Deputationen" konnten es nicht verhindern, daß der ungarische Landtag trotz heftigster Gegenwehr von österreichischer und serbischer Seite siegte und die Serben sich von dem einst geliebten Kaiser an die Magyaren verraten und verkauft vorkommen mußten. Das hat tiefe Züge in ihren Volkscharakter gegraben: ein gewisses nationales Ressentiment, ein gewisses Rechtsquerulantentum, das sich auf Dokumente beruft statt auf die revolutionäre Tat, die dem echten Dinarier näher liegt als „historische Gründe", eine gewisse Neigung, das Materielle als das einzig Sichere in etwas zynischem Ressentiment höher zu bewerten, wenn die überspannten Ideale Bankerott gemacht haben. Selbst ihre letzte treue Waffenhilfe von anno 48 hatte ihnen, wie

Digitized by Google

sie es auffassen mußten, nur bittern Undank eingetragen. In keinem habsburgischen Lande wurde Schillers Vers vom „Dank vom Hause Österreich" so sehr geflügeltes Wort wie hier. Die unklugen Katholisierungsbestrebungen, über die sich ein rechtlicher Mann und gründlicher Kenner der Verhältnisse wie v. Bartenstein so entsetzt, daß seine vorsichtige Feder nicht wagt, die Unbill zu schildern, hatten nichts weiter erreicht, als daß wieder einmal die Konfession, entgegen der eingeborenen religiösen Liberalität der Rasse, zum nationalen Schibboleth wurde. Der Traum der altserbisch-kosovischen Seele, die autonome, dem Kaiser von Wien direkt unterstehende serbische „*Vojvodina*" mit einem vom Volk gewählten, vom Kaiser zu bestätigenden Vojvoden zerrann ins Nichts, aber unvergessen blieben die alten Pergamente mit den Kaiserworten, an denen der ungarische Landtag und der katholische Klerus (die Kroaten eingeschlossen) gerüttelt und gedeutelt hatten, unvergessen blieben die Heldenlieder, die die Grenzmark auf und ab flogen und immer aufs neue das alte „Leid um Kosovo" nicht verharschen ließen. Man bemerkt aber schon jetzt den Unterschied zwischen der stets kriegerisch aktiven, ausgeprägt heroischen „dinarischen Trauer" und der gleichsam legaleren, nur geistig voll aktivierten politischen Tendenz des Pannoniers, die leicht in Nostalgie oder fruchtlose Gekränktheit übergeht, falls sie nicht im Bourgeoisen erstickt wird, wie wir sehen werden.

Unverkennbar sind die balkanischen Grundlagen, auf denen die neuere ungaroserbische Kultur ruht, und doch war es gerade die Aufgabe dieser Kolonialen, die altserbische, altbalkanische Kultur in die moderne europäische umzuleiten. Sie hielten, um nur weniges zu erwähnen, noch auf dem neuen Boden an der serbisch-kirchenslavischen Sprache fest. Ihr bedeutendster Schriftsteller auf pannonischem Frühboden ist — bezeichnenderweise — ein barocker politischer Abenteuerer, der „falsche Despot" Branković, der Stil und Geisteshaltung der altserbischen balkanischen Chronographie unter dem Druck der neuen eigenen und nationalen Erlebnisse und Bedürfnisse um 1700 bis zur fast schon modernen dokumentierten Geschichtschreibung ausbaute und noch serbisch-kirchenslavisch schrieb. In der historischen Perspektive gesehen, ist die nun folgende Periode eines importierten, von den Keimen petrinischer und katharinischer Aufklärung durchsetzten russisch-kirchenslavischen Schrifttums nur ein weiterer Schritt der Modernisierung und Europäisierung, die schließlich mit dem repräsentativsten Pannonier, mit dem großen Präzeptor Serbiens, Dositej Obradović, das russisch geistliche Gewand abstreifte und gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein rationalistisch-volkserzieherisches Schrifttum mitteleuropäischer Provenienz auf nationaler Basis und in volksverständlicher Sprache geschaffen hat. In diesem bewundernswürdigen, liebenswertesten aller Serben, in diesem echt pannonisch kontemplativen und leis verschwärmten, rokokoidyllischen und von der stillen Flamme reinsten Menschentums durchwärmten, hochintelligenten und grundgütigen Manne und seinem Werke kann man die vollendetste Verkörperung idealistischer und zugleich rationalistischer pannonischer Wesenszüge sehen. Sein Menschentum sowie seine noch heute wirksame nationalerzieherische Kraft stellen diesen Mann neben die heiligsten Erscheinungen, die das große europäische 18. Jahrhundert hervorgebracht hat. Sein Werk ist es, das, nach der Šumadija verpflanzt, dem neuen noch illegitimen Staate das moralisch-geistige Rück-

Digitized by Google

grat verliehen hat. Die pannonischen Serben waren inzwischen reif genug geworden, um ihren šumadinischen Brüdern gerade in dem Augenblicke das geistige Rüstzeug zu reichen, als diese das erste Fleckchen freien serbischen Landes umfriedet hatten. Noch auf Generationen hinaus mußte der serbische Staat mit Beamten und Kulturarbeitern aus den ungaroserbischen Provinzen versorgt werden. Lange bevor das šumadinische Belgrad der geistige Mittelpunkt und das Piemont des Serbentums und des seiner Ideologie folgenden Südslaventums werden konnte, war das geistige Zentrum des Serbentums anfangs in Pest, dann in Neusatz an der Donau. Diese ungaroserbischen Kolonialen waren es, die das gesamte serbisch fühlende, geistig bewußte Volk anführten in der Serbisierung und Nationalisierung zuerst während der Aufklärung, dann während der völkerbelebenden Romantik und schließlich unter der Fahne des nach den Mißerfolgen von Achtundvierzig spartanisch-ertüchtigenden Realismus. Bezeichnend ist aber folgendes: diese europäischen Geistesströmungen wirken sich bei den Serben nicht in streng historischer Folge aus, sondern sie überkreuzen sich und — echt pannonisch und šumadinisch — lassen immer wieder den Rationalismus, die Aufklärung (oft auch den Aufkläricht) kräftig durchschlagen. Wie dem pannonischen Grenzer dinarischer Herkunft, soweit er nicht bourgeoisiert wurde, das habsburgisch-soldateske Leben diejenige Lebensform war, in der sich seine atavistischen Instinkte am besten ausleben konnten, so war es unsere deutsche Aufklärung, in derem zerstreuten, unproblematischen Licht der Vernunft sich die kontemplative, bürgerlich wohltemperierte, von der „rabota" des Zentraliers durchsetzte Seele des Pannoniers am wohlsten fühlte. Der Rationalismus des Šumadiners ist weit aktiver, ja geradezu agitatorisch-despotischer und überheblicher als der pannonische. So ist denn auch der politische und geistige Nationalimus des Pannoniers, so tiefe Wirkungen er auch gehabt hat, doch immer legaler, bürgerlicher, idealverschwärmter, romantischer geblieben als der handfestere des Šumadiners, der diese pannonische Art oft verspottet, wenn er den Ungaroserben „*Švaba*", „*Lala*" oder „*Šogor*" (vom deutschen „Schwager") nennt oder seinen Privilegiennationalismus und regierungszahmen Oppositionismus „*vojvodjanska posla*" oder einen auf Paragraphen reitenden querulierenden aber ungefährlichen Politiker „*vojvodjansko derište*" nannte. Mangel an Temperament oder Zielunsicherheit und Unklarheit des Temperaments ist das Auffälligste, was der Šumadiner der pannonischen Masse vorwirft (wie ich mich habe bei šumadinischen Bauern überzeugen können), und der Pannonier seinerseits möchte gleich in jedem „Serbijaner" einen gefährlichen, von der „feinen" Kultur unbeleckten Hajduken sehen.

Um zu spezialisieren: Kommt man aus den kroatischen Landschaften um Agram herum, also aus einem Lande, in dem bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts der Bauer hörig, die gebildete Kaste feudal-bureaukratisch, dazu klerikal und angeösterreichert war — aus einer zwar von Dinariern schwach durchsetzten und heute geistig ziemlich dinarisierten, arbeitssamen, treuen, religiösen und in ihrer Erdhaftigkeit sympathischen, dazu aber sehr exklusiven und „horvatisch" fühlenden Bevölkerung, die heute mit diesem „horvatischen" Selbstbewußtsein gewisse kroatische Minderwertigkeitsgefühle (wir kennen dasselbe von unseren Bayern!) kompensiert, so fühlt man sich in Slavonien bereits in einer ganz anderen soziologischen

Digitized by Google

und charakterologischen Mitte. Die slavonische Bevölkerung entstammt zumeist dinarischen Siedlern. Sie stellte ehemals eines der Hauptkontingente der „Grenzer" in der Militärzone. Was mich wundert ist nur, daß der soldatisch-kriegerische Geist und der moralische Geist der Zadruga, die hier einst sehr stark war, gerade in dieser Landschaft sich so verflüchtigt hat: Ein schwelgendes, ziemlich differenziertes Gefühlsleben, eine gewisse Art menschlicher Güte, die noch an die Güte der Zadrugamitglieder erinnert, die aber oft zu Schwachheit und moralischer Neutralität entartet, ein bequemer Wohlstand (das Land ist reich und fruchtbar) ohne sittliche Kraft, Arbeitsamkeit ohne Spar- und Erhaltungssinn, Genußsucht, Leben und Lebenlassen, weitherzigste Liberalität in sexualibus, Verwaschenheit und Problemlosigkeit in nationaler Beziehung, Untergang des ehemals auch hier blühenden epischen Heldenliedes und Überwucherung einer reichen aber oft stark obszönen Volkslyrik, alles das mögen destruktive Erscheinungen des Übergangs vom patriarchalischen zum modernen System sein, alles das mag sich aus der oft demoralisierenden Wirkung der Militärverfassung, aus schlechtem Vorbild von Wien und Budapest erklären, aber es datiert nicht erst seit gestern! Es läßt sich in den Akten der Kultur- und Sittengeschichte dieser Landschaft sehr früh belegen. Seit einiger Zeit machen sich aber kräftige moralische Reaktionserscheinungen bemerkbar, die immer mehr erstarken, der Reisende freilich, der die Verhältnisse nur von der Außenseite sieht, wird immer noch nur die oben geschilderten destruktiven Erscheinungen überwiegen sehen.

Anders und sich nur in gewissen moralischen Verfallserscheinungen während bestimmter Perioden mit Slavonien deckend, liegen die Dinge in den übrigen Landschaften Syrmien, Bačka, Banat. Leider werden in der Cvijićschen vorläufigen Darstellung diese ungemein wichtigen Landschaften nur mit zwei Druckseiten bedacht. Hier ist also noch viel zu arbeiten. Vor allen Dingen fehlt uns eine übersichtliche und aktenmäßig dokumentierte Kultur- und Sittengeschichte dieser Pannonier, deren Einzelheiten man sich heute aus einer ganzen Reihe von zerstreuten Büchern und Schriften zusammensuchen muß. Eins steht fest: die Bevölkerung dieser Landschaften hat ihren balkanischen Charakter besser bewahrt als die Slavonier. Die Hauptmasse ihrer Siedler, die hier in der Überzahl unter Magyaren, Deutschen (Donauschwaben) und Rumänen wohnen, stammt aus dem Zentralgebiet und aus den altserbischen Landschaften. Starke bosnische, herzegowinische und dalmatische Einschläge fehlen jedoch nicht. Mit der ganzen Adaptions- und Akklimatisierungsfähigkeit des Zentraliers, mit seinem außerordentlichen Wirklichkeitssinn und seiner Gabe, jedem neuen Milieu das Vorteilhafteste abzuringen, erstarkten die Kolonisten wirtschaftlich binnen kurzem zu einer respektablen Macht. Es ist wohl auch ein Erbteil der Zentralrasse, das sie instand gesetzt hat, ihre altserbische, altbalkanische Kultur so schnell und gründlich in die moderne europäische umzusetzen. Auch die negativen Eigenschaften des Zentraltyps schlagen erkennbar durch: Nicht umsonst war die alte balkanische Moral der Kaufmannschaft und des Handwerks, das seine festen Gilden und Zünfte unverändert mit in die Kolonien herübergenommen hatte, so sorgsam umzäunt. Es gab hier Leidenschaften in der Tiefe dieser äußerlich so bourgeoisen Seelen, die unter dem Druckdeckel der Moral und der Bürgerzucht gehalten

Digitized by Google

werden mußten. Sobald das moderne Milieu, der aufgespeicherte Reichtum, die Imitation der Herrenvölker und die Aussicht auf Karriere in allen möglichen Formen (aber immer unter Aufgabe des nationalen Geistes) diese selbstgewählten und darum bewundernswerten moralischen Fesseln lockerte, sobald die politische Entwicklung die Widerstandsloseren unter ihnen zum Ressentiment geführt hatte, mußte der Verfall einsetzen. Die Geschichte der ehemals hoch angesehenen, reichen und selbstbewußten Kolonie St. Andrä bei Budapest, deren Klagelied der Romandichter Ignjatović so oft und so ergreifend gesungen hat, ist das krasseste Beispiel dieses moralischen Verfalls. Das zuchtlose Studentenleben in Budapest und die Demoralisierung im Soldheere trugen das ihrige noch dazu bei. Es hat seinen guten Grund, warum zuerst unter diesen Kolonisten der alte europäische Abenteurer- und Schelmenroman im modernen realistischen Gewande erscheint, der uns den geborenen „Realisten" (im moralischen Verstande) des alten Zentraltyps im neuen, für ihn so dankbaren Milieu der ungarisch-serbischen Kleinstadt zeigt (der „*Milan Narandžić*" des Ignjatović). Es ist kein Zufall, daß Ignjatović (selber solch ein Angefressener!) es war, der den ersten Roman eines „Familienzerfalls" nach Art der „Buddenbrooks" schuf (Im „Ewigen Bräutigam", in den „Alten und neuen Meistern" z. B.), und das Jahrzehnte früher, ehe die europäische Literatur für solche Themen reif wurde. Aber neben den zur Entartung neigenden Zügen des Zentraltyps liegen die aufbauenden, die wir zur Hauptsache den Altserbiern zuschreiben dürfen: die durch jahrhundertelanges Leid und durch jahrhunderdetelange Sehnsucht fest bewahrte nationale Tradition, die sich im wertvolleren Teil dieser Kolonisten allen politischen Mißerfolgen, allem moralischen Niedergang und aller europäischen Bildung zum Trotz erhalten hat. Außerdem ist zu beachten, daß der Niedergang, von dem wir sprechen, nicht allgemeiner Natur war, sondern sich auf gewisse Schichten und, was noch wichtiger ist, auf bestimmte Perioden eingeschränkt hat. Waren es die alten bürgerlichen Generationen von 1790—1830, die den Grundstock der modernen nationalen und materiellen Kultur legten, so ist es die Generation der etwas verspätet in die Provinz gedrungenen Biedermeierzeit, die des väterlichen Erbes nicht zu walten verstand. Achtundvierzig und die Durchströmung der Gemüter mit nationalistisch-romantischem Geist, brachte die notwendige Reorganisation und mit ihr — trotz der Mißerfolge des „großen" Jahres — einen neuen bedeutsamen Aufschwung der volkserzieherischen und künstlerischen Literatur („Das junge Serbien").

Cvijić betont mit Recht, daß sich unter diesen Kolonisten der Vojvodina (im weitesten Sinne), aus ihrer bourgeoisen Masse (auch der serbische Bauer hat hier entschieden etwas Kleinbürgerliches) oder der teils korrekten, teils bohèmeartigen Intelligenz ein Charakter abheben kann, der mit seinen balkanisch-dinarischen Zügen in die heftigste Kollision mit seiner bürgerlichen Umgebung gerät. Das ist richtig, beweist aber zunächst einmal, daß diese Umgebung eben etwas ganz anderes ist als wir unter „dinarisch" zu verstehen gelernt haben. Es ist auch richtig, daß die herrliche Blüte des epischen Liedes, die Vuk vergönnt war zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu pflücken, und daß die Seelenstimmung von Achtundvierzig auf das Vorhandensein solcher dinarisch-balkanischer Elemente hinweisen. Und wollte man

Digitized by Google

daran zweifeln, so genügte ein Hinweis auf den ungemein interessanten und psychologisch wertvollen Roman „*Vasa Rešpekt*“ des erwähnten Dichters Ignjatović, um uns eines Besseren zu belehren. Diese zwar nicht zu hoher Kunst geläuterte, als genialer Wurf oder Entwurf aber bewundernswerte, dem Leben nachgezeichnete Gestalt, zeigt einen solchen ins Spießertum versetzten Hajduken, an dem man alle jene Eigenschaften studieren kann, von denen wir bei der Behandlung des dinarischen Typus gesprochen haben. Mag sein, daß solche Typen öfter vorgekommen sind und vorkommen als ich sie angetroffen habe, aber es scheint mir, daß der Zentral- und altserbische Typ mit seinen wesentlich anderen Eigenschaften bei weitem überwiegt. Eine gründliche Einbeziehung der Literatur sowohl als künstlerische Gestaltung wie als psychologisches Material wäre hier erforderlich. Auch die Aufarbeitung des šumadinischen Kulturlebens nach seinen pannonischen Elementen muß in weitem Umfang wieder zur Charakteristik der Pannonier beigezogen werden. Um die Seele des vojvodinischen Bauern wird man sich auch mehr zu kümmern haben als das bisher geschehen konnte, da man zur Hauptsache immer nur Bürger und Intelligenz gewertet hat. Was ich von den dortigen bäuerlichen Massen kennengelernt habe, stach in manchem vom Wesen der städtischen Bevölkerung ab.

* * *

Ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen ist, aus dieser Fülle von Problemen und Erkenntnissen die grundlegendsten dem Leser nahe gebracht zu haben, der doch im allgemeinen nur wenige und nicht immer richtige Vorkenntnisse an diese uns Deutschen noch immer so fremde Welt heranbringt. Der sachliche und methodische Wert der Cvijićschen Ausführungen steht fest. Es ist jetzt Sache der Slavisten, diese Erkenntnisse auf philologischem Gebiete zu vervollständigen und auszuwerten. Ich werde in einer kommenden Studie versuchen, die serbokroatische Literatur vom Gesichtspunkte der Cvijićschen Probleme im Grundriß aufzuarbeiten und einerseits die literaturwissenschaftlichen Tatsachen dem anthropogeographischen System einzuordnen, andererseits die Anthropogeographie mit den literarhistorischen Erkenntnissen zu vervollständigen. Man wird dann erkennen können, ob es sich bei einer solchen gegenseitigen Durchdringung der Disziplinen nur um eine heuristische Möglichkeit oder um eine methodische Notwendigkeit handelt. Jedenfalls ist die serbokroatische Literatur, die eine ausgesprochen regionale ist, ein dankbareres Objekt für solche Versuche als die meisten anderen europäischen Literaturen. Ferner zeigt gerade die neuere serbokroatische Literatur mehr als jede andere ein reges Interesse für volkspsychologische und volkscharakterologische Dinge. Es gibt bedeutende Schriftsteller, die in der Literaturgeschichte geradezu den Namen der „Folkloristen“ tragen (St. Mitrov Ljubiša, S. Matavulj u. a.), es gibt andere, die in ihrem persönlichen Wesen und ihren Werken in unverkennbarer Reinheit ihren regionalen Typus verkörpern wie der große Montenegriner Petar Petrović Njegoš, Šumadiner wie der Satiriker Domanović, der Novellist Lazarević, die Dorfgeschichtler Glišic und Veselinović, Herzegowiner wie Kočić und Šantić, Zentralier wie der kraftvolle, nostalgisch und leidenschaftlich verdüsterte B. Stanković, ragusanische Patrizier wie die Brüder Vojnović, adriatische Insulaner wie Ćipiko, dann die

Digitized by Google

Dichter aus der langen und fruchtbaren Reihe der Pannonier von Obradović über den Komödiographen J. St. Popović und den Lyriker J. Zmaj-Jovanović bis auf St. Sremac und V. Petrović, Kroaten wie Šenoa und Gjalski — die Slavonier (Kozarac), Likaner und sonstige Untergruppen nicht zu nennen. Bei einer solchen Aufarbeitung des literarischen Materials wird auch die Bedeutung des hier nicht besprochenen ostserbisch-westbulgarischen Untertypus zu Worte kommen müssen (Svetozar Marković z. B.). Eine solche Studie setzt freilich so viel slavistische Vorkenntnisse voraus, daß sie im Rahmen des Jahrbuches unmöglich ist.

10.

Zur Bibliographie, zu den Karten und Bildern.

Die bibliographischen Hinweise können in aller Knappheit gegeben werden. Das meiste ist dem deutschen Leser ja doch unzugänglich, dem Slavisten aber, der sich für diese Dinge interessiert, genügen die folgenden Hinweise, um zu den Quellen zu kommen.

Die Hauptwerke von Jovan Cvijić, soweit sie die hier aufgerollten Probleme behandeln:

„Iz uspomena i života". Omladinksa Matica, Novisad (Neusatz a. D.), 1923. Angezeigt von Hermann Wendel in den „Südslavischen Silhouetten", Frankfurt a. M. 1924, S. 128 bis 134.

„Govori i članci". Zwei Bände, Beograd 1921.

„Jedinstvo i psihički tipovi dinarskih južnih Slovena". Niš 1914.

„Remarques sur l'ethnographie de la Macedoine". Annales de Géographie XV, 1906.

„Die ethnographische Abgrenzung der Völker auf der Balkanhalbinsel". Petermanns Mitt. LIX, 1913.

„Antropogeografski problemi Balkanskog Polustrva". Naselja srpskih zemalja 1902, in den Ausgaben der Kgl. serb. Akad. in Belgrad.

„Uputstva za proučavanje sela u Srbiji i ostalim srpskim zemljama". 1896.

„La Peninsule Balcanique. Géographie humaine". Librairie Armand Colin, Paris 1918.

„Balkansko Poluostrvo i južnoslovenske zemlje. Osnove antropogeografije". Knjiga prva. Zagreb 1922, Hrv. Štamp. Zavod.

Das ist die serbische Übersetzung des vorigen französischen Buches. Diese Ausgabe enthält gegenüber der französischen Zusätze im Text und Vervollständigungen des Anschauungsmaterials. Die französische Ausgabe behält ihren Wert durch ihr Kartenmaterial.

Die Arbeiten der zahlreichen und begabten Schüler Cvijićs finden sich in dem großangelegten Sammelwerk der Belgrader Akademie: „Naselja srpskih zemalja", Etnografski Zbornik, prvo odeljenje. Außer dem schon zitierten Werke Cvijićs hebe ich hervor:

Erdeljanović: Kuči, pleme u Crnoj Gori, 1907, und Crnagora 1927.

Dedijer: Hercegovina, 1909.

Cvijić: Metanastazička kretanja, njihovi uzroci i posledice. 1922.

Aus der zweiten Abteilung (život i običaji narodni): Erdeljanović: Postanak plemena Pipera. 1911.

Zur Kultur und Zivilisation der Šumadija vergleiche: Tihomir R. Djordjević: „Iz Srbije kneza Miloša. Kulturne prilike od 1815 do 1839 godine". Beograd 1922. Derselbe: „Iz Srbije kneza Miloša. Stanovništvo-naselja". Beograd 1924.

Aus der gleichfalls unentbehrlichen sprachlich-philologischen und politisch-historischen Literatur hebe ich nur die Namen der verdienstlichsten Forscher heraus, deren Werke dem Slavisten vertraut sind, dem Nichtslavisten aber wenig helfen

Digitized by Google

können: Alexander Belićs und Milan Rešetars dialektologische Untersuchungen; die historischen Schriften von Stojan Novaković, Ilarion Ruvarac, Stanoje Stanojević, Constantin Jireček, Jovan Radonić, Mih. Gavrilović, Slobodan Jovanović, Ferdinand Šišić, Živ. Živanović. Der deutsche Leser sei auf Leopold von Rankes „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert" und auf Hermann Wendels „Der Kampf der Südslaven um Freiheit und Einheit" (Frankfurt a. M. 1925) verwiesen.

In jeder Beziehung wichtig für die behandelten Probleme sind die bedeutendsten serbokroatischen Literaturgeschichten, von denen ich ebenfalls nur die Namen der Verfasser zitiere. Reichliche kulturhistorische Ausführungen enthalten vor allen Dingen die Werke von Jovan Skerlić. Dazu die Bücher von Pavle Popović, Šurmin, Prohaska, Vodnik, Murko und Vl. Dvorniković. Eine befriedigende Monographie über das wichtige serbokroatische Heldenlied existiert noch nicht. Einstweilen ist einzusehen der betreffende Abschnitt in Pavle Popovićs „Pregled" und „Naša narodna epika" von Maretić.

Zahlreiche Aufsätze zu unserem Thema sind in der wissenschaftlichen und schöngeistigen Zeitschriftenliteratur Südslaviens enthalten.

Eines der interessantesten psychologischen und charakterologischen Bücher der Südslaven ist die Studie des Agramer Philosophen und Psychologen Vladimir Dvorniković „Psiha jugoslovenske Melanholije", „Das Wesen der südslavischen Melancholie", zweite Auflage, Zagreb bei Vasić 1925. Die Arbeit ist mir zu spät in die Hand gekommen, als daß ich sie hätte für die vorliegende Darstellung gebührend verwenden können. Das hellsichtige und geistreiche Werk verdiente eine Übersetzung ins Deutsche!

1. Die Karte zum System der Flußtäler und Verbindungswege stammt von mir. Daß ich technisch völlig ungeschult bin, bemerkt der Betrachter, auch ohne daß ich es noch hervorhebe. Erfahrungsgemäß prägen sich aber solche geographische Abstraktionen leichter ein als eine ausgeführte Karte.

2. Die Karte der Kulturzonen ist der französischen Ausgabe der Cvijićschen Antropogeographie enthommen.

3. Die Charaktertypenkarte ist vom Zeichner des geographischen Instituts in Belgrad, Herrn Lazić, für das Jahrbuch angefertigt.

4. Die Siedlungskarte der Šumadija im Maßstab 1:1200000 verdanke ich der Güte des Herrn Prof. Cvijić, der sie für den bequemen Abdruck im Jahrbuch hat anfertigen lassen. Sie vermittelt ein plastisches Bild des durch und durch kolonialen Bodens der Šumadija. Auffällig ist die Geringfügigkeit der alten Bevölkerung vor der Neubesiedlung, erkenntlich an den tiefschwarz gefärbten spärlichen Flecken (Nr. 1). Nr. 2 kennzeichnet die dinarische Siedlungsströmung, Nr. 3 die Kolonisation von Kosovo und Metochia her, Nr. 4 die Vardar-Morava-Kolonisten, Nr. 5 alte Bevölkerung und Kolonisation des Braničevo-Timok-Gebietes, Nr. 6 die Kolonisation der Šopi, Nr. 7 inverse Migrationen und Nr. 8 wallachische Ansiedlungen aus dem Königreich Rumänien.

Man betrachte die Bilder in dieser Reihenfolge:

Nr. 1 und 2 sind künstlerisch geschaute Volkstypen, gemalt von Prof. Šobajić, Nr. 1 ein herzegowinischer Guslar im Alter von etwa 35—40 Jahren, Nr. 2 ein herzegowinischer Aufständler von etwa 50 Jahren. Beide Gesichter können als volklich-typisch gelten. Das Bild Nr. 2 mag auch für den montenegrinischen Durchschnitt stehen. In Nr. 3, in der Gestalt des montenegrinischen Vojvoden Marko Miljanov aus der Bruderschaft der Drekalović vom Stamme Kuči hat der heroisch-patriarchalische Typus des Dinariers eine seiner repräsentativsten Persönlichkeiten herausgestellt, einen Volksführer von hoher moralischer und hel-

Digitized by Google

discher Kraft, auch einen jener Autodidakten aus diesem Typus, der erst in hohen Jahren lesen und schreiben lernte, um der Historiograph seines Stammes zu werden. In Nr. 4, dem Bischof Petar Petrović Njegoš, dem Dichter des „Bergkranzes", steigert sich der Typus ins Geniale. Antlitz nnd Haltung drückt die ganze hoheitsvolle Würde und gebändigte Männlichkeit seines Volksschlages aus. In dieselbe Gruppe, aber der Herzegowina angehörend, stellt sich Nr. 5. Es ist der berühmte Philologe, der Volksliedsammler und Schöpfer der neuen serbokroatischen Schriftsprache Vuk Karadžić, ebenso unmittelbar aus Bauern- und Gebirglerblut entsprossen wie der Vojvode und der Bischof. Man beachte die Nasen in Nr. 1—5, in Nr. 3 den „Falkenblick", in Nr. 4 den Blick, der den Betrachter in die ihm zukommende Distanz setzt. Der „Falkenblick" ist nach außen gekehrt, auf Aktion gestellt, während der Blick des Staatsmannes und Dichters in Nr. 4 auf starke Zurückgezogenheit schließen läßt. Vuk auf Bild Nr. 5 ist der erste kontemplative Mensch, den der Era in neuerer Zeit herausgestellt hat. Vuks Blick vereinigt gewissermaßen die beiden ersten Arten des Blickens. Vom erisch-dinarischen Typus ausgehend beachte man die entschieden wahrnehmbare „Zähmung" des reinheroischen Menschen in einem typischen Šumadiner wie ihn auf Bild 6 der Schriftsteller Nenadović darstellt oder auf Nr. 7 der Novellist Veselinović. Bild Nr. 8 stellt den ragusanischen Patrizier und historischen Schriftsteller Lujo Vojnović dar. Italienisch-serbische Mischung. Ein besonderes Interesse möge man den letzteren Bildern aus dem Zentraltyp schenken. Man beachte zunächst die größere Pastosität und den eigentümlichen, etwas nostalgischen Blick, der sich wesentlich von jenem „Falkenblick" unterscheidet. Nr. 9 ist ein serbisch-mazedonischer Komitaführer und Nr. 10 das Bildnis des bedeutendsten Novellisten der neueren serbischen Literatur, künstlerisch und charakterologisch der reinste Vertreter des südserbischen-mazedonischen Zentraltyps. Auch hier achte man auf den nostalgischen Blick. — Ich wünschte selber, mehr und besseres Anschauungsmaterial geben zu können. Aber es fehlt bisher an physiognomischen Sammlungen. So gab ich aus Eigenem, was sich am besten reproduzieren ließ. Die Bilder von Pannoniern, die ich besitze, genügen technisch nicht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Über die Struktur der Liebe.

Von Ludwig Marcuse (Bad Homburg v. d. Höhe)

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Deutungen der Liebe.

Die Deutungen, welche die Liebe in den verschiedenen Epochen europäischer Seelenentwicklung erhalten hat, sind sowohl Manifestationen verschiedener Stadien des Liebeserlebnisses als auch zugleich Spiegelung dieser Liebeserlebnisse im Bewußtsein, Stadien der Erkenntnis des Urphänomens Liebe.

Diese Stadien lassen sich schematisch skizzieren: als die antik-platonische Liebe; als die christliche Liebe (mit ihrem Ausläufer: die individualistische Liebe der Persönlichkeit); und als die tragische Liebe.

I.

Die antik-platonische Liebe.

1.

Ihr größtes literarisches Denkmal ist Platons „Gastmahl" und Platons „Phädrus". Hier enthüllt sich deutlich ihre Struktur: die Liebe ist ein Auftrieb, und zwar ein Auftrieb zur Welt der Ideen. Die im Individuum entstehende Liebe zerbricht das liebende Individuum, weil sie in eine Welt vorstößt, die außerhalb des Individuums liegt; aber auch das geliebte Individuum ist nicht Endpunkt, Sinn, Ziel der Liebe: sondern nur Durchgangspunkt der Liebe; gewissermaßen Lockspeise für das liebende Individuum, damit es aus sich herausgehe — damit es sich erhebe zur Ideenwelt, damit es sich anfülle mit unvergänglicher Welt. Die Liebe ist die Bedingung des Prozesses vom Natur-Individuum zur Kulturpersönlichkeit, d. h. zum Teilhaben am Logos: „Was diejenigen in ihrem ganzen Leben leiten muß, welche schön und recht leben wollen, dies vermag weder die Verwandtschaft ihnen so vollkommen zuzuwenden, noch das Ansehen, noch der Reichtum, noch sonst irgend etwas als die Liebe. Was meine ich aber hiermit? Die Scham vor dem Schändlichen und das Bestreben nach dem Schönen. Denn unmöglich ist es ohne dieses weder einem Staat noch einem einzelnen, große und schöne Taten zu verrichten" („Gastmahl"). So ist hier alle geistige Produktion, alles Kulturschaffen erotisch fundiert; alle Erotik in Beziehung gesetzt zum Geistigen: als Kraft zu ihm hin.

Dieser Liebeszug konkretisiert sich, endet bei Plato zunächst in einem bestimmten Körper; zeigt sich aber bald von ihm ablösbar; und kommt zur Ruhe erst in der letzten, absoluten Erkenntnis des All. So ist die Liebe an sich, der Auftrieb selbst nicht sinnvoll und wertvoll, kein Definitivum, sondern wertvoll nur als Weg zu den Werten. Hat man es in unserer Zeit gerade als Charakteristikum der Liebe an-

Digitized by Google

gegeben: „Liebe gehe auf den Menschen unabhängig vom Wert" (Blüher), so sagt Platon: „Nicht jeder ist schön und wert, verherrlicht zu werden, sondern nur der, welcher uns anreizt, schön zu lieben" („Gastmahl").

Platons Liebe ist ein wesentliches Element seiner metaphysischen Anthropologie: er hat erkannt, daß Liebe im Kern etwas anderes ist als verfeinerte Sexualität; denn er läßt Diotima zu Sokrates sagen: „Wir nehmen nur eine gewisse Art der Liebe heraus, die wir mit dem Namen des Ganzen belegen und Liebe nennen, für die anderen Arten aber brauchen wir andere Namen." In Platon hat die Antike die metaphysische Tiefe der Liebe gesichtet; und ihre Einheit in den verschiedensten Erscheinungsformen. (Aber noch nicht — ebensowenig wie die christliche Liebe und die Persönlichkeitsliebe — ihre Unabhängigkeit vom Liebesgegenstand.)

2.

Diesen platonischen Typus der Liebesdeutung finden wir in allen Jahrhunderten wieder: wenn auch in der christlichen Ära nicht mehr als Dominante. So schreibt Michelangelos Biograph Condivi: „Michelangelo hat nicht anders über die Liebe gedacht als wie schon bei Plato geschrieben steht." Und Hebbel schreibt zur Zeit der Arbeit an der Genoveva echt platonisch in sein Tagebuch: „Alle irdische Liebe ist nur der Durchgang zur himmlischen."

Spinoza baut — wie nach ihm Kant — einen Teil der platonischen Liebesphilosophie besonders aus, dem Plato keine zentrale Aufmerksamkeit geschenkt hat, der überhaupt erst durch das Christentum seine überstarke Betonung erhalten hat: die negative Bedeutung der Sinnlichkeit für die Liebe. Gewiß handelt auch der erste Teil des „Phädrus" von den Mißlichkeiten der irdischen Liebe, so daß in diesem Zusammenhang sogar der Satz bewiesen wird: daß der Nichtliebhaber wertvoller sei als der Liebhaber. Jedoch wird dieser Satz später relativiert. Spinoza aber schreibt im dritten Teil der Ethik als 6. Lehrsatz ohne Einschränkung: „Liebe ist Lust, verbunden mit der Idee einer äußeren Ursache." Malebranches Einwand: ob wir eine Frucht, die wir essen und als Ursache der Lust erkennen, denn lieben — zeigt nicht etwa, daß Spinoza das Phänomen der Liebe nicht gesehen hat, sondern nur, daß er die Sinnlichkeit von der Liebe völlig isoliert und die Sinnlichkeit mit dem Namen „Liebe" beschenkt hat. (Einen ähnlichen Fall werden wir später in Schopenhauers Liebes-Terminologie haben.)

Platon hatte noch die metaphysische Bedeutung der Liebe als selbstverständlich in den Mittelpunkt seiner Untersuchung über die Liebe gestellt; und nur nebenher erwähnt, daß man auch das Wort Liebe auf eine ihrer Erscheinungen die sinnliche Liebe von Mensch zu Mensch einenge. Von Spinoza aber über Kant und Schopenhauer bis zu den Psychoanalytikern steht der engste Liebesbegriff, die sinnliche Liebe von Mensch zu Mensch, im Zentrum ihrer Liebesphilosophie.

Spinozas Definition der Liebe erweckt den Anschein, als wäre das Phänomen der Liebe ihm fremd; als wäre ein Nur-Intellektualist diesem heterogenen Erlebnis nur als einer Definitionsaufgabe begegnet. Und doch wächst sein Erlebnis und seine Erkenntnis der Liebe weit über die platonische Deutung hinaus. Diese Trennung von sinnlicher Liebe zwischen Mensch und Mensch — und metaphysischer Liebe

Digitized by Google

ist absolut nicht unplatonisch, nur in ihrer Isolierung der beiden Elemente christlich überspitzt; und was bei Plato die höchste Liebe ist, die Liebe zur Weisheit, das ist ganz parallel bei Spinoza der amor dei intellectualis, eine nicht nur christlicher formulierte, sondern auch christlicher, inniger gefärbte Liebe zum Welt-Logos. Diese christliche Färbung kommt aber nicht nur in diesem letzten Ziel der Liebe zum Ausdruck, in der Individualisierung, Vitalisierung, Dynamisierung des Welt-Logos: auch — wie gesagt — in der ausdrücklicheren, rigoroseren Abscheidung des irdischen Liebesaffektes von der himmlischen Liebe, die aber nicht eine Sexualisierung des Verhältnisses zu Gott verhindert. Im 15. Lehrsatz des 5. Teils der spinozistischen „Ethik" heißt es: „Wer sich und seine Affekte klar und deutlich erkennt, liebt Gott, und um so mehr, je mehr er sich und seine Affekte erkennt. Beweis: Wer sich und seine Affekte klar und deutlich erkennt, empfindet Lust, und zwar verbunden mit der Idee Gottes." Die platonische Liebe endet im Anschauen der höchsten Idee. Spinoza ist — so wenig es im ersten Moment so aussieht — weniger rationalistisch als Plato, das heißt: weniger Verkünder des absoluten Werts des Logos. Bei Plato steht der Logos über der Liebe, die nur bis an sein Reich heranführt; Spinoza verschmilzt zuletzt Logos und Eros im 36. Lehrsatz seines 5. Teils der „Ethik": „Die intellektuelle Liebe des Geistes zu Gott ist eben die Liebe Gottes, womit Gott sich selbst liebt, nicht sofern er unendlich ist, sondern sofern er durch das Wesen des menschlichen Geistes, unter dem Gesichtpunkt der Ewigkeit betrachtet, ausgedrückt werden kann. Das heißt: die intellektuelle Liebe des Geistes zu Gott ist ein Teil der unendlichen Liebe, womit Gott sich selbst liebt." So wird Gott, so wird der Logos erotisch; so ist die Liebe nicht mehr nur Auftrieb, wertfreie Dynamik zu einem wertvollen Gipfel — nur von diesem seinen Wert erhaltend: sondern selber im höchsten Wert. Erkennen und Lieben. ist identisch. Das Erkannte, der Logos, ist das Liebende. Zwar heißt es bei Spinoza platonisch: „Wer Gott liebt, kann nicht wünschen, daß Gott ihn wieder liebt." Aber wie er den Gegenstand des mathematischen Erkennens, den „deus sive natura", plötzlich aus seiner platonischen Starrheit und Transzendenz erlöst zu einem Gott, der sich selbst liebt: so überwindet er damit auch die Liebes-Ferne zwischen Gott und Mensch. Bei Plato war der Geist über der Liebe; im ursprünglichen Christentum war die Liebe über dem Geist: Spinoza versucht beides zu verschmelzen. Die Akte des Erkennens und des Liebens verschmelzen ebenso wie ihre Gegenstände. Spinoza ist Panerotiker und Panlogist in eins.

3.

Vollzieht Spinoza die Verschmelzung von Eros und Ziel des Eros (die bei Plato klar geschieden sind), so daß im spinozistischen Weisen beides eins wird: so kennt Kant nur die Liebe, die — wie alle Gefühle — Hemmung für den erkennenden und für den gesetzestreuen Menschen ist. Man hätte kaum ein Recht, Kant dem platonischen Typ der Liebesdeuter zuzurechnen, weil er die Liebe noch nicht einmal als Auftrieb, als Mittel zu einem wesentlichen Zweck kennt: wenn er nicht doch in grandioser, einzigartiger Weise echt platonisch den Primat des Logos über den Eros, den Primat des objektiven Geistes über der subjek-

Digitized by Google

tiven Erhebung verfechten würde; und wenn nicht schließlich auch er dieser subjektiven Erhebung — er nennt sie nur nicht Liebe — einen metaphysischen Rang einräumen würde.

Spinoza und Kant sind konträre Varianten des gleichen platonischen Typs; während Spinoza die platonische Bewertung des Eros steigert: so daß noch in die Kühle und Ferne und Unbewegtheit des Reichs der Ideen die Wärme und Nähe und Bewegtheit der Liebe eindringt — schwächt Kant die platonische Bewertung des Eros: so daß der Eros nicht einmal mehr als Mittler zum Logos metaphysische Dignität erhält, sondern nur noch seine zweitrangige Irdischkeit zeigt, über der die objektiven Werte majestätisch strahlen. Kant, rigoroserer Dualist als Platon, hat noch die einzige Brücke zwischen dem Irdischen und dem Logos abgebrochen, indem er den Eros Platons dem Reich der Sinnlichkeit zurechnet. In letzter, verdünntester Form lebt diese Wertung des Eros allerdings noch in Kants Hymne auf den „guten Willen". Der Wille übernimmt im kantischen System die Mittler-Rolle des platonischen Eros.

4.

Wie alle Idealisten, so ist auch Schopenhauer noch dem platonischen Typ verhaftet: obwohl bei ihm ein neues Element, der metaphysische Vitalismus, diesen Typ fast unerkennbar abwandelt.

Gleich Plato, gleich Spinoza, gleich Kant sah er in der Sinnlichkeit einen negativen Wert. Diese Bewertung, die bei Kant vom Logos her, bei Plato und im Christentum aber durchaus vom Eros aus vollzogen ist, ist ebenso christlich wie antik; der Hofkaplan Andreas, der Liebestheoretiker der Früh-Renaissance, sagt: „Der liebt nicht, den die Wollust quält." Schopenhauer war wohl sexuell versklavter als Kant: so hat er seiner negativen Bewerbung des Liebesaffektes einen weniger akademischen Ausdruck gegeben. Schopenhauer hatte wirklich den bösen Blick für die Verwirrung, welche die geschlechtliche Not im Menschen anrichtet: „Wenn man nun ... die wichtige Rolle betrachtet, welche die Geschlechtstriebe in allen ihren Abstufungen und Nüancen, nicht bloß in Schauspielen und Romanen, sondern auch in der wirklichen Welt spielt, wo sie, nächst der Liebe zum Leben, sich als die stärkste und tätigste aller Triebfedern erweist, die Hälfte der Kräfte und Gedanken des jüngeren Teils der Menschheit fortwährend in Anspruch nimmt, das letzte Ziel fast jeden menschlichen Bestrebens ist, auf die wichtigsten Angelegenheiten nachteiligen Einfluß erlangt, die ernsthaftesten Beschäftigungen zu jeder Stunde unterbricht, bisweilen selbst die größten Köpfe auf eine Weile in Verwirrung setzt, sich nicht scheut, zwischen die Verhandlungen der Staatsmänner und die Forschungen der Gelehrten störend mit ihrem Plunder einzutreten, ihre Liebesbriefchen und Haarlöckchen in ministerielle Portefeuilles und philosophische Manuskripte einzuschieben versteht, nicht minder täglich die verworrensten und schlimmsten Händel anzettelt, die wertvollsten Verhältnisse auflöst, bisweilen Reichtum, Rang und Glück zu ihrem Opfer nimmt, ja, den sonst Redlichen gewissenlos, den bisher Treuen zum Verräter macht, demnach im ganzen auftritt als ein feindseliger Dämon, der alles zu verkehren, zu verwirren und umzuwerfen

Digitized by Google

bemüht ist — da wird man veranlaßt, auszurufen: Wozu der Lärm? Wozu das Drängen, Toben, die Angst und die Not? Es handelt sich ja bloß darum, daß jeder Hans seine Grete finde: weshalb sollte eine solche Kleinigkeit eine so wichtige Rolle spielen und unaufhörlich Störung und Verwirrung in das wohlgeregelte Menschenleben bringen?" Während Plato noch den Zusammenhang sah zwischen „der Liebe zu einem schönen Körper und der Liebe zur Weisheit": sah kein Platoniker der kommenden Jahrtausende mehr diesen Zusammenhang; selbst geniale Liebende wie Spinoza und Schopenhauer erkannten in der Liebe von Individuum zu Individuum nicht die eine unteilbare Liebe wieder. Und während Spinoza noch wenigstens das gemeinsame Wort amor zum amor intellectualis spezifiziert, gebraucht Schopenhauer für die höchsten Stadien der platonischen Liebe, die er so gut kennt wie Plato, nie das Wort Liebe.

So hat Schopenhauer sich und anderen die Einsicht verstellt: daß er ein Hymniker des Eros ist. Als „Mitleid" ist bei ihm der Eros verkappt und eingeschränkt: aber der Künstler, der Weise, der Heilige Schopenhauers, die Gipfel in seiner Hierarchie der Menschen, sind Erotiker. Die Grundstruktur des platonischen Eros, Auftrieb zum Höheren, konkretisiert sich eindeutig in den drei Schopenhauerschen Idealtypen der Menschheit. Daß Schopenhauers Welt der Ideen, daß sein Höheres anderes Gepräge trägt als im Platonschen Dialog: ist gegenüber der Bewertung der hierhin führenden Liebesdynamik sekundär. Schopenhauer ist, Spinoza und Kant gegenüber, der reinste Platoniker: unbeschadet seines ganz unplatonischen Akosmismus und unbeschadet seines ganz unplatonischen Sprachgebrauchs.

Auch Schopenhauer ist es aber nun ebensowenig wie Platon entgangen: daß die Liebe des Individuums zum Individuum mehr als sexueller Egoismus ist; doch da er nun nicht erkannte, daß inmitten des unleugbaren Egoismus als Kern die eine ewige Liebe steckt, die sich ebenso als Liebesbrief wie als Streben zur Heiligkeit äußern kann, so schuf er sich eine Hilfskonstruktion, die bis zum heutigen Tag noch — z. B. in der Liebesphilosophie des Pseudo-Spinozisten Constantin Brunner — grassiert, den über-egoistischen Lebenswillen: „Die sämtlichen Liebeshändel der gegenwärtigen Generation zusammengenommen, sind ... des ganzen Menschengeschlechts ernstliche meditatio compositionis generationis futurae, e qua iterum pendent innumerae generationes." So wird „die Individualisiertheit der erotischen Liebe aus der Individualität des Kindes" abgeleitet. Und noch deutlicher und konkreter sagt Schopenhauer: „Daß es aber, so objektiv und von erhabenem Anstrich jene Bewunderung auch erscheinen mag, bei jedem Verliebtsein doch allein abgesehen ist auf die Erzeugung eines Individuums von bestimmter Beschaffenheit, wird zunächst dadurch bestätigt, daß nicht etwa die Gegenliebe, sondern der Besitz, d. h. der physische Genuß, das Wesentliche ist." Dieser letzte Satz, der dem psychologischen Tatbestand strikt widerspricht, ist schon die Aufklärung: weshalb Schopenhauer die eine Liebe nicht in der Liebe von Individuum zu Individuum entdecken konnte; sie war ihm als persönliches Erlebnis versagt. Weder Spinoza noch Kant noch Schopenhauer scheint die universale Liebe auch in der Liebe von Individuum zu Individuum erlebt zu haben. So kommt Spinoza

Digitized by Google

zu seiner unmöglichen Definition der Liebe als „Lust", Kant (zum Beispiel) zu seiner unerotischen Ehe-Definition. So muß sich Schopenhauer eine vitalistische Metaphysik konstruieren, um das Phänomen der Egoismussprengung in der Liebe von Individuum zu Individuum zu begreifen, während diese Egoismussprengung — wie schon Plato in seiner Verherrlichung des „Wahnsinn" wußte — dieselbe Wurzel hat wie das parallele Phänomen am Künstler, am Weisen, am Heiligen. Schopenhauer sah die boshaften Intriguen der geschlechtlichen Notdurft — und nicht die leuchtenden Augen der Liebesseligkeit; Schopenhauer sah den blinden Trieb — und nicht den hellsichtigen Willen zum Liebestod. Schopenhauer, Freuds Vorläufer, sah in allen Liebesäußerungen nur verwandelten Sexualtrieb: „Alle Verliebtheit, wie ätherisch sie sich auch gebärden mag, wurzelt allein im Geschlechtstriebe, ist durchaus nur ein näher bestimmter, spezialisierter, wohl gar im strengsten Sinn individualisierter Geschlechtstrieb." Der Schopenhauerianer Wagner sah weiter: „Tristan und Isolde" ist schopenhauerischer als Schopenhauers gesamte Geschlechtsmetaphysik; „Tristan und Isolde" ist die kongeniale Korrektur am Philosophen in seinem eigenen Sinn. Daß die grenzsprengende Macht Liebe im tiefsten nicht Verwirrung durch ein Objekt, sondern die letzte, tiefste Produktivität des Subjekts ist — die sogar das Subjekt, den Liebenden selbst, schließlich aufhebt, hat Wagner erkannt, nachdem sein philosophischer Meister Schopenhauer diese Erkenntnis wie kein anderer verbaut hatte, obwohl sie absolut in der Richtung seines Denkens, seiner Erlebnisse lag. Wenn Schopenhauer auch meint, daß „Spinozas Definition" wegen ihrer überschwenglichen Naivität zur Aufheiterung angeführt zu werden verdient: seine Definition ist zwar komplizierter, ohne sich jedoch in der Deutung der Liebe zwischen Menschen von der spinozistischen wesentlich zu unterscheiden.

Spinozas, Kants, Schopenhauers Liebesdeutungen sind die großen charakteristischen Varianten des Typus der platonischen Liebe: ihre Motive sind von den dii minores in den verschiedensten Kombinationen gemischt worden. So sehen wir — um nur eins von vielen Beispielen anzuführen — ein Potpourri bei Constantin Brunner, der die vitalistische Metaphysik Schopenhauers spinozistisch zuspitzt.

Brunner geht — wie Spinoza, wie Schopenhauer — von den egoistischen Individuen aus und versucht, die „Liebe" als eine unter tausend anderen Äußerungen des Egoismus zu konstruieren. Ganz im Sinne von Spinozas Liebes-Definition zitiert er Lichtenberg: „Der Satz klingt hart, ist es aber nicht, wenn er nur recht verstanden wird: man liebt weder Vater noch Mutter, noch Frau noch Kind, sondern die angenehmen Empfindungen, die wir uns machen: es schmeichelt immer etwas unserm Stolz und unserer Eigenliebe. Es ist gar nicht anders möglich, und wer den Satz leugnet, muß ihn nicht verstehen." So ist ihm Liebe — spinozistisch — Lust: „Liebe ist eigentlich recht gleichbedeutend mit Egoismus." Die Du-Beziehung sieht er nicht: „Liebe kann nichts anderes sein als Selbst-Liebe." Aber nun überschreitet er den atomistischen Individualismus im Sinne Schopenhauers: „Die Individuen sind übrigens Egoisten, ganze Egoisten gegeneinander, und nur die Vereinigung der geschlechtsverschiedenen Zellen ist es, was sie als Liebe beieinander suchen."

Digitized by Google

Die „Erhaltung der Gattung" mischt sich ein. Die Liebe erhält plötzlich außer der subjektiven Wahrheit — dem Egoismus — noch eine objektive Wahrheit: die Gattung. Nun wird sie etwas ganz Großes, „etwas unvergleichlich viel Größeres als die Sache zwischen diesem Amandus und dieser Amanda und entsteht nicht aus den Reizen, um die sie girren". Mit Hilfe der Gattung (und ihrer Wertung) sprengt Brunner die Luft-Definition der Liebe: „Die Liebe löst die Schranke des egoistischen Bewußtseins und bringt den Liebenden in das Gefühl der Einheit." Hier vermischt Brunner die metaphysische Einheit der Menschheit und den Egoismus des Geschlechts, das sich mit Hilfe der Individuen fortpflanzt: und so dringt plötzlich das Individuum in der Liebe bis „in die Tiefe des Absoluten".

Dieser Vermischung der Grundtypen gehen wir hier nicht weiter nach, sondern resümieren. Die platonische Deutung der Liebe nimmt den Eros als individuelle Kraft zu einer über-individuellen geistigen Welt. Dieser metaphysische Aufriß ist nach den zwei entgegengesetzten Seiten hin variiert worden: durch Betonung und durch Abschwächung der metaphysischen Bedeutung des Liebens. Unter dem Einfluß des Christentums ist der platonische Eros, dem Platons Sokrates ausdrücklich die Göttlichkeit abspricht, göttlich geworden. Unter dem Einfluß des humanistischen Idealismus ist der platonische Eros kaum noch ein Mittler: als Freiheit, als moralischer Wille versteckt; rationalisiert; verkümmert. Spinoza und Kant sind die beiden äußersten, polar entgegengesetzten Positionen platonischer Liebesdeutung.

II.
Die christliche Liebe.

1.

Gott liebt (Platos Ideen lieben nicht). Gott hat aus Liebe zu den Menschen seinen Sohn auf die Erde gesandt. Christus ist der Liebende: der Gott liebende Mensch und der den Menschen liebende Gott. Die Dynamik der Liebe ist nicht mehr nur einrichtig — wie in der Antike: vom Menschen zum Höheren; sondern doppelrichtig: auch vom Höheren zum Menschen. Christus verbindet in sich beide Richtungen. Der Eros ist nicht — wie in der Antike — Mittler zwischen den Menschen und einer unerotischen, geistigen Welt: sondern diese geistige Welt ist selbst eine erotisch-geistige Persönlichkeit geworden. Die Liebe hat durch das Christentum einen absoluten Wert erhalten, während sie in der Antike nur das Mittel war, das der Zweck verschlang. Der objektive Geist Platons ist zum liebenden Gott geworden: er ist nicht nur individualisiert, sondern auch erotisiert. Platons Sokrates betonte ausdrücklich: daß die Liebe kein Gott sei. Und wie sehr auch — nicht nur im Hellenismus, nicht nur in der Gnosis — der objektive Geist der Antike den Kern des Christentums, die göttliche Liebe, zu ersticken drohte: das Grundelement löste sich immer wieder aus allen Amalgamierungen; am klarsten im Leben des Heiligen Franz und im Gestammel der deutschen Mystiker.

Wir haben schon gesehen, wie in Spinoza sich eine Verschmelzung der antik-platonischen und der christlichen Liebe vollzog. Platonisch ist sein Rationalismus,

Digitized by Google

so daß der amor ein amor intellectualis wird. Christlich aber ist seine plötzliche Umwandlung des undynamischen objektiven Geistes in einen dynamischen Geist, ist die Belebung des objektiven Geistes: so daß sein amor intellectualis auf den Deus geht und zugleich eine Lebensäußerung des Deus ist. Und Spinoza identifiziert als Mystiker Mensch und Gott: sie sind eins in der Liebe. Des Menschen Liebe ist ein Teil der Gottesliebe. Wenn Gott aber liebt, kann die Liebe kein Auftrieb mehr sein. Denn es gibt keinen Übergott. Erst am Christentum wird so das Phänomen der Liebe in ihrer Eigenbedeutung, in ihrer Ziellosigkeit erkannt. Wenigstens soweit wie Gottesliebe die Liebe des Gottes ist. Erst die Romantik erkannte auch die Ziellosigkeit der Menschenliebe.

Christlich ist aber nun auch die absolute Scheidung von Liebe zum Menschen und Liebe zu Gott. Während die christliche Liebe die Liebe viel zentraler, viel tiefer erfaßt als Plato, steht sie in der Deutung der menschlichen Erotik hinter der platonischen Erkenntnis zurück: sie degradiert die Liebe von Individuum zu Individuum. Dieser unplatonischen Degradation konnten sich weder Spinoza noch Kant noch Schopenhauer entziehen. Das Christentum vernichtete für lange Zeit das Erlebnis und die Erkenntnis, daß die Liebe von Individuum zu Individuum — auch schon die metaphysische Liebe sei. Die Liebe zum Mitmenschen ist im Christentum nicht Durchgangspunkt wie bei Plato — der zwar nicht sieht, daß sie auch schon ein Endpunkt ist, der sie aber doch wenigstens im Zusammenhang mit den höheren Stadien der Liebe sieht —, sondern nur nachträglicher Abglanz der Liebe zu Gott. Deshalb hat man mit Recht gesagt: Christliche Liebe geht auf die Individualität (im Gegensatz zur allgemeinen Menschenliebe), ohne durch die Individualität in ihrer Liebe motiviert zu werden.

So werden Strukturgemeinsamkeiten und Strukturdifferenzen der platonischen und christlichen Liebe deutlich: die Liebe des Menschen ist beiden Auftrieb zu einem Höheren, das den Egoismus zerbricht und das — auch bei Plato letzten Endes — in einem Übermenschlichen (nicht nur — wie es doch möglich wäre — in einem wertvolleren Menschen) endet. Im Christentum ist aber nun — und das ist das Entscheidende — ganz unplatonisch nicht nur das Lieben, sondern auch das Geliebtwerden zentral. Dem Christentum ist der Mensch nicht in erster Linie Kreator — wie in der männlicheren, aktiveren, die geistige Produktivität verherrlichenden Antike —, sondern Kreatur, deren Lieben ein Geliebtwerden korrespondiert. Der Antike ist der Eros Kulturschöpfung; dem Christentum ist der Eros Erlösung.

2.

Man pflegt in dem Aufkommen der persönlichen Liebe zu Beginn des 12. europäischen Jahrhunderts die entscheidende Wandlung in der europäischen Erotik zu sehen. Tatsächlich ist die Liebe der Troubadours und der Minnesänger nur eine Variante der christlichen Liebe: ihre Säkularisierung. Das geliebte Individuum wird Gott; oder näher: Jesus; Maria. Die Persönlichkeitsliebe seit der Früh-Renaissance ist aus der christlichen Liebe entstanden; sie ist der antiken Liebe völlig fern. Der Eros mündet endgültig in einem Du.

Digitized by Google

Wir haben festgestellt, daß die christliche Liebe noch weniger die Liebe von Individuum zu Individuum wertete als Plato, der sie immerhin positiv sah; nach der Säkularisierung des Christentums in der Renaissance änderte sich die Situation. Die Liebe zum Individuum ist nicht mehr nur Anreiz und Durchgangspunkt der Liebe (wie in der Antike), erst recht nicht mehr nur Epiphänomen, Nebenprodukt, Konsequenz der Gottesliebe (wie im Christentum), sondern Endpunkt der Liebe.

Aber in der Frühzeit der Persönlichkeitsliebe ist es doch immer noch nicht das ganze Individuum, das geliebt wird; es entsteht die Spaltung zwischen der Liebe zum körperlichen und der Liebe zum seelischen Individuum. Sehr charakteristisch ist hierfür das folgende (von Lucka mitgeteilte) Gedicht des geistlichen Herrn Daude de Pradas aus der Zeit des Minnesangs, das übrigens in der zweiten und dritten Zeile ganz platonisch klingt:

„Ja, Minne will das rechte Maß;
Ich liebe meine Frau, um edel
Zu werden, und ich hab' mein Mädel
Zum Küssen. Denn das Beste, was
Ich kenne, ist ein frisches nettes
Mägdelein, so gerade aus dem Ei.

Und in der Wärme ihres Bettes
Behagt's ein Nächtlein oder zwei
Im Monat meinem munteren Blut —
Der Liebe bring' ich den Tribut.

Der weiß von Frauendienst nicht viel,
Der seine Dame ganz begehrt.
Der Frauendienst ist nicht viel wert,
Der solchen Lohn sich setzt als Ziel.

Es ist noch ein weiter Weg von hier bis zur modernen Persönlichkeitsliebe, die eine körperlich-seelische Liebe ist, aber im Anfang dieses Weges ist doch implizite schon der ganze Weg. Und dieser Anfang ist die absolute Wertung des endlichen Liebesgegenstandes. Daß das geliebte Individuum weder ein Führer zur Ideenwelt ist noch um Gottes Willen geliebt wird: das ist das Neue — über Plato, über Christus hinaus. Alle Platoniker, ob Spinoza, ob Kant, ob Schopenhauer und alle echten Christen, ob Jesus, ob Kierkegaard, stehen außerhalb der Entwicklung, die mit dem Minnesang einsetzte und in unseren Tagen etwa in der Liebesphilosophie Georg Simmels ihren theoretischen Ausdruck gefunden hat. Christlicher Herkunft aber ist diese Individualisierung und Vitalisierung des Liebesgegenstandes: weil diese Liebe nur eine Profanierung der Liebe zu Gott ist.

3.

Simmel, ein hervorragender Theoretiker moderner Persönlichkeitsliebe, hat erkannt, daß sich „in der Bevorzugung des innerlich oft behandelten Erkenntnis-

Digitized by Google

problems vor dem erotischen Problem gerade eine Subjektivität der Philosophen" verrät. Er trennt absolut richtig die moderne Liebe, für welche „die Schönheit der Individualität und die Individualität der Schönheit eine untrennbare Wirkungseinheit ist von der platonischen Liebe, die dem Überpersönlichen gilt, die bezeichnet wird als ‚Dämon', d. h. als ein Wesen, das zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen vermittelnd ihre Berührung bewirkt": „diese negative Bedeutung der Individualität" ist das definitiv Scheidende zwischen der platonischen und der modernen Erotik. Die Renaissance schafft dann — nach Simmel — eine Zwischenstufe zwischen Platon und uns, indem sie die Überhöhung „der irdischen Form zu einer transzendenten" vornimmt.

Was der antiken und der christlichen Liebe gemeinsam ist, wirkt auch noch in Simmel: die Liebe des Menschen bezieht ihren Wert von ihrem Gegenstand; bei Plato von der Ideenwelt; bei Christus von Gott; bei Simmel vom geliebten Individuum: „Das also meine ich die absolute Liebe nennen zu dürfen, in der die Ausschaltung alles Gattungsmäßigen und der apriorische Ausschluß aller Vertretbarkeit des Individuums nur zwei Ausdrücke eben desselben Verhaltens sind." Daß das geliebte Individuum für Simmel nicht vertretbar ist, zeigt, wie auch Simmel dem Gegenstand der Liebe für die Liebe eine außerordentliche Relevanz beimißt: „Liebe ist dasjenige Gefühl, das — abgesehen von religiösen Gefühlen — enger und unbedingter als irgendein anderes an seinen Gegenstand geknüpft ist."

Simmels absolute Bewertung der Individualität, die sich ja auch in seinen erkenntnis-theoretischen, ethischen und kulturpsychologischen Arbeiten zeigte, verdarb ihm sein Konzept; denn er war gerade — wie einige wunderbare Formulierungen zeigen — berufen, das Phänomen der Liebe im Liebenden und nicht im Geliebten zu erblicken. Simmel erkannte nach einer Epoche der Psychologie, in der sie „in die Hände von Schlächtergesellen geraten" war: „Als ganz vergebens ... erscheinen die Versuche, die Liebe als ein sekundäres Gebilde in dem Sinne anzusehen, daß sie sich gewissermaßen als die Resultante aus anderen, primären seelischen Faktoren motivierte." Er sah in ihr die Urkraft, die er — ein Nichtsystematiker, der nicht übereinander, sondern nur nebeneinander setzte — neben die Urkräfte Erkennen, Gestalten, Glauben stellte: „Liebe ist immer eine sozusagen aus der Selbstgenügsamkeit des Innern sich erzeugende Dynamik, die durch ihr äußeres Objekt wohl aus dem latenten in den aktuellen Zustand übergeführt, aber nicht im genauen Sinn hervorgerufen werden kann." Diese tiefe Erkenntnis, die er nur nicht fruchtbar machen konnte wegen seiner Metaphysizierung der Individualität, führte ihn nun auch zu einer wesentlichen (für Psychoanalytiker um jeden Preis) paradoxen Fixierung des Verhältnisses von Sexualität und Liebe; nicht: „Der Geschlechtstrieb ist die Basis der Liebe — sondern umgekehrt." Simmel wußte, daß es „Liebe gibt, die weder inhaltlich noch genetisch etwas mit Sexualität zu tun hat." Es ist der Mangel von Simmels außerordentlicher Deutung: die Tiefe der Individualität bis in die Tiefe der Liebe hinabreichen zu lassen. Gegen seine eigene phänomenologische Einsicht in die Struktur der Liebe spricht er von der Unvertretbarkeit des Geliebten, während schon Platon wußte: „Göttlicher ist der Liebhaber als der Liebling, weil in ihm Gott ist." Mit seinen echten Einsichten

Digitized by Google

hat Simmel aber den platonischen Begriff der Liebe überwunden: er hat die ziellose Liebe gesichtet, wie sie — theologisch verdeckt — in den tiefsten Analysen des Christentums schon sichtbar wurde und wie sie die Romantik besaß.

Zweiter Abschnitt.

Tragische Struktur der Liebe.

I.

„Wir lieben das Unendliche
und bilden uns ein,
die endlichen Dinge zu lieben."

Cousin.

Das Entscheidende am Phänomen Liebe ist nicht: was man liebt — die Idee oder Gott oder ein Individuum; sondern: daß man liebt.

Die Liebe ist ein autonomes Seelisches, nicht etwa nur in Korrespondenz zu einem Gegenstand. Das Grün, das ich sehe, ist nur eine spezifische Reaktion meines Auges auf ein Sehobjekt. Der Schmerz, den ich fühle, ist nur ein spezifisches Affiziertwerden meines Organismus. Die Existenz der Liebe ist unabhängig von einem Affiziertwerden; sie ist kein Affekt, wenn sie auch meistens erst durch Liebesobjekte herausgereizt wird und sich so mit einem Affekt verbindet. Liebe ist also eine Spontaneität des Subjekts; nicht — wie es meist scheint — eine Reaktion auf ein Objekt.

Liebe ist eine Urtatsache der Seele; nicht ableitbar: weder aus einem metaphysischen Phänomen: wie der Ideenwelt und dem christlichen Gott; noch aus einem physischen Phänomen: wie der Sexualität, aus der sie durch eine mystische „Sublimierung" entstehen soll. Sie ist auch nicht zusammensetzbar aus anderen seelischen Urphänomenen, etwa als Produkt sozialer Triebe. (Sie ist schon eher des sozialen Organismus tiefster Kitt und zugleich seine größte Gefahr.)

Alle Deduktionen der Liebe aus Egoismen, wie Interesse usw., also auch alle Deduktionen der Liebe aus einem sogenannten und sehr rätselhaften altruistischen Trieb sind als gescheitert anzusehen. Da ihre Dynamik nun aber den Triebkreis sprengen kann und da diese Sprengung, diese zeitweilige Vernichtung des Leib-Seele-Gefüges auch Voraussetzung für den Eintritt der geistigen Welt des objektiven Geistes ist: so hat man bisweilen in Verkennung dieser Zusammenhänge — die Liebe zur Führerin aus der irdischen Realität in die geistige Realität degradiert. Bei Platon hebt die Liebe den Menschen empor bis in die Ideenwelt; im Christentum zu Gott. Während es doch so ist: daß der Liebe die geistige Realität ein Gegenstand neben andern statt anderer sein kann; daß also im Grunde die Liebe der geistigen Realität ebenso fremd gegenübersteht wie der körperlichen Realität.

1.

Wenn aber auch die Liebe nicht zu den antwortenden, sondern zu den ursprünglichen seelischen Akten gehört, so hat sie doch zu den Gegenständen der Liebe ein mehr als gleichgültiges Verhältnis.

Digitized by Google

Dies Verhältnis ist dadurch bestimmt, daß die Liebe erst durch die Vermittlung anderer, gegenständlicherer, der Sphäre des Egoismus entstammender Triebe zu ihrem Gegenstand kommt. Die Liebe ist — von außen gesehen — fast immer sekundär; immer parasitär. Alle die egoistischen Antriebe, die Mensch und Mensch zusammenschweißen — Sexualität oder geistige Sympathie; Gewöhnung oder Interesse — bringen erst jene Intimität, jenes Zusammenwachsen der Kreaturen zustande, welches der die Individualitätsgrenzen überflutenden Liebe den Weg ebnet. Sie wird aus ihrer Latenz hervorgelockt, ihr wird ein Gegenstand gegeben; besser: freigegeben; denn die einzelnen Liebenden sind durch ihre Egoismen wie Inseln gegeneinander isoliert. Die konkreten Liebesverhältnisse sind dann strukturell ein Kompositum aus der Liebe und dem spezifischen Egoismus, der ihr den Weg bahnt. So haben wir etwa in der Erotik die Verschmelzung von sexueller Anziehung und Liebe; in der Freundschaft die Verschmelzung von geistiger Übereinstimmung und Liebe; im Patriotismus die Verschmelzung von körperlich-seelischer Verbundenheit und Liebe.

Da die Liebe selbst mit einem Gegenstand nichts unmittelbar zu tun hat, gibt es also weder treue noch untreue Liebe. Denn nicht das Verhältnis des Liebenden zum Liebesgegenstand ist Veränderungen unterworfen — da es überhaupt gar kein direktes Verhältnis eines Liebenden zum Liebesgegenstand gibt —, sondern die (in bezug auf den Gegenstand wandelbaren) sexuellen Triebe, geistigen Übereinstimmungen (und so weiter) verbinden und trennen den Liebenden und den Geliebten; sie stellen den Kontakt, durch den Liebe strömt, her oder unterbrechen ihn. Die Liebe eines Menschen zu einem anderen Menschen hört auf, wenn die außerhalb der Liebe existierenden, aber die Liebe fundamentierenden, vermittelnden egoistischen Triebe, die diese beiden Menschen verbanden, aufhören. Jeder Mensch liebt latent jeden anderen Menschen; präziser: ist in seiner Liebe identisch mit jedem anderen Menschen — drängt zur Erfüllung dieser Identität. Da diese Liebe unpersönlich ist, ist sie auch unabhängig von ihrem Träger wie von ihrem Gegenstand; sie ist keiner Wandlung unterworfen. Es müssen erst die besonderen Vermittlungen kommen, welche die Liebe in Kontakt bringen mit einem Gegenstand; sie aktualisieren die latente Liebe, sie reißen sie in die Zeit — da sie mit dem individuellen Ego verknüpft wird — und machen sie zu einem endlichen Ablauf, indem sie die Liebe partizipieren lassen an ihrem Kommen und Gehen; diese Vermittlungen färben die Liebe individuell, indem sie Verbindungen mit ihr eingehen (etwa in der Erotik; in der Freundschaft; in der Jüngerschaft; in der Kindesliebe; in der Vaterlandsliebe). Die in ihrer Latenz universale Liebe ist — nach ihrer Aktualisierung — exklusiv; begrenzt.

Die Liebe selbst also ist ungegenständlich und individualitätslos; die Individualität des Subjekts färbt sie ebensowenig wie die Individualität des Gegenstandes. Sie ist daher ein und dieselbe in der Erotik, in der Freundschaft, in der Mutterliebe und in der Tierliebe. Sie ist ein und dieselbe in der „subluniertesten" Liebe Goethes und in der dumpfesten Liebe. Der Unterschied zwischen den sogenannten „Arten der Liebe" liegt in den spezifischen Egoismen, die zum Fundament der Liebe werden. Und der Unterschied zwischen den Äußerungen der Liebe ist — vom Kern

Digitized by Google

der Liebe aus gesehen — ebenso äußerlich wie der Unterschied in den Arten der Liebe: ein Unterschied in der Bewußtseinsspiegelung und infolgedessen ein Unterschied in der Liebeskultivierung. Der unklare Liebesdrang kann keine Liebeskultur hervorbringen wie das hellere Liebessehnen, aber sie manifestieren beide dasselbe Phänomen. Es ist lediglich die Expression der Liebe, die von dem seelisch-geistigen Niveau der Persönlichkeit bestimmt wird. Die Liebe selbst aber ist unberührbar von allem Persönlichen. Deshalb gibt es wohl auch kaum etwas Uniformeres als die leidenschaftlichen Liebesworte, als die große Liebeslyrik, als die echten Liebesbriefe. Je zentraler sie sind, um so unpersönlich-kunstloser sind sie; je intensiver, um so uniformer. Die äußere Form — etwa der Liebesbriefe hat sich gewandelt: vom ältesten uns bekannten Liebesbrief, der bei den Ausgrabungen in Babylon gefunden wurde, über den Liebesbrief Spät-Roms, der Renaissance, des Rokoko der Ninon, der Klassik Humboldts, der Romantik des Novalis, des Biedermeier bis zum Heute, dessen Liebesbrief Mischung aus Telegramm und ausschweifendster Lyrik ist — die Form hat sich gewandelt; das Phänomen selbst ist unfärbbar. In Ninons „frivoler" Zeit wird nicht anders als in Novalis „leidenschaftlicher" Zeit geliebt: auch das „anmutig tändelnde" Rokoko kennt den Liebestod, den sich — zum Beispiel! — Ninons Sohn gab, als er erfuhr, daß seine große Leidenschaft — seine Mutter sei. Es gibt also viele Inkarnationen der Liebe — in Liebenden und in Geliebten; aber es gibt nur eine Liebe. Man darf sich die Schlichtheit des eindeutigen Phänomens nicht von seiner vieldeutigen, komplizierten, kaum entwirrbaren Verwobenheit im Seelenuniversum verdecken lassen.

Es ist paradox, noch „Arten der Liebe" und Kulturen der Liebe zu unterscheiden, wo Liebe die Vernichtung aller Grenzen ist, die Ent-Differenzierung der Seele, die Aufhebung und das Aufgehobensein aller Trennungen ist. Liebe ist das Einströmen der Einzelseele, die im Innersten Liebe ist, in den Seelenozean, der pure Liebe ist. Liebe ist die Auflösung der Individualität; das Einstürzen der Grenzen des Ichs. Die Liebe ist aktiv individualitäts-feindlich.

Liebe ist keine Erhebung, kein Empor, auch kein Zuhin. Liebe hat zwar Dynamik, aber keine Richtung: obwohl man sie, durch Plato und später durch das Christentum verführt, immer wieder zielhaft gesehen hat.

Liebe kann sich auch nie mit Erkennen vermischen, selbst nicht mit universalem Erkennen — wie Spinoza glaubte: weil Erkenntnis immer Anerkennung der Gestalt ist, Liebe aber gestaltfremd — ebenso fremd dem geistigen wie dem materiellen Gegenstand. Gewiß ist das Erkennen ebenso Auslöschen der vitalen Individualität wie das Lieben; aber das Erkennen erkennt auf geistiger Ebene an, was es auf vitaler Ebene aufhob: die Gestalt. In der Mystik kämpfen Logos und Eros miteinander, ob Gott nun die vollkommenste Gestalt oder das Gestaltloseste ist. Die Mystik ist meist eine Mitte zwischen Erkenntnis und Liebe. Im Nirvana-Erlebnis siegt der Eros über den Logos: alle Gestalt ist versunken.

Da die geistige Realität jenseits des Lebens ist, wird das Verhältnis, dessen einer Partner eine geistige Existenz ist, nie die Möglichkeit der gegenseitigen Steigerung durch gegenseitige Liebe bieten. Andererseits natürlich auch nicht beengt werden von dem aktiven Egoismus des Partners.

Digitized by Google

Die Wahrheitsliebe nimmt durchaus keinen besonderen Rang ein. In Spinozas Liebe zur Wahrheit ist — wie in jedem anderen Liebesverhältnis ein Egoismus — der Erkenntnis-Trieb Fundament der Liebe. Und die Tendenz zur Verlebendigung der Wahrheit (im Christentum und im Pantheismus) hat eine ihrer psychologischen Wurzeln fraglos im metaphysischen Wunsch des Liebenden: wiedergeliebt zu werden.

Der die Wahrheit Liebende, der Philosoph, der Gelehrte ist so wenig Prototyp des Liebenden: daß er — im Gegenteil — in der Alternative zwischen Leben und Lieben der zustärkst Lebende ist. Er begibt sich auf ein Gebiet, auf den ihm die Liebe gar nicht mehr folgen, gar nichts mehr anhaben kann. Der geistige Schöpfer ist sogar meist der große Liebes-Feindliche. Seele und Geist sind inkommensurabel; aber soweit der Geist seelisch wird — im Schöpfer —, ist er die Potenzierung des Lebens; ist er die Vernichtung der Liebe; besser: ist er die stärkste Abwehr der Liebe.

Die Funktion des Gestaltens hat im Leben der Seele eine hervorragende Bedeutung: sie ist — möchte man sagen — über den vitalen Egoismus hinaus die Seelenfunktion, welche die Seele vor der Liebe rettet, in Ergänzung bisweilen an Stelle des vitalen Egoismus. Die Einsicht in diese Bedeutung des Gestaltens ist Voraussetzung jeder wesentlichen Psychologie des produktiven Menschen: des Künstlers; des Philosophen; des Staatsmanns. Gestalten ist Bemächtigung. Diese Andeutung genügt, um den Künstler, den Philosophen, den Staatsmann eher als Liebes-Feindliche denn als Liebende zu definieren. Das widerspricht absolut nicht der Erkenntnis: daß die größten Schöpfungen der Liebe entstammen. Sie entstammen ihr: als Rettung vor der Liebe.

Es gibt wohl eine doppelte Beziehung des Schöpfers zur Liebe; die un-erotische und die anti-erotische. Die un-erotische zeigt eine Prävalenz der Macht an, deren Ausdruck die ungehemmte Bemächtigung ist; die ungehemmte Ver-Ichung von Weltteilen. Die anti-erotische zeigt eine Prävalenz der Liebe, die sich aber nicht in Schwächung, sondern in Steigerung der produktiven Kräfte umsetzt: aus Angst der Liebe zu erliegen. So kann man ein Typologie der Schaffenden aufstellen von den Liebenden, deren große Liebe die Gestaltungskräfte zerstört; über die klassische Mitte; bis zu den Despoten des Gestaltens, deren eigenwillige Schöpfungen nur noch als Eroberungen eines Macht-Zentrums anzusehen sind. Jeder Schöpfer verneint die Absolutheit der Liebe. Jeder Schöpfer individualisiert und subjektiviert die Welt. Das ist nur zu verstehen, wenn man den Kern im Schaffen, nicht in der Schöpfung erlebt. Alles Produzieren, das nicht ein Leben des Ich, sondern eine Vermehrung des Es bedeutet, ist unschöpferisch. Beim Herstellen einer genau vorgezeichneten Maschine kommt es auf die Maschine an. In der Philosophie Spinozas auf Spinoza. In dem einen Fall dienen die unpersönlichen Kräfte eines Menschen einem Effekt. In dem anderen Fall ist der Effekt nur Abbild der menschlichen Situation, des menschlich-göttlichen Verhältnisses. Der Einzelne will Gott sein: das ist der tiefste Sinn aller Bemächtigung. Er will nicht dies oder das haben; nicht die Besitzgier ist der tiefste Sinn des Willens zur Macht. Er will alles sein. Er will sich verwandeln in das All. Er will das All verwandeln in sich. Die Sehnsucht zur Ich-Auslöschung und der Wille zum Alles-sein sind die beiden polaren

Digitized by Google

Tendenzen der Seele. Die Macht ist das Grundmotiv aller Gestaltung: das Herrschenwollen. Die Produktion läßt sich gliedern nach den tiefsten Motiven der Produktion: von der leisen Abwehr des Überwältigtwerdens bis zur planvollen Überwältigung. Hegel ist der Dschingis-Khan der Philosophie. Zwischen dem Liebesgestammel und Hegel, zwischen der Produktion als Abwehr und der imperialen Produktion liegen alle Stadien der Feindschaft von Liebe und Gestaltung. Deshalb ist aller romantische Kampf gegen Goethe lächerlich: der universale Gestalter muß auch in ungewöhnlichem Maß die Liebe verdrängt haben. Bei Goethe war sie sogar noch in ungewöhnlichem Maße da.

Dies Überfließen der Seele über ihre eigenen Grenzen in der Liebe hat immer Liebe, Religion und Tod in Verbindung gebracht; ihnen ist gemeinsam: die Disposition zur Grenzaufhebung, zur Zersprengung aller Gestalt. Sie sind auf Vernichtung des Lebens aus, das immer nur in Grenzen möglich ist. Wie der Tod und wie der Priester ist der große Liebende ein steter Angriff auf das Leben, weil die Flut seiner Seele seine Individualität und andere Individualitäten in eine universale Seelenvermischung hineinzureißen droht. Der Tod, die Religion und die Liebe sind Feinde des Endlichen. Aber alle drei lassen sie sich mit dem Endlichen ein: der Tod ist die negative Komponente alles Vitalen; die Kirche ist der Kompromiß der Religion; die tausend verschiedenen Liebesbeziehungen sind die unnatürlichen Bindungen der Liebe an das Endliche.

2.

Jeder Mensch ist eine Schleuse, hinter der eine mehr oder minder hochgehende Liebesflut gestaut ist. Daß immer nur verhältnismäßig wenige Menschen zur Sprengung dieser Schleuse ohne weiteres fähig sind, liegt daran, daß Egoismen, daß darüber hinaus körperliche und seelische Antipathien die Menschen unerbittlich trennen. In der Regel kann nur der Egoismus sich selbst sprengen; besser: seine Sprengung vorbereiten in seinen egoistischen Gerichtetheiten auf ein Du (wie etwa in der Sexualität). Eine Reihe absolut egoistischer Triebe treiben den Menschen zu einem Du, und dieser egoistische Kontakt entbindet dann das Egoismus-Feindlichste, die Liebe, die nun, wenn sie nicht imstande ist, die Egoismen zu vernichten, Egoismen umwertet. Liebe ist so meist — von außen gesehen — ein Epiphänomen, eine Erscheinung, die im Gefolge anderer Erscheinungen eintritt. Deshalb bilden meist fremde Züge das Äußere der Liebe, so daß La Rochefoucauld mit Recht zu seinem Paradox kommen konnte: „Wenn man die Liebe nach der Mehrzahl ihrer Wirkungen beurteilt, ähnelt sie mehr dem Haß als der Freundschaft.“ Auch die sogenannte Liebe auf den ersten Blick ist ein Epiphänomen: die Liebe, welche im Gefolge der Erscheinungen eintritt, die mit dem ersten Blick aufgenommen werden können. Tatsächlich aber ist Liebe immer das Erste, ein Apriori: für das alle mit ihr verschmelzenden Egoismen nur Auslösungsgefühle sind. Bei den großen Liebenden allein bedarf die Freiwerdung der Liebe nicht des Kontakts zweier Egoismen. Sie lieben schlechthin.

Die Menschen sind nun hinsichtlich ihrer Liebe insofern verschieden, als nicht jedem dasselbe Quantum, dieselbe Intensität zuerteilt ist: vom lieblosen Kretin bis

Digitized by Google

zum all-liebenden Franziskus gibt es viele Grade. Das Liebesgenie ist ein Strahlungszentrum ohne Strahlungsgrenzen. In der Idee fallen seine Wirkungsgrenzen mit den Grenzen der Welt zusammen. In der Idee hebt er seine Existenz, die wie jede Existenz auf Lieblosigkeit gegründet ist, auf. Er liebt nicht einen Menschen und einen Teil der Welt: er liebt grenzenlos. Dagegen erfordert das Lieben bei den weniger absolut Liebenden eine produktive Umformung der Welt. Der Liebende schafft den Geliebten so um, daß er von ihm geliebt werden kann: er macht ihm seinen Egoismus annehmbar.

„Wer durch die Brille der Liebe schaut,
Der hat den Blick der Musen
Und hält den Buckel seiner Braut
Für einen zweiten Busen." (Bodenstedt.)

Diese Liebesproduktivität ist also keine Eigenschaft der Liebe, sondern eine Eigenschaft des Egoismus, der in ihrem Bann ist. Stendhal vergleicht diese Kraft der Liebe mit dem „Salzburger Zweige"; er sah, wie im Bergwerk Hallein bei Salzburg „die Bergleute einen entlaubten Baumzweig in die Tiefe der verlassenen Schächte" werfen. „Zwei bis drei Monate später finden sie ihn durch die Wirkung des salzhaltigen Wassers, das den Zweig benetzt und beim Ablaufen Niederschläge hinterläßt, ganz mit glitzernden Kristallen bedeckt." Diese Erscheinung nahm Stendhal zum Symbol des Liebenden und sagte zu einer anwesenden Italienerin, die gerade Material der Liebe eines Mannes war: „Der Adel Ihres italienischen Gesichts und Ihrer Augen, dergleichen er nie gesehen hat, haben auf ihn dieselbe Wirkung wie die Kristallbildung auf den kleinen Buchenzweig in Ihrer Hand, der Ihnen doch so hübsch vorkommt. Das Salz hat die schwarzen Äste des Zweiges mit so vielen und so glitzernden Kristallen bedeckt, daß der wirkliche Zweig nur noch hie und da zum Vorschein kommt." Die Zeit der Jugend, die Zeit der stärksten Liebesfähigkeit, ist die Zeit der stärksten produktiven Umformung: fast alle Idealisierungen leben — zwar nicht von der Liebe —, aber doch von dem Weg der Liebe durch den Egoismus. Der Egoismus stellt sich mit Hilfe von Illusionen um. Das ist die Macht der Liebe. Sie treibt Blüten aus dem Stamm des Egoismus.

Die Liebeskraft im einzelnen ist wahrscheinlich eine begrenzte Größe; ihre Erscheinung jedoch ist relativ zur Energie des individuellen Egoismus. So kann eine geringe Liebeskraft bei geringem Egoismus größer erscheinen als eine starke Liebeskraft bei starkem Egoismus. Je flüssiger die Ich-Grenzen sind, um so weniger braucht die Liebe Hilfe von außen (Stimulierung durch das Geliebtwerden). Das Liebesgenie ist der Mensch XX, dessen Liebesflut immer bis zu dem Grad gestaut ist, daß im nächsten Moment noch die festesten Egoismus-Grenzen überschwemmt werden können. Menschen, die nur lockere Persönlichkeitsgrenzen haben (die sog. schwachen Charaktere), und deshalb der Liebesaustrahlung und der Liebeseinstrahlung — als Subjekt und als Objekt der Liebe — nur ein Minimum von Widerstand entgegensetzen können, werden oft fälschlich von vornherein als Liebesnaturen angesehen. Doch das Maß von Liebe kann nur an der Intensität der Liebesenergie, nicht an der Häufigkeit und Breite der Liebesausstrahlung und an der Aufnahmefähigkeit der Liebeseinstrahlung gemessen werden.

Digitized by Google

Das Liebesgenie, dessen höchste Form die Selbstzerstörung ist, stellt sich im Durchschnitt in zwei Gestalten dar: als der harmonisch Liebende, der — gewissermaßen — alle Äußerungen seines Daseins gleichmäßig liebend erwärmt, und als der vulkanisch Liebende, der plötzlich, abrupt die Form seiner Persönlichkeit zerbricht und die angesammelte Liebesenergie katarakt-artig herausstürzen läßt. Im allgemeinen ist deshalb die Frau harmonisch-erotisch; der Mann vulkanisch-erotisch; weil ihre weniger harte Persönlichkeitsgrenze die Stauung (und so auch die heftige Eruption) verhindert (doch wird bei ihr dieser fehlende Widerstand durch den größeren Einfluß der Konvention ersetzt). Aber mit der Intensität der Liebesenergie hat dieser Typenunterschied nichts zu tun. Jeder dieser Typen hat sein Genie, das heißt sein Intensitätsmaximum.

3.

Die Erkenntnis der hier beschriebenen Konstellation zwischen Liebe und Egoismen ist Voraussetzung für den Aufbau einer Liebesethik. Fast jede Liebesethik will paradoxerweise, aber selbstverständlich nur Liebe unter Anerkennung des positiven Werts der Endlichkeit. Aber auch so sind noch direkte Liebesimperative von „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" bis zur Forderung des Weltbundes einander liebender Staaten praktisch sinnlos, weil das Liebesgefühl bei den meisten Menschen nicht unmittelbar appellierbar ist. Jede Liebesethik muß zunächst einmal die Fremdheit der Menschen gegeneinander und die diese Fremdheit überwindenden egoistischen Pioniere der Liebe einkalkulieren. Die Fremdheit ist gegeben durch die Egozentrizität jedes Lebens. Die Welt, die Sterne, die Steine und die Menschen werden bezogen auf das Wohl des eigenen Körpers, auf das Glück der eigenen Seele. Und wo — wie in der Wissenschaft, wie in der Kunst — diese Egozentrizität überwunden ist, ist bereits die Ebene des Lebens verlassen. Es unterscheidet die Zeiten und die Menschen, wie weit sie mit gutem Gewissen (Renaissance!) diese Egozentrizität rücksichtslos ausleben; wie weit diese Egozentrizität gedämpft ist durch ein „soziales Gewissen", einer Legierung von Liebe und Koexistenztechnik. Aber rückhaltloser oder gedämpfter Egoismus: die Fremdheit von Leben zu Leben ist erfahrungsgemäß die Dominante; die Liebe ist sekundär. (Mag auch die metaphysische Rangordnung umgekehrt sein.) „Wir sind immer stark genug, fremdes Leid zu ertragen", sagt Rochefoucauld.

Die Richtungsdrehung von der Ich-Zentrierung zur Es-Zentrierung kann — wie wir sahen — verschiedenen Ursprungs sein, ist aber nur bei den großen Liebenden nie ohne besonderes egoistisches Motiv. Diese gegenstandsgefärbten Arten von Liebe — wie Geschwisterliebe, Heimatliebe usw. —, die zur Erklärung von Liebesverhältnissen herangezogen werden, sind selbst erst erklärungsbedürftig. Damit kommen wir zur Erforschung der egoistischen, die Liebe fundamentierenden Du-Triebe.

Weshalb zeichne ich — in der Regel — gerade meine Geschwister durch Liebe aus? Weil sie vom gleichen Blut sind? Kaum! Das angebliche Erlebnis der Blutsverwandtschaft ist fast immer eine Illusion; ganz selten in der Realität begründet. Ganz selten nur dokumentiert sich die Blutsverwandtschaft so frappant, daß sie mehr ist als eine mystische Phrase über eine nur durch Mitteilung, nicht durch ursprüngliches Erlebnis empfangene Tatsache. Liebe ich meine Eltern, meine Geschwister, meine

Digitized by Google

Verwandten weniger, wenn sich auch nicht eine Spur von Familieneinheit zwischen uns zeigt? Oft sind sogar die Familiengleichheiten Hindernisse der Liebe. Würden die Mütter ihre Kinder weniger lieben, wenn sie — ohne ihr Wissen — vertauscht worden wären? Einem mystischen Erlebnis des gemeinsamen Blutes die Erklärung all dieser Zusammenhänge zuschieben, heißt: den echten Tatbestand der Liebesverhältnisse rettungslos verschleiern. Außerdem ist auch mit dem Erlebnis gemeinsamen Blutes immer noch nicht das Liebesverhältnis gegeben. Es ist immer noch ein Egoismus.

Was ist der echte Tatbestand? Wir haben das Fundament der Liebesverhältnisse gefunden in den Egoismen, die auf ein Du gerichtet sind. Aber hier — bei der Erforschung der egoistischen Fundamente der Liebe — ist noch ein Zweites von Bedeutung neben den natürlichen Du-Trieben: die kontinuierliche Dauer des Zusammen, das Zusammenleben. Das dauernde Zusammen der Eltern, der Geschwister, der Familie verbreitert das Zentrum des Erlebens: ich lebe fast so intim wie mein Leben das Leben meiner Nächsten mit. Und sie beziehen mein Leben in ihr Leben mit ein. Dieses Mitleben und Mit-gelebt-werden ist neben den Du-Trieben die stärkste Verklammerung der Egoismen und so ein zweites Fundament der Liebe. Räumliche Nähe ist neben den Du-Trieben der häufigste Anlaß des Mitlebens; auch sie drängt das Leben des anderen dem eigenen Erleben auf. Jeder lebt mehr als sein Leben. Die Überwindung der Fremdheit durch dauernde Nähe ist eine der wesentlichsten Liebesfundamente: das nur verdeckt wird durch die meist nichtssagende Phrase, daß Blut dicker ist als Wasser, und durch die nur halbwahre Einsicht, daß Nähe der Liebe schadet, daß Distanz der Liebe nur nützt. Gewiß, je weniger Nähe, um so weniger Reibung; manche flüchtige Sympathie wird von der Intimität zerstört, weil die Egoismen revoltieren, einander abstoßen. Aber all dies hat nichts zu tun mit dem Gesetz, daß Intimität — Nähe durch Du-Trieb, räumliches oder geistiges Beieinander — Liebe fundiert; daß durch Intimität ein Anderes aus seiner Inselhaftigkeit herausgerissen und dem eigenen Leben verknüpft wird. Je mehr man zusammenwächst mit anderen Leben, je mehr man andere Leben fast wie das eigene Leben lebt, um so weiter wird die Möglichkeit für den Kreislauf der Liebe, der in uns entspringt — selbstverständlich, wenn er eigenkräftig genug ist. Voraussetzung fast aller Liebe ist das reale Mitleben anderen Lebens; Verwandlungen eines Teiles unseren Lebens in anderes Leben, das Zusammenleben ist einer von den Zwängen, die meist in dieses Mitleben münden.

Schon im flüchtigsten Bekanntsein haben wir ein Mitleben anderen Lebens. Ich treffe jeden Morgen einen jungen Mann. Ich sehe ihn regelmäßig; habe ihn aber noch nie gesprochen und weiß nichts von ihm. Da erfahre ich, daß er bei einer Eisenbahnkatastrophe umgekommen ist neben einem Herrn A. B. C. und D. Weshalb berührt mich sein Tod mehr als der Tod der anderen Verunglückten? Weil ich ihn jeden Morgen sah. Ich lebte mit ihm in einer (wenn auch noch so lockeren) Intimität: der Voraussetzung der Liebe. Die erste Station zur Liebe hin ist die Überwindung der Fremdheit, der Gleichgültigkeit. Die zweite Station die Überwindung der Antipathie. Die dritte Station erfordert positive egoistische Beziehungen. Auf der vierten Station kann die Liebe sich entfalten.

Digitized by Google

So ist Sich-öffnen, Sich-hingeben, Mit-leben der Imperativ (weil die Voraussetzung) aller Liebesethik. Sich-öffnen, Mit-leben ist nicht Lieben, nur die Ermöglichung. Man kann nicht die Liebe postulieren; aber die günstige Bedingung ihrer Verwirklichung. Und neben den auf ein Du gerichteten Trieben (wie etwa Sexualität) sind die Zwänge zu räumlichem Zusammenleben die wichtigsten Egoismusfundamente der Liebe.

Es gibt ein Mitleben ohne Zusammenleben; es gibt eine Sympathie ohne vorheriges räumliches Zusammenwachsen: sie liegt in der natürlichen Zusammengehörigkeit, in der körperlichen Sympathie, der seelischen Verwandtschaft, der geistigen Zusammengehörigkeit. Schafft die Nähe erst durch Zusammenwachsen ein Mitleben, Voraussetzung der Liebe, so ist hier dies Mitleben natürlich präformiert.

Die beiden Ursprünge des Mitlebens, durch Zusammengehörigkeit und durch langsames Zusammenwachsen, kombinieren sich fast in jedem Liebesverhältnis; auch das langsamste Entstehen des Liebesverhältnisses erfordert ein Minimum von körperlich-seelischer Sympathie (die Macht der Nähe hat ihre Grenzen), und auch der plötzlichste sekundenhafte Liebeskontakt ist erst die Geburt des Liebesverhältnisses, vollendet sich erst im Zusammenleben.

* * *

Wir haben hier Art und Entstehungsbedingungen der Liebesverhältnisse kennengelernt (nicht der Liebe!). Welchen Sinn hat angesichts dieser Struktur des natürlichen Fundaments der Liebe die Liebesethik mit ihrem obersten Gebote: Liebe! dich; den Nächsten; den Fernsten; die Welt jenseits des Menschen. Die Metaphysik, die diese Ethik unterbaut, sagt: die Welt ist eine lebende Einheit; Baum und Stein und Hund und Bettler und Würdenträger sind ein Leben, das irgendwann einmal in einzelnen Kanälen auseinandergelaufen ist, und nun können sich die einzelnen Gebilde des Lebens nicht mehr entsinnen, daß sie zusammengehören. Die Liebe aber ist der verschüttete Zeuge dieser Wahrheit. In der Zerstörung der Fremdheit durch die Liebe stellt sich der tiefste Sinn des Lebens dar. Der Sinn der Liebesethik ist Herstellung der metaphysischen Ordnung. Diese Ordnung ist aber erst hergestellt in der Vernichtung aller Individualität, die immer egoistisch, d. h. immer lieblos ist.

Die Ethik der Menschenliebe (eine Einengung der kosmischen Liebe), nicht Liebe zu bestimmten Menschen, sonderen Liebe zur Art Mensch, will den menschlich-universalen Ausbau der bestehenden Liebesverhältnisse. Daß diese „abstrakte", tatsächlich universal-konkrete Liebe immer wieder lächerlich gemacht, als Phrase verketzert wird, daß sie auch wirklich oft genug nur ein Ausbiegen, nicht eine universale Steigerung der konkreten, auf einen oder wenige Menschen begrenzten Liebe ist, sagt nichts gegen die wichtigsten Menschen, die diese abstrakte Menschenliebe konkret gelebt haben.

Diese Menschenliebe ist die eine der drei großen Formen der Einstellung des Menschen zum Menschen: neben dem Egoismus und neben der Gerechtigkeit. Es besteht nicht nur zwischen Liebe und Egoismus, sondern auch zwischen Liebe und Gerechtigkeit ein antinomisches Verhältnis. Gerechtigkeit ist Behandlung des ein-

Digitized by Google

zelnen nach einer Idee, nach einem Wertmaßstab. Liebe kennt keine Unterschiede, weil aller Menschen Kern die eine gleiche Liebe ist. Gerechtigkeit kann sich pathetisch äußern, ist im Kern aber ein intellektueller Akt des Bewertens. Liebe kennt keine Rangordnung, weil das Unterschiedliche ihr das Nebensächliche ist. Liebe ist unabhängig von Zeit und Raum. Die Gerechtigkeitssysteme wechseln. Aber bei allem Wechsel ist der Kern des Gerechtigkeits-Ethos: es soll jeder empfangen, was er — gemäß der konkreten Idee der Gerechtigkeit — verdient. Diese Idee des Verdienens liegt dem Liebes-Ethos fern. Das Liebes-Ethos ist die Konsequenz zweier diametral entgegengesetzter metaphysischer Aspekte: des physischen und des metaphysischen. Beide verbindet aber nicht nur das Wissen um das gemeinsame Schicksal der Menschen; nicht nur das Wissen: daß vor diesem Schicksal die Unterschiede, welche die verschiedensten Maßstäbe setzen, völlig verschwinden, sondern auch das Wissen, daß dies gemeinsame Schicksal die Befreiungsversuche der in mehr oder minder kräftige Triebsysteme eingesperrten Liebe sind. Die Liebe kennt keine Gerechtigkeit. Und die Gerechtigkeit kann absolut lieblos sein. Die Gerechtigkeit wirft der Liebe verwirrende Gefühlsduselei, die Liebe der Gerechtigkeit pedantische Herzlosigkeit vor. Innerhalb des sozialen Organismus kann die Liebe immer nur die Dämpfung überspitzter Gerechtigkeit sein.

Die Menschenliebe ist eine hohe Potenz der Liebe. Der Umfang der Liebesfähigkeit eines Menschen ist allein meßbar an den realen Schwierigkeiten, die er zur Liebe hin überwinden kann. Dieser Umfang ist bei den meisten Menschen sehr gering. Beweis hierfür ist die alltäglichste Erscheinung, daß die meisten Menschen eine große Aufopferungsfähigkeit für ihre engste Familie verbinden können mit einer absoluten Lieblosigkeit allen Menschen jenseits des Liebeskreises gegenüber. Die gegenstandsbezogene Liebe sprengt also das Ego noch nicht oder sprengt jedenfalls nur seine engsten Grenzen. Im Gegenteil: sie ist ihrem W sen nach sowohl eine Dämpfung als auch eine Potenzierung des Egoismus. Das zur Ehe, zur Familie, zur Verwandtschaft erweiterte Ego ist zwar Ego einer Liebesgemeinschaft. Aber diese Gemeinschaft ist nur innerhalb ihrer Grenzen eine Liebesgemeinschaft, gegen außen ein Egoismus. Und man weiß, daß der Egoismus von Liebesgemeinschaften meist härter, rücksichtsloser ist als der Egoismus des einzelnen.

Wollte man nun die wahre Bürgschaft des Friedens — zwischen den einzelnen, zwischen den Parteien und zwischen den Nationen: so müßte man immer weitere, immer umfassendere Liebesgemeinschaften, immer universalere Egos schaffen. Doch scheitert dieser Plan schon in seinem ersten Stadium. Wirtschaftliche Verbände bestehen, Ehen und Freundschaftsbünde vergehen. Die Liebe kann Verbindungen zerstören oder erwärmen, aber sie kann nicht binden.

II.

Es ist die doppelte Tragik der Liebe, auf die Zerstörung des Liebenden als einer Individualität aus zu sein; aber auch zu sein auf einen Gegenstand der Liebe, der zwar die zerstörende Macht der gegenständlich nicht gebundenen Liebe hemmt (weil er sie begrenzt), aber doch andererseits wieder — rückwirkend — das Liebesgefühl erst recht zu zerstörenden Exzessen aufreizt (ebenso durch Gegenliebe wie

Digitized by Google

durch Versagen), vor allem aber die Liebe dem Egoismus verkuppelt. Die Liebe hat so ihre doppelte Tragik: die Tragik des einsam Liebenden, der durch sie gesprengt wird, und die Tragik des gegenständlich Liebenden, dessen Liebe abhängig wird von dem der Liebe völlig fremden egoistischen Bindungsverhältnis.

Jeder Mensch trägt mit der Liebe seine größte Gefahr in sich. Denn die Liebe ist ursprünglich kein Element, das dem Aufbau und Ausbau der Persönlichkeit dient. Die Liebe zerstört ihrem Wesen nach den körperlichen und geistigen Egoismus. Sie ist nicht nur individualitätslos. Sie wendet sich auch gegen die Individualität. Schopenhauer hat die Liebe (verengernd) Mitleid genannt und ihren lebensfeindlichen Charakter klargelegt. Richard Wagner hat in „Tristan und Isolde" den klassischen Ausdruck der Liebeswirkung gegeben: Ziel des echten Liebesgefühls ist die Verbrennung des endlichen Wesens, in dem es ausgebrochen ist. Im letzten Akt von Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer" leuchtet die Einheit von Liebe und Tod des Individuums auf.

Es ist also ein unbewußter Selbstschutz, der den Menschen treibt, die Liebe gegenständlich zu binden, zu konkretisieren. Er nimmt ihr so die grenzenlose Sprengkraft. Die Verendlichung der Liebe ist die Selbstbegrenzung einer unendlichen Seelenkraft. Nicht nur alle Liebeslyrik, nicht nur alle Liebesworte sind Hilfsschreie der durch Liebe bedrängten Kreatur, schnelle Schutzdämme, die der Mensch gegen das Ertrinken zu setzen sucht. Jedes Liebesverhältnis ist ein Versuch zur Unschädlichmachung des gefährlichen Seelenelements — was am besten zum Ausdruck kommt in der Unruhe zwischen zwei Liebesbindungen, in jener Pause, in der die Liebe „frei" ist.

Aber nun erhöht es die tragische Urdisposition der Liebe — die in der Lebensfeindlichkeit einerseits, in der notwendigen Verendlichung eines eben doch letztlich nicht einzusperrenden Elements anderseits liegt —, daß diese Vergegenständlichung, welche die tragische Dynamik auffangen soll, welche die unendliche Flut in Grenzen einschließen soll und welche nur allzu oft überschwemmt wird, eine große Reihe neuer tragischer Motive einführt. Zunächst: der Wirkungsbereich der Liebe, also auch sein Zerstörungsbereich, ist vergrößert. Es ist die ursprüngliche Gefahr, daß der Liebende sich selbst zerstört, erhöht um die Gefahr, daß der liebende Mensch auch noch den Geliebten zerstört. Die masochistische Tendenz aller Liebe (nicht nur der erotischen!) ist vermehrt um die sadistische Tendenz. Franziska Reventlow, die große Liebende, schreibt in ihrem Tagebuch nach den endlosen seligen Hymnen auf ihr Kind, sie könnte verstehen, daß man das Bedürfnis hätte, das Liebste zu erwürgen. Die Unersättlichkeit, die alle Grenzen überströmende Flut des Liebesgefühls, sprengt nicht nur die eigenen Grenzen, sondern auch die Grenzen des Liebesgegenstandes.

Man darf aber nun nicht vergessen — um nicht zu übertreiben —, daß tatsächlich in den meisten Fällen die Tragik nur potentiell bleibt; daß doch eben im gewöhnlichen Liebesverhältnis das egoistische, die Liebe aktualisierende Vermittlungsgefühl dominiert. Diese Dominanten dämmen die Liebe; im normalen Fall ist die Liebe nicht so stark, daß sie sich nicht dem Seelenorganismus, dem Triebkomplex als ein Gefühl unter anderen einordnete.

Digitized by Google

Ihre tragische Disposition ruht aber nunmehr — also für gewöhnlich — nicht in ihrer Sprengungstendenz (sowohl der Ich-Sprengung als auch der Du-Sprengung): sondern in ihrem komplexen Verhältnis zu den seelischen Gefühlen, auf denen sie aufruht. Diese tragische Disposition wird nämlich sofort aktualisiert, wenn der Prozeß, den wir als normal ansetzen wollen — Konkretisierung der Liebe in einem erotischen oder freundschaftlichen oder anderen Intimitätsverhältnis —, wieder rückgängig gemacht wird; das heißt wenn die Legierung (z. B.: Liebe-Sexualität) wieder dissoziiert wird. Der häufigste Fall: das Vermittlungsgefühl (z. B.: die sexuelle Anziehung), das der Liebe den Gegenstand vermittelt hat, fällt fort. Die Liebe fließt wieder vom Liebesgegenstand zum Liebenden zurück. Vorher setzt aber im Liebenden ein Kampf der Vermittlungsgefühle, die an der gegenständlichen Liebe beteiligt waren, um die Liebe ein: etwa Mitleid und Dankbarkeit gegen sinnlichen Reiz oder Mitleid und Dankbarkeit gegen geistige Sympathie. Die Liebe spaltet sich gewissermaßen, wird nach mehreren Richtungen gerissen. Denn es ist beim Sterben einer Liebe meist immer nur das (für den betreffenden Menschen) stärkste Vermittlungsgefühl fortgefallen, sagen wir (nur beispielsweise!) die sexuelle Anziehung. Aber jedes Liebesverhältnis ist ein sehr komplexes Gebilde; es enthält schließlich mehr Elemente als die, welche es konstituiert haben. Denn es hat gelebt, das heißt viele Elemente sich assimiliert. So fallen mit dem Ausfall des dominierenden, wahrscheinlich des ursprünglichen Bindungselements — sagen wir beispielsweise wieder der sexuellen Anziehung! — nicht alle Bindungselemente — sagen wir beispielsweise: nicht Mitleid oder Dankbarkeit — fort: die zurückgebliebenen Bindungen wollen nun weiter Träger der Liebe sein. Aber die Liebe folgt schließlich meistens — wenn nicht religiöse oder moralische oder konventionelle Motive kontrekarieren — dem stärksten Vermittlungsgefühl, dem Gefühl, das die innigste Intimität zu einem anderen Wesen schafft. Ein Beispiel dieser Liebeszerrissenheit für viele wieder: die Gräfin Reventlow. Bei ihr war eine starke Sinnlichkeit verknüpft mit einer intensiven Liebe. In ihrem Tagebuch schreibt sie: „Ich wollte Walter behalten und die anderen alle auch — was habe ich in der kurzen Zeit alles erlebt — einen nach dem anderen. Warum fühle ich das Leben herrlich und intensiv, wenn ich viele habe? Immer das Gefühl, eigentlich gehöre ich allen. Und dann wieder der haltlose Jammer, daß ich dadurch gerade den Einen verliere, der mich liebt. Warum gehen Liebe und Erotik für mich so ganz auseinander?“ Sie wußte nicht, daß nicht nur für sie „Erotik“ und Liebe auseinandergehen, weil „Erotik“ die Veränderung einschließt und deshalb für viele die Exklusivität — Ninon sagt einmal: „Ich glaube, ich werde dich drei Monate lieben — eine Ewigkeit für mich“ —, Liebe aber — unindividuell — die Veränderung ausschließt. Sie schob den anderen zu, was in der Wesenstragik der Liebe liegt: „Ihr wißt alle nicht, was Liebe ist, seid alle hart“; „nur noch mehr Liebe möchte ich, immer mehr Liebe von allen Seiten.“ Daß Liebe und Sexualität zwei grundverschiedene (fast gegensätzliche) Kräfte sind, haben am stärksten die empfunden, die zugleich große Sexuelle und große Liebende waren. Wie die Reventlow, hat es schon die Ninon gewußt; in ihrer Sprache, in der Liebe „Freundschaft“ heißt, Sexualität „Liebe“ — „aimer, c'est satisfaire un besoin“ —, sagte sie: „Sparet tiefere Ge-

Digitized by Google

fühle für die Freundschaft auf"; „die Liebe ist nichts anderes als eine Kaprize" („une caprice passionelle"). George Sand läßt ihre Lukrezia Floriani sagen: „Ich habe nie danach gestrebt, der Welt ein Ärgernis zu geben. Ich habe es vielleicht getan, aber ohne mein Wissen und Wollen. Ich habe nie zwei Männer auf einmal geliebt, sondern tatsächlich und mit meiner Absicht nur einem eine gewisse Zeit lang angehört, je nach der Dauer meiner Leidenschaft. Wenn ich ihn nicht mehr liebte, so täuschte ich ihn nicht, sondern brach mit ihm unbedingt und unzweideutig. In meiner Begeisterung hatte ich ihm allerdings geschworen, ihn stets zu lieben, es mit diesem Schwur auch so aufrichtig gemeint, als es nur möglich ist. So oft ich geliebt habe, tat ich es mit so großem und vollem Herzen, daß ich jedesmal glaubte, es sei dies das erste- und das letztemal in meinem Leben." Es ist die eine, in den verschiedenen konkreten Fällen identische Liebe, die mit vollem Recht den Schwur der ewigen Liebe hervortreibt; und es ist das individuelle, in einem zeitlichen Ablauf sich erschöpfende sexuelle Verhältnis, das keine Ewigkeit kennt, obwohl es die zeitliche Trägerin ewiger Liebe ist.

Die Fremdheit von Liebe und Sexualität (im weitesten Sinne) erzeugt die Tragödie der Untreue. Das bekannte, unumgehbare Schwächerwerden der erotischen Reizwirkung verurteilt jedes erotische Verhältnis zum Sterben. Jedes erotische Verhältnis ist tragisch, da die sinnliche Beziehung der Zeit unterworfen ist; die Liebe aber nicht. Erotische Treue ist ebenso sinnlos wie Liebestreue: die Liebe kann nicht untreu sein, weil sie jenseits von Treue und Untreue ist; die Sinnlichkeit kann nicht treu sein, weil ihre Natur Veränderung ist. Treue kann im erotischen Verhältnis nur heißen: Zurücktreten der Prävalenz des Sexuellen zugunsten einer anderen, weniger von Natur befristeten, inzwischen gewachsenen, das Sexuelle (nach seinem Sterben) stellvertretenden Intimität. Da den Frauen der sinnliche Reiz meist weniger zentral ist als dem Mann, so sind sie „treuer". Der Mann aber wird meistens seine Liebe bei verminderter sexueller Affiziertheit neu binden müssen, sobald sich ein neuer sexueller Gegenstand bietet, während bei der Frau sich aus der erotischen Intimität gewöhnlich äquivalente Bindungen entwickelt haben, welche das Schwinden der sexuellen Bindung kaum merken lassen und den Kampf mit der Attraktion eines neuen Liebesgegenstandes erfolgreich aufnehmen.

Der Konflikt zwischen der ungegenständlichen Liebe und der gegenständlichen Sinnlichkeit in der Erotik ist nicht der einzige Liebeskonflikt; ist nur der sichtbarste, der lauteste. Tatsächlich ist er nur ein Konflikt unter anderen, nur ein Beispiel der tragischen Verknüpfung der Liebe mit den egoistischen Trieben, die der universalen Liebe einen Gegenstand, eine Begrenzung vermitteln. Aber ebenso tragisch (wenn auch nicht ebenso häufig) ist der parallele Konflikt von Liebe und geistig-seelischer Sympathie in der Freundschaft. Die Tragödie der Freundschaft hat dieselbe Struktur wie die Tragödie der Erotik: die seelisch-geistige Wandlung eines Partners entzieht der Liebe das Vermittlungsgefühl. Wer ein deutliches Beispiel will, sehe auf die Entwicklung der Nietzschzeschen Freundschaften. Nietzsches Untreue gegen seine Freunde ist etwa die Parallele der erotischen Untreue Goethes. Wenn auch die Freundschaft weniger der Zeit unterliegt als die Erotik,

Digitized by Google

weil die geistig-seelische Konstitution konstanter ist als die sinnliche (und weil der Reiz geistig-seelischer Verwandtschaft sich nicht abstumpft), so ist doch diese Konstanz sehr relativ. Ein reizvoller Augenzahn der Geliebten verliert durch die ersten Mundwinkelfalten seinen Reiz und fällt auch schließlich einmal aus: eine seelische Qualität ist nicht so gefährdet, aber doch auch nicht unantastbar. Gerade an Nietzsches leidenschaftlichen Freundschaften läßt sich die Vergänglichkeit der geistig-seelischen Verschmelzung ablesen. Als Zwanzigjähriger schreibt er, daß er „mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt" sei. „Ja, wenn man keinen Freund hätte, ob man's noch aushielte? Ausgehalten hätte? Dubito." In den frühen Briefen an Freund Rohde singt er Jubelhymnen auf die Freundschaft, die er hochmütig mit dem Eheleben parallelisiert: „Hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität der Freundschaft." Von seinem sechsten bis zu seinem achtzehnten Jahre sind es Wilhelm Pinder und Gustav Krug, die ihm am nächsten stehen. Dann beginnt die Freundschaft mit Paul Deussen und Freiherr von Gersdorff; in Leipzig kommen Erwin Rohde und Heinrich Romundt dazu; in Basel Professor Franz Overbeck, dann Malvida von Meysenburg; für wenige Jahre Paul Rée; schließlich Freiherr von Seidlitz und Doktor Eiser. Die tiefste Freundschaft verbindet ihn mit seiner Schwester, mit Richard Wagner, mit Cosima. Doch von Jahr zu Jahr wird er einsamer. Sein Entwicklungstempo läßt die alten Freunde zurück: der Lehrer Ritschel versteht schon seine „Geburt der Tragödie" nicht mehr. Der Freund Rohde versagt, als „Menschliches — Allzumenschliches" erscheint. Wagner, der Romantiker, versteht die „Morgenröte" des Anti-Romantikers nicht mehr. An Deussen schreibt er 1877 auf die Zusendung seiner „Elemente der Metaphysik": „Dein Buch (ist) eine glückliche Ansammlung alles dessen, was ich nicht mehr für wahr halte." Die Freunde verlangen — wie nur eine nicht mehr geliebte Frau — die Treue der Vergangenheit. Drei Ursachen zerstörten seine Freundschaften: daß die Freunde auf den Durchgangsstationen seines Lebens sich endgültig niederließen; daß die Freunde an Charaktergröße nicht Nietzsches waren; und daß die Freunde nicht absolut seines Glaubens waren. Sachliche Differenzen erlebte er mit Recht als persönliche Differenzen: in der Freundschaft ist die Sache die Person. Als Rohde nach zwanzigjähriger Freundschaft ihm einmal ablehnend über Taine schreibt, antwortet er in schroffstem, persönlich beleidigtem Ton. Als Romundt, der zum Schopenhauer-Kreis des jungen Nietzsche gehörte, plötzlich seinen Plan, katholischer Priester zu werden, mitteilt, schreibt Nietzsche verzweifelt: „Im Punkte der Freundschaft bin ich verwundet." Als die Schwester einen berüchtigten Antisemiten heiratet, empfindet er diese Heirat als Verrat an der Freundschaft. „Wo sind jene alten Freunde, mit denen ich mich ehemals so eng verbunden fühlte?" Als er Rohde, den einstigen Intimus, nach Jahren der Trennung sprach, schreibt er: „Unsere Unterhaltungen sind nicht erfreulicher Art, es fehlt der innerste Zusammenklang." Mit Wehmut gedenkt er seiner „glücklichsten Zeit", als er noch „an Freunde und Freundschaft glaubte". Nietzsche war so enthusiastisch, so absolut in seiner Freundschaft, daß er — zum Beispiel — eine verlockende Einladung des Sohnes von Felix Mendelssohn nach Griechenland

Digitized by Google

und Rom ablehnte, weil sein Freund Richard Wagner Felix Mendelssohn nicht leiden konnte.

Das ist die Tragödie der Liebe in Form der Freundschaft, dargestellt an einem charakteristischen Beispiel: nicht die Liebe bindet, weil sie keine unmittelbare Beziehung zum Gegenstand hat; deshalb ist jedes Liebesverhältnis der Zeit unterworfen: die Freundschaft nicht weniger als die Erotik. Schließlich alle Liebesverhältnisse.

Der durch den Liebesgegenstand bedrohte, durch den Liebesgegenstand tragisch verstrickte Liebende wird aber nun in den meisten Fällen doch gerettet. Im wesentlichen durch drei Qualitäten der Seele: durch ihre Tendenz zur Trägheit, die sie aus den aktiven Kämpfen zurücksinken läßt in die Passivität egoistischen Daseins; dann durch den — schon oben erwähnten — Mangel an einem genügend großen Quantum Liebe, so daß die Liebestragödie aus Mangel an Substanz meist erlischt; und schließlich — wenn weder die Trägheit noch ein Mangel an Liebessubstanz die Tragödie erstickt — durch aktive Abwehr der Tragödie: durch Ertötung des Tragödien schaffenden Egoismus; (beispielsweise) des sexuellen Triebes. Konservierung der die Liebe mit dem Liebesgegenstand verbindenden Vermittlungsgefühle über ihren natürlichen Ablauf hinaus — nicht aus Moral oder Religion, sondern aus Selbstschutz — hebt die Gefahr der Liebestragödie auf. Alle Resignation ist letzten Endes entwicklungsfeindliche Kastrierung des lebendigen Menschen, aber die Furcht vor der Tragödie ist in vielen Zeiten eine stärkere Macht als die Natur.

Wir schilderten zu Beginn die Liebe als autonomes Gefühl, unabhängig vom Liebesgegenstand. Sie ist unabhängig — aber nur in dem Sinn, daß der Gegenstand sie nicht erst hervorruft; doch nicht in dem Sinn, daß sie selbstgenugsam in sich ist. Ihre Tendenz zur Zerstörung der Individualität, der liebenden und der geliebten, entstammt dem Trieb zur Vereinigung, zur Herstellung der Identität. So erfordert das Lieben das Wiedergeliebtwerden als Echo auf einen metaphysischen Ruf: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an", ist entweder ein witziges Paradox oder ein resigniertes Bescheiden — aber nie die Wahrheit der Liebe. Die Liebe will in höherem Grade Gegenliebe, als die Sexualität Aktivität des Partners will. Die sexuelle Gegenliebe ist Voraussetzung jeder raffinierteren sexuellen Bedürfnisbefriedigung; nur eine feinere Nüance des Genusses. Das wirkliche Geliebtwerden gehört aber so intim zum Wesen der Liebe, daß das Bewußtsein des Geliebtwerdens sogar die stärkste Verführung zur Liebe ist. Was sonst nur die Sexualität oder die geistig-seelische Verwandtschaft bewirkt, die Schaffung der Intimität, welche Liebe ermöglicht, das schafft oft allein das Wissen um das Geliebtwerden. Das Wissen um das Geliebtwerden reizt die Liebe — nicht die Erotik, nicht die Freundschaft — heraus wie kein anderer Gefühlsangriff. Weil das Geliebtwerden dem Geliebten den Weg zu einem Gegenstand zeigt, zu einer möglichen Liebesaktivität. In der universalen Sehnsucht, geliebt zu werden (der Kern aller Hauptmannschen Dichtungen), spricht — jenseits der Eitelkeit, auch jenseits des egoistischen Wunsches, den vollkommenen erotischen oder geistigen Partner zu finden — eine Grundtendenz des Liebenden: Hilfe zu erhalten zur Sprengung der eigenen Individualität.

Digitized by Google

Es ist, als strebten die Liebesinseln, die in den einzelnen isolierten Liebesfluten, sich zu verbinden; als hätte jeder Mensch nicht nur die Sehnsucht, den Damm, den seine Existenz setzt, zu durchbrechen, sondern auch durchbrochen zu werden von der Liebe der Menschheit. Das Christentum fand ein Symbol für dieses Urverlangen des Menschen. Der Wunsch, geliebt zu werden, ist von anderer Qualität als der Wunsch, erhört zu werden: es ist der Wunsch, einbezogen zu werden in die Liebesgemeinschaft der Menschheit. Die Liebe ist so sehr eingebaut, verbaut im Menschen, daß sie weder ohne weiteres ausbrechen kann noch ohne weiteres erreicht werden kann; es sei denn auf den Kanälen, welche die mannigfaltigsten Intimitätsbindungen zwischen den Menschen schaffen. Das Wissen um das Geliebtwerden ist vielleicht das einzige Vermittlungsgefühl für die Liebe, das nicht egoistischen Charakter hat.

Weil nun das Geliebtwerden zum Wesen der Liebe gehört, deshalb ist der unglücklich Liebende eine tragische Gestalt. Der unglücklich Liebende ist der Mensch, der dort, wo er liebt, nicht die Liebe auf sich lenken kann. Daß nicht nur das Geliebtwerden, sondern das Von-dem-bestimmten-Menschen-Geliebtwerden den meisten notwendig ist, ist eben in der eigentümlichen Verfilzung der unindividuellen Liebe mit einem individuellen Gegenstand begründet. Trotzdem ist nur in pathologischen Fällen (Hysterie!) dieser Gegenstand unersetzbar. Den reinsten Fall der unglücklichen Liebe haben wir deshalb in dem absolut ungeliebten Menschen, der keinen Partner findet, weil er (körperlich, seelisch, geistig) so abstoßend ist, daß er die Voraussetzung des Geliebtwerdens — irgendeine Attraktion — nicht erfüllt: er erreicht keine Intimität, und so keine Liebe. In dieser reinen Ausprägung gibt es wohl kaum unglückliche Liebe, schon weil es Mitleid gibt, das alle Antipathien überwindet. Aber in Abschwächung ist diese Tragik der Fall der Häßlichen — und der Verstockten.

Digitized by Google

Tolstois Vitalität und ihr Widerspiel.

Von Stefan Zweig, Salzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ich wünsche lange, sehr lange zu leben, und der Gedanke an den Tod erfüllt mich mit einer kindlichen poetischen Scheu.“ Jugendbrief.

Elementare Gesundheit. Der Körper gezimmert für ein Jahrhundert. Feste markdurchsättigte Knochen, knorrige Muskeln, wirkliche Bärenkraft: auf dem Boden liegend, kann der junge Tolstoi einen schweren Soldaten mit einer Hand in die Luft stemmen. Elastische Sehnen: ohne Anlauf überspringt er turnerisch leicht die höchste Schnur, er schwimmt wie ein Fisch, reitet wie ein Kosak, mäht wie ein Bauer — Müdigkeit kennt dieser eiserne Leib nur vom Geistigen her. Jeder Nerv straff bei äußerster Vibrationsfähigkeit, in einem biegsam und hart, eine Toledanerklinge, jeder Sinn helltönig und flink. Nirgendwo eine Bresche, eine Lücke, ein Riß, ein Manko, ein Defekt im Ringwall der Lebenskraft, und niemals gelingt darum ernstlicher Krankheit je Einbruch in den gequaderten Leib: Tolstois unglaubhafte Physis bleibt verbarrikadiert gegen jede Schwäche, vermauert gegen das Alter.

Vitalität ohne Beispiel: alle Künstler der Neuzeit erscheinen neben dieser bartrauschend biblischen, dieser bäurisch barbarischen Männlichkeit wie Weiber oder Weichlinge. Selbst die ihm gleichkamen an Dauer des Schöpferischen bis in patriarchalische Zone, selbst ihnen altert müde der Körper unter dem ausfahrenden jägerischen Geist. Goethe (ihm horoskopisch nah durch gleichen Lebenstag, den 28. August, und durch schaffende Weltsicht bis ins gleichfalls dreiundachtzigste Jahr), Goethe, er sitzt mit sechzig längst winterscheu und verfettet bei ängstlich verschlossenem Fenster, Voltaire kritzelt, verknöchert und schon mehr ausgebalgter böser Vogel als Mensch, am Schreibpult Papier um Papier, Kant klappert steif und mühsam, eine mechanische Mumie, seine Königsberger Allee entlang, da jener, Tolstoi, der strotzende Greis, den rotgefrorenen Leib noch prustend ins Eiswasser taucht, im Garten robottet und beim Tennis flink hinter den Bällen flitzt. Mit siebenundsechzig Jahren gehorcht er jäher Neugier, Radfahren zu lernen, mit siebzig saust er in Schlittschuhen über das Eis, mit achzig spannt er tagtäglich die Muskeln in turnerischer Bemühung; und zweiundachzigjährig, einen Zoll vor dem Tode zuckt er seiner Stute noch sausend die Peitsche hinüber, wenn sie nach zwanzig Werft scharfen Galopps anhält oder bockt. Nein, vergleichen wir nicht: das neunzehnte Jahrhundert weiß kein Widerspiel ähnlich urweltlicher Vitalität.

Anmerkung. Der vorliegende Aufsatz ist Teil eines großen Essays, der in einer neuen Drei-Meister-Reihe im Frühling nächsten Jahres erscheinen wird.

Digitized by Google

Schon reichen die Wipfel in die Himmel der Patriarchenjahre, und noch ist keine Wurzel gelockert in dieser, bis zur letzten Faser mit Saft durchströmten russischen Rieseneiche. Scharf das Auge bis zur Todesstunde: vom Pferd aus sieht der neugierige Blick den winzigsten Käfer aus den Borken kriechen, ohne Fernglas den Falken im Flug. Hellhörig das Ohr, lustsaugend die breiten, fast tierischen Nüstern: eine Art Trunkenheit überkommt den pilgernden Weißbart noch immer im Frühjahr, wenn plötzlich der scharfe Dung, vermengt mit dem Ruch auftauender Erde, in ihn eindringt, und achtzig einstige Frühlinge spürt er noch deutlich erinnernd, jeden mit seinem bestimmten Aufschwall, seinem ersten ausströmenden Wurf in diesem einen Duftandrang; so stark, so erschütternd spürt er's, daß die Augen ihm plötzlich überströmen. Quer und schwer durch den nassen Boden stapfen in pfundwuchtigen Bauernstiefeln die sehnigen Weidmannsbeine des Greises, nie lernt die nervige Hand das Zittern des Alters, die Schrift seines Abschiedsbriefes zeigt keine andern Lettern als die großen kindlichen der Knabenjahre. Und herrlich unerschüttert wie seine Sehnen und Nerven bewährt sich der Geist: noch überspielt sein Gespräch feuerfunkelnd die Jungen und Jüngsten, ein unheimlich präzises Gedächtnis besinnt jedes verlorene Detail. Nichts geht diesem Erinnern verloren, keine Spannung wird abgeleiert und abgeschliffen am harten Reibeisen der Jahre, noch zuckt bei jedem Widerspruch dem Greise Zorn in die Brauen, noch rundet Lachen ihm dröhnend die Lippe, noch formt sich bildnerisch die Sprache, noch strömt drängend das Blut. Als dem Siebzigjährigen bei einer Diskussion über die Kreutzersonate jemand vorwirft, in seinem Alter habe man es leicht, die Sinnlichkeit abzuschwören, da blitzt stolz und zornig das Auge des weißbärtigen Riesen, dies sei nicht wahr, „das Fleisch, ist noch mächtig, noch muß ich kämpfen und ringen".

Nur eine so unerschütterliche Vitalität erklärt eine dermaßen unermüdbare, unverwelkliche Produktivität: kein einziges wirklich braches Jahr steht leer inmitten der sechzig des Schaffens. Denn nie ruht dieser Geist aus, nie schläft oder dämmert dieser herrlich wache ganz weltsinnliche Sinn. Wirkliches Kranksein kennt Tolstoi bis ins Alter nicht, Müdigkeit ficht den Zehnstundenarbeiter nicht an; niemals bedürfen die Sinne, die allzeit paraten, einer Steigerung. Nie benötigen sie einer Stimulierung durch Reizmittel, durch Wein oder Kaffee; nie heizt er sich ein durch Feuriges oder Fleischgenuß — im Gegenteil: so gesund, so sturmfroh, so prall gespannt, so randvoll strotzen diese zuchtvollen Sinne, daß ein allerleisestes Berühren sie schon zum Schwingen, ein Tropfen schon zum Überschwellen bringt. Bei all seiner massiven Gesundheit ist Tolstoi gleichzeitig ein „Dünnhäuter" — wie wäre er Künstler denn ohne höchste Irritabilität! — nur leise darf die Klaviatur seiner durchaus gesunden Nerven berührt werden, denn gerade die Vehemenz ihres Rückschlags macht jede Emotion zur Gefahr. Darum fürchtet er (ganz wie Goethe, wie Plato) die Musik, denn sie wühlt zu mächtig die geheimnisvoll tiefe Woge seines Gefühles auf, sie greift zu stark an den mit Vitalität durchbluteten Nerv seiner Leidenschaft. „Musik wirkt furchtbar auf mich", bekennt er, und wirklich, indes seine Familie lässig geschart um das Klavier sitzt, freundlich zuhörend, beginnt es plötzlich um seine Nüstern zu zucken; die Brauen ziehen sich abwehrend zusammen,

Digitized by Google

er empfindet „einen sonderbaren Druck im Halse" — und plötzlich wendet er sich brüsk ab und geht zur Tür hinaus, denn die Tränen strömen ihm über. „Que me *veut* cette musique", sagt er einmal, ganz erschrocken von der Musik. Er fühlt, sie *will* etwas von ihm, sie droht etwas aus ihm herauszuholen, das er nicht herzugeben geneigt ist; etwas, das er versteckt hat ganz unten im Geheimschrank der Gefühle, und nun quillt das auf in mächtiger Gärung und will die Brustwand sprengen. Irgendein Übergewaltiges, vor dessen Kraft und Übermaß er sich fürchtet, beginnt sich zu regen, widerwillig spürt er sich tief innen, ganz tief innen, von der Woge der Sinnlichkeit angefaßt und in gewaltige Strömung gerissen. Er aber haßt (oder er fürchtet) wahrscheinlich um eines nur ihm bekannten Übermaßes willen die eigene Sinnlichkeit: darum haßt er „*das*" Weib mit einem für einen gesunden Menschen unnatürlichen, anachoretischen Haß. „Unschädlich" erscheint die Frau ihm nur, „solange sie von den Aufgaben der Mutterschaft erfüllt ist, im Stande der Sittsamkeit oder in der Vénérabilité des Alters" — also jenseits der Geschlechtlichkeit, die er „als eine schwere Schuld des Leibes sein ganzes Leben empfunden hat". Das Weib wie die Musik bedeuten diesem Antigriechen, diesem künstlichen Christen, diesem Gewaltmönch das Böse schlechthin, weil sie durch Sinnlichkeit „von den uns angeborenen Eigenschaften des Mutes, der Entschlossenheit der Vernunft, des Gerechtigkeitsgefühls" ablenken, weil sie uns, wie Pater Tolstoi später predigt, „zur Sünde der Fleischlichkeit" führen. Beide, Musik und Weib „wollen etwas von ihm", das er sich herzugeben weigert; auch sie rühren an etwas Gefährliches, das er aufzuwecken fürchtet — und das zu erraten, gehört nicht viel Geist: an eine eigene ungeheuerliche Sinnlichkeit, die er in jahrelangem Kampf mit ungeheurer Kraft niedergedrosselt hat, ohne daß er sie ganz ertöten konnte, und die geduckt, geknechtet, niedergepeitscht in einem unsichtbaren Winkel seines Wesens mit zitternden Pranken liegt, bereit, jeden unbewachten Augenblick vorzubrechen. Musik — da lockert sich das Band des Willens: schon reckt das „Tier" sich auf. Die Frauen — schon röhrt das blutgierige Geheul der Meute und rüttelt an den eisernen Gitterstäben. Nur an Tolstois rasender Mönchsangst, an seinem zelotischen Schauer schon vor der gesund-heiteren, nackt-natürlichen Sinnlichkeit kann man die verborgen panische Männischkeit, die Tiermenschenbrunst in ihm ahnen, die in der Jugend sich ungehemmt brutal in wildesten Exzessen austobte — einen „unermüdlichen Hurer" nennt er sich zu Tschechow — um dann gewalttätig durch fünfzig Jahre in Ehelichkeit und Ethik vermauert zu bleiben — vermauert, aber nicht begraben; denn daß dieses Übergesunden Sinnlichkeit lebenslang ein Übermaß blieb, verrät nur eines: seine Angst, seine wüstenväterische, überchristliche, gewaltsam die Augen wegdrehende polternde Angst vor „dem Weibe", wie er sagt, vor der Versucherin, in Wahrheit aber vor dem eigenen und anscheinend maßlosen Gelüst.

Immer fühlt man das und überall: vor nichts fürchtet sich Tolstoi mehr als vor sich selbst, vor seiner Bärenkraft. Dem manchmal trunkenen Glück über seine Übergesundheit schattet unaufhaltsam ein Grauen vor dem Tierisch-Hemmungslosen der Sinne nach. Gewiß hat er sie gebändigt wie kein zweiter, aber er weiß: ein einziger unbewachter Augenblick, und die Bestien zerrissen ihre Kette; man

Digitized by Google

ist nicht ungestraft ein Russe, Volksmensch des Übermaßes, Fanatiker der Exzesse, Knecht der Extreme. Darum baut er sechzig Jahre lang ununterbrochen Stauwerke, ethische und hygienische, gegen ihre Überflut, darum beschäftigt er die Sinne, läßt sie auslaufen, gibt ihnen ungefährliche Spiele, Luftfutter und Lustfutter. Er rackert die Muskeln ab durch berserkerische Anstrengung mit Sense und Pflug, macht sie müde durch gymnastischen Sport, durch Schwimmen und Reiten; um sie zu entgiften, sie unschädlich zu machen, drängt er seine Kraftinstinkte aus dem privaten Leben hinaus in die Natur, und dort entströmt dann überschwenglich, was im Binnendasein der Wille energisch verhält. Seiner Leidenschaften Leidenschaft war darum die Jagd: da können alle Sinne sich ausschwelgen, die hellen wie die dunklen. Uralte Instinkte moskowitischer und vielleicht tartarischer Ahnen, kriegswilder, nomadischer Reitergeschlechter werden da dämonisch wach in seinem sonst niedergedämmten Blut: wieder erhebt die panische Sinnlichkeit ihr loderndes Haupt. Der vorapostolische Tolstoi berauscht sich am schweißigen Geruch der Pferde, an der Aufregung tollkühnen Reitens, des nervenspannenden Hetzens und Zielens, an der Angst sogar (unfaßbar dies für den späteren Mitleidsfanatiker) an der Qual des niedergerissenen, blutigen, mit brechenden Augen aufstarrenden Wildes. „Ich empfinde ein wahrhaftes Wonnegefühl bei dem Leiden des verendenden Tieres", gesteht er ein, als er einem Wolf mit wuchtigem Stockhieb den Schädel einschmettert, und an solchem blitzhaften Aufzucken der Blutlust ahnt man erst alle die brutalen Instinkte, die er ein Leben lang (außer in den tollwütigen Jahren der Jugend) in sich niedergebändigt hat. Unwillkürlich jucken ihm zur Zeit, da er aus moralischer Überzeugung der Jagd längst entsagt hat, noch immer die Hände, wenn er einen Hasen im Grunde aufspringen sieht; das Bluttier, das Instinktwesen rüttelt sofort an der Kette. Aber er zwingt diese wie jede andere Lust immer entschlossen nieder; schließlich begnügt seine sinnliche Freude am Körperlichen sich allmählich mit dem bloßen Anschauen und Nachbilden des Lebendigen — aber welch eine vehemente und wissende Freude noch immer! Wie sie zu wandern, zu strömen, zu greifen beginnen, seine spielfrohen Sinne, kaum er sie hinführt ins Freie der Natur, ein wie Geringes sie schon begeistern und entzünden kann! Ein gutes Lachen schiebt ihm jedesmal breit die Lippeu auseinander, wenn er an einem schönen Pferde vorbeikommt; beinahe wollüstig klopft und tätschelt er ihm den warmen seidigen Bug und läßt sich voll die pochende tierische Wärme in die Finger gleiten: alles voll Animalische begeistert ihn. Er kann stundenlang mit verzückten Augen den Tanz junger Mädchen nur um der Anmut der gelockerten Leiber willen betrachten, und wenn ihm ein schöner Mann, eine Frau begegnet, so bleibt er stehen, vergißt sich im Gespräch, nur um sie anzustaunen und begeistert auszurufen „Wie wunderbar ist es doch, wenn der Mensch schön ist!" Denn er liebt den Körper als das Gefäß des lebendigen Lebens, als fühlende Fläche des Lichts, als atmendes Organ der gewürzten, von tausenderlei Ursprung einströmende Luft, als Hülle des heiß strömenden Blutes, er liebt ihn in all warm wogender Fleischlichkeit als den Sinn und die Seele des Lebens.

Ja, er liebt als der leidenschaftlichste Animalist der Literatur den Körper, wie der Künstler sein Instrument; er liebt den Leib als die naturhafteste Form des

Digitized by Google

Menschen und sich selbst in seinem elementaren Körper mehr als in seiner brüchigen und doppelzüngigen Seele. Er liebt ihn in allen Formen und Zeiten von Anfang bis zu Ende, und sein erster Bewußtseinsbericht dieser auto-erotischen Leidenschaft reicht — kein Schreibfehler dies! — zurück bis in sein zweites Lebensjahr! In das zweite Lebensjahr — es will betont sein, damit man begreife, wie kieselhell und klar bei Tolstoi jede Erinnerung unter dem Geström der Zeit sichtbar bleibt. Während Goethe und Stendhal kaum bis zum siebenten oder achten Jahre sich deutlich besinnen, empfindet Tolstoi als Zweijähriger schon genau so komplex und mit genau so konzentrisch gesammelter Vielfalt aller Sinne wie der spätere Künstler. Man lese diese Schilderungen seines ersten Körperempfindens: „Ich sitze in einer Holzbadewanne, ganz eingehüllt in dem mir neuen, aber nicht unangenehmen Geruch einer Flüssigkeit, mit der man meinen Körper reibt. Es wird wohl Kleienwasser gewesen sein, das ich höchstwahrscheinlich bekam; die Neuheit des Eindrucks wirkt auf mich, und ich bemerke zum erstenmal wohlgefällig meinen kleinen Körper mit den vorne an der Brust sichtbaren Rippen und die glatten dunklen Wangen, die aufgesteckten Ärmel meiner Pflegerin und auch das warme dampfende Kleienwasser und seinen Geruch, am stärksten aber das Gefühl der Glätte, das die Wanne in mir hervorrief, so oft ich mit meiner kleinen Hand darüberfuhr."

Nun, dies gelesen habend, zerlege und ordne man diese Kindheitserinnerungen nach ihren sensuellen Zonen, um die universelle Wachheit aller Sinne richtig zu bestaunen, dank derer Tolstoi schon in der winzigen Larve des Kleinkindes die Umwelt konzentrisch erfaßt: er sieht die Wärterin, er riecht die Kleie, er unterscheidet schon den neuartigen Eindruck, er fühlt die Wärme des Wassers, er hört das Geräusch, er tastet die Glätte der Holzwand, und all diese gleichzeitigen Impressionen der verschiedenen Nervenstränge münden dann in die einmütig „wohlgefällige" Selbstbetrachtung des Körpers als der einzig fühlsamen Fläche aller Lebensstrahlung. Man sieht, wie früh hier Saugnäpfe der Sinne sich schon an das Dasein anklammern, wie mächtig und wie deutlich bewußt der vielfältige Eindrang der Welt bei dem Kind sich schon in deutliche Impressionen abgrenzt und mag nun ermessen, wie erst der Erwachsene, die Sinne mit Mark und Muskel strotzend erfüllt, die Wahrnehmungen durch Bewußtsein geschärft, die Nerven durch vitale Neugier gespannt, wie erst dieser wachgewachsene große Organismus jeden Eindruck subtilisieren und andererseits steigern wird. Da wird dies kleine spielhaft-kindische Wohlbehagen an dem winzigen Eigenleib in der engen Wanne sich notwendig ausweiten zu einer wilden und beinahe wütigen Daseinslust, die genau wie das Kind Außen und Innen, Welt und Ich, Natur und Leben vermengt in ein einziges hymnisches Rauschgefühl. Und tatsächlich, dieser Rausch der Identität mit dem All überkommt den erwachsenen Mann manchmal vollkommen als Trunkenheit; man lese nur, wie der schwere Mann manchmal sich aufhebt und hinausgeht in den Wald, die Welt anzublicken, die ihn ausgewählt hat unter Millionen, sie mächtiger und wissender zu fühlen als alle andern, wie er plötzlich mit ekstatischer Gebärde die Brust spannt und die Arme aus sich schleudert, als könnte er in der anbrausenden Luft das Unendliche fassen, das ihn innen bewegt; oder wie er, nicht minder erschüttert vom Winzigsten ebenso wie von der kosmischen Fülle der Natur, sich

Digitized by Google

niederbeugt, eine einzige zertretene Distel zärtlich geradezufalten oder das flirrende Spiel einer Libelle leidenschaftlich zu betrachten, um dann, von Freunden beobachtet, rasch sich seitlings zu wenden, damit die Träne sich nicht verrate, die ihm die Wange überströmt. Kein Dichter der Gegenwart, auch Walt Whitmann nicht, hat die physische Lust der irdischen, der fleischlichen Organe so stark empfunden, keiner so hell und wach zugleich die Weltkörperlichkeit der Natur schauend, tastend und spürend an sich gezogen wie dieser russische Mann mit seiner Sinnenbrünstigkeit Pans und der großen Allgegenwart eines antikischen Gottes. Und man begreift sein stolz-überschwengliches Wort: „Ich selbst bin Natur."

Unerschütterlich, selbst ein Weltall im Weltall, wurzelt also dieser russische weitwipflige Mann in seiner Erde: nichts, meint man, könnte darum seine mächtige Weltlichkeit erschüttern. Aber die Erde, sie selbst bebt manchmal, von Seismos berührt, und so taumelt manchmal, media in vita, mitten aus seiner Sicherheit Tolstoi empor. Mit einemmal wird sein Auge starr, die Sinne schwanken und greifen ins Leere. Denn irgend etwas ist in das Blickfeld getreten, das er nicht angreifen kann mit den Sinnen, etwas, das außen bleibt von der warmen Leibes- und Lebensfülle, etwas, das er nicht versteht, so sehr auch alle Nerven sich spannen — unfaßbar für ihn, den Sinnenmenschen, weil es nicht von dieser Erde ist, ein Stoff, den er nicht ansaugen und sich amalgamieren kann, etwas, das fremd hereinschattet hinter all dem Beglückenden und Sinnlich-Offenen, etwas, das verweigert, sich antasten, abwägen, einordnen zu lassen in das allzeit durstige Weltgefühl. Denn wie den Schreckgedanken des Todes, der plötzlich den runden Raum der Erscheinung zerschneidet, fassen, wie sich's ausdenken, daß diese strömenden atmenden Snne einmal stumm sein könnten und taub, die entfleischte Hand ohne Gefühl, daß dieser nackte gute Leib, jetzt noch durchwärmt vom Geström des Blutes, Wurmfraß werden könnte und steinkaltes Skelett? Wie, wenn das auch in ihn einbräche, heute oder morgen, dieses Nichts, dieses Schwarze, dieses Dahintersein, dieses nicht Abzuwehrende, wenn es einbräche das Unsinnlich-Gegenwärtige in ihn, den Vollsinnlichen, Übergesunden, der eben noch strotzt von Säften und Mächten? Immer wenn Tolstoi dieser Gedanke überfällt, stockt ihm das Blut. Die erste Begegnung geschieht dem Kinde: man führt ihn zur Leiche der Mutter, da liegt etwas kalt und starr, das gestern noch Leben war — achtzig Jahre lang kann er den Anblick nicht vergessen, den er damals noch nicht zu Gefühl und Gedanken formen kann. Aber einen Schrei stößt das fünfjährige Kind aus, einen entsetzten gellenden Schrei, und flüchtet in toller Panik aus dem Zimmer, und dieser Schreckensschrei birst bei jeder Berührung mit dem Eiskalten, dem Nichts aus seiner Brust. Immer fällt so stoßhaft, so erdrosselnd der Todesgedanke über ihn her, wie sein Bruder stirbt, sein Vater, seine Tante: immer fährt sie ihm kalt über das Genick, diese eisige Hand, und reißt ihm die Nerven durch.

1869, noch vor der Krise, aber nur knapp ihr voraus, schildert er das weiße Entsetzen, la blanche terreur, eines solchen Überfalls. „Ich versuchte mich niederzulegen, aber kaum hingestreckt, reißt mich ein Entsetzen wieder empor. Es ist eine Angst, eine Angst wie vor dem Erbrechen, irgend etwas zerreißt mein Dasein

Digitized by Google

in Stücke, ohne es aber ganz zu zerreißen. Ich versuche, noch einmal zu schlafen, aber der Schrecken war da, rotweiß, irgend etwas zerreißt in mir und hält mich dennoch zusammen." Das Furchtbare ist geschehen: ehe der Tod auch nur einen Finger in Tolstois Leib hat, vierzig Jahre vor seinem wirklichen Tode ist sein Vorgefühl schon in die Seele des Lebendigen gedrungen, nie mehr ganz zu verjagen. Große Angst sitzt nachts an seinem Bette, sie frißt an der Leber seiner Lebensfreude, sie hockt zwischen den Blättern seiner Bücher und zernagt die angefaulten schwarzen Gedanken. Und er verbraucht sich, es versteckt sich der riesige Mann hinter Bücher, hinter Kirchenmauern, hinter jeden Schutzwall des Geistes nur um den Gedanken nicht denken, das Gefühl nicht durchfühlen zu müssen, und denkt doch und fühlt doch mitten im Gesundsein nur das eine: Ich muß sterben, es gibt keine Flucht.

Man sieht: übermenschlich wie seine Vitalität ist Tolstois Todesangst. Zaghaft wäre es, sie noch Nervenfurcht zu nennen, vergleichbar etwa der neurasthenischen Phobie Allan Edgar Poes, dem mystischen Wollustgrauen eines Novalis, der melancholischen Überschattung Lenaus — nein, hier bricht ein ganz tierisch-nackter, ein barbarischer Terror heraus, ein krasses Entsetzen, ein Angstorkan, eine Panik des aufgeschmetterten Lebensinns. Nicht wie ein denkender Mensch, nicht wie ein mannhaft-heroischer Geist erschrickt Tolstoi vor dem Tode, sondern gleichsam von rotglühendem Eisen gebrandmarkt und nun ewig Sklave dieses Grauens, zuckt er auf, gell schreiend, unbeherrscht: seine Angst entlädt sich als durchaus bestialische, feig schlotternde Schreckexplosion, als Chok — die menschgewordene Urangst aller Kreatur, das toll aufschreiende Entsetzen ganzer Generationen in einer einzigen Seele. Aber gerade seine Übergesundheit erklärt und bedingt solche Überangst, denn Tolstoi wird vollkommen ungewarnt inmitten einer maßlosen Sicherheit überfallen; diesem moskowitischen Bären fehlt ja zwischen Tod und Leben jede Überleitung — der Tod ist für diesen elementar Gesunden absoluter Fremdstoff, indes für den mittleren Menschen sonst gewöhnlich sich eine zwischen Tod und Leben oft begangene Brücke spannt: die Krankheit. Die andern, die Durchschnittsfünfzigjährigen, haben alle oder die meisten schon ein Stück Tod in sich, sind ihm längst angewöhnt, sein Dasein ist ihnen kein vollkommenes Außen, keine Überraschung mehr: der Widersacher hat, oft von Kindheit her, schon die Hand in ihrem Leibe, und darum schauern sie nicht so unbeherrscht vor seinem ersten Griff. Ein Dostojewski etwa, der mit verbundenen Augen, der Salve gewärtig, am Pfahl gestanden und in epileptischen Krämpfen jede Woche hinschlägt, sieht als Leidgewöhnter dem Todesgedanken gefaßter ins Auge als der völlig Ahnungslose, der strotzend Gesunde: so fällt ihm auch der Schlagschatten jener vollkommen aufgelösten, beinahe schimpflichen Angst nicht so eisig ins Blut wie Tolstoi, der bei dem bloßen Worthauch, bei dem Anflug des Gedankens Tod schon zu zittern beginnt. Ihm, der nur in der Überfülle sein Ich, in dem „Trunkensein von Leben" das Leben einzig als vollwertig empfindet, bedeutete ja früher schon die leiseste Verminderung der Vitalität eine Art Krankheit; mit sechsunddreißig Jahren nennt er sich einen „alten Mann", er fühlt sich nur voll in der strotzenden Überfülle, darum trifft ihn auch diese neue Empfindung durch und durch wie ein Schuß.

Digitized by Google

Nur wer so vital das Dasein empfindet, kann so absolut komplementär das Nichtsein mit solcher Intensität fürchten, nur ein so ungeheures Maß von Gesundheit wird sich dermaßen vor der noch gewaltigeren Wirklichkeit des Todes entsetzen. Nur weil eine wahrhaft dämonische Lebenskraft gegen eine ebenso dämonische Todesangst sich hier aufreckt, entsteht gerade bei Tolstoi eine solche Gigantomachie zwischen Sein und Nichtsein, die größte vielleicht der Weltliterartur. Denn Riesennaturen leisten auch riesigen Widerstand: ein Herrenmensch, ein Willensathlet wie Tolstoi kapituliert nicht ohne weiteres vor dem Nichts oder sucht feiges Asyl hinter der Kirchentür — sofort nach dem ersten Chok rafft er sich auf, reißt die Muskeln zusammen, um den plötzlich aufgesprungenen Feind zu besiegen: nein, eine prallvolle Vitalität wie die seine gibt sich nicht kampflos besiegt. Kaum erholt von dem ersten Chok, verschanzt er sich in Philosophie, zieht die Brücken hoch und überschüttet den unsichtbaren Feind mit Katapulten aus dem Arsenal seiner Logik, um ihn wegzutreiben. Verachtung ist seine erste Gegenwehr: „Ich kann mich für den Tod nicht interessieren, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er, solange ich lebe, nicht existiert", philosophiert er frech, laut schreiend wie ein Kind im Wald, um seine Angst zu übersingen. Er nennt ihn „unglaubwürdig", behauptet hochfahrend, daß er „nicht den Tod fürchte, sondern nur die Todesfurcht", er versichert unablässig (durch dreißig Jahre!), daß er ihn nicht fürchte, nicht angstvoll an ihn denke — dem widerspricht aber allzu deutlich das Faktum, daß er von seinem fünfzigsten Jahr sich zwanghaft und unaufhörlich mit dem Tode beschäftigt und zwar nicht flüchtig bloß, sondern mit „aller Kraft der Seele". Aber er täuscht niemanden, nicht einmal sich selbst. Kein Zweifel: der Wall der seelisch-sinnlichen Sicherheit ist beim ersten Ansturm der Angstneurose schon durchbrochen, alle Nerven und Gedanken liegen seinem Zugriff bloß, Tolstoi kämpft nur mehr auf Trümmern seines einstigen Selbstvertrauens. Und je erbitterter er sich von der Zwangsvorstellung losreißen will, desto mehr wird er der unentrinnbaren Umklammerung gewahr. Er muß Schritt um Schritt rückweichend zugeben, daß der Tod nicht bloß „ein Gespenst" sei, „eine Vogelscheuche", sondern ein höchst respektabler Gegner, den man nicht niederkämpfen könne. Und so versucht Tolstoi, ob es nicht möglich wäre, auch innerhalb der unvermeidlichen Vergängnis noch weiter zu existieren und — da man gegen den Tod kämpfend nicht zu leben vermag: mit ihm zu leben.

Erst dank jener Erkenntnis, beginnt eine zweite und nun fruchtbare Phase Tolstois in seinem Verhältnis zum Tode. Er „sträubt sich nicht mehr" gegen sein Vorhandensein, er gibt sich nicht mehr dem Wahn hin, ihn mit Sophismen wegzuhalten oder kraft des Willens aus seiner Denkwelt ausschalten zu können — so versucht er ihn in sein Dasein einzuordnen, seinem Lebensgefühl zu amalgamieren, sich abzuhärten gegen das Unvermeidliche, sich an ihn zu gewöhnen. Der Tod ist unbesiegbar, das muß der Lebensriese zugeben, nicht aber die Angst vor dem Tode: so wendet er alle Kraft nun bloß gegen die Furcht. Wie jene spanischen Trappisten allnächtlich in Särgen schlafen, um voraus das Grauen in sich abzutöten, so übt Tolstoi in hartnäckigen täglichen Exerzitien des Willens sich autosuggestiv ein unablässiges Memento mori ein; er zwingt sich, unablässig an den

Digitized by Google

Tod zu denken, ohne vor ihm zu erschrecken. Jede Tagebuchnotiz beginnt mit den mystischen drei Buchstaben W. i. l. („Wenn ich lebe"), jeder Monat verzeichnet durch Jahre die Selbsterinnerung: „Ich nähere mich dem Tode." Oder er notiert: „Ich schreibe und denke, daß es möglich ist, ich werde morgen nicht mehr lebend sein. Jeden Tag suche ich mich dieser Gedanken vertrauter zu machen und gewöhne mich mehr und mehr an sie." Gewöhnung aber erledigt die Fremdheit, besiegt die Furcht — so wird in dreißig Jahren Widerstreit mit dem Tode aus dem Außensein ein Innensein, aus dem Feinde eine Art Freund. Tolstoi zieht die ursprüngliche Fremdsubstanz an sich, in sich herein, er macht den Tod zum vitalen Bestandteil seines Lebens und damit die ursprüngliche Angst „gleich Null" — ruhig, sogar gern, blickt der Weißgewordene und Weise dem einstigen Schreckbild ins Auge, „man braucht nicht über ihn nachzudenken, man muß ihn aber immer vor sich sehen. Das ganze Leben wird dann festlicher, wichtiger und wahrhaft fruchtbarer und freudiger". Aus der Not ist eine Tugend geworden — Tolstoi hat (ewige Rettung des Künstlers!) seine Angst überwunden, indem er sie objektiviert; er hat den Tod und die Todesangst von sich weg entfernt, indem er sie analysiert und in andere, in seine Geschöpfe hineingestaltet. So wird, was anfangs vernichtend schien, nur Vertiefung des Lebens und höchst unerwarteterweise die großartigste Steigerung seiner Kunst; denn seit er ihn sich zubestimmt fühlt, weiß er um den Tod: dank seiner angstvollen Durchforschung, des tausendmaligen Voraussterbens in der Phantasie, wird gerade dieser leidenschaftlichste Vitalist zum wissendsten Darsteller des Sterbens, zum Meister aller, die jemals den Tod gebildet. Angst, immer ist sie, die der Wirklichkeit vorauseilende, alle Möglichkeiten hastig durchfragende, sie, die phantasiebeflügelte, von allen Nerven durchgeisterte, immer ist sie ja schöpferischer als das stumme und dumpfe Gesundsein — wie aber erst eine so schauernde, panische, jahrzehntelang wache Urangst, der heilige Horror und Stupor eines Gewaltigen! Ihr zu Dank kennt er alle Symptome des leiblichen Verlöschens, jeden Zug, jedes Zeichen, das die Grabstichel des Thanatos einzeichnet in das vergehende Fleisch, jeden Schauer und Schreck der versinkenden Seele: mächtig fühlt sich der Künstler angerufen von dem eigenen Wissen und so wirft er das Sterben aus sich heraus in andere Gestalten, um es gleichsam lebendig noch zu erproben: das Sterben des Iwan Ilitsch mit seinem gräßlich heulenden „Ich will nicht", „Ich will nicht", das erbärmliche Verlöschen von Lewins Bruder, die vielfältigen Lebensloslösungen in den Romanen, die „Drei Tode" — all dieses hinabgebeugte Lauschen über den Rand scheinbar fremden Bewußtseins, Tolstois größte psychologische Leistungen, undenkbar wären sie ohne jenes katastrophale Erschüttertsein, dieser Durch-und-durch-Aufgewühltheit selbst erlittener Angst, ohne diesen neuen wachsam-mißtrauischen, überweltlichen Schauer; nur im Kontrast zur unerschöpflichen Lichtquelle einer abgeblendeten Gesundheit konnte mit solcher Schärfe sich der feinste Gedankenschatten, die geringste physische Veränderung des Übergangs abzeichnen, nur eine so unvergleichlich vom Schrecken bis in Atome zerbrochene Kraft noch so in jeder Einzelheit beben von Willen zur Wachheit. Mitfühlen setzt immer Fühlen voraus — Wissen um andere, was ist es im letzten als gesteigerte

Digitized by Google

Neugier um das eigene Schicksal —, so mußte Tolstoi, um diese hundert Tode zu schildern, hundertmal ihn in der zerrütteten Seele vorgelebt, nachgelebt, mitgelebt haben. Gerade das scheinbar Sinnlose der plötzlichen Daseinsverdunklung entzündet also dem Künstler Tolstoi einen neuen Sinn, und nur die vorahnende Angst hat seine Kunst vom Flächigen, vom bloßen Anschauen und Abmalen der Realität in die Tiefe des Wissens getrieben; nur sie hat ihm nach rubens-sinnlicher Wirklichkeitsfülle auch dies von innen vorbrechende, gleichsam metaphysische Rembrandt-Licht inmitten der tragischen Verschattung gelehrt. Einzig, weil Tolstoi den Tod vehementer als alle inmitten des Lebens erlebt, hat er ihn wie kein Zweiter für uns alle lebendig gemacht.

Jede Krise ist ein Geschenk des Schicksals an den schaffenden Menschen: so entsteht, genau wie in Tolstois Kunst, auch in seiner weltgeistigen Haltung schließlich ein neues und höheres Gleichmaß. Die Gegensätze durchdringen einander, der furchtbare Streit der Lebenslust mit ihrem tragischen Widerpart weicht einer weisen und harmonischen Verständigung: das langsam erlöschende Leben und der näher schattende Tod, sie verfluten schön und schöpferisch Welle in Welle in der heroischen Dämmerung seiner Altersjahre. Ganz im Sinne Spinozas ruht das endlich beruhigte Gefühl in reiner Schwebe zwischen Furcht und Hoffnung der letzten Stunde: „Es ist nicht gut, sich vor dem Tod zu fürchten; es ist nicht gut, ihn zu wünschen. Man muß den Wagbalken so stellen, daß der Zeiger gerade steht und keine Schale überwiegt: das sind die besten Bedingungen des Lebens."

Die tragische Dissonanz ist endlich harmonisiert. Der Greis Tolstoi hat keinen Haß mehr wider den Tod und keine Ungeduld ihm entgegen, er flieht ihn nicht mehr, er denkt ihn nicht mehr: er träumt ihn bloß in linden Meditationen, wie ein Künstler ahnend plant an unsichtbar schon gegenwärtigem Werke. Und gerade die letzte lang gefürchtete Stunde schenkt ihm vollendete Gestaltung: ein Sterben, groß wie sein Leben, das Werk seiner Werke.

Digitized by Google

Der Paranoiker. Eine Psychographie.

Von Paul Plaut, Berlin.

Digitized by Google

Albert Moll

als nachträgliche Gabe zu seinem 65. Geburtstage.

Digitized by Google

Obwohl das charakterologische Bild des „Verrückten", des Paranoikers, dem Laien am geläufigsten, seine Symptomatologie ohne weiteres zugänglich zu sein scheint, so haben wir es doch gerade hier mit einem Symptomenkomplex zu tun, der durchaus nicht so eindeutig bestimmbar und auf eine einheitliche Formel zu bringen ist. Sehen wir von der Deutung der verschiedenen, hier in Frage kommenden Krankheitsformen ab und beschränken wir uns auf die Elemente des paranoischen Typus, die charakterologisch und auch symptomatologisch am wichtigsten und interessantesten sind, ergibt sich folgendes.

Kraepelin[1]) gibt für die Paranoia die klassisch gewordene Definition: „Die aus inneren Ursachen erfolgende, schleichende Entwicklung eines dauernden, unerschütterlichen Wahnsystems ..., das mit vollkommener Erhaltung der Klarheit und Ordnung im Denken, Wollen und Handeln einhergeht. Hierbei pflegt sich jene tiefgreifende Umwandlung der gesamten Lebensanschauung, jene Verrückung des Standpunktes gegenüber der Umwelt zu vollziehen, die man mit dem Namen der „Verrücktheit" zu kennzeichnen wünschte." Mit dieser Definition sind die wesentlichsten Züge der Paranoia wiedergegeben, denn das Krankheitsbild als solches ist außerordentlich monoton; ein ständiger Wechsel derselben Züge, fast ohne jegliche grundsätzliche neue Variation, aber vielleicht gerade deshalb wegen der erhaltenen Klarheit im Denken, Wollen und Handeln von einer tiefgehenden Tragik. Wahrnehmung und Auffassung leiden nicht, das Gedächtnis ist erhalten, oft erstaunlich gut, wenn sich auch nicht selten Erinnerungstäuschungen einschleichen; intellektuelle Fähigkeiten finden in ruhigen, ungestörten Zeiten ihr normales Betätigungsfeld, die Affektivität „erscheint für die direkte Beobachtung primär normal" (Bleuler)[2]). Dazwischen aber schaltet sich der krankhafte Motor, der nicht etwa diese normalen Momente vernichtet, sondern sie nur umbiegt und verschiebt, ja, der, wie es scheinen will, sich gerade der Klarheit des logischen Denkens bedient, um der „Verrückung" und Abwegigkeit die Schranken zu öffnen.

Dieser Motor ist das Wahnsystem, das eigentliche und entscheidende Charakteristikum der Paranoia. Irgendeine Idee, meist der Gedanke, von Feinden verfolgt und gehetzt zu werden, beherrscht den Kranken: der Wahn fußt so stark in ihm, daß er ihn nicht nur nicht abschütteln kann, sondern daß er ihn zum Angelpunkt seines ganzen Fühlens, Wollens, Handelns und vor allen Dingen seines logischen

[1]) Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. 8. Aufl., Leipzig 1915, Bd. IV, S. 1713.

[2]) Lehrbuch der Psychiatrie. 2. Aufl., Berlin, 1918, S. 416.

Digitized by Google

Denkens macht. Trefflich hat dies Jaspers[1]) wiedergegeben, wenn er sagt: „Volle Differenziertheit, scharfe Kritik, hervorragende Denkfähigkeit hindern nicht seine Überzeugungen vom Inhalt der Wahnideen. Er hat gewisse Erlebnisse gehabt (eines der Kriterien, weshalb wir hier von echten Wahnideen sprechen), die für ihn den vollen oder einen noch größeren Wert als die Erfahrung besitzen. Er hat diese mit der übrigen Erfahrung verarbeitet und mit allem Ernste, tiefer Ergriffenheit sein Wahnsystem erworben, das er konstant festhält. Ihm fehlen durchaus nicht die Gegenvorstellungen. Er weist sie aber mit Kritik ab. Ihm fehlt nicht die Differenziertheit, die verschiedene Quellen unseres Wissens unterscheidet. Er pocht aber auf seine Quelle, mag sie nun übersinnlich sein oder natürlich." So ist es also die Logik, die letzten Endes das Wahn- und Krankheitsbild beherrscht: sie ist es vielleicht, die gerade das Charakterologische des echten Paranoikers so armselig monoton macht, und dies bei einem „sonstigen" Persönlichkeitsbilde derselben Person, das unvereinbar mit der doch immer endgültigen Flucht in das Wahnsystem zu sein scheint. Wenn der Begriff der „Spaltung der Persönlichkeit" nicht zu einem oft nichtssagenden Schlagwort geworden wäre, könnte man beim Paranoiker geneigt sein, von einer solchen Persönlichkeitsspaltung zu sprechen, grade dort, wo wir es mit geistig hochstehenden Menschen, wie in unserem Falle, zu tun haben.

Wenn wir im folgenden die ausführliche Psychographie eines Paranoikers wiedergeben, und zwar unverändert bis auf wenige stilistische Korrekturen (eines Ausländers), so glauben wir nicht, dem Bilde der Paranoia selber irgendwelche neuen Seiten abgewinnen zu können, sondern im Gegenteil: grade weil sich immer wieder dasselbe stereotype Bild zeigt, hielten wir eine derartig ausführliche und instruktive Schilderung für wertvoll, da wir in der Literatur vergeblich danach suchen.

„In diesem Cursus vitae werde ich mit dem Jahre 1918/19 anfangen. Von meiner Kindheit bemerke ich nur, daß ich eine schwere Jugend voller Krankheiten durchgemacht habe. Schon meine Mutter war eine etwas schwächliche und sehr ängstliche Natur, und ich konnte nie von ihrer Hand fort. Ich litt viel unter Magenkrankheiten, hatte mit etwa 8 Jahren die spinale Kinderlähmung, mit 13 Jahren Blinddarmentzündung mit Bauchfellentzündung, mit 14 Jahren zweimal Gelbsucht und lag jedesmal im Krankenhaus. Meine ganze Kindheit und Jugend war sehr einsam; meine größte Freude fand ich beim stillen Studium. Als ich mit 12 Jahren zum Konfirmandenunterricht kam, erwachte in mir eine starke Neigung zum Religiösen, die sich durch mein ganzes weiteres Leben stärker entfaltet hat vom Heritizismus, Historizismus, Rationalismus bis zum philosophischen Ausbau in der Metaphysik und zum platonisch gestalteten Mystizismus. Meine Jugendjahre von 15 bis 21 Jahren waren die glücklichsten. Auf der Schule machte ich immer gute Fortschritte; mit meinen Mitschülern ging es mir nie besonders gut, da ich sehr scheu und zurückhaltend war und mich immer ängstlich unter den nichtintellektuellen Schülern fühlte. Ich hatte auch etwas vom „goody-goody" in meiner Natur und erregte so viel Spott.

[1]) Allgemeine Psychopathologie. 2. Aufl., Berlin 1920, S. 104.

Digitized by Google

Auf der Universität konnte ich durch fleißige vierjährige Arbeit das Bakkalaureat ablegen, und im Jahre 1917/18 schrieb ich meine Doktordissertation. Während meiner Studentenzeit wohnte ich bei meinen Eltern, etwa eine Stunde von der Universität entfernt. Am Sport oder am gesellschaftlichen Verkehr nahm ich nicht teil, sondern hielt mich streng an die Arbeit und führte ein zurückgezogenes Leben.

Als ich meine Arbeit an der Universität vollendet hatte, wurde ich als der hervorragendste Schüler meiner Klasse, von 1000 Kandidaten meiner Fakultät, ausgezeichnet und erhielt die dafür bestimmte Goldene Medaille, die mir im „Griechischen Theater" öffentlich vor 8—10000 Menschen überreicht wurde. Natürlich wurde ich in allen Zeitungen groß und breit beschrieben und war plötzlich in meiner Universitätsstadt und sonst eine berühmte Figur. Ich hatte sofort ein unangenehmes Gefühl, und schon wenige Tage später konnte ich nur schwer auf die Straße gehen; denn alle Leute sprachen über mich und zeigten auf mich. Nun hörte ich auch, was die Leute sagten: „Das hätte er nicht haben sollen — er hat es nicht verdient — er war nicht besonders hervorragend — er wird doch nie etwas leisten — man wird nie wieder von ihm hören" usw. Dann spotteten auch meine Feinde über mich, und an der Universität fühlte ich mich nicht mehr wohl.

Zu derselben Zeit hatte uns der Krieg in größte Aufregung gebracht, die Rüstungen gingen immer weiter. Die Kriegsjahre sind im tiefsten Sinne die Ursache für mein ganzes bitteres Leiden. Ich war von Beginn des Krieges an in größter Aufregung; von Natur aus Pazifist und gegen jeden Kriegsgedanken, steigerte sich meine Angst ins Unendliche. Niemals war ich vom Elternhause fort, und nicht nur der schreckliche Kriegsgedanke, sondern auch die Angst vor den Menschenmassen machte mir diese Zeit zu einem wirklichen Schrecken. Die Kriegspsychose, die bei mir ausbrach, hat noch lange nach dem Kriege angehalten und noch andere Formen angenommen.

Wegen meiner Sprachkenntnisse bemühte ich mich um einen Bureauposten in der Armee, wurde aber wegen Herz- und Sehschwäche nicht angenommen. Als dann der Militärzwang wenige Monate später durchgeführt wurde, geriet ich in solche Angst, daß bei mir eine Hysterie einsetzte. Später, nach meinem Examen, habe ich geglaubt, daß ich simuliert hätte. Ich hatte das Gefühl, daß alle Leute sagten, ich wäre meinem Vaterlande untreu, und mein deutscher Name machte mich darin noch empfindlicher. Im Grunde gegen den Krieg und voller Angst, wollte ich, von meinen Eltern hingerissen, doch noch etwas für mein Vaterland tun; aber zwischen beiden Impulsen wurde ich zerrissen. Ich versuchte, bei der Marine anzukommen; ich brachte soviel Mut auf, mit meinem Freunde nach Washington zu fahren, wo ich nach langem Warten am 9. November 1918 Leutnant im Generalstab wurde. Da am 11. November der Waffenstillstand eintrat, wußte ich nicht, ob ich die Stellung antreten sollte. In meiner Angst, von Hause wegzubleiben, da der Krieg vorbei war, sprang ich sofort in den ersten Zug und fuhr nach Haus. Sofort stieg in mir die Angst auf, man könnte mir nachkommen und mich vor ein Kriegsgericht stellen.

Zu Haus ging es mir noch schlimmer. Nach Weihnachten 1918 überfielen mich die schlimmsten Angstgefühle, und im Februar 1919 kam die Krisis. Ich hörte

Digitized by Google

auf einmal alle Leute über mich schimpfen und sagen, ich käme ins Gefängnis. Ich wurde hysterisch und kam zu einem Vetter ins Sanatorium, das dieser leitete. Hier wurde mein Zustand noch schlimmer. Jede Stunde wartete ich, daß man mich abholen würde; ich konnte nicht einmal in den Garten des Sanatoriums oder auf die Landstraße gehen, ohne daß mir nicht Detektive in Autos nachfolgten. Immer folgte mir ein Auto, wohin ich auch ging; es war nicht zu vermeiden. Unglücklicherweise hatte ich auch nicht die richtige ärztliche Behandlung. Man riet mir, aufs Land zu gehen. Nach Haus konnte ich nicht zurück, da ich Angst vor den Leuten hatte, die unter uns und in den Nebenhäusern wohnten. Ich hatte solche Angst, daß ich nie wieder in diese Wohnung gehen konnte. Vom Sanatorium kam ich zu einem Freunde nach X, meiner Heimat; aber es wurde nicht besser, und ich konnte kaum das Haus verlassen. Endlich brachte man mich aufs Land. Hier bekam ich plötzlich einen anonymen Brief, mit Bleistift geschrieben, durch die Post übersandt; man drohte mir mit Anklage, Gefängnis usw. Ich floh sofort nach X zurück und versteckte mich bei meiner Tante. Hier blieb ich fast fünf Monate, ohne daß es besser wurde. Schließlich mußten meine Eltern ihre Wohnung wechseln, um zu sehen, ob ich in einer neuen Wohnung nicht bei ihnen bleiben konnte. Ich ging auch nach Haus, aber auch in der neuen Wohnung wurde es nicht besser, da die Leute unter uns sofort schimpften. Ich horchte an den Wänden, legte mich stundenlang auf den Boden und hörte die Unterhaltung über mich. Nach sieben Monaten bat ich meine Eltern, mich nach N. gehen zu lassen. Obwohl ich nicht glaubte, daß meine Eltern das tun würden, konnte ich doch abreisen. Nach schwieriger Reise kam ich dort an und ging auf die Universität. Hier verbrachte ich die Zeit von 1919 bis Juni 1920, und widmete mich der Philosophie. Bei mir wohnte einer meiner liebsten Freunde, der mir während dieser Zeit viel half. Ich mußte schwer arbeiten, und trotzdem kamen und gingen die geistigen Störungen. Manchmal konnte ich tagelang nicht fortgehen, und dann kamen auch Verfolgungs-Ideen. Ende des Jahres 1920 bestimmte die Fakultät, daß ich zu Studienzwecken nach Europa, besonders nach Belgien gehen sollte.

Im Juni 1920 ging ich zu kurzem Besuche zu meinen Eltern, wurde aber gleich wieder gestört; aber da ich im Juli nach Europa reiste, kam es nicht zur Krisis. Ich fürchtete aber, daß man mich nicht auf den Dampfer lassen würde. Ich kam nach England und ging von da aus nach Paris. Hier traf mich nun ein Erlebnis, das mein ganzes Leben verbittert und mein Herz zerbrochen hat.

Als ich — jetzt vor fünf Jahren — in Paris war, traf ich eines Abends auf einem Spaziergange eine schöne, junge Dame. Sie nahm mich beim Arm und bat mich, mit ihr zusammen spazierenzugehen, sie wollte mir die Stadt zeigen. Ich war unerfahren und unschuldig wie ein Kind in diesen Dingen, obwohl meine Eltern während meiner letzten Krankheit im vergangenen Jahre meinten, es käme von sexuellen Ursachen, und mir rieten, mich auszuleben. Ich habe das nie getan, da ich seit meiner Kindheit sehr puritanisch war und mich überhaupt von Frauen fern hielt, obwohl ich sehr spät, vielleicht nie über diese Dinge Klarheit erhielt. Bei meiner empfindlichen Natur in ethischen Dingen und meiner ganzen religiösen Geistesart war ja die Keuschheit der größte Schatz.

Digitized by Google

Es ist mir unerklärlich, aber meine Sinne packten und überwältigten mich dieses eine Mal im Leben, daß ich den Verlockungen dieser Frau unterlag. Ich hatte schon während der „Erfahrung" den allerstärksten Ekel und Unlustgefühle. Am schlimmsten aber war es auf dem Heimweg und als ich meine Zimmertür hinter mir schloß. Ich hatte so viel verloren, meinen großen Schatz; ich fand mich so verstockt, daß ich nicht beten konnte. Dazu kam ein starkes Angstgefühl, jemand hätte mich vielleicht gesehen. Sofort machte ich mich auf und verließ Paris. Als ich in Basel, direkt von Paris aus, ankam, war es grade Bet- und Bußtag. Wie weinte ich, als ich im Münster das feierliche Abendmahl sah. Aber ich war innerlich verstockt. Von hier ging ich über Deutschland nach Belgien, wo ich acht Monate in einer stillen katholischen Universitätstadt weilte. Während dieser Zeit war ich für kurze Zeit in Italien und Paris, wo ich aber nur einen Tag bleiben konnte. In Belgien setzte ich meine philosophischen und theologischen Studien fort und baute mir das Fundament zu einem neuen geistigen Leben. Über meinen Fall trauerte ich immer noch und hatte stets Angst, in Paris erkannt worden zu sein. Aber mit der Zeit überwand ich den Vorfall und fand neuen Frieden in Gott. Mein ganzes religiöses Leben wurde in dieser Zeit so stark, daß ich schon daran dachte, die Wissenschaft zu lassen und Pfarrer zu werden. So hatte ich schöne Monate, wenn auch bisweilen etwas Sorge wegen der alten Kriegsgeschichte, besonders wenn ich amerikanische Zeitungen las. Im Spätfrühling erkankte ich an Grippe und Mittelohrentzündung und litt besonders unter Kopfdruck. Durch die Erzählerei und Suggestion eines anderen Studenten wurde ich plötzlich in die größte Aufregung versetzt: der Kopfdruck, das Ohrenleiden, die Halsbeschwerden könnten eine Folge des sexuellen Erlebnisses sein. Ich eilte sofort nach Deutschland, wo ich drei Spezialisten nacheinander aufsuchte; auch die Wassermannsche Reaktion ließ ich machen. Obwohl alle drei zu demselben Resultat kamen, daß keinerlei Symptome einer Geschlechtskrankheit vorlagen, war ich doch immer in Angst.

Im August 1921 verließ ich Europa und ging wieder an meine alte Universität in Amerika zurück, wo ich Assistent der Philosophie wurde und Vorlesungen hielt. Vom September bis Weihnachten ging es trotz großer Schwierigkeiten. Die Schüler lachten mich aus, meinten, ich wäre kein guter Lehrer usw. So wurde es mir immer schwerer, den Vorlesungsraum zu betreten. Ende März 1922 brach plötzlich die alte Kriegsgeschichte wieder aus; ich wurde von der Polizei und Detektiven verfolgt, und innerhalb von 24 Stunden sprang ich, ohne von den Professoren und Freunden Abschied zu nehmen, meine Arbeit und Schüler im Stich lassend, in den Zug nach . . . , eine Fahrt von fünf Tagen. Diese Eisenbahnfahrt war grausam. In dem Zuge fuhr meinetwegen ein Detektiv, der mich immerfort beobachtete und auch mit anderen davon sprach, daß ich jetzt vor Gericht und ins Gefängnis käme. Auf allen Eisenbahnstationen paßten immer Polizeibeamte auf, daß ich nicht ausstiege. Als ich schließlich in . . . ankam, war ich in größter Angst, ob man mich festnehmen würde, bevor ich das Haus meiner Eltern betrat. Ich ging sofort zu Bett, um drei bis vier Wochen nicht aufzustehen. Man holte einen Arzt, der mir aber wenig half. Zweieinhalb Monate verließ ich nicht das Haus, bis ich zu meiner Tante floh. Zu Haus schimpften unter uns die Leute über mich und sprachen über meine künftigen

Digitized by Google

Schrecken. Ich legte mich auf den Boden, hörte den Unterhaltungen zu, horchte an den Wänden und Türen. Bei meiner Tante ging es etwas besser, aber auch hier konnte ich das Haus nicht verlassen. Endlich kam ich in die Hände eines Psychiaters. Er half mir während zwei bis drei Monaten und meinte, ich müßte wegen Paranoia in seine Anstalt, wenn ich nicht von meiner Angst vor der Polizei loskäme. Man riet mir, zu einem Richter zu gehen und mit ihm zu sprechen — aber ich hatte zu große Angst. Nach einer Leidenszeit von fünf Monaten, in denen ich bei hellem Tage nicht auf die Straße und zu meinen Eltern gehen konnte, riet mir der Arzt, ich müßte zu meiner Universitätsarbeit zurückkehren. Ich glaubte, nie dorthin kommen zu können, aber merkwürdigerweise passierte mir auf der Fahrt nichts.

In ... wurde ich in dem Hause eines Arztes aufgenommen, da ich mich allein in der Fremde immer ängstlich und unglücklich fühlte. In diesem Winter von 1921 ging es mir recht gut, obwohl mich auch hier dann und wann schwache Tage der Angst überkamen, sonst aber lachte ich über mich. Ein Freund, ein Professor der Philosophie, hielt ein Kolleg über Spinoza, an dem nur zwei Teilnehmer waren, und er bat mich, daran teilzunehmen. Unter den Teilnehmern befand sich eine höchst edle, junge Dame, die mir vom ersten Tage an Herzenssorgen machte. Aber ich konnte nicht mit ihr sprechen und mied sie. Mein Freund meinte, ich müßte zu der Dame freundlich sein, da sie zu mir paßte, zumal sie auch eine Philosophin wäre. An einem Regentage sprach die Dame zum ersten Male mit mir und bot mir ihren Schirm an. Ich begleitete sie nach Hause, bis ich sie zweimal in der Woche nach Hause begleiten mußte und sie mich dann zu sich einlud. Endlich meinte mein Freund, ich müßte sie zum Theater einladen. Das konnte ich aber nicht. Mein Freund riet mir, zur Übung einen Brief zu schreiben, und er diktierte mir den Brief, der nur zur Übung sein sollte. Ich meinte, ich müßte erst meinen Arzt fragen, ob ich solche Einladung schreiben dürfte, aber da der Brief einmal geschrieben war, warf ihn mein Freund einfach in den Briefkasten. Ich war natürlich sehr gespannt und ängstlich und erwartete eine Ablehnung und Unfreundlichkeit. Aber die junge Dame nahm die Einladung an, und das war der Anfang einer Reihe gesellschaftlicher Unternehmungen.

Während drei bis vier Monaten wurde meine Liebe sehr tief zu dieser Frau, daß mein ganzes Wesen an ihr hing. Da der Semesterschluß nahte, rieten mir meine Freunde zur Verlobung. Ich wollte es, hatte aber Angst. Meine Bekannten meinten auch, ich müßte mich eilen, da ich einen Konkurrenten hätte. Nun setzte einer meiner Freunde einen Tag fest, an dem ich und meine Freundin zum Meeresstrand fahren sollten, um hier die Verlobung zustande zu bringen. Wir hatten einen wunderschönen Tag und blieben zum Abend am Meer. Eins war mir klar, daß die Dame erwartete, daß ich die große Frage an sie richtete, aber ich konnte es nicht. Ich trug einen neuen Brillantring an meinem Finger, ganz dem ähnlich, den meine Freundin trug. Ich sah die Tränen, als sie diesen Ring sah, aber ich konnte mich nicht entschließen und wollte meinen Entschluß um eine Woche verschieben. Wir gingen nach Haus, und ich bat, in der nächsten Woche mit ihr wieder einen Ausflug machen zu dürfen. Als ich nach Haus zu meinen Freunden kam, waren sie sehr enttäuscht und meinten, ich würde nun verlieren und der Konkurrent

Digitized by Google

siegen. Es war gerade Examenszeit, und so gingen zehn Tage herum. Plötzlich konnte meine Freundin nicht mehr mit mir einen Ausflug machen; ich erhielt einen Brief, daß sie zu ihrem Verlobten nach einer anderen Universität abreisen müßte. Nun brach ich zusammen und wurde hysterisch — ich weiß nicht — man legte mich ins Bett. Innerhalb von 24 Stunden brach wieder die alte Kriegs- und Polizeigeschichte los. Ich sagte mir: Das müßte es sein — die junge Dame hat das erfahren, sie wollte nichts mehr mit mir zu tun haben, und nun würde alles vor Gericht kommen. Ich erzählte meinem Freunde von meiner Angst und wurde zu einem Psychiater gebracht, der mir riet, in ein Sanatorium zu gehen. Aber mein Freund, der ebenfalls Arzt war, meinte, er wollte versuchen, mir in seinem eignen Hause zu helfen, und so verbrachte ich mit ihm drei Monate zusammen, Tag für Tag. Alles, was er versuchte, half nichts. Monatelang konnte ich nicht ausgehen, da ich Angst hatte, es könnte mir etwas passieren. Auch nachdem ein anderer bekannter Psychiater konsultiert wurde, ging es mir nicht besser. Arbeiten konnte ich nicht, da ich mich nicht konzentrieren konnte; in diesen Monaten schlug ich kein Buch auf.

Mein Leben wurde nun ein zielloses Wandern, und meine ganze Persönlichkeit zersplitterte sich. Während dieses Wanderns traf mich ein weiteres Unglück, das mir auch heute noch unverständlich geblieben ist. Eines Abends lächelte mich auf einem Spaziergang eine ältere Dame an, die an einer Ecke stand, und ich lief ohne weiteres auf sie zu und stand dann in Aufregung und sprachlos vor ihr. Sie fragte mich, was ich wollte, und ich konnte in meiner Angst nichts tun als davonzulaufen. Schon nach zwei Tagen wußte die ganze Universität und die ganze Stadt davon, und es war davon die Rede, ob man mich nicht anklagen sollte. Ich dachte sicher, man würde mich von der Universität davonjagen. Man muß, um die Sachlage überhaupt zu verstehen, wissen, daß meine Heimat und besonders meine Universität das Zentrum des Puritanismus sind, wo solche Dinge der strengsten Zensur unterworfen sind. Ich selber bin meiner Veranlagung nach von Jugend auf — trotz meines einen Fehltrittes — ganz puritanisch und sehe in sexuellen Mißhandlungen heute mehr denn je den größten Schmutz. Als Philosoph und Prediger der Ethik und Moral und bei meiner religiösen Richtung und Stimmung war mir nun das Geschwätz über mich so schmerzlich, daß ich hier nicht länger bleiben konnte. Überall und jedermann lachte über mich; man machte mir mein Leben unmöglich. Man sagte, ich suchte immer Frauen usw. Zu meinen Eltern konnte ich wegen der Dinge an der Heimatsuniversität nicht gehen, und hier konnte ich nicht bleiben. Nun bat mich unsere philosophische Fakultät, es noch einmal zu probieren; ich sollte noch das Doktorexamen machen, und dann würde sich schon Rat finden. Einen Monat sperrte ich mich in einem Zimmer ein, Mahlzeiten wurden mir gebracht, und ohne von Menschen gestört zu werden, arbeitete ich Tag und Nacht. Ich bestand das Examen; die Fakultät bezeichnete es als die bedeutendste Leistung seit vielen Jahren und ernannte mich zum „Travellor Fellow“ und gab mir den Auftrag, nach Europa zu reisen.

Die Reise nach Europa war schwer; im Zuge lachten die Leute über mich, und auf dem Dampfer war es noch schlimmer. Nach dem ersten Tage konnte ich, da

Digitized by Google

die Leute im Speisesaal und auf Deck mich auslachten und verspotteten, nicht mehr aus der Kabine. Obwohl ich nicht seekrank war, blieb ich sieben Tage im Bett. Als der Dampfer in England ankam, hatte ich die größte Angst, man würde mich wegen der alten Kriegsgeschichte nicht aussteigen lassen und mich nach Amerika zurückschicken. Ich stieg als letzter aus, und als man noch Fragen an mich richtete, wurde ich sehr unruhig. Nach der Landung fuhr ich mit dem Nachtzuge direkt nach ... Hier wohnte ich in einem Hause, das mir von einem Freunde empfohlen war. In den ersten drei Wochen ging es noch, aber ich bekam die Grippe, und das Haus war sehr kalt und das Essen besonders schlecht. Man riet mir zu einer neuen Wohnung. In der Zeitung las ich in einem Inserat von einem Zimmer, das in der Nähe lag und besonders gut schien. Ich schrieb an die Leute, und als ich die Wohnung sah und mit der Dame sprach, schien mir alles in Ordnung zu sein. Ihr Gesicht war geschminkt; sie lachte, als sie mir erzählte, ihr Mann sei gestorben, und andere Bemerkungen über das Leben im Hause erschienen mir fraglich. Sie erzählte mir auch, in ihrem Hause wohne ein Rechtsanwalt (die ich nicht gern mag) aus meiner heimatlichen Universität. Ich wurde mit ihm bekannt; er schien mir ein netter Mann zu sein, und ich fragte ihn über das Haus. Nun kam auch die Tochter des Hauses, ebenfalls mit stark geschminktem Gesicht und rollenden Augen. Ich erfuhr später, daß die Dame verheiratet sei, aber daß die Eheleute Streit gehabt hätten und getrennt lebten. Der Rechtsanwalt riet mir, ein- bis zweimal zum Abendessen zu kommen, um es auszuprobieren. Ich ging auch hin und fand alles gut. Nun hatte ich einen bösen Husten, und da auch im Hause ein Kranker war, bat mich die Dame, zu ihr zu kommen; sie würde mich behandeln. Das gefiel mir gar nicht von einer fremden Person. Auch sagte sie, wenn es mir in meiner jetzigen Wohnung nicht gefiele, so sollte ich, wenn ich wollte, für eine oder ein paar Nächte herüberkommen. Das alles machte mich ängstlich, und außer zu einer Einladung zum Tee, wo keiner von der Familie anwesend war, bin ich nur einmal eine halbe Stunde nachmittags hingegangen, um das Zimmer, das bis dahin besetzt war und nun frei wurde, zu sehen. Ich mußte es aus Höflichkeit besichtigen, dachte aber wegen meiner Angst nicht daran, es zu mieten.

Ich hörte nichts weiter von den Leuten, bis ich plötzlich zu Weihnachten eine Einladung zum Abendessen bekam. Ich wollte nicht hingehen, konnte aber wegen des dort wohnenden Landsmannes nicht grob ablehnen. Ich ging nachmittags um 4 Uhr hin und wollte dann um 6 Uhr in die Kirche und nach Hause, aber man hielt mich, und ich mußte zum Essen bleiben. Es waren etwa zehn Herren und zwei Damen anwesend, und während des Tischgesprächs konnte ich die Gesellschaft leichter analysieren. Ich hörte, daß man im Hause bei offenen Türen schliefe, und ich fühlte mich ganz verletzt. Meine Angst wurde sehr groß. Wenn es ein schlechtes Haus war, würde das sofort meiner Universität gemeldet und ich hinausgeworfen werden. Ich verabschiedete mich, ging nach Hause und schlief die ganze Nacht nicht. Meine Angst und Aufregung wurden größer, als ich über meine Lage nachdachte. Wenn diese Leute von meinen Geschichten in Amerika hörten, so würden sie sagen, ich hätte etwas gemacht. Bald konnte ich nicht mehr ausgehen. Überall lachte man über mich, und ich dachte, man sagte, ich hätte Ehebruch

Digitized by Google

begangen (wie schrecklich!). So mußte ich von ... fliehen, ohne von den Professoren Abschied zu nehmen. Ich ging nach ... zu einem Psychiater, an den ich aus Amerika eine Empfehlung hatte. Dieser Psychiater sagte mir bei der Konsultation, er müßte mich einige Wochen bei sich haben, was ich aber nicht konnte. Ich wollte England verlassen, um nach Deutschland zu einem Professor zu gehen, den ich von früher kannte und der mir von meiner Universität für meine Arbeit empfohlen worden war. So reiste ich nach ... Die ersten zwei Wochen ging es gut, dann fing es an, schlimmer zu werden. Die Leute auf der Straße lachten und spotteten über mich, und meine Sache aus Amerika war bekannt — auch, wie ich glaubte ein Geschwätz aus England. Nun konnte ich nicht mehr ausgehen und suchte einen Psychiater auf. Dieser riet mir, ins Sanatorium zu gehen, während mir mein Freund, der Professor, riet, nicht dorthin zu gehen, sondern in sein Haus zu kommen, wenn ich mich schlecht fühlte. Ich wohnte in ... in einer Pension, und die Damen nahmen große Rücksicht auf mich. Nur gegen den Lärm mußte ich ankämpfen. Ich besuchte regelmäßig die Bibliothek, wenn es mir gut ging; aber viele Tage konnte ich nicht heraus. Abends ging ich nie aus, wie das überhaupt, seit ich in Europa bin, die Regel für mich ist, da ich abends Angst habe. Meine Freundschaft mit dem Professor machte mir den Aufenthalt in ... etwas leichter.

Anfangs April machte ich zum Studium von Handschriften eine kurze Reise nach Rom. Hier konnte ich wegen der Feiertage nur in einem teuren Hotel absteigen. Ich arbeitete in der Bibliothek und kehrte nach ... zurück. Hier blieb ich ganz glücklich bis Mitte Mai und wollte dann für das Sommersemester nach Berlin. Ich hatte nicht die Absicht, allein in der Großstadt zu wohnen, da ich allein zu viel Angst habe. Ich folgte deshalb der Einladung eines bekannten Gelehrten und wohnte in dessen Familie. Meine ersten Wochen in Berlin gingen ganz gut; dann kamen plötzlich die Sorgen und das Geschwätz über mich auch hierher, so daß ich davon in einem Gespräche der Familie hörte. Ich wurde auch viel ausgelacht. Im allgemeinen aber ging es mir gut, da ich „zu Hause" sein konnte und Freunde hatte. In Berlin blieb ich drei Monate und ging dann im Juli nach Schottland. Ich wohnte hier bei einem Professor. In ... suchte mich die Polizei wegen der Anmeldung, so daß ich in große Aufregung kam, aber es war alles in Ordnung. In ... fand ich eine gute Wohnung und blieb hier vom Juli bis November. Dieser Sommer von 1924 war für mich sehr schwer. In den ersten Monaten war ich ganz allein, einen Monat lang verließ ich nicht das Haus, weinte und quälte mich über meine Sorgen. Die Leute lachten und spotteten über mich, ich konnte nicht heraus. Meine Geschichten aus Amerika und England und von überall her waren schon verbreitet. Alle Leute im Hause und auch die Professoren wußten davon. Mein Freund, der Professor, erfuhr es auch und unterstützte mich durch seine Gespräche und Briefe und besonders auf religiöse Weise. Als dieser Professor nach ... zu mir kam und keine Wohnung fand, bot ich ihm mein Zimmer an, und wir wohnten mehrere Wochen zusammen. Dann mußte ich in eine neue Wohnung umziehen, wo ich wieder allein und sehr unglücklich war und es nicht länger aushalten konnte. Der Professor hielt es für das beste für mich, nach Amerika zurückzukehren. Während der Zeit, wo ich allein war und es mir so schlecht ging, mußte

Digitized by Google

ich einen Psychiater aufsuchen, aber er empfahl mir nur, eine psychoanalytische Behandlung an mir vorzunehmen zu lassen. Da ich nicht mehr das Haus verlassen konnte, ging ich am 9. November wieder nach Berlin zurück.

Hier blieb ich nur einige Wochen, da es für meine Arbeit nicht die geeignete Zeit war, und so zog ich am 5. Dezember nach . . . . . in meine frühere Pension. Hier verschlimmerte sich mein Zustand so sehr, daß es die Pensionsleiterin für mich für richtig hielt, wieder nach Berlin zurückzukehren. Aber ich blieb doch in . . . . . und ging wieder wochenlang nicht aus dem Hause. Nur zu Weihnachten mußte ich das Haus verlassen, um meine Freunde zu besuchen. Im Januar wurde meine seelische Verfassung ganz unhaltbar. Die Leute lachten und spotteten über mich so sehr auf der Straße, daß ich Unannehmlichkeiten hatte. Eines Tages, als ich die Universität verließ, lachten ein Herr und eine Dame über mich, so daß ich vor lauter Aufregung auf sie zulief und sie fragte, ob sie über mich lachten. Sie lachten daraufhin noch mehr, und ich konnte mich kaum nach Hause schleppen. Ein anderes Mal, als ich von der Universität nach Hause zurückkehren wollte, begegnete ich plötzlich drei Damen, die anfingen, laut zu lachen und zu spotten, und eine schrie: „Da geht er wieder für die Nacht." Ich wurde so aufgeregt, daß ich rief: ich werde die Polizei rufen und sie verhaften lassen. — Und die Damen liefen weg. Nun bekam ich Angst, die Polizei könnte mich auf eine Anklage der Damen hin verhaften, und ich lief nach Hause. Es wurde für mich nun immer schlimmer in München, und so dachte ich daran, nach Paris zu reisen, um dort einen bekannten Professor aufzusuchen.

(Übrigens möchte ich hier bemerken, daß ich zuZeiten, wo ich nicht selbst verfolgt wurde, so in München, in England, in Amerika dauernd, immer Prozesse vor Gericht anhängig machen und einige Leute verhaften lassen wollte. Ich habe endlose Briefe an meine Freunde geschrieben, um solche Prozesse herbeizuführen. Ich bin fest davon überzeugt, daß mein Fall entweder für ein Sanatorium oder für eine polizeiliche Aktion geeignet ist. Wenn mich die Leute nicht auslachen und verspotten, so bin ich sicher sehr krank; ist es aber so, daß die Leute über mich lachen und mich zu meiner Verrücktheit treiben, so sollte es die Polizei untersuchen, wer die Bande ist, die mich auf der ganzen Welt quält und das Geschwätz überall um mich ausbreitet.)

Mitte Februar verließ ich . . . . . ., um nach Paris zu fahren. Bei meiner Ankunft fuhr ich im Auto durch die Stadt zum P.-L.-M. Bahnhof, da ich in Paris selbst nicht wohnen und in keinem Hotel bleiben wollte. So ging ich nach . . ., eine Eisenbahnstunde von Paris, wo ein bekannter Professor wohnte und ich selbst in eine Pension ziehen konnte. Es wurde mir nicht ganz leicht, den Weg nach Paris zu machen, durch die Bahnhöfe, die Menschenmassen, über große, offene Plätze, aber ich mußte doch mehrmals in der Woche dorthin gehen, um zu arbeiten. Ich machte auch etliche wertvolle Entdeckungen mit Handschriften. — Schon nach zwei Wochen wurde es wieder für mich schwer. Nun kannten mich die Leute hier und lachten und spotteten über mich. Ich zog deshalb nach . . ., nicht darum, weil ich in Paris an den Vorfall vor fünf Jahren besonders dachte, sondern weil ich nicht wollte, daß die Leute sagen könnten: „Ich suchte wieder",

Digitized by Google

und weil ich Angst hatte, irgendwie sexuellen Schmutz zu berühren. Als ich bereits einen Monat hier war, kam die größte Krisis und das große Unglück meines Lebens über mich, das mich schwer krank zu Bett schickte. Und da mein Leben zerbrochen schien, erschien mir die Zukunft hoffnungslos. Die Sachlage ist nämlich folgende:

Die Frau, die mich vor fünf Jahren ins Unglück stürzte, kam eines Tages in die Bibliothek und zeigte, daß sie recht hatte, daß ich derjenige war, der damals bei ihr war. Es war nun Tatsache, daß man von meinem Fall in Paris schon lange wußte; in Amerika war es schon 1923 bekannt, aber ich ahnte es nicht. Dazu sagte ich in Amerika immer, daß ich niemals bei einer Frau gewesen wäre. Alle meine Freunde meinten, die Anklage der Pariser Dame gegen mich stimme nicht; meine Feinde sagten: ja, es ist wahr. — Als ich nun nach Paris kam, wollte es die feindliche Bande beweisen und mein Leben unglücklich machen und mir meine Stelle an der Universität nehmen. Ich habe die Dame nicht mit eigenen Augen gesehen, der liebe Gott hat meine Augen zugehalten, daß ich nichts sah. Aber auf der Bibliothek war großer Lärm, mächtiges Lachen ich hörte und sah aueh, wie da eine Bande böser Amerikaner herumlief. Ich hörte das Geschrei: „Oui, c'était lui, c'était vrai. Elle a ruiné sa vie." Auch die Diener in der Bibliothek redeten so, daß ich es hören konnte:„Oui, c'était lui, il a fait la même chose en Amérique . . ." — Nun mußte ich aus der Bibliothek fliehen und lief davon, meine Arbeit war wertlos, weil unfertig. Ich ging nach . . . und lag krank zu Bett. Ich konnte nicht wieder aus dem Hause gehen. Auf meinem Schreibtisch fand ich ein Blatt: „J'ai vu. La revanche tragique." Ich las alle Details meiner Affäre von vor fünf Jahren: La promenade, la sensation nouvelle, . . . eu liaison usw. Auch las ich, daß es in den Theatern gespielt würde usw. Dann kam ein Herr aus Paris, den ich im Hause davon sprechen hörte. Ich bat den Professor, mich zu besuchen, da ich krank sei; auch er wußte davon, denn er sagte: „Pauvre garçon . . . c'est à cause de celà." — Nun mußte ich fliehen, denn ich dachte, die Frau würde mich anzeigen. Ich packte also meine Koffer und fuhr schon um fünf Uhr morgens, als es noch dunkel war, davon. Ich fuhr nach B . . .., blieb aber nur zwei Tage und mußte weiter, weil ich wußte, es würde sofort jemand aus Paris ankommen. So kam ich nach B . . . , wo ich wußte, daß ich von Bekannten christlich empfangen werden würde.

In . . . . . , wo es mir sonst etwas besser ging, hatte ich sehr schwere Tage. Zwei oder drei Tage nach meiner Ankunft war die Sache hier, und man lachte mich aus. Ich hörte es sofort aus der Unterhaltung heraus: „Nun, wir wissen es ganz genau, es war eine Kleine, die gar nicht so zu ihm paßte, während er auf der Bibliothek saß", „Das hat er wirklich nicht verdient, „Sie war bös, daß sie ihn nicht wiedersah", „Hat er ihr nicht genug bezahlt ?" — Jetzt konnte ich nicht mehr zum Essen kommen, besonders die jüngeren Leute störten mich. Dann kamen auch Briefe aus Amerika, und ich sah, daß das ganze Geschwätz der Universität zu Ohren gekommen war. Ich fühlte mich so leidend, daß ich gleich in ein Sanatorium wollte. Von meiner Universität schrieb man mir, ich sollte unbedingt zum Arzt gehen, nach der Schweiz. Ich schrieb dorthin, bekam aber keine Antwort, bis ich selbst hinfuhr. Ich wußte kaum, ob ich noch meine Arbeit und meine Forschungen fort-

Digitized by Google

setzen sollte, da ich keinen Mut hatte, meiner akademischen Laufbahn weiter nachzugehen. Jch hatte in den letzten Jahren so viel Bitteres erlebt und wußte, es würde an unserer Universität und in unserer puritanischen Gesellschaft schwer sein; ordentlicher Professor würde ich nie werden. — In ..... ging es mir im April so schlecht, daß ich es nicht aushalten konnte. Auszugehen, war mir unangenehm, da die Leute über mich lachten, und im Hause war es kaum besser. Draußen pfiffen, schrien und lachten die gröberen Elemente. Daher wollte ich ins Sanatorium und fuhr nach der Schweiz. Nach einer schweren Fahrt, auf der ich einerseits verspottet, andererseits von feineren Leuten bedauert wurde, kam ich nach X. Der Arzt war nicht dort und einen ganzen Monat verreist. Da meine Bekannten aus ..... ebenfalls in der Schweiz weilten und mich erwarteten, so fuhr ich dorthin. Hier hatte ich frohe Tage bei meinen Berliner Freunden, die mir sehr halfen, mich seelisch zu überwinden und meine schwere Last zu tragen. Hier hörte ich, daß es möglich wäre, ein fünftägiges Visum für Italien zu bekommen. Ich zweifelte, ob ich nach Italien gehen sollte wegen meiner schlechten seelischen Verfassung, weil ich den Arzt aufsuchen wollte. Aber ich wollte an den Handschriften weiter und in der vatikanischen Bibliothek arbeiten. Diese kleine Arbeit hoffte ich in fünf Tagen erledigen zu können. Ich erkundigte mich beim italienischen Konsul, ob ich, falls es nötig wäre, länger bleiben könnte, worauf mir gesagt wurde, das sei möglich mit einem neuen Visum, und ich müßte mich sofort bei der Polizei in Rom melden, sonst müßte ich nach fünf Tagen abreisen. So fuhr ich nach Rom; hatte unterwegs die Begleitung eines Paters auf der Fahrt von Mailand bis Rom.

Bei meiner Ankunft in Rom suchte ich sofort ein Hotel auf, das mir empfohlen war, aber da konnte ich ebensowenig unterkommen wie in acht anderen Hotels der Stadt. Endlich wurde ich nach weiterem vergeblichen Suchen in ein Privathaus gebracht. Ich hatte erst Bedenken, da ich die Leute nicht kannte, aber da es die einzige Möglichkeit war, unterzukommen, und da das Zimmer einen prachtvollen Blick auf die Stadt hatte, so blieb ich, wenn es mir auch klar war, daß es nur für einige Tage sein konnte. In den ersten beiden Tagen ging es mir ausgezeichnet, und ich arbeitete so viel, als es nur möglich war. Ich durfte durch eine Empfehlung auch nachmittags bis halb sieben Uhr arbeiten. Plötzlich erfuhr ich, daß der nächste Tag ein Feiertag und die Bibliothek geschlossen sei. Da ich sah, daß mehr Material vorhanden war, als ich in fünf Tagen bewältigen konnte, zumal mich eine große Handschrift besonders interessierte, so ging ich zur Polizei, um mir ein Dauervisum zu besorgen. Die Polizei war, wie in früheren Fällen, sehr grob zu mir. Sie sagte einfach, ich müßte innerhalb vierundzwanzig Stunden Italien verlassen, und es wäre nichts zu machen. Ich beklagte mich ruhig und erzählte, was mir der Konsul früher gesagt hatte. Aber man drohte mir nur und machte mich auf die Folgen aufmerksam, falls ich doch bleiben sollte. Ich ging zum amerikanischen Konsulat, das mir einen Beamten zur Polzei mitgab, da ich kein Italienisch kannte. Aber auch das Konsulat vermochte nichts bei der Polizei, und ich fürchtete, Italien verlassen zu müssen. Ich ging aber weiter zu unserer Gesandtschaft, von wo man mich ins Ministerium schickte, das mir ein Visum ausstellte. Allerdings nur für einen Monat. Ich hatte dann natürlich die Pflicht, mich wieder bei der

Digitized by Google

Polizei zu melden und hatte große Angst, man würde grob sein. Ich wartete einen Tag oder zwei und meldete mich an; es war ein Sonntag, und es war nur ein Polizist anwesend, der nur über meine Wohnung bemerkte: „Fallen Sie da von oben nicht herunter."

Ich hatte nur die Möglichkeit, noch einen ganzen Monat zu bleiben, und war mit meiner Wohnung, die nicht weit von der Bibliothek entfernt lag, ganz zufrieden, und meine Arbeit ging zu meiner großen Freude so vorwärts, daß ich viele neue Funde machte. Ich brachte nun Ordnung in meine Arbeit, versuchte, möglichst schon um 8 Uhr in der Bibliothek zu sein, arbeitete bis $12^1/_2$, nahm dann zu Haus mein Mittagessen, ruhte aus und war dann um $^1/_2 3$ oder $^1/_2 4$ Uhr wieder in der Bibliothek und arbeitete bis $6^1/_2$ Uhr. Ich hatte auch das Glück, in einem Pater einen Freund zu finden. Jeden Tag wurde unsere Freundschaft enger, und ich hatte ihn sehr gerne, da er mir eine große Stütze war. Allein wäre es mir nie so gut gegangen, und ich hätte sicherlich, wie überall in Europa, niemals allein in der unruhigen Großstadt bleiben können. Tagtäglich gingen wir zusammen von der Bibliothek fort, erfrischten uns und plauderten auf dem Wege. Oft machten wir weitere Spaziergänge, was für mich allein unmöglich gewesen wäre. Meine Arbeit ging ausgezeichnet von statten; ich beschäftigte mich mit einem großen Kodex, übte mich im Lesen und wollte ihn auch auf den Rat meiner Freunde noch photographieren lassen.

Die vielen Fremden in der Stadt, die Pilger, die großen Festtage usw. wirkten etwas beunruhigend auf mich, weil ich Menschenmassen unangenehm empfinde, aber im großen und ganzen ging es mir besonders gut, da ich so viel Fortschritte in meiner Arbeit machte. Nur ein Unglück, das in meiner Nachbarschaft geschah, erschütterte mich. Man erzählte mir, und zwar die Dame des Hauses, in dem ich wohnte, daß ein kleines Mädchen von Hause fortgelockt worden, ein Sittlichkeitsverbrechen an dem Kinde verübt und das Kind ermordet worden sei, und dies in der greulichsten Weise, die überhaupt möglich sei; der Körper war zerstückelt und in den Tiber geworfen worden. Da ich für das Sexuelle sehr empfindlich bin, war es natürlich, daß ich das stärkste Schaudergefühl empfand. Es war gerade vor Pfingsten (ob das Verbrechen unmittelbar am Tage vorher, am Sonnabend oder am Freitag, passiert war, weiß ich nicht, da man es mir nachher, und zwar, wenn ich nicht irre, am Sonnabend erzählt hatte). Ich dachte nicht weiter darüber nach, reflektierte nur über die Psychologie eines solchen Verbrechens, was ich auch der Hausherrin erzählte, und konnte nicht begreifen, warum einer sich nicht eine Frau suchte, wo so viele in einer Stadt wie Rom sind, statt ein unschuldiges Kind umzubringen.

Nun kam das Pfingstfest, und der Pater und ich hatten uns am Sonnabend verabredet, zusammen in die griechische Kirche zu gehen, um die schöne Liturgie zu hören und nachher ein Pfingstessen einzunehmen. Ich wußte erst nicht, wie ich mit dem Pater ausgehen könnte, da mein monatelang getragener heller Anzug für den Feiertag nicht geeignet war. Daher reinigte ich meinen alten blauen Anzug, den ich im Koffer hatte, und schmückte mich für das Fest. Bei meiner Ankunft an der griechischen Kirche wartete mein Freund auf mich, aber leider konnten

Digitized by Google

wir die schöne Pfingstliturgie der Griechen nicht hören, da der Griechische Chor auch in St. Peter singen mußte. Daher gingen wir dorthin. Obwohl wir keine Karten hatten, erreichte der Pater es doch, und endlich konnten wir in die Basilika eintreten. Es war eins der schönsten Feste, die ich je gesehen habe; die Ausschmückung, die Beleuchtung, der lateinische und griechische Ritus, die Schar der Kardinäle und Bischöfe, der Papst selbst und die feierliche Messe. Nur die Menschmenge war mir unangenehm. Von St. Peter gingen wir ins Restaurant und dann weiter in meine Wohnung, um die Abendbeleuchtung von St. Peter von unserem Dache zu sehen. Die Beleuchtung war herrlich, eine Pracht gegen den blauen Himmel. Ich freute mich, gerade jetzt in Rom zu sein und eine so schöne Aussicht zu haben. Das einzige Unangenehme war, daß, während wir auf dem Dache waren, der Pater mir von dem Mord erzählte, und der Besitzer des Hauses zeigte dazu noch, wo die Leute wohnten und die Unglücksstelle. Ich hatte wieder ein Schaudergefühl, so nahe bei einer Unglücksstelle zu wohnen, und sagte nur: durch diese Straße würde ich nicht mehr gehen. Dann nahmen wir das Abendessen ein, und obwohl ich sonst in Rom, wie auch sonst nirgends in Europa, beim Reisen nur begleitet, nie abends ausging, brachte ich doch meinen Freund noch ein Stückchen zur Bahn. Am Pfingstmontag feierten wir nicht, sondern arbeiteten in der Bibliothek.

Ich hatte noch eine weitere Freude, als am Montag oder Dienstag der Dekan meiner Universität auf der Bibliothek erschien. Ich freute mich, ihn zu sehen, und wir hatten öfters Gelegenheit, uns zu unterhalten. Am nächsten Sonnabend lud er mich nachmittags zu einer Droschkenfahrt nach dem Aventin sein, wo wir uns in einem schönen Terrassenrestaurant erfrischten; bei der großen Hitze nahm ich wie gewöhnlich Eis, und als ich nachher meine Post holen mußte und ich durstig und fiebrig war, nahm ich noch ein Eis. Abends wurde ich krank und hatte am nächsten Morgen große Schmerzen. Trotzdem stand ich auf, nahm ein warmes Bad und dachte, es würde besser werden. Aber ich konnte nichts essen, und während des Tages wurde mein Zustand schlechter. Ich hatte die größte Angst, da ich nicht wußte, was es war, ich dachte an eine Darmentzündung und wollte in Italien nicht krank werden, da ich nicht großes Zutrauen hatte. Ich hielt es für besser, in ein Hospital zu gehen, aber der Hausherr machte mir einen Punsch, und es ging mir dann etwas besser. Am nächsten Morgen ging ich zu meinem Freunde, der mir einen Arzt empfahl, aber es ging ohne diesen.

Schon in der vorangehenden Woche, nach dem Pfingstfest, wurden große Plakate an die Häuser wegen des Mordes angeklebt. Die Stadt Rom versprach 50000 Lire demjenigen, der den Täter anzeigen würde. Unter den Leuten herrschte die größte Aufregung, und man empfand die große Wut des Volkes. Plötzlich kam mir der Gedanke: Wie wäre es, wenn irgendein gemeiner Kerl oder eine Bande, wie die Schwarze Hand in Italien usw., einen armen fremden Reisenden wie mich, der ich allein in der Fremde war, anklagen würde? Die Polizei würde mich verhaften, ins Gefängnis stecken, sie würden mich in das „Schreckenszimmer“ werfen, und es wäre fürchterlich. Je mehr ich mich mit diesem Gedanken befaßte, ein desto stärkeres Angstgefühl hatte ich, gerade weil ich aus Amerika einen so schlechten

Digitized by Google

Ruf hatte, da ich einmal jemanden angesprochen hatte; dazu die Sache in Paris. Überall hatte ich den gleichen Ruf, und die Leute sagten, daß ich Frauen suchte. Und so würde mich die Anklage leicht treffen können. Die Bande, die mir immer nachfolgte und mir etwas antun will, könnte diese Gelegenheit benutzen. Auch die niedrigen Elemente kannten meinen schlechten Ruf; vielleicht würden sie mir etwas tun— und was wäre dann? fragte ich mich. Ich hatte ein ängstliches Gefühl, mußte aber doch über die Sache lachen. Wenn es geschähe, könnte ich mich nicht vor Lachen halten, da ich von der ganzen Sache nichts wußte und nur das weiß, was man mir erzählt hatte. Ich dachte auch, da ich jeden Abend etwa um dreiviertel acht Uhr nach Hause und immer durch jene Straße kam, daß ich vielleicht um die Zeit des Unglücks dort vorbeigekommen war, aber ich konnte es nicht bestimmt sagen, da ich nicht genau wußte, wann das Unglück geschehen war; man sagte mir gegen oder um 8 Uhr, eine Zeit, wo ich allerdings immer schon zum Abendessen zu Hause war. Kurz und gut, ich hatte ein ängstliches Gefühl hier allein in der Fremde. Bei meiner seelischen Verfassung war, wie es mir schien, die Gefahr vorhanden, daß ich bei schlechter Behandlung, vielleicht wenn man mich im Gefängnis durchprügelte, vor lauter Verrücktheit sagen könnte, ich hätte es getan. (Ein Arzt in . . . hatte mir nämlich erzählt, er habe Patienten, die meinten, sie hätten einen Mord begangen, weil sie sich so schlecht fühlten, und sonst könnten sie nicht so fühlen.) Ich habe das auch meinem Arzte in Amerika mitgeteilt. Da ich aber gar nichts mit der Sache zu tun hatte, vergaß ich sie; das Angstgefühl war nur ganz kurz. Die Unglücksstraße zu betreten, hatte ich mir abgewöhnt, vielleicht auch weil ich einen viel besseren Weg zum Vatikan fand, der kürzer war und bei dem ich nicht über den Gemüsemarkt gehen mußte, wo so viele Menschen waren. Also kurz und gut, die ganze Sache hatte keine Bedeutung mehr.

Es war nun sehr heiß, fast kaum auszuhalten, ich machte immer gute Fortschritte mit meiner Arbeit; nur mein Magen war nie in Ordnung. Der Pater empfahl mir Wermut, den ich ausgezeichnet fand. Ich erwähne dies, weil sich sonst nicht trinke. Wegen der Hitze riet man mir, nach dem kühlen Norden zu gehen, aber da ich in Rom mit der Arbeit vorwärts kam und mich auch sonst seelisch besonders gut fühlte, wollte ich nicht fort. Ich dachte auch daran, den Sommer auf dem Monte Casino zu bleiben und besprach diese Sache mit dem Pater. Da aber mein italienisches Visum abgelaufen war, müßte ich erst Italien verlassen, um außerhalb ein neues Visum zu erhalten. Als ich mich für die Reise fertig machte, kam großer Aufruhr in das Haus, in dem ich wohnte. Ich hörte die größten Streitigkeiten zwischen den Eheleuten; ich ahnte, daß es ein Familienzank war, und ich tat mein Bestes, die Frau zu beruhigen. Sie sagte mir, es sei etwas sehr Schlimmes, und sie möchte lieber tot sein; sie weinte sehr über ihre Kinder. Ich sagte ihr, sie solle sich dem lieben Gott anvertrauen; vor dem Angesicht Gottes wäre Erlösung; ich riet ihr, in die Kirche zu gehen. Nachher sagte sie mir, daß es besser ginge, und ich sei ein so guter Mann. Sie erzählte mir nun, sie habe einen anonymen Brief bekommen, der ihren Mann beschuldigte, in der Zeit, als sie im Wochenbett gelegen habe, mit einer anderen Frau zusammen gewesen zu sein, und daß der Schreiber

Digitized by Google

des Briefes alle Beweise dafür liefern könne. Ich sagte der Frau, man könne etwas so Gemeines nicht glauben, sonst wäre der Brief nicht anonym. Ich erzählte, daß ich auch einmal einen anonymen Brief erhalten habe und tat mein Bestes, Ruhe zu stiften. — Als der Tag meiner Abreise gekommen war, besuchte ich noch meinen Freund, wir nahmen Abschied, und ich dankte ihm für den glücklichen Aufenthalt in Rom.

Ich fuhr nach Mailand, wo mir fünf Stunden verblieben, um einige Handschriften anzusehen. Wegen Schwierigkeiten auf der Bibliothek verspätete ich mich bei meiner Rückkehr zum Bahnhof, und als ich gerade den Zug besteigen wollte, wollte man mich wegen der Größe meiner Koffer zurückhalten, obwohl ich doch in ganz Europa damit reiste. Auch ein Polizist brüllte mich an, aber ich konnte doch noch abfahren. Im Zuge traf ich ein amerikanisches Ehepaar. Ich stieg in einem kleinen Schweizer Ort aus, blieb hier zwei Tage und ging dann nach . . ., um die von meiner Universität gewünschte Konsultation, die ich im Mai verpaßt hatte, nachzuholen. In . . ., wo ich eine Woche auf den Tag der Konsultation warten mußte, ging es mir nicht besonders schlecht. Ich hoffte auch, daß der Arzt sich meiner annehmen würde, aber er sagte mir, er müsse sofort nach England abreisen. Ich erzählte dem Arzt meine Lebensgeschichte, besonders meine Schwierigkeiten, wie ich sie hier auch schildere. Allerdings habe ich wohl nichts von dem Mord in Italien erzählt, so bedeutungslos schien er mir zu sein. In der Hauptsache mußte ich mich darauf beschränken, den Arzt um Rat zu fragen, wo ich den Sommer verbringen sollte. Ich hatte Einladungen in zwei Klöster. Der Arzt hielt den Aufenthalt in einem Kloster nicht für richtig, sondern riet mir, nach . . . . . zu meinen Freunden zu gehen, oder, wenn ich schon in einem Kloster arbeiten wollte, außerhalb desselben zu wohnen. Ich beschloß, nach . . . zu gehen, wo man mir viel von einem berühmten Kloster erzählt hatte. Es lag mir vor allem daran, nicht zu weit zu reisen und an einem kühlen Platze, möglichst im Gebirge, zu wohnen; denn ich wollte nachher wieder nach Italien gehen. Ich entschied mich also für Tirol, besorgte mir das Visum und reiste dorthin.

Die Reise und der Aufenthalt in . . . waren für mich sehr unglücklich. Schon im Zuge saßen etliche Frauen, die mich fürchterlich auslachten und verspotteten. In . . . selbst war ich enttäuscht. Die Klosterbibliothek, die ich mir besonder gut vorstellte, war nicht gut und überhaupt öffentlich nicht zugänglich, es gab auch nur wenige Handschriften. Ich fand für die Unterkunft nur einen Gasthof, der zum Kloster gehörte, der aber für längeren Aufenthalt ungeeignet war. Davon abgesehen, fingen schon am Tage nach meiner Ankunft die Gäste über mich zu spotten an; es waren nur sechs, aber alle lachten und spotteten ständig über mich. Schließlich kam noch ein junger Amerikaner mit zwei Damen, die mich ganz schrecklich behandelten; sie sprachen so laut über mich, daß ich es hörte. Ich fühlte mich so schlecht, daß ich fort mußte, aber ich wußte nicht, wohin; ich dachte, es wäre das beste, nach . . . . . zu fahren. Ich fuhr also am nächsten Tage fort, wußte aber nicht ob ich direkt dorthin fahren sollte. Die große Reise machte mich ganz kaput; nach meiner Ankunft in . . . saß ich weinend am Bahnhof, mußte drei Stunden auf dem Gepäck auf dem Perron sitzen und kam erst um zehn Uhr in . . . an. Hier

Digitized by Google

wollte ich nicht wieder in mein altes Hotel, da mir der Arzt früher gesagt hatte, es wäre nicht das richtige für mich. So zog ich in ein anderes Hotel. Am nächsten Tage ging ich zum Arzte und erzählte ihm meine Sorgen, er meinte, es wäre das beste, in ein Sanatorium zu einem bekannten Arzte zu gehen, dem ich alles erzählen könnte; dann könnte ich auch arbeiten. Ich konnte das aber nicht, da es zu teuer war, und der Arzt meinte, es wäre dann am besten, nach ..... zu gehen. Dazu konnte ich mich nicht entschließen, da ich im Oktober wieder nach Rom gehen wollte. Endlich meinte der Arzt, ich könnte bei einem Bekannten von ihm ein Zimmer bekommen, müßte mich aber verpflichten, zwei Monate zu bleiben; das konnte ich auch nicht tun, da ich nie weiß, ob ich nicht gestört werde. So mußte ich etwa zehn Tage im Hotel bleiben. Als dann meine Berliner Freunde selbst nach ... kamen, entschloß ich mich, das mir angebotene Zimmer zu nehmen, zumal ich mich jetzt nicht für einen bestimmten Termin festzulegen brauchte.

Mein Aufenthalt hier, über acht Wochen, war für meine Arbeit besonders gut, für meine seelische Verfassung sehr schlecht. Es war schwer für mich, außerhalb des Hauses die Mahlzeit im Hotel einzunehmen. Dann bekam ich im Hotel wegen der Rechnungen auch Streitigkeiten, und ich konnte nicht mehr dorthin gehen. Als der Arzt, bei dem ich wohnte, verreiste, machte mir die Haushälterin die Mahlzeiten im Hause. Ich arbeitete nun mächtig, vielleicht noch besser als in Rom, von morgens bis gegen 1 Uhr nachts jeden Tag, die ganzen Wochen. Nur viermal bin ich herausgekommen und dann noch einmal, als ich meine Freunde besuchte.

Während ich so zu Hause war, erzählte mir die Haushälterin allerlei. Ich hatte, da eine junge Holländerin im Hause war, große Angst, meine Geschichten würden herauskommen und ich Schwierigkeiten haben, zumal ich schon im Hotel davon hatte reden hören und man mich auslachte und über mich spottete. Jeden Tag fürchtete ich eine Unfreundlichkeit, oder daß man mich herauswerfen würde. Auch störte mich die Holländerin, da ich fürchtete, man könnte wieder sagen, ich wäre hierher gezogen, um eine junge Dame zu finden. Als das Fräulein sich endlich verlobte, wurde ich etwas beruhigt. Aber der Verlobte war ein Advokat, und das beängstigte mich. Während der Abwesenheit der Verlobten erzählte mir die Haushälterin viel über die junge Dame. Sie sagte: Ach ja, die werden jetzt heiraten, aber das ist für die nichts Neues, da sie schon lange so gut wie verheiratet sind. Das Fräulein hätte gesagt, sie gehörten einander schon sieben Jahre, es wäre ein Unsinn, daß man noch zu einem Standesamt ginge, um zusammen zu leben. Und die Haushälterin fügte hinzu: aber es ist ja nur, um vor den Leuten zu leben. — Weiter erzählte mir die Haushälterin, daß das Fräulein öfters des Nachts fortbliebe. Ich bemerkte, das wäre etwas unvorsichtig, da die Leute etwas schwatzen könnten. Die Haushälterin meinte: Ach ja, sie macht sich gar nichts daraus, aber der Doktor hätte es nicht gern, sagte aber: was außerhalb des Hauses vorginge, gehe ihn nichts an. — In diesem Sinne erzählte mir die Haushälterin noch manches über die Schwester und den Vater der Dame. Sie selber könnte das alles nicht machen, aber sie meinte, die Psychoanalytiker predigten diese Art des Lebens. Von dem Hausherrn erzählte sie, daß man ihn in der Schweiz nicht gern hätte, da er die „freie Liebe" predige. Auch sagte man, er hätte seine

Digitized by Google

Frau nur des Geldes wegen geheiratet, und daß sie nicht gut zusammen auskämen. Er habe oftmals durch seine Ratschläge an seine Patienten einen Skandal hervorgerufen. — Natürlich ängstigten mich diese Geschichten, da ich fürchtete, man würde vielleicht auch über mich reden, weil ich zu diesem Arzte käme. Meinem Freunde in Amerika schrieb ich auch darüber, wie ich ihm über alles geschrieben habe. Eine Gelegenheit dazu war die Verlobung dieser zwei Personen, die ich als einen wahren Triumph der Psychoanalyse und einen wahren Segen betrachtete. Ich schrieb meinem Freunde auch, daß die beiden „schon lange so gut wie verheiratet" wären. Mehr sagte ich nicht.

Ich dachte über diese Erzählung nicht weiter nach, und da ich im Hause niemanden kannte, auch nicht in der Stadt, sprach ich natürlich auch mit keinem davon, was mir überhaupt niemals eingefallen wäre. — Der Sommer nahm seinen Fortgang, der August ging zu Ende, und es ging mir immer schlimmer. Schon sechs Wochen war ich im Hause und arbeitete 12—15 Stunden am Tage. Auch war ich immer allein und hatte niemanden, mit dem ich mich unterhalten konnte. Durch das Geschwätz über die Leute unten im Hause und über das Dorf machte es mir die Haushälterin schwer, hinauszugehen. Sie sagte, die Leute unten würden jeden Schritt beobachten, und niemand könne herein oder hinaus, ohne nicht beobachtet zu werden. Die langen Wochen der schweren Arbeit, das Alleinsein und die Hitze verschlimmerten meinen Zustand. Ich wurde krank. Fast eine Woche dachte ich bestimmt, ich wäre zuckerkrank, und ich beobachtete meinen Urin und war in der größten Angst. Zwei Nächte war es so schlimm, daß ich dachte, ich müßte sterben. Ich hatte auch starke Rückenschmerzen und Kopfweh. Es war mir, als ob ich immer ein nasses Tuch auf meinem Kopfe hätte. In den Ohren hatte ich ein dumpfes Gefühl, als ob etwas Flüssigkeit herein- und herausströmte. Ich träumte, daß ich mit einem alten Freunde zusammen war, einem Arzt von 80 Jahren, der meinen Kopf an dem seinen hielt, so daß ich seinen kalten Kopf fühlte.

In der ersten Septemberwoche mußte ich mich nun für meine Winterpläne entscheiden. Ende August hatte ich bereits an meinen Freund, den Pater, geschrieben, daß ich wahrscheinlich im Oktober wieder nach Rom ginge und auf schöne Tage mit ihm hoffte. Im September schrieb ich ihm nochmals, um auch von ihm Näheres über seine Pläne zu erfahren, und ich sagte der Haushälterin, daß ich bald abreisen würde. Der Pater antwortete mir nichts Definitives, so daß ich anfing, den Plan meiner Romreise aufzugeben, was ich auch der Haushälterin mitteilte. Ich wäre da in Rom ganz allein, hätte niemanden, die Italiener wären laut, unzuverlässig, und es fehle sehr an Ordnung, und man könnte nie sagen, was passieren könne. Auch bekam ich Angst vor der italienischen Polizei, von der mir so viel Grobheiten, vom Pater und vielen Bekannten, erzählt worden waren. Außerdem hatte ich ja selber schon Erfahrungen dieser Art gemacht. Ich sagte mir, wie schrecklich es wäre, wenn ich so für gar nichts eingesteckt würde, es würde in die Zeitungen kommen, amerikanische Zeitungen würden lang und breit darüber berichten, und ich würde meine Stellung an der Universität verlieren. Da meinte die Haushälterin, ich sollte doch ruhig hier bis zum Januar bleiben, da dann der Doktor

Digitized by Google

wiederkäme. Einige Tage meinte ich auch, das wäre ein guter Gedanke. Dann bekam ich wieder eine Einladung von meinen Berliner Freunden, konnte mich aber nicht zur Annahme entschließen, und da mir mein Freund aus Amerika riet, wieder nach Rom zu gehen, wurde ich ganz unsicher. Ich entschloß mich, vorläufig hier zu bleiben, bis ich einen guten Plan gefunden hätte.

Obwohl alles bisher im Hause ruhig zugegangen war, wurde es plötzlich sehr unfreundlich und die Haushälterin mir gegenüber sehr unangenehm, ebenso die junge Holländerin. Die Haushälterin sagte immer: „Sie denken immer böse über die Leute, das dürfen Sie nicht." Es wurde immer schlimmer, man bedrohte mich: jetzt wird man Sie in ein Hospital bringen — hier können Sie nicht bleiben — in eine Anstalt wird man Sie bringen. — Immer wieder sagte sie, ich dächte böse über die Leute. Jetzt wurde es klar und klarer; sie meinte damit die Holländerin und ihren Freund. Die Haushälterin sagte: „Sie können dann wüten wie Sie wollen — ich werde nicht nervös." — Ich sagte, man würde mich strafen, der liebe Gott würde mich strafen, weil ich meine Tage nicht ruhig trüge. Aber die Haushälterin sagte: „Nein, er will Sie nicht strafen, man wird Sie in ein Hospital bringen." Nun wurde mir alles klar. Es war ein Komplott gegen mich: der polnische Jude, der Advokat, die junge Dame und die Haushälterin. Ich sah folgendes: Da die Anzeige der Verlobung der beiden jungen Leute in die Zeitung kam, wurde nun auch viel über „unklare Verhältnisse" zwischen diesen beiden geschwätzt. In irgendeiner Weise ist das, was ich in einem Briefe an meinen Freund nach Amerika schrieb, herausgekommen. Entweder hat er geschwätzt oder, wie ich annehme, ist ihm jemand über die Briefe gegangen. Ich merkte es auch aus seinen Briefen, an den Ausdrücken. Nun sah ich mein Unglück — diese Leute unter der Leitung des Advokaten würden mich wegen Verleumdung vor Gericht bringen. Ich würde ganz allein sein, hätte niemanden, der Advokat kennt die Richter; so würde ich vor Gericht kommen. Natürlich würde es in die Zeitungen kommen, ich würde in eine Anstalt gesteckt werden und durch all das meine akademische Laufbahn verlieren. Jetzt wollten auch die Leute im Hause, daß ein Arzt käme, und obwohl ich einen bekannten Professor konsultieren wollte, wie mir mein Freund aus Amerika geraten hatte, schickten sie mir einen anderen, einen innigen Freund der Holländerin. Natürlich sah ich gleich, daß es ein Komplott war, und so wollte ich nichts mit diesem Arzte zu tun haben.

Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten. Die Haushälterin war unfreundlich und bedrohte mich. Schließlich sagte sie zu mir: Sie sollten mit einer Frau zusammen sein, die etwas älter als Sie sei, Sie würden dann gesund werden. (Es konnte sich, dem Inhalt der Unterhaltung nach, nur auf sexuellen Verkehr beziehen.) Im Augenblick dachte ich nichts, aber als ich zu Bett ging, wurde es mir klarer: die Haushälterin wollte mich in irgend etwas hereinfallen lassen; sie dachte, ich würde vielleicht sagen: Sie sind die Person, vielleicht würden Sie es tun. — Am nächsten Morgen stand ich auf und wurde sehr laut und schrie und sagte zu ihr: Sie predigen die freie Liebe. — Sie sagte: Warum denn nicht? — Ich sagte, ich könnte nicht in einem solchen Hause bleiben. Ich bat also, direkt zu Prof. . . . zu gehen; ich dachte, daß die Haushälterin wegen des Schreiens vielleicht die Polizei holen

Digitized by Google

würde. Ich lief nach unten und erzählte dies einem Herrn. Dann wurde ich in eine Anstalt nach ... gebracht. —

In ... machte ich die schlimmste Erfahrung meines Lebens. Ich wurde ausgezogen, gebadet usw. Alle meine Kleider wurden mir weggenommen, alle meine Sachen wurden durchgesehen und mir alles abgenommen. Ich fühlte mich wie in einem Gefängnis. Sobald die Ärzte kamen, wollte ich ihnen die Geschichte aus ... erzählen, damit sie mir halfen vor den Angriffen der Leute in meinem Hause. Ich dachte, daß die Anstalt mich etwas gegen die Analytiker schützen würde. Ich erzählte den Ärzten meine Lebensgeschichte; sie schienen wirklich wenig Verständnis dafür zu haben. Die delikaten Ideenverbindungen schienen ihnen zu entgehen; wegen der Geschichte mit den Leuten in meinem Hause schienen sie wenig Angst zu haben und sie nicht ernst zu nehmen, aber sie schienen mir etwas anderes aufdringen zu wollen. Es waren allerlei sexuelle Reize, und zur Zeit war es mir sehr schwer, sie zu lokalisieren. Plötzlich, nachdem ich monatelang nicht mehr daran gedacht hatte, kam mir der Gedanke an den Mord, der in meiner Nachbarschaft in Italien passiert war. Der Arzt schien darüber in Angst zu sein, die Sache könnte auf mich Bezug haben. Ein junger Kanadier, der an meiner amerikanischen Universität war, wurde zu mir geschickt und gab mir immer die Suggestion: Mord. Er sagte: „Haben Sie denn einen Mord begangen — den Präsidenten ermordet?" — Und in ganz gemeiner Weise hat er mir ganz falsche Dinge nachgesagt. All das versetzte mich in große Angst, daß man mich vielleicht verdächtigte, daß ich zu diesem unmenschlichen und himmelschreienden Verbrechen irgendwelche Beziehungen hätte. Meine Phantasie arbeitete ins Unendliche; allein in Europa. meine Freunde würden über eine solche Sache erschrecken, ganz allein würde man mich vor ein Gericht stellen, als ein unschuldiger Mann würde ich angeklagt, ich könnte den Prozeß nicht gewinnen, und da ich keine Freunde hatte und mich nicht verteidigen konnte, würde ich verurteilt werden, ich könnte meine Eltern nicht wiedersehen, und da ich kein Geld und keinen Einfluß besaß, würde alles verloren sein. Auch in Träumen beschäftigte ich mich damit. Alles war verloren, die Feinde hatten mich geschlagen um der großen Belohnung willen. Plötzlich sagte ich in einer großen Rede vor Gericht, der liebe Gott wolle mein Zeuge sein. Plötzlich, träumte ich, es käme ein helles Licht vom Himmel, auf mich und meine Hände scheinend, das ganze Gericht kam in Aufruhr, und der Richter erklärte, ich wäre ein reiner, unschuldiger Mann.

Jetzt wollte ich fort aus der Anstalt. Meine Berliner Freunde schrieben, ich sollte nach dort kommen, sonst würden sie mich holen. Ich wußte aber wirklich nicht, ob ich nach dort gehen sollte, oder ob ich nicht meine alten Pläne wieder aufnehmen und nach Rom gehen sollte, schon darum, um die unsinnige Angst auszurotten. Aber der Arzt riet mir, nach Berlin zu gehen. So verließ ich die Anstalt. Auf der Reise hatte ich große Angst, die Leute würden mich wegen der Verleumdungsgeschichte in der Schweiz festnehmen, ehe ich diese verlassen hätte. Aber dann kam plötzlich die deutsche Grenze, alle Störungen fielen zu Boden. Nun trat wieder die alte Sorge und der Kummer auf — die Leute lachten und spotteten über mich. Endlich kam ich nach Berlin zu meinen alten Freunden.

Digitized by Google

Hier bricht die Psychographie ab. Wir möchten hinzufügen, daß in Berlin derselbe Circulus vitiosus nach einiger Zeit einsetzte, selbst in der befreundeten Familie, wo man sich alle erdenkliche Mühe gab, jede Störung fernzuhalten. Auch im Familienkreise sah der Patient sich verspottet, verdächtigt usw. Auf den Straßen, in der Straßenbahn sah er sich verfolgt; er glaubte, daß alle seine Geschichten bereits nach Berlin gemeldet seien; so bemerkte der Patient eines Tages, daß ein Schutzmann, als er gerade an diesem vorbeiging, auf die Uhr sah; dies wird sofort in dem Sinne gedeutet, daß die Polizei sich genau die Zeit merken wollte, wo der Patient die Stelle gerade passiert habe. Nach einiger Zeit mußte der Patient aufs Schiff gebracht werden, um in seine Heimat zurückzukehren.

Wie bereits erwähnt, hat der Patient auf unsere Veranlassung diese Psychographie in einigen Tagen niedergeschrieben. Auser der zusammenhängenden Schilderung hat er auf kleinen Zetteln einzelne Erlebnisse analysiert oder zu analysieren versucht. Er versuchte, darin psychologische Analysen zu geben, wägt verschiedene Momente gegeneinander ab und kommt zu „Diagnosen"; er versucht auch „Reize" aufzufinden, die ihm anscheinend in den Gesprächen gegeben worden sind. Auch wenn diese Notizen, auf deren Wiedergabe wir hier des Platzmangels wegen verzichten müssen, in vielem nicht den systematischen Aufbau wie die Schilderungen oben zeigen, so spiegeln auch sie die Logik des paranoischen Systems deutlich wider.

Digitized by Google

Digitized by Google

Versuch einer „motorischen Psychologie" mit Ausblicken auf die Charakterologie.

Von Max Löwy (Prag-Marienbad).

Digitized by Google

Inhalt.

I. Teil.

I. Eine „motorische Psychologie".

II. Teil (folgt im nächsten Bande des Jahrbuches).

II. Vom Leben und Erleben der Organismen zu Objekten, Außenwelt und Ich in einem Bewußtsein. III. Weitere motorische „Ich-formierende Faktoren". Ich, Person und Persönlichkeit. IV. Die Triebe und ihre Psychisierung. V. Das Individuum und die Gemeinschaft. VI. „Charakter-Aetiologie" nach der Psychoanalyse. Freuds Tiefenpsychologie und Alfred Adlers Individualpsychologie. VII. Die somatische und psychische Konstitution als eine Grundlage der Person und von Individuellem und Charakterologischem. Ludwig Klages, Charakterologie. E. Utitz, Definition der Charakterologie.

Digitized by Google

I. Eine „motorische" Psychologie. Herleitung des Sensiblen aus Motorischem.

Was hier beigebracht werden soll, sind einige psychologische Thesen, zugleich auch jeweils im Hinblick auf ihre etwaige Nutzanwendung für die Charakterologie. Diese Thesen beruhen auf tatsächlichen Grundlagen, aber auch auf hypothetischen Schaltstücken (was beides später getrennt aufgezeigt werden soll), wie sie sich mir im Sinne einer biologisch-genetischen Betrachtungsweise des Psychischen ergeben haben.

Im Psychischen, es bis auf weiteres unpräjudizierlich als Erlebtes, Erlebendes und Erleben fassend, also vorerst etwa mit Paul Natorp als das „Subjektive", beachten wir zugleich zur vorläufigen Orientierung zwei Erscheinungsgruppen. Diese stellen zweierlei Abläufe im psychischen Geschehen dar, und jede dieser Erscheinungsgruppen läßt wieder eine Unterteilung in je zwei Untergruppen zu.

Als diese psychischen Erscheinungsgruppen lassen sich (unter dem Vorbehalte weiterer Nachprüfung) formulieren:

1. Eine sensible oder vielleicht richtiger (s. u.) scheinbar sensible Erscheinungsgruppe, die kontinuierlich ablaufend zu denkende, im allgemeinen unbemerkte, oder nicht voll bemerkte Gemeinempfindung (mit dem Zeiterleben, welches Semon mit Recht zur Gemeinempfindung in Beziehung gesetzt hat); und mit diskontinuierlichem Anderswerden, mit diskontinuierlichen Gemeinempfindungsänderungen.

Die Gemeinempfindungsänderungen (sie machen die zweite Untergruppe des Sensiblen aus) liefern danach in Übereinstimmung mit dem Sachverhalte, daß sie diskontinuierlich sind und daß sie eben Umwelteinflüssen entspringen, ein wechselndes Situationserleben, sei es auch primär unbestimmter, undifferenzierter Art, aber mit der Spiegelung des Umwelteinflusses: in dem Signum eines Widerfahrens (des Erfahrens im einfachsten Sinne), eines Erleidens und Erlebens.

So wird dieses Anderswerden, werden die diskontinuierlichen Gemeinempfindungsänderungen als „Beeindruckungen" erlebt, als „von außen kommendes Erleben" oder, wie wir uns nun ausdrücken können, „exoprojiziert als und zu Impressionen", welche nicht der Gemeinempfindung des Organismus in ihrer Kontinuität, in ihrem ungestörten Ablaufe angehören.

Exoprojektion ist uns also das Kennzeichen eines Erlebens, welches von der Gemeinempfindung absticht. Wie diese Exoprojektion zustande kommt, mit

Digitized by Google

welchen Mitteln die Exoprojektion von der Umwelt und dem Organismus bewirkt wird, darüber wird unten noch eingehend die Untersuchung gepflogen.

Außer Betracht bleibt hier die wohl in letzter Linie als metaphysisch zu wertende Frage, ob die diskontinuierlich erlebten Beeindruckungen etwa im Sinne von Will. James nur mittels unserer Sinnesspezifizität (für Licht, Geräusch, Berührung, kalt und warm, Geruch und Geschmack) aus einem Umweltkontinuum durch und für unsere Orientierungstendenz herausgeschnitten werden, oder ihre Diskontinuität durch eine Diskontinuität der Umwelteinflüsse hervorgerufen ist.

Ebenso bleibt außer Betracht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach keine auf die Dauer ungestörte Gemeinempfindung bestehen kann: ohne Impressionen oder wenigstens Reizeinwirkungen, ohne Umwelteinflüsse und Reaktion darauf, daß es kein psychisches Leben, kein psychisches Geschehen ohne Erleben geben kann: wie sich physiologisch kein Leben ohne Umwelt, kein Stoffwechsel ohne Zufluß von außen, d. h. ohne Nahrung auf die Dauer erhalten kann.

Uns handelt es sich hier erstlich nur um die diskontinuierliche Fremdeinmischung in die Gemeinempfindung, um die Gegenüberstellung des Lebensablaufes und der Diskontinuität dessen, was wir als Beeindruckungen erleben. Man könnte hier gleich bedeutsam einwenden: Aber erlebt wird ja gerade das Umgekehrte dessen, was hier als Lebensablauf im Psychischen gemeint ist, der Eindruck allein und nicht die Gemeinempfindung. Diese bleibt ja, wenn sie überhaupt existiert, unbemerkt.

Nun heißt, wie wir noch sehen werden, Erlebtwerden nicht schon immer und unbedingt auch Bemerktwerden und Bemerktsein. Psychisches Geschehen und Bewußtheit sind nicht schon eo ipso identisch, wie man im allgemeinen zu glauben geneigt ist. Es kann auch, so paradox das einst klang, ein unbewußtes psychisches Geschehen geben. So kann man bei scharfer Selbstbeobachtung erkennen, daß nicht selten einem Eindruck, bevor er sich konkretisiert, eine Phase der allgemeinen Alteration vorhergehen kann, ein Nahegehen seitens eines noch Unbestimmten, ein Anderswerden, welches die Einstellung auf den „Reiz" und konsekutiv dessen Auffassung erst bewirkt. So ein unbestimmtes Angegangensein kann man als ein diskontinuierendes Anderswerden, als eine Gemeinempfindungsänderung unter Umwelteinfluß wohl anerkennen. Dieser Vorläufer konkreten Erlebens entspräche zugleich einem unbestimmten „Situationserleben" und „Beeindrucktsein" und einer „Einstellung".

Aber ganz abgesehen davon wird ja ein plötzlicher schmerzhafter Eindruck geradezu als brüske Änderung des Befindens ad pejus und als offensio (Beleidigung, Verletzung, Angriff), also als diskontinuierliche Gemeinempfindungsänderung oder wenigstens als von „außen kommende Befindensänderung" direkt und gewiß recht überzeugend erlebt.

Man wird sonach trotz der Schwerfaßbarkeit des Problems das Vorhandensein eines vorbestehenden Befindens, einer Gemeinempfindung zugeben müssen: und da das Befinden sich nicht nur unter dem Einflusse eines Schmerzreizes brüsk, sondern auch sonst ändert, auch hier schon an das Bestehen einer kontinuierlich

Digitized by Google

ablaufenden Gemeinempfindung vielleicht mit rhythmischen Änderungen zu denken haben.

Damit kehren wir zur noch nicht genauer erörterten ersten Untergruppe des Sensiblen zurück. Hierfür beachte man: den Wechsel von Hunger und Sättigung, von Müdigkeit und Frische, von Schlafen und Wachen (Munterkeit). Auch den Wechsel von Behagen und Unbehagen bis zum schweren Krankheitsgefühl, zum heftigen Leiden oder Leid, wird man der Gemeinempfindung zurechnen dürfen. Dabei ist es (worauf wir noch unten zurückkommen werden) beachtenswert, daß mit dem Namen Hunger und Schlaf zugleich mehreres (Triebbennenungen, Instinktbezeichnungen und Gemeinempfindungs-Zuständlichkeiten) ausgedrückt wird; und besonders beachtenswert, daß wir die Gemeinempfindung in Hunger und Sättigung, Müdigkeit und Frische, Behagen und Unbehagen, körperlichem und psychischem Krankheitsgefühl, also ganz allgemein durchaus nicht als Ablauf, sondern in Form von und als Zuständlichkeiten erleben, und zwar meist als polar gegenüberstehende Zuständlichkeiten.

Ich möchte sagen: Wir erleben hierin Zuständlichkeiten, die in einer abrollenden Gemeinempfindung ihre Grundlage und ihren Rahmen haben, was sich auch irgendwie in ihrer Zuständlichkeit selber ausdrückt, und wie ich glaube, besonders deutlich im polaren Gegensatze solcher Zuständlichkeiten.

Nun ist es unter der Annahme eines „unbemerkt rhythmisch und allmählich bis zum Bemerken und längerem Verharren anschwellenden" Ablaufs vielleicht naheliegend, daß im allgemeinen nicht der unbemerkte Ablauf in toto gegeben ist, sondern nur seine Wellenkuppen und Wellentäler und dann als Zuständlichkeiten erlebt werden, d. i. als (oft polare) Gegebenheit von einiger Dauer. Trotzdem ist wieder im Erleben dieser Zuständlichkeiten meist mitgegeben und drückt sich aus, daß ihr Anstieg im Unbemerkten ein allmählicher war, etwa z. B. bei Hunger und Müdigkeit; (wieso das möglich ist, erhellt vielleicht aus meiner späteren Herleitung der Gemeinempfindung aus motorischen, aber retardierten (gebremsten) unerledigten Trieb-Impulsen, aus restierender Triebaktivität, und aus dem allgemeinen Chemismus s. u.).

Übrigens ist vielleicht Kontinuierliches uns überhaupt nicht anders gegeben denn als Zuständlichkeiten: In der Objektwelt als „Gestalt", „Raum" und „Eigenschaft", endopsychisch d. h. im Erleben als „Zuständlichkeit". (Über das Zeiterleben siehe im weiteren.)

Dazu muß ich mir nun wieder selber einen Einwand machen, nämlich: ich hatte das Zeiterleben schon oben nach Semon der Gemeinempfindung wenigstens andeutungsweise zugeschrieben, und das Zeiterleben wird doch als Ablauf erlebt und bildet vielleicht mit dem Bewegungserleben die einzigen primär-bewußten Abläufe unseres Erlebens. Aber hier liegt der Sachverhalt doch noch komplizierter, als mit dem Bisherigen dargestellt ist, nämlich als es damit, daß wir das Zeiterleben und so auch die zugrunde liegende Gemeinempfindung als Ablauf gegeben haben sollten, formuliert erscheint. Dort nämlich, wo nicht das diskontinuierliche Anderswerden durch Impression zum Ausgangspunkte im Zeiterleben wird, haben wir, wie unten noch zu zeigen sein wird, das Zeiterleben doch wieder als Zuständlich-

Digitized by Google

keit und zwar als eine solche der Gemeinempfindung gegeben: als die der Langeweile und Öde oder als Kurzweiligkeit, Lebensfülle und Erlebnisfülle (s. u.).

Halten wir vorerst an dem einen fest: Man wird jedenfalls das Bestehen eines psychischen Lebens (eines Erlebens im weiteren Sinne) und das Gegebenhaben von gewissem Psychischen zugeben müssen, welches abweicht vom Erleben im engeren Sinne, von den Einzelerlebnissen, von den diskontinuierlichen Impressionen buntester Herkunft.

Diese beiden Formen des Psychischen waren vorerst zu betrachten: sozusagen ohne inneren Bezug zueinander, wenigstens im Erleben, (anders in der Selbsterhaltung und Orientierung, der sie ursprünglich beide dienen).

Wenn wir auch direkt und bemerkt (bewußt) im allgemeinen nur die Produkte unseres diskontinuierlichen Beeindrucktesins, d. i. nur Eindrucksinhalte gegeben zu haben scheinen, bedarf es nur einfach der Beachtung, um zu wissen, daß man auch gegeben hat: den rhythmischen Wechsel von allgemeinen „inneren" Zuständlichkeiten neben den „äußeren" Vorgängen, neben den Beeindruckungen und gerade in dem Signum des Innenseins an diesen Zuständlichkeiten, wie in deren paariger Polarität, wo sie vorliegt, wie in der Art des Auftretens und des Abklingens, in der Ablaufsweise (sit venia verbo bei Zuständlichkeiten) gegensätzlich zu den Impressionen, zum diskontinuierlichen Anderswerden.

Dafür aber, daß dieses Innere — weil Allgemeine —, dieses Rhythmisch-schwankende, das oben unter dem Namen Gemeinempfindung zusammengefaßt ist, nicht nur einen rhythmischen Wechsel verschiedener und besonders häufig polar gegensätzlicher Zuständlichkeiten darstellt, sondern wirklich auch einen Ablauf hat, ist das von mir über das gesetzmäßige Erleben von kontinuierlichem Psychischen als Zuständlichkeit vermutungsweise Beigebrachte noch kein entscheidender Beleg. Jedoch kann ich mich für den Ablaufscharakter der Gemeinempfindung noch auf weiteres berufen. Sowohl auf meine eigenen Ergebnisse aus dem Gebiete der Psychopathologie wie auch auf etwas im Rahmen der Normalpsychologie. Der Beleg aus dem Gebiete der Normalpsychologie für den Ablaufscharakter der unbemerkten Gemeinempfindung liegt nun interessanterweise gerade wie der für den Zuständlichkeitscharakter der erlebten, der bemerkten Allgemeinempfindung im Beispiele der Zuständlichkeiten: Langeweile oder Kurzweiligkeit, d. h. es liegt der Beleg ebenso für den Ablaufscharakter der unbemerkten Gemeinempfindung in gewissen Momenten des Zeiterlebens, und zwar gerade in denselben Momenten der Langweiligkeit, Öde einerseits und der Erlebnisfülle, Kurzweiligkeit andererseits, welche ich für den Zuständlichkeitscharakter von Phasen der bewußten Gemeinempfindung herangezogen habe.

Gehen wir nun näher auf das Ablaufsproblem der Gemeinempfindung ein, so führen uns, wie erwähnt, sowohl die noch zu erörternden normalpsychologischen Ergebnisse über das Zeiterleben wie Psychopathologisches in das Problem ein. Semon hat auf die Beziehung des Gemeinempfindungsablaufs zum Zeiterleben aufmerksam gemacht, und ich habe seinerzeit (1912 „Meteoristische Unruhebilder" usw., Prager Med. Wochenschrift) das psychische Geschehen des Lebens und Erlebens in einem Bilde formuliert, welches dem unbemerkten Gemeinempfindungs-

Digitized by Google

ablauf wie auch seinen Änderungen durch Impressionen galt. Man stelle sich vor: Wie in eine kontinuierlich ablaufende Organtinrolle wird auf der Stickmaschine unseres Lebens das Stickmuster unseres Erlebens, werden unsere Beeindruckungen eingestickt. Wir beachten nur das Muster, nicht die Grundlage, nicht unsere Gemeinempfindung: die ständig ablaufende Organtinrolle bleibt unbemerkt, außer sie beginnt zu hapern.

Dann aber kommt es, wie ich schon früher (Lotos 1909, „Stereotype pseudokatatone Bewegungen" Ztschr. Neurolog. Psych. Bd. I, Heft 3, 1910, und „Die Halluzination des Anrufes mit dem eigenen Namen", Deuticke, Wien, 1911) an verschiedenen Fällen mit Störungen in den Regulierungssystemen des Körpergleichgewichts und der Muskelspannung, im labyrinthären und Vestibularis-Apparat samt Überbau, und sonst auch zeigen konnte, zu Denkablaufstörungen: sei es zum Abreißen des Gedankenfadens, zur Gedankenleere, wie es die Patienten nennen, oder zu Gedankenjagen und zugleich öfters zu Denk-Inhaltsstörungen, indem in der Peripherie des betreffenden Gedankens gelegene „Gedankenbruchstücke" auftauchten; so sprach jemand in der Affektverwirrung die Worte: „rätselhafter Pflasterstein, Million", oder ich selbst „eine Ölimersion, eine Ölimersion, eine Ölimersion" (1910 Stereotype pseudokatatone Bewegungen, beides durch die Analyse der psychischen Situation dort verständlich aufgelöst), oder es erscheint im Bewußtsein eines Pat. ein „Gedankenchaos", wie er es nennt, weil ihm unabweisbar die „Gedankenatmosphären" auftauchen, welche sonst nur unbemerkt das Denken begleiten (1909 Lotos, 1911), in diesem Falle bei Labyrinthstörung. Sowohl Übererregbarkeit des Bemerkens (Fall 1909, 1911) wie Untererregbarkeit des Bemerkens (der andere Fall Lotos 1909 und vielleicht ebenfalls labyrinthär) kommt vor. Im letzteren Falle darin hervortretend, daß abstrakte Begriffsbezeichnungen dem Kranken unverständlich blieben, weil die zugehörigen Konkreta dabei nicht auftauchten und der Patient mit Begriffsnamen den richtigen Sinn nicht verbinden konnte. Im ersteren Falle der Übererregbarkeit des Bemerkens aber tauchte so viel von dem, was mit dem in der Denkrichtung Liegenden in Beziehung stand, besonders aus der Jugendzeit auf, daß es den Denkfortgang aufs höchste störte, ja bisweilen hemmte.

Besonders lehrreich für die Beziehung von Störungen des Gleicbgewichtsapparates und von Gemeinempfindungsstörungen zum Denkablauf ist ein von mir auch schon gelegentlich erwähnter Fall („Dementia Praecox, intermediäre psychische Schicht" usw. Kargers Abhandlungen, Heft 20, Berlin 1923). Dieser erlebte anfallsweise mit hohem Unbehagen, von ihm als „Schwindel" bezeichnet, ein rasches Vorüberströmen seiner Gedanken von einer Seite unten nach der anderen Seite oben im Bogen (entsprechend der Lage eines Bogenganges des Ohrlabyrinthes). Von mir zur Prüfung der Richtigkeit des zu vermutenden Labyrinthzusammenhanges aufgefordert, sich sofort in einem solchen Anfalle hinzulegen und die von der Decke hängende Lampe zu beachten, sah er diese während des ganzen kurzdauernden Anfalles kräftig pendeln.

Gewisse Gemeinempfindungsstörungen bewirken sonach Denkablaufstörungen und auf diesem Wege durch Überleitungsstörungen in den Gedankenatmosphären,

Digitized by Google

in dem Fransensaume um die Lampe des oberbewußten Gedankens nach W. James, von ihm daher Fringe genannt, aber auch auf anderen Wegen, über den Rhythmus z. B., inhaltliche Veränderungen unseres Denkens. Ein gewisser Grad von Ungestörtheit des Gemeinempfindungsablaufes und des Gemeinempfindungsinhaltes, ein gewisser Gemeinempfindungsstatus, gewisse Gemeinempfindungszuständlichkeiten sind also Voraussetzung des ungestörten Denkablaufs. Unser Denken erhält sonach und enthält auch einen zwar unbemerkten, aber in seiner Bedeutsamkeit nicht zu unterschätzenden Anteil von der Gemeinempfindung, und zwar einen mit Ablaufscharakter.

Wir können nun aber zum Thema des Stromes des Denkens (W. James) wie der „strömenden" Gemeinempfindung nicht nur diese meine Erhebungen aus der Psychopathologie, sondern auch Näherliegendes aus der Normalpsychologie beibringen; dazu greife ich nochmals und damit abschließend auf das Thema des Zeiterlebens zurück. An dessen Hand glaube ich auch gleichzeitig, einen beinahe direkten Beleg für mein Bild vom Abrollen der Gemeinempfindung nach Art einer Organtinrolle beibringen zu können, ähnlich wie in dem Beispiele aus der Pathologie vom Vorbeiströmen der Gedanken im Bogen.

Es ist geläufig (vgl. K. Jaspers „Psychopathologie"), daß ein ereignisreicher, ein erlebnisreicher Tag im Erleben kurz, aber in der Erinnerung lang erscheint, ein erlebnisarmer Tag dagegen im Erleben lang gedehnt, langweilig, öde, d. h. leer und lang, aber in der Erinnerung kurz. Für diese Gegensätzlichkeit bezüglich der Zeitbemessung in Erinnerung und frischem Erleben habe ich (1923 Dementia praecox — Monographie Karger, Berlin) folgende Erklärung gegeben: In der Erinnerung messen wir die Dauer der abgelaufenen Zeit nach der Zahl (genauer ausgedrückt nach der Fülle) der Impressionen, der bewußt-gewordenen Eindrücke, im Erleben aber an den zwischen den Impressionen liegenden impressionslosen Strecken. In der Erinnerung messen wir nach bemerkten Inhalten (oder wenigstens nach ihrem Bemerken), im Erleben nach einem unbemerkten Geschehen. Daß dieses unbemerkte Geschehen, welches der Zeitbemessung dienen kann, wirklich der Gemeinempfindung entspricht und dann wirklich einem Ablaufe der Gemeinempfindung, und zwar ihrem kontinuierlichen Ablaufe, liegt gewiß nahe. Gemeinempfindungsstrecken zwischen den Gemeinempfindungsänderungen, Lebensablaufsstrecken zwischen den Impressionen.

Es läßt sich aber die Zeitbeziehung zur Gemeinempfindung auch noch weiter belegen, und zwar durch das vielen Menschen mögliche Erwachen ziemlich genau zu einer vorgesetzten Stunde. Sie haben also die Uhr im Kopfe oder im Körper, auch im Schlafe. Das Zifferblatt, der Maßstab hierfür und der (neben dem Vorsatz, der Aufgabe) wirksame Weckreiz kann wohl nichts anderes sein als ein gegebener Grad von Ausgeschlafenheit, welcher Grad doch kaum je bewußt erlebt wurde, also auch im gewöhnlichen Sinne nicht bewußt, nicht erinnert werden kann.

Dieses als Gradmesser, als Maß der Schlafdauer und als Weckreiz Wirksame wäre sonach ein Verhalten der Gemeinempfindung, eine Zuständlichkeit der Ge-

Digitized by Google

meinempfindung, und zwar wahrscheinlicher ein Grad der Frische, der Ausgeschlafenheitsgrad, Erholungsgrad, als etwa ein Schläfrigkeitsrest. Es dient eine Gemeinempfindungszuständlichkeit zur Messung einer Dauer, hier der Schlafdauer, eines Ablaufes im Schlafe.

Die Frische wie die Müdigkeit haben wir ebenso wie das Behagen und Unbehagen oben schon als Zuständlichkeiten der Gemeinempfindung ansprechen können. Jedoch waren sie dort bewußte Zuständlichkeiten. Hier im Schlafe ist der Maßstab für das Erwachen zur vorgesetzten Stunde gelegen in einer unbemerkt gegebenen Zuständlichkeit, und diese ist zugleich ein Ausdruck für ein kontinuierlich Ablaufendes, resp. für eine gewisse Strecke des Abgelaufenen. Daß aber aufeinanderfolgende Zuständlichkeiten und Grade des Ausgeschlafenseins und der Frische ebenso der Gemeinempfindung zuzurechnen sind, wie die Müdigkeit und Schläfrigkeit, wird man schwerlich bestreiten wollen.

Wir sehen eben immer wieder, daß wir sowohl eine Gemeinempfindung als auch Impressionen und nicht nur letztere erleben: beide schon an sich als ein verschiedenes Erleben, als verschiedene Gegebenheiten, als äußere und als innere. Als Vorgänge, als Widerfahren, Erleiden, als Erleben im engeren Sinne, erleben wir bei den Einzelbeeindruckungen, als Zuständlichkeiten trotz ihres (unbemerkten) Ablaufcharakters bei der Gemeinempfindung.

Die ständig geschehende Gemeinempfindung ist uns gegeben trotz ihres Ablaufs als ein Ruhendes und Inneres, in Zuständlichkeiten; dagegen die diskontinuierlichen, die sozusagen einmaligen Impressionen als ein äußeres Geschehen, als Vorgänge. (Warum als Geschehen und als Äußeres, wird uns die Betrachtung der motorischen Gruppe des Psychischen zu lehren haben, ebenso wie sie das Mitgegebenhaben des allmählichen Anstiegs in den Gemeinempfindungszuständlichkeiten lehrt.) Das äußere Geschehen erleben wir als ein Anderswerden und Beeindrucktsein, als ein Widerfahren und Erleben, als Erlebnisvorgang — es ist ja keine Zuständlichkeit; zugleich erleben wir diese Beeindruckungen als etwas, was an sich schon zur Exoprojektion auffordert, dazu disponiert, als etwas mit Hinaustendenz, als Aufforderung zur Hinausentwicklung. Danach läge im Impressionserleben schon etwas wie eine Hinausentwicklung, eine Hinausentwicklungstendenz, eine „Zuwendung" und fände seinen Ausdruck in der Exoprojektion der Eindrucksinhalte. Darin läge also etwas Motorisches. Ja, vielleicht ist auch der Vorgangscharakter, den wir bei der Beeindruckung (beim Widerfahren) erleiden und erleben, ein damit zusammenhängender motorischer Zug. Es wäre die Hinausentwicklungstendenz als etwas dem Bewegungsvorgang Zugehöriges, danach jenes Moment, welchem es zu verdanken ist, daß ein ehemaliger Oberflächenreiz und die zugehörige Impression als ein Vorgang, als Geschehen (entsprechend dem Ablauf einer intendierten Hinausbewegung) erlebt werden, was im weiteren noch klarer werden kann.

2. Wie einleitend ja vorangestellt wurde, können wir im Gebiete des Psychischen, das vorerst als Sensibles betrachtet worden ist, noch eine zweite Gruppe hervorheben: Es ist eine Gruppe des Psychischen, welche zugleich in das rein Physiologische hinübergreift, richtiger daraus hervorwächst, daraus sich in das Psychische

Digitized by Google

erhebt, oder noch richtiger (s.u.) sich aus dem Physiologischen zum Psychischen hinauferhebt. Es ist die „motorische Erscheinungsgruppe".

Ihr gehören an: sowohl die Triebbewegungen und Triebhandlungen, welche wir als „aus dem Innern kommend", als inneren Zuständlichkeiten entspringend erleben; wie auch die Bewegungen aus der anderen Kolonne des Motorischen, die „Reaktionsbewegungen" auf äußere Reize hin, die Zuwendungen resp. Abwendungen. Deren auslösende Reize wirken lokalisiert an der Oberfläche des Organismus ein. Zu dieser sind nach phylogenetischen Lehren auch die Schleimhäute zu rechnen, (wenn ihr ontogenetischer Entwicklungsweg im Embryo sich nunmehr auch anders darstellt), als die eingestülpte Oberfläche des Organismus. Erst zusammen ergeben Ektoderm plus Entoderm die phylogenetische und reagierende, reflektorische Oberfläche wieder, welche sie primär zusammen darstellten. Reaktionsbewegungen erfolgen also auf lokalisiert an der Oberfläche des Organismus einwirkende Umwelteinflüsse, auf Impressionen hin, auf sie zu oder von ihnen weg. Dafür mag uns wieder der Schmerzreiz — ganz wie in der ersten, der sensiblen, Erscheinungsgruppe unserer vorläufigen Einteilung des Psychischen — zum Belege dienen, der Schmerzreiz, welchen wir schon oben für das Anderswerden als und durch Gemeinempfindungsänderungen herangezogen haben. Ein Brennschmerz läuft ab: mit einer Reaktionsbewegung des Körpers von der Impression weg, mit Flucht (Fluchtreflexe), oder ein Insektenstich mit einer Reaktionsbewegung darauf zu: Abwehr, Verscheuchung (Feindreflexe).

Nennen wir diese vom „subjektiven" Standpunkte als sensibel, d. h. als Impressionen erlebten und bezeichneten Umwelteinflüsse lokalisierter Art, nun für die „objektive" Betrachtung und zugleich vorerst physiologisch, ohne also damit psychisch etwas präjudizieren zu wollen, „Oberflächenreize", dann ist bislang nichts anderes behauptet als: Es können physikalisch-chemische Veränderungen eines Stückes der Oberfläche unter Umwelteinflüssen entstehen und zur Quelle von Motorischem, von Bewegungen werden, wie diese physikalisch-chemischen Veränderungen von der subjektiven Seite her angesehen als Quelle dessen erscheinen, was wir im bewußtwerdenden Erleben „Impressionen" genannt haben.

Darüber, wie sich aus der gemeinsamen Quelle — aus den an der Körperoberfläche einwirkenden, physikalisch-chemisch von dieser aus wirksam werdenden Umwelteinflüssen — Reaktionsbewegungen sowie Impressionen ableiten, ob und wie sich etwa die einen aus den anderen herleiten lassen, ob sich also ein Kausalverhältnis zwischen ihnen aufzeigen läßt, wird im weiteren noch mehrfach die Rede sein.

Vorerst seien als Charakteristika jenes Motorischen, welches den Oberflächenreizen zugehört, herausgehoben und festgehalten: die örtliche und zeitliche Diskontinuität der Auslösung der Bewegung, also des Reizes, weiter die Lokalisation des Reizes an der Körperoberfläche, also die äußere lokalisierte Einwirkung, d. i. die lokale chemisch-physikalische Veränderung an der Oberfläche, die Auslösung durch lokalisierten Oberflächenreiz wie endlich auch, in der Regel wenigstens, die Lokalisiertheit der Erfolgsbewegung. Nicht allzu selten

Digitized by Google

dürften Reizstelle und Bewegungsvollzugsstelle zusammenfallen, d. h. sie betreffen wohl primär die gleiche Lokalität der Körperoberfläche. Doch muß dies durchaus nicht immer der Fall sein, und ist es auch sehr häufig nicht. Die Nervenbahnen ermöglichen nämlich entfernt von der Reizstelle auftretende Erfolgsbewegungen, entfernt wirksam werdende Reflexe, und bedeuten eine Organisationsstufe phylogenetischer Entwicklung, welche die reizvernichtende oder eine Schädigung verhütende Bewegung von reizfernen Körperstellen sozusagen „im übertragenen Wirkungskreise der Bürokratie" von einer „Expositur" ausführen läßt. Sonach bedeutet auch eine reizferne Bewegungseffektuierung keinen Widerspruch gegen die Regel von der Lokalisiertheit, der Beschränktheit, sowohl des Oberflächenreizes wie der Erfolgsbewegung auf einen Teil des Organismus.

Aber eine wenigstens scheinbare Abweichung von dieser Regel verdient besondere Beachtung. Es wurde bei Einzellern festgestellt und auch zum Ausgangspunkte einer entwicklungspsychologischen Betrachtung genommen (E. Kretschmer, „Medizinische Psychologie"), ein „allgemeiner Bewegungssturm" gegenüber äußerer Bedrohung. Auf Reizwirkung von außen hin erfolgt „der Bewegungssturm" derart, daß alle dem Organismus gegebenen äußeren Bewegungsarten mit einem Male in Funktion treten und durcheinander laufen, bis eine erfolgreiche Bewegungsart den Organismus aus dem unmittelbaren Bereiche der auslösenden, bedrohlichen Einwirkung bringt und nunmehr isoliert festgehalten wird.

Jedoch dürfte meines Erachtens hier nur eine scheinbare Ausnahme von meinem Lokalisiertheitsgesetze der Umweltreize und Umweltreaktionen vorliegen: gegeben in einer anfänglichen Unabgestuftheit der Einwirkung. Diese würde sonach hier die Grundlage für die Übermäßigkeit und Allgemeinheit der Reaktion abgeben insolange, bis durch eine gewisse Entfernung von der Reizquelle oder durch die „gewöhnende" Wiederholung des Reizes, d. i. durch konsekutive „abhärtende" physikalisch-chemische Umwandlung an der Oberfläche des Organismus, zugleich die Dosierung und Lokalisierung von Reiz und Reaktion geliefert ist. Über diesen Lokalisierungsvorgang läßt sich noch eine Erwägung anstellen, welche vielleicht noch etwas Bedeutsames zu unserem Problem einer „motorischen Psychologie" beitragen kann.

Wenn ein an einer Stelle gesetzter Oberflächenreiz phylogenetisch primär eine Erfolgsveränderung am ganzen Körper zu setzen vermag derart, daß an der ganzen Oberfläche des Einzellers ein „Bewegungssturm" aller dem betreffenden Organismus zur Verfügung stehender Bewegungsmittel und Bewegungsorgane zum Ausdruck kommt, bis eine erfolgreiche Bewegung — und gerade diese wird ja zum künftigen „Fluchtreflex" — den betroffenen Organismus aus dem Bereiche des Reizes bringt, ihn so erhält und sich selbst so fixiert: so wird im Gegensatze etwa zu einem Feindreflex oder Freßreflex gelegentlich die Lokalisation und Hinausentwicklungsrichtung des sich fixierenden erfolgreichen Fluchtreflexes günstigst an jener Körperseite liegen, welche der Einwirkungsstelle des in die Flucht treibenden Reizes abgewendet ist und gegenüberliegt, also kontralateral. Einander kontralateral wären öfters sinngemäß: die Reizeintrittsstelle zur Hinausentwicklungsrichtung eines Fluchtreflexes und zum Orte,

Digitized by Google

zur Ausbildungsstätte der dem betreffenden Reize besonders zugeordneten lokomotorischen und kontraktilen Apparate, sagen wir vorgreifend „Muskeln" (es kann auch eine Vakuole sein, die sich zusammenzieht und wieder ausdehnt); und die protoplasmatische Verbindung, später Nervenverbindung von der gegenüberliegenden kontraktilen Stelle zur gereizten Körperstelle ergäbe die Reflexbahn. Durch eine solche Annahme wäre sowohl die primäre Anlage gekreuzter Nervenbahnen wenigstens für bestimmte Reflexe einsichtiger zu machen, wie auch vielleicht das Paradoxon verständlich, daß sich durch einen lokalisierten Oberflächenreiz nicht etwa primär „sensible" Leistungen und Apparate anlegen müssen, sondern entfernt gelegene „motorische" Leistungen und Apparate entwickeln können. Und darin wieder ließe sich schon ein erster Hinweis darauf erblicken, daß trotz des Ausgehens vom physikalisch-chemischen Oberflächenreiz es erst und primär die durch diesen Oberflächenreiz angeregten motorischen Funktionen sind, welche zu psychischen Leistungen und damit im weiteren zu „Sensiblem", zu „Empfindungen", zu Impressionen führen. Doch davon später. Hier noch der Hinweis, daß, wie die Hemianopsie zeigt, Eindrücke z. B. der linken Sehrinde des Gehirns zur rechten Seite des Körpers, also in einen „Rechtsraum" projiziert werden oder daß Rechtsreize die linke Sehrinde „erregen", im Gehirne kontralateral zur Auswirkung kommen, also so vertreten sind wie ein Fluchtreflex und nicht wie ein Feindreflex oder Greifreflex, der wenigstens im Schlagen des Pferdeschweifes nach einem Insekt homolateral ist.

Auch unter Beachtung des Bewegungssturmes glaube ich mich nach allem berechtigt, mittels des Scheidungszeichens (Lokalisation der Auslösung an der Oberfläche, also Lokalisiertheit von Oberflächenreiz, wie Reaktion durch ein Stück der Oberfläche), eine Abgrenzung der „Reaktionsbewegungen" vorzunehmen von anderen Bewegungen, welche allgemein entspringen, aus dem Innern des Organismus kommend erscheinen, von den Triebhandlungen und Triebbewegungen.

Ich stelle also gegenüber: Oberflächenherkunft und Lokalisiertheit in Reiz und Reaktion der einen Untergruppe des Motorischen — und eine andere Herkunft, nämlich aus dem Innern des Organismus bei den Allgemeinaktionen, der anderen Untergruppe. Die nähere Begründung für die Abtrennung dieser letzteren Untergruppe und für ihr Charakteristikum, d. i. die Allgemeinheit ihrer Herkunft, muß aber noch beigebracht werden.

Es wäre wohl auch möglich, zu zeigen, daß Triebe sich durchschnittlich in diffuseren Bewegungsaktionen (Orgasmus z. B.) auswirken als ein Reflex oder eine Reaktion, auf Insektenstich etwa. Doch erscheint mir dies unwesentlich gegenüber der Aufzeigung einer Allgemeinheit ihrer Herkunft.

Gleich der Unterteilung des Sensiblen im Psychischen in zwei Untergruppen, die der diskontinuierlichen Impressionen, welche als einzelne Beeindruckungen von außen und mit Vorgangscharakter erlebt werden, und die der kontinuierlich unbemerkt ablaufenden inneren Gemeinempfindungen mit Zuständlichkeitscharakter im Bewußtsein: ergäbe sich uns danach auch im Motorischen eine Unterteilung in zwei Untergruppen und dazu noch unter ähnlichem Gesichtswinkel. So stehen

Digitized by Google

einander gegenüber diskontinuierlich entstehende und erfolgende Reaktionsbewegungen aus diskontinuierlich wirksam werdenden Umwelteinflüssen, aus lokalisiertem Oberflächenreiz, aus lokaler physikalisch-chemischer Veränderung der Körperoberfläche entspringend (diskontinuierliche Impressionen sind ihr „sensibles Widerspiel"), und eine Gruppe der Triebbewegungen und Triebhandlungen. Diese erleben wir psychisch als allgemein entspringend, aus dem „Inneren" kommend und doch jeweils aus einer besonderen Zuständlichkeit, einer bestimmten Triebspannung, einem besonderen Triebbedürfnis, etwa des Hungers, des Durstes, dem Sexualbedürfnis oder wie Niedersetzen oder Niederlegen und Ausstrecken oder Zusammenrollen als Ausdruck der Müdigkeit und des Schlafbedürfnisses.

Wir halten vorerst fest: diese Form des Motorischen, die Triebaktionen erleben wir in untrennbarem Zusammenhange mit dem Erleben einer Zuständlichkeit, zugleich als einen „Antrieb" und in einem „Triebe". Dabei ergibt sich uns noch ein weiteres: schon die gleiche Bezeichnung als Hunger, Durst, Sexualspannung, Schlaftrieb, Bewegungstrieb für die Triebarten, wie oben für Gemeinempfindungsformen, beidesmal für „innere Zuständlichkeiten" gleichen Inhaltes und mit gleichem Bewegungseffekt, verweist uns auf die gegenseitige Spiegelung: Trieb in Gemeinempfindung, Gemeinempfindung im Trieb, beide fundiert und zusammengefaßt in der Triebhandlung, Instinkthandlung. So ergäbe sich uns eine gegenseitige Spiegelung der motorischen Untergruppe der Triebaktionen mit der sensiblen Untergruppe der Allgemeinempfindung, wie ja die andere motorische Untergruppe der lokalisierten Reaktionsbewegungen ihre Spiegelung in der anderen sensiblen Untergruppe, in der Gruppe lokalisierter Beeindruckungen fand.

Wiederum in Parallele zu etwas an der sensiblen Gruppe, und zwar an der „Gemeinempfindung" Erhobenem läßt sich vermuten: daß die Zuständlichkeit im Triebhaften — (wenn sie uns auch der Vorgang der Triebhandlung, die Triebbewegung nicht verrät, erleben wir sie doch in der Zuständlichkeit der Bedürfnisspannung, der Triebspannung), wieder als ein Hinweis auf ein Kontinuierliches, wie in der Gemeinempfindung, so auch in der Grundlegung der Triebaktionen zu verwerten sein mag. Ich denke sonach auch an einen kontinuierlichen, vielleicht auch an- und abschwellenden Ablauf in der Grundlegung der Triebaktionen.

Und weiter: Mögen die Triebe auch ihr spezielles Triebziel und Triebobjekt „außen" suchen und finden, primär sind sie, die Triebbewegungen, Triebhandlungen, Triebregungen und Triebspannungen, doch ein aus dem „Inneren" Kommendes, Ausdruck eines „Allgemeinen", eines „Unlokalisierten". An ihrem Anfange steht ja auch und ist manchmal beobachtbar und erlebbar: die undifferenzierte Triebunruhe und Triebspannung. Kurz, das Erleben der Triebe wie ihre Verursachung bleibt ein anderes als das lokalisierte Erleben und die lokalisierte Verursachung der Oberflächenreizreaktion, der Hinausentwicklung, der Zuwendung oder Flucht: „Lokalisationsgesetz der Oberflächenreiz-Reaktionen und Impressionen — und Vorgangscharakter von Reaktion und Impression", möchte ich es formulieren. Dem steht unterscheidbar gegenüber: das Trieberleben; diffus — oft mit einer

Digitized by Google

initialen Triebunruhe — aus dem „Inneren" kommend, schwillt es an zu einer Zuständlichkeit der Triebspannung, welche sich mit einer Gemeinempfindungs-Zuständlichkeit deckt.

Wie wir oben bezüglich der Diskontinuität des Umweltbezuges der Gemeinempfindungsänderungen und der Reflexe und Reaktionsbewegungen auch im Biologischen eine diskontinuierliche Auslösung und Grundlegung in lokalen physikalisch-chemischen Oberflächenveränderungen unter Oberflächenreiz fanden und bezüglich der Gemeinempfindung, mit ihren Zuständlichkeiten, Gründe für einen kontinuierlichen Ablauf derselben an der Hand von psychopathologischen Erscheinungen und im normalen Zeiterleben auffinden konnten, so suchen wir nun einen kontinuierlichen biologischen, eventuell anschwellenden Ablauf, sowohl als Grundlage der Gemeinempfindungszuständlichkeiten wie der Triebzuständlichkeiten und Triebbewegungen.

Können wir dergleichen Ablauf auch im Biologischen der Gemeinempfindung und der Triebe auffinden und wird so der Parallelismus zwischen sensibler und motorischer Gruppe des Psychischen auch im Physiologischen, auch biologisch komplett, dann ist es kein Zufall, sondern in der Genese sowohl des Sensiblen wie des Motorischen wie des Psychischen überhaupt begründet, daß sich für jede der beiden Erscheinungsgruppen des Psychischen, welche ich hier in einer vorläufigen Einteilung einander gegenüber gestellt habe, (für die Gruppe des Sensiblen wie für die Gruppe des Motorischen), je eine Unterteilung in zwei Untergruppen ergab, und zwar nach dem gleichen Prinzip: Diskontinuierlich und lokalisiert einerseits, gegenüber einem Allgemeinen, Diffusen und etwa kontinuierlich Ablaufenden andererseits.

Dieser Parallelismus in der Unterteilbarkeit weist eben wieder hin: auf eine gemeinsame Grundlegung des Sensiblen und Motorischen im Biologischen und eventuell darüber hinaus auch noch auf die etwaige Herkunft der einen Hauptgruppe aus der anderen. (Darüber ausführlich im weiteren.)

Die biologische Grundlegung der diskontinuierlichen Reaktionen, der Reflexe, wie von Flucht- und Abwehrbewegungen usw. war leicht aufzudecken und ist leicht immer wieder nachweisbar im physiologischen Experiment. Wir setzen lokale physikalisch-chemische Einwirkungen, tupfen etwa mit Salzsäure auf den Schenkel eines Frosches und erhalten, auch beim enthaupteten Frosch, Wischbewegungen mit dem anderen Bein. Wir bringen ein Salzkorn oder Nährstoffe in eine Flüssigkeit, in der wir einzellige Organismen halten, und erhalten die chemotaktischen Bewegungen der Flucht oder Zuwendung (Fluchtreflexe oder Freßreflexe, s. darüber noch im weiteren).

Durchaus nicht so offensichtlich liegt der auslösende Faktor zutage: für die von uns als aus dem Inneren kommend und als allgemein gegründet erlebten Triebaktionen. Nur per analogiam zur Gemeinempfindung habe ich aus der Zuständlichkeit des bewußten, des bemerkten Anteiles im Trieberleben und aus dem vielfachen Zusammenfallen von Triebzuständlichkeiten (Bedürfnisspannungen) und Gemeinempfindungszuständlichkeiten, auch für die Grundlegung der Triebzuständlich-

Digitized by Google

keiten und etwa auch ihres Bewegungseffektes einen kontinuierlichen und vielleicht auch anschwellenden und abschwellenden Ablauf vermutet.

Nun sind wir glücklicherweise auch hier nicht auf die bloße Vermutung angewiesen. Ein Trieb wenigstens, nämlich jener der Nahrungssuche, der Nahrungstrieb, der Hunger, läßt uns seine physiologische Grundlage ohne weiteres erkennen: im Stoffwechsel. Physiologisch, und zwar nur im Groben formuliert heißt das: die Arbeitsleistungen und die Wärmeentwicklung des Organismus usw., überhaupt seine Lebensleistungen, seine Lebenstätigkeiten verbrauchen Heizmaterial; oder richtiger und nicht nur auf die Oxydationsprozesse, auf die Dehydrierungsvorgänge gestellt: der Organismus verbraucht zu seiner Erhaltung unter chemisch-physikalischen Vorgängen körperfremde Zuflüsse und Zuschüsse, der gesamte Energie- und Stoffwechsel verbraucht und braucht Nahrung, und der Organismus verschafft sich diese überwiegend durch Bewegungen. Der Energiebedarf dieser Bewegungen aber wird selbst wieder vom Stoffwechsel gedeckt. Der Nahrungsbedarf des Organismus äußert sich eben in der Nahrungssuche und Nahrungsaufnahme, in Freßreflexen und Freßbewegungen, also weiterhin in den entsprechenden Instinkten, Triebbewegungen, Triebhandlungen, kurz im Nahrungstriebe des Hungers.

Wir bedürfen auch der Flüssigkeitsaufnahme — der zugehörige Trieb ist der Durst. Der Wasserhaushalt und der zugehörige Salzhaushalt und der Nährstoffhaushalt sind Teilgebiete des Gesamtstoffwechsels; sie gehören zum allgemeinen Chemismus des Organismus und finden ihren Ausdruck in Trieben und in Gemeinempfindungszuständlichkeiten.

Auch der Bewegungsdrang der Kinder, man nennt ihn Bewegungstrieb — und ich bin geneigt, letztere Bezeichnung für begründet zu halten, — läßt uns seine Grundlagen im allgemeinen Chemismus und im Stoffwechsel finden. Hierzu ziehe ich als sehr illustrativ und ganz unbefangen, weil auf einem anderen Gebiete erwachsen, eine Bemerkung des Internisten Univ.-Prof. Karl Walko (Prag) heran, „Über die Notwendigkeit des täglichen Schulturnens“ (Beiträge zur ärztlichen Fortbildung III. Jahrg. Nr. 8, 17. 4. 1925, S. 58, 59): „Durch seine Respirationsversuche hat Schloßmann den Nachweis erbracht, daß die Perioden erhöhter Gewichts- und Wachstumszunahme immer mit erhöhter Kohlensäureausscheidung zusammenfallen und umgekehrt, daß Kinder in atrophischem Zustande auch immer ein Minus gegenüber der normalen Kohlensäureausscheidung aufweisen. Dadurch wird erwiesen, daß das Wachstum immer mit entsprechend erhöhtem Stoffumsatz verbunden ist. Das Kind trachtet instinktiv diesen Stoffumsatz durch Körperbewegungen zu steigern (Bewegungstrieb), und dadurch wird die innere Lebensarbeit durch die äußere weitgehend gefördert und ergänzt.“ Dieses Beispiel Walkos sagt vorerst nur, daß erhöhter Stoffwechsel und Bewegungstrieb zeitlich zusammenfallen, vielleicht auch, daß der erhöhte Stoffumsatz einen Bewegungsreiz bedeutet, der wieder selbst (in die Tat umgesetzt) die Umsatzerhöhung fördert. Auf welchen Wegen aber das biologische Bedürfnis nach erhöhtem Stoffumsatz nun chemisch für Bewegungsauslösung wirkt, darüber kann ich aus Eigenem und hier nichts Bestimmtes beibringen. Doch besteht eine biologische Chemie und

Digitized by Google

Ionenlehre der Bewegung der Organismen und der Muskelkontraktion; (Jaques Loeb und Embden sind meines Wissens die Hauptträger dieser Forschungen).

Festhalten können wir aber hiernach schon: Dieser allgemeine Chemismus, der unser Leben ist und erhält, ist als Quelle der Triebe und Triebhandlungen, von Gemeinempfindungszuständlichkeiten und von Bewegungsabläufen, die ihm dienen, anzusehen, und zugleich als ein kontinuierliches Geschehen.

Er unterliegt ja bekanntlich rhythmischen Tagesschwankungen, er wird uns am Beispiel des Hungers und Durstes, wie wohl auch des Bewegungsdranges, überdies an- und abschwellend fühlbar; und der Hunger macht (wenigstens anfangs) beweglich. In der ganzen Tierreihe tritt im Stadium der Sättigung Bewegungsruhe ein, die äußere wie die innere Ansprechbarkeit — so zum Teil auch die sexuelle — ist gegenüber dem Hungerzustande herabgesetzt, und auch daraus dürfen wir wohl folgern, daß es der allgemeine Chemismus ist, welcher den Antrieb für die Triebbewegungen liefert.

So können wir nun endlich die zweitbetrachtete Erscheinungsgruppe im Psychischen, die motorische, auch zur Gänze physiologisch charakterisieren, und zwar als eine „chemisch-motorische", als Ablaufsreihen von Chemisch-Motorischem. Chemisch-Motorisches tritt also einerseits in Erscheinung als Stoffwechselvorgang des allgemeinen Chemismus, welcher chemische Vorgang sich in Triebhandlungen entlädt, in Abläufe von Triebbewegungen umsetzt (wobei ein rhythmisches Anschwellen dieses kontinuierlichen chemischen Vorgangs oder seiner Bewegungsimpulse sich als Zuständlichkeitserleben von Triebspannung dem Bewußtsein aufdrängen kann); wie weiter andererseits chemisch-motorische Abläufe gegeben sind, in Form diskontinuierlicher, lokalisierter physikalisch-chemischer Veränderungen der Körperoberfläche, welche lokal oder entfernt Reflexe und Reaktionsbewegungen, aber doch meist lokalisierter Art liefern.

Oben ist schon gestreift, daß ich mich fachlich nicht berufen fühle, die nunmehr sich ergebende Frage zu beantworten: Wieso, auf welchen Wegen denn bewirken Stoffwechselschwankungen im Verlaufe des allgemeinen Chemismus Triebaktionen? und ebenso die Frage, wieso lokale physikalisch-chemische Oberflächenveränderungen die zugehörigen Reflexbewegungen und Reaktionsbewegungen physiologisch erzeugen. Nur so viel kann ich hier beibringen: die Bewirkung verschiedenartiger Bewegungserscheinungen durch lokale physikalisch-chemische Veränderung der Körperoberfläche ist dort, wo Nervensystem und Muskulatur (als Apparate und Exposituren des „übertragenen Wirkungskreises", übertragen seitens der reagierenden Körperoberfläche) schon entwickelt sind, mittels elektrischer, mechanischer oder chemischer Reizung — in letzter Linie dürfen wir diese Reize als physikalisch-chemische Veränderungen der Körperoberfläche zusammenfassen — leicht zu demonstrieren. Auch hat die Physiologie jene chemischen, und zwar reversiblen — immer wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrenden resp. rückgängig zu machenden — Vorgänge bei der Muskelkontraktion erfolgreich studiert:

Digitized by Google

Embden und seine Frankfurter Schule. Für eine biologisch-motorische Entwicklungspsychologie kommt dazu aber noch das biologisch-phylogenetische Problem, daß der chemische Vorgang im Protoplasma von Organismen ohne Nerven und ohne fixe Muskeln ebenfalls in der Lage ist, Bewegungsvorgänge zu liefern. Dieses Problem, daß lokale physikalisch-chemische Einwirkung auch an Einzellern Bewegungsvorgänge des Protoplasmas hervorruft, ist als Chemotaxis oben schon gestreift worden. Und Jaques Loeb hat („Dynamik der Lebenserscheinungen") den Austausch gewisser Ionen zwischen gewissen Protoplasmaverbindungen innerhalb des Organismus einerseits und Umgebungsflüssigkeit des Organismus andererseits als die wesentliche Bedingung der Reizbarkeit und Kontraktion, sowie des Lebens überhaupt aufgezeigt.

J. v. Üxküll („Umwelt und Innenwelt der Tiere") definiert generell den Vorgang des Lebens als Bewältigung der Umwelt durch Mittel der Innenwelt und spricht von Freß-, Flucht- und Feindreflexen schon bei Einzelligen.

Davon ausgehend, habe ich auch die Definition des Psychischen („Dementia Praecox, intermediäre psychische Schicht", 1923 bei Karger; „Zur Frage der Objektgestaltung und Wahrnehmung" 1924, Medizinische Klinik Nr. 28; „Zuwendungsbetrag und Lustbetrag der Motilität: Psychologische Erwägungen zur Trieblehre" 1924, Ztschr. f. Neur. und Psych., Jahrg. 40, H. 1/2) biologisch verallgemeinert und hinausgeführt über P. Natorps Definition des Psychischen als das „Subjektive" und über meine oben gegebene vorläufige Umschreibung des Psychischen als „Erleben, Erlebtes und Erlebendes", und zwar dahin: auch das Psychische sei die Bewältigung der Umwelt mit (psychisierten) Mitteln der Innenwelt. Und gerade die Psychisierung der Innenweltsmittel ward mir und ist das Hauptproblem einer „motorischen Psychologie" und einer „Psychologie des Erlebens": denn die Bewältigung der Umwelt geschieht ja „primär motorisch", und auch die psychisierten Bewältigungsmittel der Innenwelt für die Umwelt sind primär noch motorisch.

Wenn physiologisch das Chemisch-Motorische zum Ausgangspunkt des Lebens und des Erlebens genommen wird, so lautet das Problem: Wie wird Erleben, Erleiden und Erfahren, wie wird Psychisches, d. i. hier Sensibles, aus Motorischem, aus den primär-motorischen Innenweltsmitteln? Wir können zusammenfassen: Neben der Feststellung, daß wir primär Motorisches dem Sensiblen und überhaupt dem Psychischen zugrunde legen können, vielleicht zugrunde zu legen haben, wird uns die Frage nach den Wegen, auf welchen Psychisches aus Motorischem sich entwickeln mag, zum Grundproblem einer motorischen Psychologie.

Eine Zusammenfassung dieser Problematik und ein Versuch zur Beantwortung auf dem Gebiete der Impressionen, der Wahrnehmung, des diskontinuierlichen Erlebens folgt noch. Auf dem Teilgebiete der Gemeinempfindung, der Triebe und Triebbewegungen, und des allgemeinen Chemismus aber sind diese Probleme im Vorhergehenden nur gediehen: von der Feststellung eines Kontinuierlichen im Ab-

Digitized by Google

laufe des Zeiterlebens, der Gemeinempfindung und parallel des allgemeinen Chemismus, wie von der Möglichkeit motorischer Effekte dieses Chemismus, bis zur chemisch motorischen Fundierung der Nahrungssuche und des Hungers, wie des kindlichen Bewegungstriebes, und der Gemeinempfindungszuständlichkeiten und Triebspannungen.

Hier aber kehren wir vorerst noch einmal zum Ausgangspunkte zurück, zur Frage der physikalisch-chemischen Entstehung der Protoplasmabewegung, und dürfen, ebenso wie den lokalen physikalisch-chemischen Veränderungen sichtliche Orts- und Formveränderungen des Organismus zugehörig gefunden wurden, solche Leistungen auch dem allgemeinen Chemismus zutrauen, wenn ich auch über die Wege des letzteren Vorgangs nichts Bestimmtes aussagen kann. Aber wir können ja auch an Einzellern, wenn sie sich zur Fortpflanzung, zur Teilung ohne für uns kenntlichen äußeren Anlaß anschicken, beobachten: innere Umlagerungen bis zu sehr komplizierten Strukturbildungen wie auch Formveränderungen, also Bewegungsvorgänge, im einfachsten Falle Einschnürungen und Abschnürungen, aber auch Teilung und Ausschwärmen. Es wird also nicht zu weit gegangen sein, anzunehmen: daß es einen wohl kontinuierlichen allgemeinen Chemismus der Organismen gibt, welcher aus sich heraus Bewegungsvorgänge zu schaffen vermag; weiter, daß die Triebe und Triebbewegungen Beziehungen zum allgemeinen Chemismus haben und daß Triebaktionen in Bewegungsform durch den allgemeinen Chemismus hervorgerufen werden, auch dann und dort, wo das Triebobjekt oder Triebziel noch nicht greifbar, sichtbar, riechbar, schmeckbar oder hörbar oder fühlbar ist, also wo eine äußere „instinktive" Auslösung der Triebbewegungen noch nicht zur Einwirkung und Auswirkung gekommen sein kann, sonach als Triebspannung, Bedürfnisspannung, Triebunruhe im Subjektiven, als Chemisch-Motorisches innerer Herkunft in der objektiven Betrachtung.

Das bisher Gewonnene resumierend, können wir also bis auf weiteres dabei bleiben, daß eine gemeinsame und wohl kontinuierliche Grundlegung der Triebbewegungen, Triebspannungen und der Gemeinempfindung (der verschiedenen Triebe und der verschiedenen Zuständlichkeiten der Gemeinempfindung) gegeben ist im allgemeinen Chemismus des Organismus und den Ablaufsphasen dieses inneren Chemismus.

Dem können wir unterscheidend gegenüberstellen die diskontinuierliche Auslösung von Reflexen, Reaktionsbewegungen, wie von Beeindruckungen durch Umwelteinflüsse, d. i. von Impressionen mit Vorgangscharakter, Erlebnischarakter: durch diskontinuierlich eintretende physikalisch-chemische Veränderungen der Körperoberfläche, durch physiologische Oberflächenreize seitens einer Umwelt.

Im Subjektiven, im Sensiblen stehen der kontinuierlichen und in der Regel unbemerkt abrollenden, nur jeweils in ihren Kuppen und dann als Zuständlichkeiten erlebten Gemeinempfindung gegenüber diskontinuierliche und exoprojizierbare Gemeinempfindungsänderungen, d. h. als von außen kommend erlebte Impressionen mit Vorgangscharakter: dem kontinuierlichen Leben — ein diskontinuier-

Digitized by Google

liches Erleben. Im Motorischen aber wird endlich die Exoprojizierbarkeit der Impressionen greifbar, hier vermögen wir sie zu erkennen, ja, wir können sie (Insektenstich) direkt erfahren als Hinausentwicklungstendenz des Organismus lokaler gerichteter Art auf lokale physikalisch-chemische Veränderungen hin, auf Oberflächenreize zu oder von ihnen weg.

Das ergäbe: Impression wird das, was Hinausentwicklungstendenz hat; es muß Hinausentwicklung (Zuwendung oder Flucht) zu erwecken, anzuregen vermögen, um exoprojiziert, also um Beeindruckung von außen, um Impression zu werden. Und das bedeutet zugleich eine motorische Grundlegung des Sensiblen, des Erlebens der Umwelt und so endlich der Wahrnehmung, also von Psychischem, d. h. eine „motorische Psychologie".

Zur Impression, zum Erlebnis, d. h. zu einem Erleben im engeren Sinne und zur Quelle späteren Sinneserlebens (gegenüber dem erlebten, genauer gesagt, gelebten Zuständlichkeitscharakter des Daseins und Soseins der Gemeinempfindung, deren Ablaufscharakter in der Regel im Unbemerkten bleibt) wird sonach ein Oberflächenreiz, welcher Hinausentwicklung, also Motorisches aufweckt, anregt, (aber wie später zu zeigen sein wird, nicht unmittelbar — etwa in einem Reflex — ablaufen läßt), wenn diese Hinausentwicklung retiniert wird. Ähnliches habe ich schon von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus gestreift: das Psychische als Bewältigung der Umwelt — zwecks Unschädlichmachung der Umwelteinflüsse, zur Entgiftung derselben (O. Pötzl) und zur Wiederherstellung des Lebensgleichgewichtes (J. von Üxküll) — mit psychisierten Mitteln der Innenwelt betrachtend; und da die Bewältigung der Umwelt phylogenetisch ja primär motorisch geschieht — ich sehe von der chemischen Leistung des Verdauens und Entgiftens im engeren Sinne ab —, die psychisierten Innenweltsmittel der Umweltsbewältigung als motorischer Herkunft erfassend, und zwar als Hinausentwicklungstendenzen unter Oberflächenreiz auf Umweltseinflüsse hin.

Sonach könnte Psychisches und — wie aus der Beziehung von Impression und Hinausentwicklungstendenz, d. h. aus dem Exoprojektionscharakter der erlebten Beeindruckung, hervorleuchtet — auch Erlebtes, Sensibles aus primärem Motorischen hervorgehen.

Bislang aber ging wohl fast allgemein (und jedenfalls ohne weitere Anlaßnahme zu einer Nachprüfung) die Meinung dahin: die Empfindung oder, allgemeiner und damit unpräjudizierlich ausgedrückt, das Erleben eines Eindruckes löse die zugehörige Bewegung erst aus, sei die Bewegungsursache; das Sensible, die Gemeinempfindung und die Impressionen seien das primäre Erleben. In der Tat erscheinen sowohl Gemeinempfindung als Impressionen, somit beide Formen „so-zu-nennender sensibler Gegebenheiten", für die deskriptiv phänomenologische Betrachtungsweise im Bereiche des Bewußten, jedenfalls gegenüber der Willkürbewegung und wenigstens von vornherein so. Sie erscheinen, als seien sie überhaupt das nicht nur psychisch, sondern auch biologisch-physiologisch primär Gegebene, das sowohl begrifflich als zeitlich — und da wieder sowohl im Einzelerlebnis wie im Einzelleben wie in der Phylogenese — Vorausgehende, Voran-

Digitized by Google

zustellende und Vorauszusetzende. Eine ähnliche Auffassung könnte ja auch ich durch die anfängliche Reihenfolge meiner eigenen, hier im vorangehenden gegebenen Darstellung des Psychischen nahegelegt haben, während doch diese Reihenfolge einfach Übersichtsgründen entsprang, wie inzwischen schon durchgeleuchtet haben mag.

Aber an Stelle der üblichen — sit venia verbo — sensiblen Psychologie führte mich meine biologisch-phylogenetische und physiologisch-psychogenetische Betrachtungsweise des Psychischen zu einer „motorischen Psychologie", was wohl auch jetzt noch recht ketzerisch anmuten mag.

Diese meine motorische Psychologie sieht die biologische Reihenfolge ganz anders, und zwar das Primäre sei phylogenetisch und ontogenetisch der physiologisch-chemische Ablauf der Motilität vom einwirkenden nur physiologischen (physikalisch-chemischen) Reiz zur Bewegung. Das Primäre auch dem Sensiblen, den Eindrücken gegenüber, und überhaupt sei eine (und zwar die im obigen zweitbetrachtete) Gruppe des Psychischen, die motorische Erscheinungsgruppe. Es wäre sonach, trotzdem im Bewußtsein scheinbar umgekehrt das Sensible vorangeht, sowohl physiologisch betrachtet das Chemisch-Motorische im Leben, wie auch im Psychischen, am Erleben, unbewußt das Primäre; (vgl. auch oben das aus dem Bewegungssturm und der kontralateralen Fixierung des Fluchtreflexes abgeleitete Vorausgehen des Motorischen).

Dergleichen ist phylogenetisch ja ganz naheliegend, wenn wir an eine Entwicklungslehre glauben; daran, daß die Organismen auseinander hervorgehen und daran, daß die differenten, die „gerichteten" und darunter die psychischen Leistungen in der phylogenetischen und ontogenetischen Entwicklung aus Undifferenziertem und zwar Physiologischem, nicht Psychischem hervorgehen, welches jedoch die „Keime" für das Psychische enthält, ja darstellt (z. B. aus Reflexen). Absichtlich spreche ich hier nicht etwa von einem Hervorgehen aus einem Einfacheren. Denn das Undifferenzierte kann, so paradox es klingen mag, im Psychischen und Physischen das Komplexere, aber dabei noch nicht Entfaltete und noch nicht Spezialisierte, eben das Unentwickelte sein, worauf ich bezüglich des einem späteren Differenziert-psychischen zugrunde liegenden Komplexen, aber nur „verschwommen Psychischen" wiederholt hingewiesen habe, (z. B. „Bemerkungen zur Lehre von der Hypnose", 1918, Monatsschrift Psych. und Neur., Bd. 44, H. 2, S. 182).

Jedoch dürfen uns bezüglich der Ableitung des Psychischen aus Chemisch-Motorischem diese phylogenetischen Hinweise auf die Entwicklung der Organismenreihe nicht genügen, sondern es bedarf der Nachprüfung auf dem selbsteigenen Boden des physisch-psychischen Bezugs. Und gerade auf diesem Gebiete ergaben sich ja uns oben schon die Hinweise auf die dort noch offen gelassene Problemgruppe: einer gemeinsamen Fundierung des Sensiblen und Motorischen, somit — bei der Ableitbarkeit der anderen psychischen Phänomene aus diesen beiden Erscheinungsgruppen — nach meinem Erachten also des Psychischen überhaupt im Biologischen, und zwar im Chemisch-Motorischen. Ferner zeigte sich die Möglichkeit eines bestimmten Kausalverhältnisses zwischen physikalisch-chemischem Oberflächenreiz — und Reaktionsbewegung (Hinausentwicklung) — und endlich

Digitized by Google

Impression, d. i. erlebter Beeindruckung, Erlebnis mit Hinausentwicklungstendenz als Exoprojiziertes. Dabei sprachen die primäre Stellung des Reflexes — sie ist nicht unbestritten geblieben, besteht aber meines Erachtens (siehe unten) zu Recht, — gegenüber einer Reaktionsbewegung gleichsinniger Art auf entsprechenden Eindruck, und das Beispiel des Insektenstichs für die primär-motorische Grundlegung dieser gleichsinnig gerichteten Entwicklungsreihe (ins Psychische und Sensible hinauf). So ergab sich mir der erwähnte Anreiz zu einer ketzerischen Beantwortung im Sinne der Herleitung der Impression, der „Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung", also des Sensiblen, und überhaupt von Psychischem: aus der Hinausentwicklungstendenz und überhaupt aus einem Motorischen, der Anreiz zu einer „motorischen Psychologie".

Nach so viel Andeutungen und Hinweisen ist es nunmehr höchste Zeit, diese meine Problemgruppe „des physisch-psychischen Bezugs auf motorischem Boden" zusammenfassend ins Auge zu fassen, so heiß auch der Boden ist, den ich nunmehr betreten muß.

Legen wir also nochmals den physiologisch-chemischen Oberflächenreiz bis zur motorischen Entladung zugrunde, welcher Reiz wie der Amöbe ebenso auch jenen Organismen widerfährt, die höchstgewertetes Psychisches erleben und von diesen „psychisierten" Organismen in gleicher Weise mit Reflexen, also Bewegungen, beantwortet wird wie von der Amöbe — dazu aber noch mit anderen Bewegungen, mit den „Reaktionsbewegungen".

Um diese anderen Bewegungen, „die psychisierten Bewegungen", eben um das Grundproblem einer „motorischen Psychologie, um die Psychisierung der Innenweltsmittel" (s. o.) aber handelt es sich mir nun bei der Nachforschung nach der Herkunft psychischen Geschehens, welches ich dem Reflexvorgange noch nicht zutraue. Eben zwischen diese anderen Bewegungen und den sie auslösenden Oberflächenreiz — (an dessen Stelle und Eintrittsort lokalisiert sich das, was wir in späterer Differenzierung als Sinneseindruck erleben) — erscheinen ja psychische Vorgänge eingeschoben, interpoliert. Eben diesem Interpolationsvorgange wollen wir nun vorerst nachgehen: auf der Suche nach der Abkunft und Genese psychischer Erlebnisse.

Im Beispiele der chemotaktischen Bewegungen, der Flucht-, Feind- und Freßreflexe bewegten wir uns noch ganz auf dem Boden der rein physiologischen Abläufe und der Beobachtung. Mit dem Interpolationsvorgange betreten wir schon bezüglich der phylogenetischen Ableitung hypothetischen Boden, und selbst wenn man der Interpolationsannahme zustimmt, kann man einwenden: es könnte ja auch für diesen Interpolationsvorgang sowohl im Einzelerleben wie in der Phylogenese die bisherige Anschauung zu Recht bestehen bleiben, daß das Psychische — hier am Beispiel des Sensiblen schematisiert dargestellt — aus dem Reiz seine selbständige Entfaltung habe und nun seinerseits jene Bewegungen hervorrufe, welche ich als Reaktionsbewegungen vom Reflex abgeschieden und zum Ausgangspunkt genommen habe.

Digitized by Google

Das hieße aber zugleich, worauf ich hier ausdrücklich aufmerksam machen möchte, einen merkwürdigen Bruch und Zwiespalt im physiologischen Ablauf zwischen Reiz und Bewegung und in der Lehre von der Entstehung der Bewegung aus dem Reize statuieren. Denn im Reflex liefert der Reiz die Bewegung prompt und unmittelbar. Tritt aber auf einen Reiz hin ein Sensibles ein, dann sollte in Konsequenz der bisher üblichen primär sensiblen Grundauffassung des Psychischen und der darauf basierten Beziehungssetzung zwischen sensibel und motorisch dieses Sensible aus dem Reiz direkt entstanden sein, aber nicht das Motorische, was es doch im Reflexvorgang tat, und nun müßte das Sensible erst seinerseits wieder Reaktionsbewegungen liefern. Reflexen und Reaktionsbewegungen (von der Willkürbewegung „auf eine Vorstellung hin" sei hier vorläufig noch abgesehen) würden dadurch völlig verschiedene Entstehungsweisen zugeschrieben und zugewiesen werden, d. h. die sensible Psychologie hatte eine versteckte Voraussetzung, welche sich schlecht mit einer physiologisch-biologischen und phylogenetischen Auffassung der Bewegungsgenese verträgt.

Aber auch meine motorische Psychologie, der Versuch einer motorischen Herleitung des Psychischen hat eine besondere Voraussetzungsgruppe eingeführt: Ich nahm ja an — entgegen neueren Theorien der Herleitung der Reflexe aus „gelernten" und automatisch gewordenen „zufälligen" Bewegungen — und zum Ausgangspunkte, die Reaktionsbewegungen auf Umwelteinflüsse seien aus Reflexen hervorgegangen. Diese Annahme ist noch zu begründen: Nun verraten sich in der Tat Reflexreste und besonders Abwehrreflexe in gewissen Ausdrucksbewegungen „unwillkürlicher Art". So im Ausspucken und in Pfuirufen bei Ekel und Abscheu, im Tränenflusse des Weinens, im Schreien und Um-sich-schlagen bei Bedrohung, und, wie ich meine, auch im Lachen (erfolge dieses als Kitzelreaktion oder auf einen Scherz hin). Es kann ja bei manchen Menschen bis zum Tränenlachen, zum Schlagen auf die Schenkel, bis zum unkoordinierten Zappeln, ja sogar zum Bewußtseinsverlust (Lachschlag Gelineau, Oppenheim, affektiver Tonusverlust Redlich) gehen, und es mag sein, daß auch darin, wie in der Kitzelreaktion, eine Abwehrkompenente hinter der Lustreaktion des Belachens steckt. Wie ich glaube, stehe ich mit der Annahme eines solchen Zusammenhanges von Ausdrucksbewegungen mit Reflexen nicht allein: so hat das Sträuben der Haare vor Entsetzen, das Aufreißen der Augen vor Entsetzen, das Schreien wie das Zähnefletschen der Wut und Angst manches, was an tierische Abwehrreflexe erinnert, und ist auch so verstanden worden.

Meine „Interpolationshypothese" der „Reflexdifferenzierung" — (daß beides die Entwicklung von hemmenden Funktionen beinhaltet, wird noch zu berühren sein) — setzt also an Stelle der unmittelbaren Reflexentladung eine dieser entsprechende, noch immer irgendwie an den ursprünglichen Reflex gemahnende, d. h. meist analog ausgelöste, der Verdauung analogen Reizes dienende und gleich gerichtete Reaktionsbewegung, welche letztere zugleich irgendein Sensibles und Psychisches mit sich führe. Darin nun steckt aber wieder die besondere Voraussetzung, daß zwischen Reiz und der Antwort mittels Bewegung

Digitized by Google

Einschiebungen irgendwelcher Art (und darunter auch psychischer Art) überhaupt möglich seien: daß es möglich sei, zwischen Reiz und Erfolgsbewegung etwas zu interpolieren, den Reizablauf (sc. vom Umwelteinflusse bis zum Reflexe) zu retardieren.

Nun, auch dieser Sachverhalt ist gegeben: die Natur erfüllt die hier zu erweisende Voraussetzung. Man kann ja auch schon chemischen Reaktionen Zwischenprozesse interpolieren, etwa durch Abänderung jener optimalen Temperaturen, unter welchen sonst sich die chemischen Reaktionen prompt vollziehen. Man könnte nun einwenden: Gibt es aber auch Retardation von Reflexen und Interpolation in den Reflexvorgang, ohne diesen zu zerstören? Das ist nun in dieser Weise nicht behauptet und auch nicht zu fordern, sondern nur, daß der Ablauf vom Reiz zur antwortenden Bewegung trotz Retardation und Interpolation erhalten bleibe und eventuell auch seine Richtung, seinen Weg und seinen biologischen Zweck und Sinn behalte. Durch die Verzögerung des Reflexeffektes ist dieser Ablauf vom Reiz zur antwortenden Bewegung noch immer nicht aufgehoben, jedoch verändert: aus der Reflexbeantwortung eines Reizes ist ein anderes geworden, nämlich eben eine Reaktionsbewegung.

Wir haben damit überhaupt ein wichtiges Moment erfaßt, als Vorbedingung jeder weiteren Entwicklung des Motorischen über den Reflex hinaus, wie der Organismen überhaupt, und herausgestellt: „die Hemmungen", die Retardation eines Bewegungseffektes und die darin involvierte und damit gegebene Sparung für einen späteren oder modifizierten Effekt. Die Hemmungen habe ich seinerzeit (1912 Prager Med. Wochschr. „Meteoristische Unruhebilder") definiert: als interferierende, retardierende und regulierende Funktionen, welche auch in letzter Linie das liefern, was wir Besonnenheit nennen.

Man kann nun in der Tat den Ablauf zwischen Reiz und antwortender Bewegung retardieren und hemmen, (als Bremsen und Dispergieren, nämlich im Gehirne, faßt dies O. Pötzl in seinem neuen Aufbau der Hirnphysiologie aus der Hirnpathologie, worauf wir unten als auf eine auch für unser Problem grundlegende Lehre noch zurückkommen werden); und man kann dadurch und dabei den Endeffekt der Reizbeantwortung beeinflussen. Die Unterdrückung der reflektorischen Blasenentleerung und Stuhlentleerung, das Zimmerreinmachen, steht ja im Beginn der Erziehung zum Menschen und der gewisser Haustiere, die Unterdrückung der Flatus, bis zu einer gewissen Grenze auch des Niesens und Hustens, ist möglich und steht im Dienste des Jagderfolgs und des gesellschaftlichen Lebens; der Fechter vermag und übt es (oft von Haus aus unbemerkt): den reflektorischen Lidschlag beim Vorbeiflitzen der blanken Klinge an seinem Gesicht zu unterdrücken, durch ein leichtes Weiteröffnen der Augen oder durch eine besondere schärfere Einstellung des Blickes, sonach erweist sich auch eine Art des Blinzelreflexes beeinflußbar. Überraschungsschreie und Schreckensruf, welche den Reflexen auf Reize, die den Brustkorb oder den Bauch treffen, wohl nahe stehen, wie sonst ja auch andere Ausdrucksbewegungen wieder anderen Reflexen (s. o.) werden im Laufe der geistigen Entwicklung unterdrückbar.

Mit Recht hat ja K. Bühler als ein Charakteristikum des menschlichen Säuglings und Voraussetzung höherer Leistungen besonders beim Menschen die Locke-

Digitized by Google

rung gewisser Instinktabläufe und Reflexabläufe hervorgehoben, wodurch diese ihre starre Unabänderlichkeit, ihre unweigerliche Ablaufsrichtung nicht mehr besitzen, was ein „Plastischwerden, ein Bildsamwerden" derselben bedeutet. Jede Dressur und primitivste Erziehung des Menschen und der ihm nahe stehenden Tiere beruht ja darauf. Für das Plastischwerden der Triebe ist meines Erachtens eine Form der Hemmung durch die Unlustscheu, Unlustprophylaxe der Körperoberfläche, durch die Angst „seine Haut zu Markte zu tragen" maßgebend, also durch Selbsterhaltungstendenzen. Dieser „Widerstreit zwischen Trieb und Angst" (siehe „Zuwendungsbetrag" 1924) meiner Auffassung entspricht Freuds Verdrängung der Triebe, welche dieser mit Recht als die Basis der Kulturentwicklung anspricht.

Wir können sonach die Bestätigung für eine Grundvoraussetzung zur motorischen Psychologie, für die Interpolation und für die unmittelbare Herkunft der Reaktionsbewegungen aus den Reflexen buchen in der Möglichkeit einer Retardation des Bewegungseffektes von Reizen; die Unterdrückung oder Veränderung, ja Umkehrung (Augenöffnen statt Lidschluß bei bedrohlicher Annäherung an das Auge), im ganzen die Zurückhaltung, die Retention der antwortenden Bewegung erscheint gegeben und damit der Raum für eine Interpolation zwischen Reiz und Bewegung. Es besteht also sowohl eine Interpolation in den Reflexvorgang mittels Retardation, mittels Hemmung der unmittelbaren Reflexentladung, wodurch Reflexe in Reaktionsbewegungen umgewandelt werden können, wie damit die Möglichkeit der Umgestaltung der primären und primitivsten phylogenetischen motorischen Reizeffekte, der Reflexe, in psychisch Bildsames; bleibt aber noch die Frage offen, ob auch in Psychisches selbst.

Nun glaube ich mich in der Lage, auch hierfür etwas Einschlägiges beibringen zu können, und zwar wieder unter Hinweis auf den Interpolationsvorgang: Vorerst dafür, daß das zwischen Reiz und Bewegungseffekt — wenn aus einem Reflex eine Reaktionsbewegung wird — Sich-einschiebende, das Interpolierte, wirklich ein Psychisches sein oder werden kann.

Die Grundlage für eine Bejahung dieser Vorfrage der Umwandlung von Motorischem in Psychisches kann nun gerade demjenigen Umstande entnommen werden, welcher bei der üblichen Betrachtung eben die sensible Auffassung der Psychogenese so naheliegend machte.

Der Bewegungseffekt solcher Reaktionsbewegungen wird vom Erlebenden selbst vielfach, ja fast regelmäßig, Psychischem zugeschrieben, auch dort eventuell alleinig dem Psychischen, wo sich nur eine Modifikation alter Reflexvorgänge vollzieht. So etwa beim Zurückprallen vor plötzlichen Hindernissen mit einem Schreck; auch das Pfui des Ausspuckens, Ekels und Abscheus dürfte wohl ursprünglich nichts anderes gewesen sein als die beschleunigte, und zwar reflektorische Rücklieferung eines in den Mund gebrachten, dem Getast und Geschmack, kurz der Schleimhaut Unliebsamen, also primär Reflex eines besonderen Oberflächenreizes der Mundhöhle. Es wird ein ursprünglicher Reflexvorgang —

Digitized by Google

mit und ohne Ausspucken — zur Ausdrucksbewegung: als bloßer Ausdruckslaut „Pfui" zum Gefühlslaut, zur Interjektion, und als Wort „Pfui" endlich zum Symbol mit Bedeutungs-, Darstellungs- und Nennfunktion für eine persönliche Einstellung der Gesinnung oder Beurteilung. Das „Wort" Pfui mit dem „Sinne" des Widerwärtigen bedeutet, drückt aus und benennt primär die Einstellung des „Widerwillens". In allem aber, vom Reflex bis zum Symbol, bleibt bestehen: der Vorgang der Abscheu-Entäußerung, welche Entäußerung sich auf diesem Wege zunehmend psychisiert und dabei immer weniger Reflektorisches und Motorisches aufzeigt.

Der Schlüsselbeinknix beim Einschlagen der Granate, auch bei deren Vorbeisausen, eine von uns im Felde oft gesehene unwillkürliche Bewegung des Schreckens und der Schreckhaftigkeit, schien für die objektive Beobachtung öfter zeitlich vor der bewußten Wahrnehmung des Anlasses einzutreten. Das „unwillkürliche Wegwenden" vor Bedrohlichem oder Ekelhaftem oder Gefährlich-Lockendem, der Schrei aus Schreck und Überrumpelung, aus Überraschung gehören zu diesen Reflexabkömmlingen, ebenso ein sexueller Aufschrei bei unerwarteter Berührung, dem erst sekundär die willkürliche Reaktion „etwa als Schlag auf die Hand des zudringlichen Liebhabers" folgt; weiter das Niedersinken vor Schreck und Schwäche (auch übergegangen in das bewußte Sich-niederwerfen vor bedrohender Gewalt oder vor einem Gewalthaber, z. B. dem orientalischen Despoten, hier als Grußform) bis zum militärischen Kommando unserer Tage „Nieder" als Deckung bei der Beschießung.

Ebenso läßt sich ein Übergang von Reflexen in die „Reaktionen psychisierter Organismen" ersehen: in einem das reflektorische Harnlassen ersetzenden Syndrom, entstehend unter Reflexverbot und nun bestehend aus bewußtwerdendem Harndrang, aus willkürlicher Retardation der Blasenentleerung und Aufsuchen des Klosetts, oder bei Tieren unter Dressur eines geeigneten Ortes, alles zusammen die Ersatzfunktion der unmittelbaren reflektorischen Entladung unter dem Einflusse der Erziehung; weiter in der erwähnten Augeneinstellung des Fechters als Unterdrückung und zugleich Ersatz des Blinzelns vor der feindlichen Klinge. All das habe ich schon oben, bei der Besprechung des Interpolationsvorganges an sich, angedeutet und herangezogen; es dient uns jetzt auch noch zum Hinweis dafür, daß dieses Interpolierte ein Psychisches werden kann.

Haben wir aber auch unter dem zwischen Reiz und Bewegungseffekt Interpolierten Psychisches eruiert, so ist damit noch immer nicht direkt herausgestellt, woher dieses Psychische kommt. Wir müssen fragen, ob dieses Psychische nicht etwa doch auf eigenen Wegen aus dem Reize direkt wird, (trotzdem, wie oben erwähnt, diese Auffassung die unmittelbare Herleitung der Bewegung aus dem Reize stört, welche Herleitung jedoch als Reflexvorgang und Reflexumwandlung das Gegebene ist); oder ob es wirklich aus Motorischem als Produkt abfällt auf dem Umwandlungswege von Reflexen zu Reaktionsbewegungen, also auf dem hier entwickelten Wege der Interpolation, Retardation, Interferenz und Hemmung, der Bremsung der unmittelbaren, motorischen Reiz-Entladung. Bezüglich des Zimmerreinwerdens, des Ausspuckens und Pfuis usw. ist auch dies oben schon

Digitized by Google

sehr wahrscheinlich gemacht worden. Wir fragen uns weiter: Entsteht wirklich Psychisches als Umwandlungsprodukt der gebremsten Reizentladung und darunter auch oder besonders aus der motorischen Hinausentwicklungstendenz auf den Oberflächenreiz hin, auf ihn zu oder von ihm weg, aus Zuwendung oder Flucht?

Nun habe ich oben schon gerade die Exoprojizierbarkeit, den Exoprojektionscharakter, die Exoprojektion an den Impressionen, den Beeindruckungscharakter, also die Hinausentwicklungstendenz der seelischen Beeindruckungen, als charakteristisch für den Impressionscharakter herausgehoben und damit einen motorischen Zug an der Impression festgestellt. Da die Impressionen einen Hauptteil des Sensiblen und des psychischen Erlebens überhaupt darstellen, ist also Motorisches in einem weiten Bereiche als Bestandteil des Psychischen gefunden.

Der Reflex und die Reaktionsbewegung haben das Charakteristikum der Hinausentwicklung und Hinausentwicklungstendenz des Organismus; ebenso ließ sich die Hinausentwicklungstendenz im Gewande der Exoprojektion als ein zugleich motorischer und im hohen Grade psychisierender Zug an der Impression und als jenes psychische Merkmal herausstellen, welches das Wesen einer seelischen Beeindruckung und einer von „außen" erlebten Beeindruckung, also eines Sensiblen, eben der Impression ausmacht. Das heißt die Exoprojizierbarkeit, die Exoprojektion, die Hinausentwicklungstendenz entstammt Reaktionsimpulsen und ist damit nach Akt und Herkunft ein Motorisches und beinhaltet ein Sensibles; damit aber zugleich auch den Keim eines späteren Wissens um eine Umwelt, den Keim der Gestaltung einer Außenwelt, also eines eminent Psychischen, und eines Großteils unserer psychischen Gegebenheiten überhaupt. Halten wir diesen Sachverhalt als wahrscheinlich gemacht fest, so hätten wir im Exoprojektionscharakter, in der Hinausentwicklungstendenz der Impression zu erblicken die Eierschalen motorischer Herkunft und zugleich den Keim des „Allopsychischen", jenes Teiles des Psychischen, welchen Wernicke (mit diesem Namen für die Erscheinungswelt) seiner Somatopsyche (dem Wissen um den eigenen Körper) und als Summe aller Erinnerungsbilder auch seiner Autopsyche, der Persönlichkeit als der Summe aller Erlebnisse und persönlichen Erinnerungen gegenübergestellt hat. Ohne uns ganz diesem Schema zu unterwerfen, halten wir daraus den Begriff der Allopsyche fest: für die Objektwelt, die Erscheinungswelt, welche aus den Impressionen erwächst; wie ich meine innerhalb einer „intermediären psychischen Schicht". Von letzterer wird noch die Rede sein; vergleiche auch meine schon erwähnte Monographie: „Dementia praecox, intermedäre psychische Schicht" usw. S. 37, (dort auch ein Schema der zugehörigen Funktionen).

Ebenso wie unter Interferenz und Retardation der Reflex zur Reaktionsbewegung wird, wird meines Erachtens unter interferierenden, retar-

Digitized by Google

dierenden, regulierenden Einflüssen und Funktionserwerbungen (nach meiner älteren Formulierung), durch Bremsung der Bewegungen und Dispersion der gesetzten Impulse im Zentralnervensystem, besonders im Gehirn (nach der schärferen und meines Erachtens entscheidenden Fassung von O. Pötzl), die Reaktion, die Hinausentwicklung: Zur Hinausentwicklungstendenz, zum „Hingenommensein", zur Zuwendung, zur Impression und im weiteren zum „Zuwendungsbetrage", wie ich es neuerdings (1924) formuliert habe, kurz, zum Erlebnis. Wird so der Oberflächenreiz durch Dispersion (siehe noch unten) zur Hinausentwicklungstendenz, zur Zuwendung, zum Zuwendungsbetrag und auf diesem Wege zum Erlebnis, so wird der Reiz eben nicht direkt zum Sensiblen. Die Impression, das Erlebnis, wäre danach: nicht „primär sensibel", ebensowenig wie der kontralaterale Fluchtreflex, sondern die Impression wird aus einem Motorischen, aus der durch Bremsung der Hinausentwicklung entstandenen Hinausentwicklungstendenz, aus der Zuwendung. Kurz, Impression und Erlebnis entstehen aus einer motorischen Zuwendung unter Bremsungseinfluß. Und vielleicht ist die Schmerz-Empfindung ein Zwischenprodukt zwischen Reflex und Bremsung zur Impression, ein Reflex auf einen Reiz, der zu stark ist, um volle Bremsung zu gestatten, und zugleich ein Reflex (der Flucht oder Abwehr), welcher zu spät kommt, den Erleidenden der stärksten Einwirkung zu entziehen.

Es wäre natürlich von grundlegender Bedeutung, über einen solchen Umwandlungsvorgang von Motorischem in Sensibles und damit Psychisches, d. i. vorerst in „Sinneseindruck", Genaueres aussagen zu können. Selbstverständlich bin ich mir bewußt, mit dieser Frage an die letzten Rätsel des psychischen Geschehens zu rühren, bilde mir auch nicht ein, mehr als einen Schimmer des Psychischen so einfangen zu können. Und doch haben nunmehr gerade die hirnphysiologischen Untersuchungen O. Pötzls an den Ausfallserscheinungen und Störungen Hirngeschädigter, also an neurologischen Fällen, auch für dieses psychologische Kapitel Entscheidendes beigestellt, worauf nunmehr eingegangen werden soll.

Wie ich in einer kleinen Arbeit: „Zur Frage der Objektgestaltung und Wahrnehmung" (Med. Klinik 1924, No. 28) zusammengefaßt habe, hat O. Pötzl schon im Kriege an Schußverletzungen der (erweitert gefaßten) Sehsphäre des Okzipitalhirns gezeigt, daß das Wegfallen oder die Störung besonderer Augenbewegungsinnervationen schaffen kann eine „Dysmorphopsie", d. i. Verzerrung der gesehenen Gestalten, und zwar in einer Richtungsverschiebung verzerrt, welche zur Richtung der gestörten Bewegungen Bezug hat, z. B. ihr entgegengesetzt ist.

Pötzl wies so für das Zustandekommen der bewußten optischen Wahrnehmung und der optischen Gestalten das Mitwirken gebremster spezifischer Augenbewegungsimpulse und deren Lokalisation in der Nähe der Sehrinde des Hinterhauptslappens nach. Er verwies weiter auf „eine Aktivierung der Wahrnehmung durch die „Bewegungsmelodie", (z. B. „Über die Rückbildung einer reinen Wortblindheit", Ztschr. f. Neur. u. Psych. 1919).

Digitized by Google

Unter „Bewegungsmelodie" ist hier etwa die einer bestimmten Aufgabe entsprechende besondere Bewegungsrichtung, Bewegungsform und Bewegungsfolge zu verstehen und der Impuls zu dieser einer bestimmten Leistung des Organismus entsprechenden und für sie spezifischen Bewegungsabfolge. Nicht gemeint ist also das etwa einer musikalischen Rhythmisierung zu vergleichende individuelle Bewegungstempo, der durchgehende Bewegungscharakter aller Bewegungsabläufe als individuelle Eigenschaft, von welchem Rhythmus in anderem Zusammenhange (beim Temperament), also aus anderen Gründen, Erwähnung zu tun wäre.

In einer weiteren Arbeit zeigte Pötzl, wie die Wahrnehmung der Lage einer Gliedmaße im Bewußtsein dadurch zustande kommt, daß ein gerichteter, nach einer bestimmten Muskelgruppe zielender motorischer Impuls gebremst und von seinem Erfolgsorgan abgelenkt wird; und daß es sich beim Zustandekommen der bewußten Wahrnehmung der Lage um einen aktivierenden Vorgang handelt, dessen Aktivator ein spezifisch gerichteter Bewegungsimpuls ist... Ein solcher Aktivator hätte die Tendenz zur Aktivierung einer passiv erlittenen Veränderung; die Wahrnehmung würde dann in ihrer Struktur den Trieb enthalten, sich einer erteilten Situation zu bemächtigen („Störung des Lagegefühls mit paradoxer Kontraktion", Ztschr. f. Neur. u. Psych. 1923); vgl. Üxkülls „Bewältigung der Umwelteinflüsse mit Mitteln der Innenwelt" und meine Ausdehnung dieses „Bewältigungsarsenals" auf das „Psychische".

Weiter zeigte Pötzl (Demonstration im Verein deutscher Ärzte zu Prag, 10. XI. 1922, Med. Klinik 1923 Nr. 1, und Vortrag mit Autopsiebefund Verein deutscher Ärzte, 7. XII. 1923), daß bei der Orientierung im Raume und bei der geometrisch-optischen Gnosis abgelenkte und in eine „Querfunktion" verwandelte motorische Impulse (Impulse zur Hinausentwicklung der Bewegungen und des Körpers in die der betreffenden zuerst erregten Hirnhemisphäre kontralaterale Raumhälfte) wirksam werden. Dies geschieht mittels Bremsung durch den Gyrus angularis der impulsgebenden Hirnhälfte. (Siehe noch unten.)

Endlich zeigte Pötzl (Verein deutscher Ärzte zu Prag, 7. 12. 1923, an diesem seinem Falle und einem des Assistenten seiner Klinik, Doz. Dr. Georg Herrmann) die Zusammenfassung beider Raumhälften mittels dem Gyrus angularis benachbarter Hirnstellen im Zusammenwirken mit diesem, zeigte die Entstehung eines einheitlichen Greifraumes durch die absaugende, ablenkende, verteilende Querfunktion dieser Nachbargebiete des Gyrus angularis auf. Denn bei deren doppelseitigem Ausfall fällt aus und bleibt aus: die jeweilige Bildung eines einheitlichen Greifraumes, die bei Gesunden bestehende Einheitlichkeit des Greifraumes, es zerfällt der einheitliche Greifraum wieder in zwei Raumhälften und Richtungshälften...

Meines Erachtens wäre auf Grund der Pötzlschen Befunde abgesehen von der Wirksamkeit der (labyrinthären) Lagerregulierung des Gesamtkörpers die Einheitlichkeit des Greifraumes in Form einer Befreiung der Greiftendenz von der Hinausrichtung, von der Tendenz „vom Körper weg", die ihr als ursprüng-

Digitized by Google

licher Greifcharakter eignet, erworben und erzielt worden mittels eines „Transfer" (auf die andere Hand und andere Hirnhälfte durch bremsende Querfunktion). Es wäre dies die Freiheit der Willkürbewegung im Greifraum, und sie wäre durch eine Querfunktion des Gehirnes erzielt. Wenn diese Auffassung zu Recht bestehen bleibt, wäre das Beschriebene gewiß ein schönes Beispiel von einer „durch Bremsung Freiheit gebenden" Wirkungsweise der Querfunktion und von der Bedeutung des Motorischen unter dem Einflusse einer Querfunktion für das Eindrucksgesamt und dessen Gliederung in Objekte und Raum, also für Sensibles und Sensorisches, weswegen ich ausführlich auf dieses Beispiel (Pötzls und Herrmanns) eingegangen bin; („Zur Frage der Objektgestaltung und Wahrnehmung", S. 3).

Ebendort: „Und weiter, so wird aus einer bloßen Hinausentwicklungsrichtung ein im „Raume" „Greifbares", gegen den entstandenen Greifraum und gegen den eigenen Körper Stehendes und Verschiebliches; etwa wie die Gestaltenpsychologen, so z. B. A. Gelb das Verschieblichwerden von „Gegenständen", das „Lossehen" von der primär gegebenen Situation als Charakteristikum der „Gestaltenbildung" hervorheben; wie auch nach O. Pötzl ein verschwommenes, neblig diffuses, eventuell diffusfarbiges Chaos sich durch Querfunktion und Gestaltsgliederung „aufhellt" zum leeren Raume, gegen welchen Gestalten, eventuell farbig, stehen; (vgl. O. Pötzls schon oben erwähnte Schädelschußstudien). So finden wir aus Reflexen, Reaktionsbewegungen, einem unbestimmten Erleiden und Situationserleben, aus gebremsten und exoprojizierten Zuwendungen, den Impressionen, durch gebremste Hinausentwicklung und überlebende Bewegungsmelodien entstanden, endlich: im „Orientierungsraume" sowohl greifbar wie sichtbar gewordene „Gegenstände", „Dinge", „stehend und behaftet" mit verschiedenen Merkmalen und mit verschiedenen Empfindungsqualitäten, welch letztere ich als „die anhaftenden Eierschalen der verschiedenen Räume", aus welchen das Ding herausgesprungen ist, als Muttermale des Greifraumes, Berührungsraumes, Blickraumes, kurz verschiedenartiger Motilitätsformen, Körperstellen (Oberflächenpunkte) und Bewegungsmelodien ansprechen möchte, trotzdem sie als Empfindungsqualitäten erlebt werden. So möchte ich die motorische Herkunft des Sensiblen zu verstehen suchen."

Zusammenfassend ergibt sich Pötzls Standpunkt aus seiner Formulierung: „Erfassen" durch das Auge, „Begreifen" gesehener Gestalten ergeben die Gestaltung unserer Wahrnehmungen. Dies geschieht durch eine spezifische „Gegenwirkung vom Rindenzentrum" auf Erregungen, die der Außenwelt entstammen. Was mittels einer Eigenleistung dieser Zentren von innen her dem Impulse bremsend entgegenkommt (d. h. die Entladungsabfuhr der Erregung in einem prompten Reaktionseffekt also hemmt) und den Erregungsvorgang in der Rinde verteilt, ist der Abstammung nach eine spezifische „Bewegungsmelodie". (Diese Bewegungsmelodie entstammt vielfach früher angeregten, aber nicht entladenen, z. T. weil nicht genügend starken oder zu flüchtigen, d. h. unterschwelligen Impulsen.) (Vgl. hierfür Pötzls

Digitized by Google

Arbeit „Über experimentell erzeugte Traumbilder", Ztschr. f. Neur. und Psych. 1917, und seine psychologische und morphologische Auswertung dieser experimentellen Ergebnisse.)

So sind, entscheidet Pötzl, die zentralen Vorgänge bei der Wahrnehmung nicht einfach aus dem unbestimmten Begriffe der „Aufnahme einer zentripetalen Reizleitung" zu verstehen, sondern als „Gegenvorgang der Zentren". (Vgl. O. Pötzl, „Störung des Lagegefühls mit paradoxer Kontraktion", Ztschr. f. Neur. u. Psych. 1923.) Ich fügte bei: „Das ist gewiß eine biologischere Auffassung als etwa der psychophysische Parallelismus, denn das Leben beantwortet ja primär Umwelteinflüsse durch einen Gegenvorgang, und so erweist es sich lebendig" (Objektgestaltung und Wahrnehmung, S. 3, 4); siehe darüber auch noch später.

Seit dieser meiner bezugnehmenden Darlegung in „Objektgestaltung und Wahrnehmung" hat dieses Problemgebiet der „Gegenreaktion der Zentren" durch O. Pötzl selber seine grundlegende Darstellung gefunden. („Über die Gegenreaktion der Zentren und ihre Analogien mit den Immunkörperreaktionen", Med. Klinik 1924, Nr. 21, 22. „Weiteres über die Gegenreaktion der Zentren, Beziehungen zur Neurobiotaxis", Monatsschrift Psych. Neur., Bd. 60, 1926.)

Nach der ersten dieser Arbeiten (S. 1, 2) ist die Gegenreaktion der Zentren eine Leistung der Großhirnzentren, welche auf Beseitigung der Erregung, auf die Wiederherstellung des Gleichgewichtes abzielt. Die Hemmung ist hier Effekt einer eigenen, die Wiederherstellung des Erregungsgleichgewichtes anstrebenden Zentrenleistung... Jordan führte statt der Ruhe (als Ausgangspunkt) den Begriff des „statischen Erregungsgleichgewichtes" bei Wirbellosen ein. v. Üxküll hat den Begriff der statischen Erregung vielfach angewendet und mit der Anschauung verbunden, daß bei manchen Wirbellosen „gewisse Zentren Erregung aus den Erfolgsorganen gleichsam absaugen". So kommt es beim Sipunculus, einer dem Regenwurm verwandten Annelide des Meeres, wenn man mit einem Schnitt den Bauchstrang entfernt, der sein ganzes zentrales Nervensystem in sich enthält, zu folgendem: Es bleibt der Muskelschlauch des Tieres genau in jenem Zustand tonischer Erregung, wie man ihn vorher durch Reizung erzeugt hat. „Die in den Muskel gelangte Erregung kann nicht wieder erlöschen, wenn kein Zentrum vorhanden ist, das sie in sich aufzunehmen vermag." Üxküll bezeichnet diese Erscheinung als „Erregungsfang". Pötzl arbeitet die Ähnlichkeit zwischen manchen Vorgängen bei den Neurosen und in der Freudschen Lehre mit dem Erregungsfang heraus. „Schon bei der Unfallshysterie sind es ja vielfach die durch die Schockwirkung der Unfallssituation unterbrochenen motorischen Einstellungen, die nicht erlöschen zu können scheinen; sie dauern bald tonisch nach; bald scheinen sie in endloser Wiederholung rhythmisch wiederkehren zu müssen in Anfällen oder in Dämmerzuständen. Der Versuch, eine Gegenwirkung gegen diese abnorme Nachdauer der wirksamen Situation auszuüben, war der Ausgangspunkt für den Begriff der Katharsis, den Breuer geschaffen hat."

Aber nicht nur auf dem Gebiete der vieldeutigen und auch heute noch zu einer Anwendung auf Hirnmechanismen nicht sicher brauchbaren Hysterie, sondern

Digitized by Google

auch aus dem Gebiete der organischen Neurologie bringt Pötzl Beispiele bei, die dem Üxküllschen Erregungsfang sehr ähnlich sind. Solche finden sich bei der Einwirkung eben entstehender, apoplektiform einsetzender Großhirnherde beim Menschen. So aus der Aphasielehre das „mit einem Worte Vergiftetsein" der Franzosen, mit einem Worte, von welchem die Kranken nicht loskommen können, sondern immer an demselben, einzig gefundenen Wort haften bleiben, was immer sie auch sagen, aussprechen wollen. Dergleichen wird auch öfters dadurch konstelliert, daß eben bei seinem Aussprechen, respektive bei der Intention zu diesem Worte jene Apoplexie plötzlich einsetzte, welche zur Aphasie führte. Oder Pötzls eigener Fall, daß der Patient auf eine Fremdsprache, auf Französich, fixiert blieb, welche er gerade gebrauchte, als apoplektisch seine Ausschaltung der Sprachzentren einsetzte.

Das Gesamtproblem formuliert Pötzl dahin: „daß der Erregungsvorgang gleichsam eine Vergiftung mit motorischer Einstellung ist"; und die Gegenreaktion der Zentren, welche mit ihrer Zerstörung ausfällt, bestände darin, daß sie von diesen Einstellungen entgiftet. Die Entgiftung vollzieht sich nach Üxküll dadurch, daß das Zentrum die Erregung, welche dieser Einstellung entspricht, in sich aufnimmt. Die Immunisierung durch die Zentren erscheint wie ein Absaugen der zentrifugal gerichteten Bewegung auf spezifisch gerichteten Wegen, und zwar als ein Zerteilen des Erregungsquantums. Es wird eine zentrifugal gerichtete, d. h. in letzter Linie motorische Erregungsmenge von der Peripherie abgelenkt. Der Effekt dieses Gegenvorgangs der Zentren ist innerhalb des Wegabschnittes, der den zentrifugalen Bahnen angehört, zentripetal, d. h. als der Richtung der in den Bahnen geleiteten Erregung entgegengesetzt, anzunehmen. „Es sind spezifische und ursprünglich zentrifugale Erregungskomponenten, die hier abgelenkt, zerteilt und in Vorgänge bei der Wahrnehmung (bei der Erregung der Sinnessphären) umgewandelt werden" (S. 6).

„Einzelne der zerteilten Quanten der Erregung werden in der Querrichtung der Kommissurenfasern (Balkenfasern) abgelenkt, indem sie mit ihrer unverändert gebliebenen spezifischen Richtungsqualität (sc. mit der hin zur betreffenden Körperseite gerichteten Hinausentwicklungstendenz) an einem neuen Angriffspunkt innerhalb der Großhirnrinde der anderen Hemisphäre verankert werden. Andere Quanten finden ihre Verankerung, ihre Verwendung, Verwandlung und zugleich verwandelnde Einwirkung in den Gebieten der gleichen Hemisphäre, auf deren Leistung sie nun Einfluß nehmen."

Die Belege hierfür schöpfte in tiefgreifenden Arbeiten Pötzl aus der menschlichen Hirnpathologie. So Verletzung des linken Hinterhauptslappens in zwei Fällen, welche führte: zuerst zu Zwangsbewegungen des rechten Auges mit rotatorisch bedingten Doppelbildern, in der Rückbildung unter Rückgang der Zwangsbewegungen und der Doppelbilder aber zu einer Verzerrung der Konturen der gesehenen Objekte entsprechend der Richtungstendenz der ehemaligen Rotationsbewegungen, also Umwandlung der ursprünglich zentrifugalen Erregungskomponenten in einen Vorgang bei der Erregung der Sinnessphären (S. 6, 7, 8).

Digitized by Google

Ähnlich der elektrischen Reizung des Gyrus angularis im Scheitellappen am Versuchstier, verlaufen beim Menschen Krampfanfälle durch Herd-Erkrankung dieses Gebietes. Jene Erregungsmenge nun, welche im Krampfanfall bei linksseitigen Angularisherden Blick, Kopf, Hand, schließlich die ganze Körperhälfte nach rechts dreht, wird von der ungestörten Angularisrinde dadurch im Gleichgewicht gehalten, entgiftet, daß sie sie zerteilt (S. 4). Wohin die auch hier zentrifugale Erregungsmenge von der Peripherie abgelenkt wird, zeigt Pötzls Klarlegung ihrer weiteren Verwendung. Diese Verwendung wird erkennbar an der Hand der Ausfälle bei Affektionen des Gyrus angularis. Das Manko tritt hervor als Störung der Orientierung nach jener Raumseite, in welche der plötzliche Absturz der Erregung im Krampfanfall den Körper hinausentwickelte, bei linksseitigen Herden also Störung der Orientierung nach rechts. Auch findet sich im Gefolge dieser Orientierungsstörung öfters zugleich Störung des Zeichnens, Schreibens und Lesens, welche ja auch eine Hinausentwicklung be-inhalten.

Ein weiterer Fall (der schon erwähnte G. Herrmanns von Herdläsion des rechtsseitigen Grenzgebietes zwischen Gyrus angularis und der Konvexität des Hinterhauptslappens, Med. Klinik 1924, Nr. 1) ließ klarer ersehen, was in weiterer Folge mit bestimmten einzelnen Quanten dieser von der Peripherie abgelenkten und zerteilten Erregungsmenge geschieht. „In diesem Falle war der Außenraum für den Kranken in zwei voneinander gesonderte Halbräume zerspalten. Die Halbräume waren gegeneinander wie durch die Fortsetzung der Medianebene des Körpers getrennt derart, daß ein Greifen der linken Hand nach rechts oder der rechten Hand nach links unmöglich oder wenigstens elektiv erschwert war. Diese Störung erschien uns als eine Störung der Fusion dieser beiden Hälften des Außenraums; wir verglichen die hier gestörte Vereinheitlichung mit der Fusion der beiden Gesichtsfelder zum Gesichtsfeld des Heringschen Doppelauges. Damit zugleich waren wieder nur jene Freiheitsgrade des Greifens gestört, die mit dieser Fusion korrespondieren. So ergab der Fall die Anschauung, daß diesen Freiheitsgraden des Greifens bestimmte Anteile jener ursprünglich zentrifugalwärts gegen die linken Extremitäten hin gerichtete Erregungsmenge entsprechen, die von der rechten Angularisrinde abgelenkt und zerteilt wird. Diese Anteile bekommen zugleich mit ihrer Ablenkung neue Haftpunkte in den symmetrischen Gebieten der linken Hemisphäre; damit verschiebt sich ihr Angriffspunkt von der linken Hand auf die rechte Hand. Wie bei Vektoren, die Koordinatentransformationen unterworfen werden, bleibt die ursprüngliche nach links hin einstellende Richtung dieser spezifischen Erregungsanteile auch jetzt noch invariant; so erlangt die rechte Hand innerhalb gewisser Grenzen die Freiheit des Greifens nach links in den Außenraum." (S. 4, 5.)

Aus diesen sowie anderen Beispielen wird von Pötzl abgeleitet: „Der Weg einer abgelenkten spezifisch gerichteten und (sc. konsekutiv nun selber) spezifisch richtenden Erregungsfraktion führt nicht nur über die Kommissurenfasern des Balkens, sondern auch durch „Assoziationssysteme" innerhalb der gleichseitigen Hemisphäre. Damit erst zeigen diese Beispiele, daß der ganze Vorgang der sogenannten „assoziativen Verknüpfung" als eine Folge jener Gegen-

Digitized by Google

wirkung der Zentren aufgefaßt werden darf, die gegen gewisse spezifisch gerichtete, ursprünglich zentrifugale Erregungsfraktionen in einer spezifischen Weise schützt" (S. 9).

Anfangs wirkt die neue Bindung nur als eine Beeinträchtigung der Wahrnehmung, nicht als Förderung: „Sie reißt gewissermaßen andere Teilvorgänge der Wahrnehmung mit sich, statt sich mit den Wirkungen restlos zu vereinigen, die von jenen neuen Angriffspunkten ausgehen oder auf sie gerichtet sind. In diesem Störungsvorgang ist ein Beispiel für eine besondere Struktur jener Hemmung enthalten, die so häufig das erste Einsetzen einer Zentrenleistung markiert und die einer Förderung durch das Zentrum phylogenetisch und ontogenetisch vorausgeht. (Vgl. dazu Pötzl, Wr. med. W. 1916, Redlich-Festschrift.) Es ergibt sich hier die Auffassung, daß im neuen Angriffspunkte zunächst nur eine Bindung der Erregung vor sich geht und daß erst neue Faktoren hinzutreten müssen, damit diese Bindung in eine aufbauende und gestaltende Funktion umgewandelt wird; erst unter dem Einfluß weiterer Faktoren werden aus den gebundenen Elementen neue Komplexe aufgebaut." (S. 9.)

S. 16: An anderen Beispielen werden von Pötzl entsprechende Wechselwirkungen aufgezeigt zwischen den Großhirnzentren und dem Thalamus wie auch anderen subkortikalen Zentren (Corpora geniculata, vielleicht selbst Substantia nigra). „Diese Wechselwirkung würde also darin bestehen, daß die Großhirnzentren überschüssige motorische Erregung aus diesen Reservoiren gewissermaßen absaugen und sie in „Aktivatoren der Wahrnehmungsvorgänge" umwandeln ... Andererseits aber erhält diese Aktivatorenwirkung die Stabilität des Körpers in seinem Verhalten zum Außenraum aufrecht, in beiden Fällen neutralisiert sie Erregung."

S. 18: „Ein solcher Vorgang zielt im Falle der Erregung, welche von der Außenwelt ausgeht, auf die Wiederherstellung der Statik in der Erregungsverteilung ab; der hier betrachtete Gegenvorgang der Zentren ist in letzter Linie eine Antwort des Organismus auf Erregungen von außen her. Mit dieser Antwort liefert zugleich der Gegenvorgang der Zentren die Grundierung des Weltbildes beim Erfassungsakt, die Grundierung des Bewegungsraumes als Hintergrund des Bewegungsbildes. Er schafft um diese Gestaltungen herum dynamische Oberflächen, die im Sinn und Einzelheiten der kinetischen Theorie der Physik entsprechen, wiewohl sie zum Teil nur als subjektiv gegeben erscheinen, z. B. als optischer Randkontrast. Es ist wahrscheinlich, daß die Kolloidvorgänge im Zentralorgan, die diese Gegenwirkung der Zentren begleiten, Faktoren enthalten, die sich diesen virtuellen Oberflächenwirkungen in Parallele setzen lassen."

Diese letzteren Probleme sind in der zweiten Arbeit Pötzls weitergeführt und mit den Grundproblemen der Entstehung des zentralen Nervensystems in Beziehung gesetzt mit der Lehre von der „Neurobiotaxis" von Ariens Kappers u. a., eine Lehre, welche teils auf entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen, teils auf Befunden der vergleichenden Morphologie fußt. Soweit das Einschlägige ohne grobe Sinnstörung auszuziehen ist, sei es hier kurz wiedergegeben: Pötzl formu-

Digitized by Google

liert S. 1: „Eine Reihe von klinischen Befunden an Herd-Erkrankungen des Großhirns ergab eine eigenartige Reaktionsweise der Großhirnzentren, die von der Leitung innervatorischer Erregung sowie von einer bloßen Verknüpfung von Erregungen scharf getrennt werden müssen. Diese Reaktionsweise der Zentren entsprach einer Tendenz zur Beseitigung überschüssiger Erregungen, zur Wiederherstellung des Gleichgewichts. Diese statische Eigenleistung der Zentren erscheint als ein aktiver Vorgang, der auf spezifische Leistungen der Zellen zurückgeführt werden mußte; aus den klinischen Bildern, die auf einer Störung dieses Vorganges beruhen, konnten Strukturen ermittelt werden, in denen diese Leistung der Zentren mit den Immunkörperreaktionen analog ist."

„Selbstverständlich handelt es sich nicht um eine Identität mit den Immunvorgängen; wohl aber gehört die betrachtete zentrale Tätigkeit mit ihnen zusammen in eine größere Gruppe biologischer Reaktionen, die man als adaptive Vorgänge zusammenfassen kann. Mit den Eigenschaften, die ihnen gemeinsam sind, ist ein Anschluß an Anschauungen gegeben, die (bereits 1898) Johannes v. Kries geäußert und der „Leitungstheorie" entgegengestellt hat: „Nicht die Ausbildung einer Assoziation, sondern eine gegenseitige Anpassung und Zusammenstimmung" kommt hier in Frage, etwas, was wir, um einen kurzen Ausdruck anzuführen, etwa als eine Konformierung bezeichnen können" (Johannes v. Kries, „Über die materiellen Grundlagen der Bewußtseinserscheinungen").

„Insofern die hier betrachtete Eigenleistung der Zentren als ein Schutz- und Abwehrvorgang des Organismus gegen schädliche Erregungswirkungen erschienen ist, hat Verf. ihn mit der Bezeichnung Gegenreaktion der Zentren zu charaktierisieren versucht."

An einem Beispiel von motorischer Aphasie (Monatsschr. f. Psych. u. Neur., Bd. 60) konnte Pötzl unter dem Einflusse des Sprachunterrichts, dem Pat. unterzogen wurde, eine aktivierende Wirkung dieser Übungen auf die Zentren nachweisen, „wodurch die Fähigkeit der Zentren zur Speicherung spezifischer Erregungen gesteigert und zugleich eine erhöhte Undurchlässigkeit für Nebenwege der Erregung bewirkt wird. Der letztere Anteil des betrachteten Vorgangs, der also der Irradiation von Erregungen entgegenarbeitet und mit der Bildung eines zentralen Randkontrastes eng zusammenhängt, konnte mit einer Steigerung jener relativen Impermeabilität verglichen werden, die durch „Protoplasma-Aktivierung" (z. B. im Gefolge der Malariabehandlung der Paralyse) erhöht, durch toxische Wirkungen herabgesetzt wird; für das zentrale Nervensystem ist man sonst gewohnt, nur jene Impermeabilität zu beachten, die zwischen Meningen und Plexus einerseits, dem nervösen Parenchym andererseits besteht. Bei der hier betrachteten Gegenreaktion der Zentren aber handelt es sich um eine relative spezifische Impermeabilität nervöser Zentren gegen Nachbarzentren." (S. 2.)

S. 3: „Allen aufgezählten Beispielen, die Verf. für die Gegenreaktion der Zentren aufgebracht hat, war gemeinsam, daß sie Wege von Wechselwirkungen zwischen

Digitized by Google

den einzelnen Großhirnzentren veranschaulicht haben, die in weitgehender Weise mit den Wegen phylogenetischer Umbildungen der Zentralorgane übereinzustimmen schienen... In den bezeichneten Beispielen ergab sich jedesmal ein Endresultat, demzufolge die phylogenetisch richtenden Kräfte (im Sinne des von Ariens Kappers geschaffenen Begriffes der Neurobiotaxis) und die Gegenreaktion der Zentren bei der Rückbildung nach Herd-Erkrankungen des erwachsenen Menschen beinahe wie zwei verschiedene Seiten eines und desselben Grundvorganges erschienen sind." Pötzls weiteren hoch interessanten Darlegungen hier zu folgen, ist unmöglich, weil sie an einen spezialistisch-medizinisch-neurologisch vorgebildeten Leserkreis gerichtet sind.

Nur das Wichtigste für unsere eigene Problemstellung kann noch hier angedeutet werden: S. 20 folgt die Darlegung, „daß es eines längeren Stadiums absorbierender Einflüsse bedarf, welche an dem motorischen Schenkel eines primitiven proprio-rezeptiven Reflexes oder seiner Vorstufen angreifen, bis später erst eine Emission gerichteter Eigenleistungen der absorbierenden Systeme nach einer invarianten, ursprünglichen Richtung der Absorptionsphase hin erfolgt. Diese Invarianz der Richtungen bei der Umwandlung gespeicherter zentrifugaler Erregungsbestandteile war ein Hauptbefund, den Verf. an seinen klinischen Beispielen für die Gegenreaktionen der Zentren erhoben hat". (Siehe oben den Transfer der Hinausentwicklungstendenz von einer Hand zur andern mittels einer Querfunktion, Ganzheitsfunktion und Gestaltfunktion, so daß es zur Bildung eines einheitlichen Greifraumes und Orientierungsraumes kommt, eben mittels der durch Bremsung und Zerteilung Freiheit gebenden Querfunktion, durch welche zwar die Körperseite, die Greifhand und die impulsgebende Hirnhemisphäre vertauscht werden, dagegen der Richtungsfaktor, die Hinausentwicklungsrichtung invariant bleibt. Und vergleiche hier auch meine Lehre von der Entstehung der Impressionen durch Retardation motorischer Reaktionen, durch Retention und Interpolation mit Exoprojektionstendenz, wofür sich nun durch Pötzl die Begründung ergibt.)

S. 21: „Die Reflexe sind also nicht teleologisch entstanden, sondern aus Zufallshandlungen hervorgegangen, welche die im Augenblick der Handlung aktuellen Reizzustände in ihre Sphäre lenkten, um dann später von diesen Sphären ausgelöst zu werden" (Kappers).

S. 30: „Es erscheinen Gegenreaktion der Zentren und Neurobiotaxis (sc. oben Kappers Lehre von der Entstehung des zentralen Nervensystems auf Grund von entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen und Befunden der vergleichenden Morphologie) als zwei verschiedene Seiten eines und desselben Grundvorganges, der die diskontinuierlichen individuellen Erscheinungen der zentralen Innervationen kontinualisiert." (Gemeint ist hiermit ein Parallelismus wie eine gemeinsame Grundlage: einerseits in der individuellen Reizbeantwortung mit ihrem Ablaufe, andererseits in der Fixierung solcher Reaktionen auf die Umwelteinflüsse durch den Aufbau eines zentralen Nervensystems und in, sowie mittels bestimmter Lokalisationen innerhalb desselben.)

Digitized by Google

Diese Forschungen Pötzls an der Hand von neurologischen, hirnpathologischen Fällen sind, ganz abgesehen von ihrer lokalisatorischen, hirnpathologischen und hirnphysiologischen Bedeutung, mir auch darum besonders wichtig geworden, weil sie dort weiterführen und sicheren Boden schaffen, wo ich vorher an der Hand psychopathologischer Fälle in Jahren mühsamer Auswertung einzelner psychischer Symptome oder Erscheinungen nur unsicher Ertastetes über die Herkunft von gewissem Psychischen beibringen konnte. Und gerade auf die Genese dieser subjektiven Gegebenheiten, welche wir das Psychische nennen, kam es mir in den erwähnten früheren Arbeiten und hier an, als ich von anderen, eben psychopathologischen und psychologischen Gesichtspunkten abzuleiten versuchte: die Genese von Psychischem, des Ichs und speziell von „Sensiblem", der Wahrnehmung und Vorstellung usw., aus Motorischem.

Es hatten sich mir nun so ergeben: Die Hemmungen als interferierende, retardierende, regulierende Funktionen (ausgehend von der Reflexhemmung und Triebhemmung) bis zur Besonnenheit; weiter die motorische Abwendung (Flucht) oder Zuwendung unter Umwelteinflüssen auf die Oberfläche der Organismen, unter der lokalen physikalisch-chemischen Einwirkung auf die Körperoberfläche, unter Oberflächenreizen, bis zur Aufstellung von „Reaktionssystemen" (animales Nervensystem und Psyche) als Exposituren der Körperoberfläche mit dem übertragenen Wirkungskreise der Unlustscheu und Unlustprophylaxe derselben, gegenüber den „Aktionssystemen" der Triebfunktionen usw. als Exposituren des allgemeinen inneren Chemismus (s. u.); endlich dahinführend, in einer „motorischen Psychologie" Psychisches herzuleiten aus der Exoprojektion gerichteter Hinausentwicklungsimpulse: als Impressionen, als Beeindruckungen. Also das „Sensible" aus dem Motorischen, aus der Reaktion auf Oberflächenreize, ein Verhalten, welches in dem Worte „Zuwendung" resp. „Zuwendungsbetrag" als Grundlage von Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willkürbewegungen Ausdruck fand.

Aber erst Pötzl verdanke ich die entscheidende Klarstellung jenes Vorgangs dieser interpolierenden, retardierenden und regulierenden Funktionen, dieser Hemmungen, welcher die unmittelbare Entladung und die prompte Wiederherstellung des Lebensgleichgewichtes durch Flucht- oder Feindreflexe usw. umwandelt zu in Schwebe bleibender Zuwendung, zu in Schwebe gehaltenen remanenten, weil unerledigten, aber überlebenden Hinausentwicklungsimpulsen und zu gerichteten Impressionen: Beeindruckungen, welche die Hinausentwicklungsrichtung als spezifische Erregung, als Sinneszeichen tragen, und die Hinausentwicklungstendenz als Exoprojektion im Erlebnis der Beeindruckung von außen. Es ist dies jener Vorgang, welcher exoprojizierte Remanenzen in Sensibles, in Wahrnehmungen, Objekte, Bilder, Denkgegenstände (Vorstellungen) verwandelt, was im genaueren noch darzulegen sein wird. Pötzl verdanken wir die Klarstellung dieses Grundvorgangs, welcher in die Wahrnehmung eingeht: als die Bremsung motorischer Impulse zu überlebenden Bewegungsmelodien, als die Verarbeitung so vom Reize gesetzter Bewegungsmengen mittels Absaugens und Verteilung im zentralen Nervensystem durch Querfunktion, Ganzheitsfunktion und Gestaltfunktion auf Grund einer

Digitized by Google

Gegenwirkung der Zentren, so daß dieses Motorische als Aktivator der Wahrnehmungsvorgänge wirksam werden kann. Pötzl geht hierbei über das hirnphysiologisch und hirnpathologisch von ihm Belegte nicht hinaus. Vielleicht geschieht dies jedoch schon mit meinem Versuche, das Sensible überhaupt erst auf dem Umwege der motorischen Reaktion aus den lokalen physikalisch-chemischen Veränderungen der Körperoberfläche herzuleiten. Das sei als eine Hypothese von mir versucht und im folgenden weitergeführt:

Das bislang hier aufgerollte Problem des Psychischen als Sensibles, als Wahrnehmung wurde in einer motorischen Psychologie vom genetisch-psychologischen Gesichtspunkte aus erfaßt und weitergeführt zu einer subjektivistisch-phänomenalistischen Auffassung der Entstehung: sowohl des Wahrnehmungsaktes wie des Wahrgenommenen als Ergebnisse unserer Reaktionen oder Reaktionsimpulse, als unsere Eigenproduktion unter Umwelteinfluß. So meine Formulierung in „Objektgestaltung und Wahrnehmung" 1924: Die Querfunktion (sc. Retardation, Bremsung, Retention und Verteilung) schafft die gestalteten und gerichteten Bewegungen, damit aber zugleich erschafft sie (aus Hinausentwicklungsrichtungen) einen Sinnesraum, ein Eindrucksgesamt und dessen Gliederung, das ist ein Wahrnehmungsgebiet. Es ist eine der primären grundlegenden Funktionen der Motilität, sich unter Umwelteinflüssen zu deren Bewältigung auszugestalten und sich selbst gestaltend dabei die Umwelt zur Gegenwelt im Sinne J. v. Uexkülls und Gegenstandswelt (Objektwelt) zu gestalten, eine Außenwelt zu erschaffen. Oder das gleiche von der psychischen Seite her betrachtet wie in der Wahrnehmungscharakteristik O. Pötzls: „Die Wahrnehmung würde dann in ihrer Struktur den Trieb enthalten, sich einer erteilten Situation zu bemächtigen, der Aktivator ist ein spezifisch gerichteter, aber gebremster Bewegungsimpuls." Daraus ergeben sich nun bezüglich der Wahrnehmung, der Objektgestaltung Berührungspunkte mit der Gestaltenpsychologie (s. u.) und mit der Sinnesphysiologie.

Es ist also wohl kein Zufall, sondern in den untersuchten Sachverhalten begründet, daß nicht nur wir, sondern die gewiß „objektiv" eingestellte Sinnesphysiologie ebenfalls zum subjektivistisch-phänomenalistischen Standpunkte gelangt ist. Sehen wir hierüber A. v. Tschermaks Lehre vom „exakten Subjektivismus in der Sinnesphysiologie", (vgl. dieses Autors gleichnamige Schrift, Berlin 1921, bei Springer). Ich gebe hier das Einschlägige daraus wieder, wie ich es 1922 in einem Vortrage im Lotos zu Prag über „Eine intermediäre psychische Schicht" und in dem gleichnamigen Kapitel der Dementia praecox-Monographie (1923) bei Karger ausgezogen habe.

A. v. Tschermak, S. 19: „Bei kritischer, durch sinnesphysiologische Beobachtungen geschulter Analyse gelangen wir auf dem Gesamtgebiete der allgemeinen Reiz- und Erregungslehre zu der hier nur ganz kurz formulierten Erkenntnis, daß die Erregung (bzw. ihr psychisches Korrelat: die Empfindung) sowohl von physikalischen wie von physiologischen Faktoren bestimmt wird. Sie stellt eben nicht bloß eine Funktion der physikalischen Qualität, Intensität, Dauer und Verlaufsform des Reizes dar, sondern auch eine Funktion der „spezifischen Energie" (gegeben durch die „systematische Spezifizität" wie durch die „Differenzierungsspezifizität")

Digitized by Google

des jeweiligen Zustandes des gereizten Organs, evt. auch der in demselben bestehenden Kontrastwirkung. Unsere Sinnesorgane erweisen sich — analog jenen der Tiere — nicht als Instrumente des Wahrnehmens und Erkennens, sondern zunächst als Behelfe der praktischen Orientierung. Allerdings benutzen wir sie, veranlaßt von unserem immanenten elementaren Wahrheitsbedürfnis, zugleich als indirekte Beobachtungs- und Untersuchungsinstrumente. Nicht mit Zuleitungsröhren für Außenenergie, sondern mit Transformatoren, besser noch mit Detektoren oder Alarmsignalen dürfen wir die Sinnesorgane vergleichen. Weder sind die Reizvorgänge, speziell die Lichtschwingungen, in unserem Gehirn oder Bewußtsein, noch sind die Empfindungen, so die Farben und Töne in der Außenwelt. In beiden Fällen würde nicht das erreicht, was durch die Scheidung beider Gebiete erzielt wird: die praktische Orientierung entsprechend den Bedürfnissen des Alltags!"

S. 20: Eine „formale Objektivität" wird vom exakten Subjektivismus wohl den an sich unerkennbaren Außendingen, nicht aber den Sinnesqualitäten zuerkannt; diesen kommt nur „fundamentale oder ursächliche Objektivität", d. h. physiologische Verursachung zu."

S. 20: „Der exakte physiologisch begründete Subjektivismus löst nicht „das Objektive im Subjekt" auf, führt auch nicht zum vollständigen „Idealismus und Skeptizismus". Für ihn ist nicht „die Sonne ein finsterer Ball" und „lügen nicht die Blumen und Schmetterlinge ihre Farben, die Geigen ihren Ton" (Fechner). Vielmehr reagieren wir nach dieser Auffassung auf die objektiven Reize dieser objektiven Reizquellen mit physikalisch-physiologisch gestimmten Empfindungen. Der exakte physiologische Subjektivismus entspricht eben voll und ganz der Praxis des Lebens!"

So ergeben sich uns und zwar wohl ganz enge Berührungen unserer Auffassung der „Praxis des Lebens" als Herkunftsquelle und Leistungsziel für die sowohl das Lebensgleichgewicht wieder herstellenden wie die orientierenden Verarbeitungen von Umwelteinflüssen, mit Tschermaks exaktem Subjektivismus, und beider mit W. James' Auffassung der Sinne und Aufmerksamkeit als Organe der Selektion von Dingen usw. im Kontinuum des Erlebens und der Umwelt. Auch möchte ich noch anmerken, daß sich vielleicht doch das vom exakten Subjektivismus als elementar angesprochene „Wahrheitsbedürfnis" einer Analyse zugänglich zeigen kann. Vielleicht lassen sich (sogar schon ohne genauere Untersuchungen in dieser Richtung) darin zwei Komponenten auf Anhieb herauslösen: Ein Orientierungsbedürfnis, welches, aus der Unlustscheu und Unlustprophylaxe der Oberfläche hervorgegangen, einen Teil der Selbstbewahrung, das ist der Selbsterhaltungstendenzen des Organismus, übernimmt auf der von uns höher bewerteten Stufe einer bewußten Außenwelt, in der „Auseinandersetzungswelt", mit welch letzterem Ausdruck Vera Strasser im Sinne ihrer „Beziehungspsychologie" die Außenwelt bezeichnet hat. Eine zweite Grundlage unseres Wahrheitsbedürfnisses könnte vielleicht in jenem Faktor gegeben sein, welcher wohl in unserer Objektgestaltung eine Rolle spielt und schon in den ersten Kritzelversuchen der kleinen Kinder hervortritt. Wie ich glaube, war es William Stern oder K. Bühler, dem wir die Hervorhebung verdanken, daß in diesem Gekritzel eine Tendenz zum Abrunden und Zumachen,

Digitized by Google

Rund- und Ganzmachen der Kritzellinien hervortritt. Neben der Freudschen Sublimierung infantil-sexueller triebhafter „Schaulust" (s. u.) scheint mir ein solches, ich möchte sagen: „Abschlußbedürfnis" in unserem Wahrheitsbedürfnis hervorzutreten. Dann wäre dieses eben ein Ausfluß des allgemeinen, in letzter Linie chemisch begründeten Dranges nach voller motorischer Entladung der angeregten Hinausentwicklungstendenz, hier, wie ja allgemein im Zuge der Entwicklung umgewandelt im Sinne einer entsprechenden und befriedigenden Objektgestaltung, weiterhin Außenweltsgestaltung und so endlich bewußt orientierend wirksam.

Wie oben dargelegt, erblicke ich in dem Vorgange der Bremsung und des Überlebens, letzteres gegeben in Verteilung, von Hinausentwicklungstendenzen in der Reizrichtung, wobei die empfangenden und reagierenden Stellen der Körperoberfläche und die zugehörigen Hinausentwicklungsräume „Sinnesqualität" und „Sinnesspezifizität" bestimmen (s. u.), die Grundlagen für die Exoprojektion unserer Beeindruckungen, der Impressionen, für Sinnesempfindungen wie für Objektgestaltung, für Wahrnehmungen und Vorstellungen. Es ergeben sich in diesem primär-motorischen Vorgang die Relationen der künftigen „Objektgestalten" nach „außen" und „innen", also Zusammenhänge und Beziehungen im Sinne Vera Strassers und im Sinne A. v. Tschermaks, eben nach den Bedürfnissen des praktischen Lebens. Zugleich aber ergeben sich auch Relationen innerhalb des von uns gestalteten Objektes selbst. Und diese decken sich gewiß zum Teil mit den Grundlagen der Gestaltenpsychologie: mit den „Gestaltqualitäten" nach v. Ehrenfels. Diese sind konstituierende Faktoren des Wahrnehmungsobjektes, welche aber nicht als Einzelexistierendes addiert wirken, sondern in ihren Relationen zueinander wirksam sind und bleiben. Daher sind die Maße vergrößerbar; eine Turmuhr bleibt ablesbar, auch ohne daß sie Ziffern trägt, Melodien sind transponierbar usw., ohne daß sie, ohne daß die Objekte für uns ihre Wesensart verlieren. Auf dieser Grundlage beruhen die „primären Gestalten, Gestaltungsgegebenheiten, harmonisch geschlossenen psychischen oder phänomenalen Erlebniskomplexe, die phänomenalen Strukturen nicht summativer, sondern übergeometrischer Art, der Sachbezug als Ausdruck einer elementaren Strukturfunktion der Sinnessphären", der „Gestaltenpsychologie" (M. Wertheimer, W. Köhler, A. Gelb, H. Dexler u. a.). Noch deutlicher wird die Berührung der Gestaltenpsychologie mit dem, was in der motorischen Psychologie als Bremsung und Verteilung von Impulsen und Hinausentwicklungstendenzen und als Pötzls Querfunktion und Gegenwirkung der Zentren dargestellt ist dadurch, daß Kurt Goldstein gestaltenpsychologisch orientiert beiderseits im Gehirn, besonders in den Stirn- und Scheitellappen seine „Ganzheitsleistungen" lokalisiert, womit die „Gestaltfunktion" von Wertheimer und Köhler als „Querfunktion und Gestaltfunktion" Goldsteins ihre hirnphysiologische Darstellung findet wie meine motorische Psychologie in Pötzls Querfunktion und Gegenwirkung der Zentren.

Während von mir hier ebenso wie in dem bisher hier vergleichend Herangezogenen überwiegend die Umwandlungsvorgänge des Motorischen zu Sensiblem, zu Psychischem, und die psychischen Umwandlungsprodukte betrachtet sind, ist noch eine Psychologie zu nennen, welche, gleich der hier vertretenen Auffassung durch-

Digitized by Google

gehends die Grundrolle dem Motorischen zuweisend, das Motorische als Ausgangspunkt darstellt: Bechterews jüngst zum ersten Male deutsch erschienene „Reflexologie". Soweit ich dem Inhaltsverzeichnis und einem ausführlichen Referat in der Monatsschrift f. Psych. u. Neur., Bd. 62, H. 4/5, Dez. 1926, von Karl Birnbaum über W. Bechterews „Allgemeine Grundlagen der Reflexologie des Menschen: Leitfaden für das objektive Studium der Persönlichkeit" (Wien 1926, Deuticke) entnehmen kann, scheinen sowohl nahe Berührungen wie auch prinzipielle Differenzen mit der hier dargelegten motorischen Psychologie zu bestehen. Die prinzipiellen Differenzen illustriert vielleicht Bechterews Auffassung der höheren Funktionen „als Assoziationsreflexe", die Berührungspunkte aber seine Kennzeichnung der „Gedanken als gehemmte Reflexe", beides betrifft wohl die Wege der Psychisierung des Motorischen.

Einem Berichte im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 1926, Bd. 77, H. 4, über die Gründungsversammlung südostdeutscher Neurologen und Psychiater am 27. und 28. März 1926 in Breslau entnehme ich noch S. 667, 12. Vortrag Sachs (Breslau): „Gesichtswahrnehmung von Formen und Körpern". Sachs formuliert: „Alle die nervösen Verbindungen, die die Muskelkerne im Rückenmark und dem entsprechenden Teile des verlängerten Marks in Tätigkeit setzen und so die Tätigkeit der einzelnen Muskeln zu geordneten Bewegungen zusammenfassen, und die ihrerseits bei den Reflexbewegungen von der Körperperipherie, bei den Willkürbewegungen von der Hirnrinde aus in Tätigkeit versetzt werden, bilden ein einheitlich arbeitendes Zentrum, das „Innervationsorgan". Die Vorgänge in diesem werden der Hirnrinde gemeldet, und den dadurch in der Hirnrinde bewirkten Erregungen entsprechen psychische Äquivalente. Diese psychischen Erscheinungen sind die Wahrnehmungen von bewegten Gegenständen einerseits und die Wahrnehmung eines bestimmten Ortes im Raum und damit auch von Gestalten im Raum andererseits. Das Innervationsorgan ist also ein Sinnesorgan." Darin liegen nahe Berührungen mit den von uns seinerzeit und hier wieder entwickelten Anschauungen über Objektgestaltung und Wahrnehmung sowie über „Verteilung motorischer Impulse zu Sensiblem und Psychischem" in der Hirnrinde.

So ketzerisch also von vornherein gegenüber der herrschenden, ich möchte sagen „sensiblen" Psychologie eine „motorische Psychologie", die oben dargelegte Auffassung der Herkunft des Psychischen, erscheinen mag, so lehren doch wohl die herangezogenen psychologischen und physiologischen Lehren anderer, daß dergleichen nicht so ganz allein und beispiellos dasteht, als es scheinen könnte und mir erschien, während es sich mir ergab.

Digitized by Google

Charakterologische Studien an Verbrechern.

Von Th. Ziehen (Halle a. d. Saale).

Digitized by Google

Digitized by Google

2.

Dem in meinem ersten Aufsatz zugrunde gelegten Fall füge ich zunächst einen zweiten an, der in ganz andern Richtungen für die Charakterkunde bemerkenswert ist. Es handelt sich um einen $20^1/_2$jährigen Strafgefangenen H. I., der wegen 6 Einbruchsdiebstählen zu $2^1/_2$ Jahren Gefängnis verurteilt worden ist[1]). Der Vater lebt, ist nach Angabe des Gefangenen unbestraft und kein Trinker, leidet aber stets an Kopfschmerzen und ist leicht erregbar. Die Mutter scheint ganz normal zu sein. Er selbst ist von drei Geschwistern der jüngste. Ein Bruder kam schon als Kind in eine Erziehungsanstalt, soll aber jetzt ein ordentlicher Mensch sein. „Die Mutter", äußert H. I. wörtlich, „wurde nicht Herr über uns, weil der Vater im Krieg war". Irgendwelche Kinderkrankheiten sind nicht nachzuweisen. Einmal ist er in der Schule wegen Augenkrankheit sitzen geblieben. Im Betragen will er auf der Schule die Note 2 gehabt haben. Wegen seiner vielen dummen Streiche kam er im Alter von 17 Jahren in die Erziehungsanstalt in Lüben b. Magdeburg und von dort nach Seyda. Er will sich dort so gut geführt haben, daß er nach $1^1/_2$ Jahren entlassen wurde (angeblich stand ihm eine Stelle in einer Lampenfabrik in Aussicht). Seit 1923 gehäufte leichte und schwere Diebstähle. Der erste Diebstahl wurde von ihm allein ausgeführt. Er stahl in der Fabrik, in der er arbeitete, Metall, um, wie er angibt, Bleisoldaten daraus zu gießen (Weihnachtsgeschenk für eine Kusine). In demselben Jahr stahl er zahlreiche Lebensmittel. Er will alles zu Hause abgegeben und den Eltern erzählt haben, er habe es billig gekauft. Angeblich hat ihn ein anderer zu diesem Diebstahl angestiftet. Die späteren Diebstähle hat er größtensteils mit einem und demselben 2 Jahre jüngeren Kameraden ausgeführt. Sie bieten im einzelnen keinerlei besonderes Interesse. Sie waren, wie er einigermaßen glaubhaft erzählt, niemals von langer Hand vorbereitet, sondern in der Regel durch eine momentan sich darbietende Gelegenheit bestimmt. Da er indessen mit Dietrichen usw. arbeitete, dürfte er Gelegenheiten auch allenthalben gesucht haben. Da er außerdem in den letzten Jahren überhaupt nicht mehr gearbeitet und auch keine Arbeitslosenunterstützung bezogen hat, kann er wohl bereits zu den Berufsverbrechern gerechnet werden. Auf einem Transport hat er einmal einen Fluchtversuch gemacht.

Bis dahin scheint der Fall des H. I. ganz alltäglich. Eine genauere psychologische Untersuchung hat jedoch ein ganz eigenartiges Charakterbild aufgedeckt. Er gibt selbst an, niemals Gewissensbisse oder Reue gefühlt zu haben: „ich bereue es eben nicht; ich weiß nicht, wie das kommt, ich mache mir keine Gedanken dar-

[1]) Leider sind meine Bemühungen um die Gerichtsakten bisher vergeblich gewesen.

Digitized by Google

über“[1]). Auf die Frage, ob er sich nicht früher seiner Diebstähle zuweilen geschämt habe, erwidert er wörtlich: „ich kann mich nicht schämen, ich habe kein Gefühl für Scham.“ Eine solche Äußerung ist zweideutig. Man hört sie oft genug von Gewohnheitsverbrechern, die sich in zynischem Ton mit dem Verlust jedes Schamgefühls brüsten. Von einer solchen zynischen Renommage ist bei H. I. gar nichts zu merken. Vielmehr tat er diese und viele ähnliche Äußerungen im gleichgültigsten Ton, als ob ihn dies alles gar nichts anginge. Freundschaftliche oder kameradschaftliche Gefühle hat er nie gehabt. Ebenso hat er keinerlei Anhänglichkeit an Vater und Geschwister, nur an seiner Mutter gibt er an etwas zu hängen. Auf die bei den meisten charakterologischen Untersuchungen sehr ergiebige Frage, was er in seinem Leben einmal Gutes getan habe, weiß er nur zu berichten, daß er alten Leuten einmal Lasten habe tragen helfen. Auf die weitere Frage, wie er sich verhalten würde, wenn er Gelegenheit habe, einem Millionär ohne Gefahr der Entdeckung 10 RM. zu stehlen, antwortet er in seinem gewöhnlichen gleichgültigen Ton, daß er die 10 RM. stehlen würde. Als ich ihn sofort frage: ja, darf man denn das?, antwortet er ebenso gleichgültig: „das weiß ich nicht.“ Ferner wird ihm die Beinbruchgeschichte[2]) erzählt, die sich mir bei vielen charakterologischen Untersuchungen bewährt hat. Auf die Frage, ob er den Wagen geholt haben würde (siehe Anm. 2), erwidert er: „Das weiß ich nicht, ich glaube kaum.“ Auf die weitere

---

[1]) Später fügte er nur hinzu: „ich bereue nur das eine, daß ich aus der Erziehungsanstalt weggegangen bin; dort kam man niemals auf solche Gedanken.“

[2]) Sie lautet folgendermaßen: Ein reicher Mann ging einmal spazieren. Da bat ihn ein armer, alter, kranker Mann um ein Almosen. Der Reiche wies ihn mit harten Worten ab. Einige Wochen später ging derselbe reiche Mann wieder einmal spazieren, weit draußen vor der Stadt. Da glitt er auf einem glatten Stein aus und brach ein Bein, so daß er nicht mehr gehen konnte. Es war schon spät abends und kein Mensch war in der Nähe. Der Reiche war ganz hilflos. Da kam zufällig der arme, alte, kranke Mann, den er neulich abgewiesen hatte, vorbei. Den bat nun der Reiche, er möchte in die Stadt laufen und einen Wagen holen. Der Arme erkannte ihn sofort wieder . . . An dieser Stelle breche ich bei Erwachsenen, wenn es sich um eine charakterologische Untersuchung handelt, gewöhnlich ab und frage erstens: was meinen Sie, daß der Arme getan hat? und zweitens: was hätten Sie an seiner Stelle getan, hätten Sie den Wagen geholt? Mit der bloßen Antwort, ich hätte den Wagen geholt oder nicht geholt, ist selbstverständlich wenig anzufangen. Die Hauptsache ist, daß dann weitere Fragen gestellt werden, vor allem Motivfragen (z. B. warum hätten Sie den Wagen geholt? der Reiche hatte Sie doch neulich abgewiesen!). Fast noch mehr Ausbeute liefern oft Modifikationsfragen wie z. B. bei bejahender Antwort: „wenn er Sie nun damals, als er Ihnen kein Almosen gab, sogar geschimpft hätte“? oder: „wenn er Ihnen aber gesagt hätte: Geld bekommen Sie aber keines dafür, daß Sie mir den Wagen holen?“. Letztere Zusatzfrage ist besonders dann angebracht, wenn, wie das gar nicht selten vorkommt, als Motiv für das Holen des Wagens angegeben wird; „vielleicht hätte er mir diesmal doch etwas Geld gegeben“. Bei verneinender Antwort kommen als Modifikationsfragen u. a. folgende in Betracht: „wenn er Sie nun aber sehr gebeten hätte? „wenn er Ihnen aber Geld versprochen hätte?“ (man steigert die Summe z. B. von 20 Pfg. bis 100 RM. und evtl. noch mehr), „wenn er aber in Lebensgefahr gewesen wäre?“ Oft schließe ich unmittelbar eine weitere Erzählung an, in der der Reiche, der den Armen abgewiesen hat, keinen Beinbruch erleidet, sondern einen Geldbeutel verliert und der Arme, der hinter dem Reichen hergeht, den Geldbeutel ungesehen aufhebt und 50 Pfg. bzw. 10 RM. bzw. 100 RM. bzw. 1000 RM. darin findet. Auch bei diesen und vielen anderen analogen Erzählungen (Exemplis fictis) ist das Hauptgewicht auf die

Digitized by Google

Frage, ob er den Wagen geholt haben würde, wenn der Reiche im Sterben gewesen wäre, antwortet er sehr kühl: „Dann eher". Aus Zigarren, Zigaretten, Näschereien, Alkohol macht er sich nichts. Er behauptet sogar bezüglich alkoholischer Getränke völlig abstinent zu sein. Eitelkeitsausgaben, die bei jugendlichen Verbrechern eine große Rolle spielen, bestreitet er. Er gibt ferner an, nie geschlechtlich verkehrt zu haben und in geschlechtlicher Beziehung durchaus kalt zu sein. Auch homosexuelle Neigungen und Handlungen bestreitet er entschieden und in glaubhafter Weise. Erektionen und Pollutionen will er überhaupt nicht gehabt haben. Das bei den Diebstählen bzw. bei den Einbrüchen erbeutete Geld verwendete er für seinen Lebensunterhalt, für den Ankauf von Mütze, Hosenträgern usf. Bezüglich religiöser Dinge erklärt er: „da mach' ich mir nicht viel draus." Früher gehörte er einem kommunistischen Jugendverein an, er will sich aber seit den kommunistischen Überfällen davon abgewandt haben. Sehr interessant ist aber, daß er ziemlich ausgeprägte ästhetische Neigungen hat, insbesondere auf musikalischem Gebiet. Seit seinem 14. Jahr musiziert er regelmäßig zusammen mit dem Genossen seiner Diebstähle. Aus Schundromanen will er sich nichts machen. Früher hat er kleine, anscheinend übrigens ganz wertlose Gedichte gemacht.

Das körperliche Bild entspricht im allgemeinen der sog. asthenischen Konstitution.

Die charakterologische Deutung dieses Falles bietet große Schwierigkeiten und beansprucht zugleich ein sehr erhebliches prinzipielles Interesse. Am auffälligsten ist der schwere Mangel[1]) der ethischen Gefühle. Ein solcher Mangel kann erworben sein oder auf einer angeborenen Anlage beruhen. Im ersteren Fall ist der Mangel entweder durch irgendeine Gehirnkrankheit im Kindesalter oder auch noch später erworben worden oder durch Milieueinflüsse (im weitesten Sinne) zustande gekommen. Irgendein Hinweis auf eine Gehirnkrankheit in der Kindheit oder später (traumatische, toxische, autotoxische, infektiöse) fehlt hier vollständig. Es bleibt also nur die Wahl zwischen einem durch Milieueinflüsse zustande gekommenen und einem auf angeborener Anlage beruhenden Mangel der ethischen Gefühle. Im ersteren Fall spricht man besser nicht von einem „Defekt", sondern von einer „Verkümmerung" der — ursprünglich vorhanden gewesenen — ethischen Gefühle, im letzteren handelt es sich um einen angeborenen ethischen Defekt s. str. Außerdem ist selbstverständlich an die Möglichkeit zu denken, daß ein angeborener ethischer Defekt durch Milieueinflüsse gesteigert worden ist, also beide Momente zusammentreffen. Im vorliegenden Fall wird man zunächst die ausschließliche Zurückführung des Mangels der ethischen

zwecks Analyse angeschlossenen Fragen zu legen. Betrifft das Exemplum fictum einen Diebstahl, so muß bei dem Erzählen ganz besonders betont werden, daß durch die Umstände jede Gefahr einer Entdeckung und damit auch einer Bestrafung vollständig ausgeschlossen ist. Einfache Simulation ist bei solchen Proben viel seltener, als man zunächst erwarten könnte. Sehr zweckmäßig ist es die sogen. Fernaldsche Probe hinzuzufügen, bei der das Ich des Prüflings ganz ausgeschaltet ist (vgl. z. B. Ziehen, Prinzipien und Meth. der Intelligenzprüfung usw. 5. Aufl. Berlin 1923, S. 73).

[1]) Mit dem Wort „Mangel" soll hier durchaus nicht etwa schon auf einen pathologischen Zustand hingewiesen werden.

Digitized by Google

Gefühle auf Milieueinflüsse, also eine reine ethische Verkümmerung durchaus ablehnen müssen. Das Bild einer solchen ist ein ganz anderes. Bei dem ethisch verkümmerten Verbrecher sind die ethischen Gefühle durchweg durch irgendwelche positive Momente, wie z. B. Vergnügungssucht, Eitelkeit, Gewöhnung an Alkohol oder Nikotin usf. verdrängt und erstickt. Von solchen Momenten ist bei H. I. gar nichts nachzuweisen. Dazu kommt, daß nach seiner eigenen Angabe Milieueinflüsse im Sinn von Verführung u. dgl. in seinem Leben keine wesentliche Rolle gespielt haben. Man wird also zu dem Schlusse gedrängt, daß ein in der Anlage begründeter, angeborener ethischer Defekt vorliegt und muß nur betonen, daß die ungünstigen Erziehungsverhältnisse während des Krieges zu der Entwicklung dieser Anlage sehr wohl beigetragen haben können (vgl. S. 377).

Nicht leicht ist es, sich von dieser defekten ethischen Anlage ein klares Bild zu machen. Wir kennen eine Form des leichten Schwachsinns, also der sog. Debilität, bei der der Defekt der ethischen Vorstellungen und Gefühle im Vordergrund des ganzen Zustandsbildes steht. Es ist dies die unzweckmäßig sogenannte „moral insanity", die „Debilität mit vorzugsweise ethischem Defekt" oder „moralische Debilität" (bzw. Imbezillität)[1]). Mit diesem ausgeprägt pathalogischen Zustand, dessen Häufigkeit früher oft überschätzt worden ist, zeigt nun in der Tat das Zustandsbild des H. I. manche Übereinstimmung. Beispielsweise ist die völlige Abwesenheit von Scham und Reue, wie sie bei H. I. vorliegt, auch ein konstantes Symptom der sog. „moral insanity". Dasselbe gilt von dem Mangel der Anhänglichkeit an Familie und Freunde. Auch die geschlechtliche Frigidität ist mir gelegentlich bei typischen Fällen von „moral insanity" in ganz analoger Weise begegnet[2]). Neben diesen und anderen Übereinstimmungen besteht aber auch ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Bild der „moral insanity", wie es gewöhnlich beschrieben wird. Der ethische Defekt ist nämlich bei H. I. eben doch nur partiell: an seine Mutter hat er eine gewisse Anhänglichkeit, er hat seine Kusine beschenken wollen und hat alten Leuten Lasten tragen helfen. Ich meine nun aber, daß dieser Unterschied nicht ausreicht, um die Diagnose einer vorzugsweise ethischen Debilität abzulehnen. Man hat leider bis heute die letztere immer nur in ihren extremsten Formen berücksichtigt, bei denen von frühester Kindheit an die ethischen Gefühle vollständig fehlten. Demgegenüber muß ich daran festhalten, daß es auch leichtere Fälle, und zwar in sehr viel größerer Zahl gibt, in denen nur von einer erheblichen Herabsetzung oder von einem partiellen Verlust der ethischen Gefühle die Rede sein kann. Ebenso wie auf intellektuellem Gebiet fließende Übergänge zwischen dem absoluten Defekt der schwersten Idiotie und dem leichtesten Defekt der leichtesten Debilität und der noch „normalen" Beschränktheit bestehen, verhält es sich auch mit dem Defekt der ethischen Gefühle. Neben einer vollständigen Anethie kommen die verschiedensten Stufen der

---

[1]) Vgl. Th. Ziehen, Die Geisteskrankheiten einschließlich des Schwachsinns und die psychopathischen Konstitutionen im Kindesalter, 2. Aufl. Berlin 1926, S. 172 ff.

[2]) Häufiger ist allerdings eine normale oder sogar gesteigerte Entwicklung der Sexualgefühle.

Digitized by Google

Hypethie vor[1]). Mit dieser Anerkennung leichterer Grade des angeborenen ethischen Defekts gewinnen alle diese Fälle auch für die Charakterologie des normalen, d. h. nicht geisteskranken Menschen und speziell auch für die Charakterologie des normalen Verbrechers eine außerordentliche Bedeutung.

Unter diesem Gesichtspunkt wäre auch eine sehr eingehende Intelligenzprüfung von größtem Interesse gewesen. Leider hat sie aus äußeren Gründen nicht in der wünschenswerten Ausdehnung stattgefunden. Soweit ich sie durchgeführt habe, war ein Intelligenzdefekt nicht sicher nachzuweisen. Ich kenne aber nicht wenige ganz analoge Fälle, in denen dem partiellen ethischen Defekt auch ein partieller Intelligenzdefekt entsprach. So kann z. B. das Verständnis für alles Grammatische bei solchen Individuen sehr weit unter dem Durchschnitt liegen, so daß das Fortkommen auf einer höheren Schule an den sprachlichen Fächern[2]) absolut scheitert, während in Fächern, die mit dem grammatisch-logischen Denken nichts zu tun haben, die Leistungen dem Durchschnitt entsprechen oder ihn gelegentlich sogar überragen. Ob die in Rede stehenden leichteren Fälle ausnahmsweise auch ohne jede Beteiligung der Intelligenz verlaufen können, also sich ganz auf das Gefühlsleben beschränken können, muß durch weitere Beobachtungen entschieden werden.

Ich habe bisher nicht scharf zwischen einer allgemeinen etwa gleichmäßigen Herabsetzung der ethischen Gefühle und einem partiellen Ausfall einzelner ethischer Gefühlskomplexe unterschieden[3]). Im allgemeinen ist erstere wohl häufiger, und sie liegt allem Anschein nach auch im Falle H. I. vor; indessen kommen oft genug auch partielle ethische Ausfälle vor. Charakterologisch sind diese letzteren besonders interessant und verdienen eine viel eingehendere Untersuchung, als sie ihnen bisher zuteil geworden ist. Es ergibt sich nämlich, daß bestimmte Charaktereigenschaften immer oder fast immer gemeinsam ausfallen oder herabgesetzt sind, also offenbar in engerer Korrelation zueinander stehen[4]). Auf solche Korrelationen und „Familien" von Charakterzügen hoffe ich an anderer Stelle ausführlich einzugehen.

---

[1]) Die Einführung dieser philologisch allerdings nicht ganz einwandfreien Termini scheint mir dringend wünschenswert.

[2]) Nicht etwa nur in den altsprachlichen Fächern. — In einzelnen Fällen bereitet sogar die Orthographie diesen Individuen in den ersten Schuljahren ganz auffallende Schwierigkeiten. So untersuchte ich kürzlich ein $13^1/_2$jähriges Mädchen, das bei sonst mindestens durchschnittlicher Intelligenz in der Orthographie vollständig versagte, „Pferd" z. B. Pfeht schrieb und buchstabierte. Damit verband sich, wie sehr oft in diesen Fällen, eine erhebliche Erschwerung des Lesens und Rechnens. Zugleich besteht eine deutliche Hypethie, die zu Lügen, Schwänzen usf. Anlaß gibt. In diesen und ähnlichen Fällen liegt übrigens wahrscheinlich eine örtliche Entwicklungshemmung im Bereich des sog. „Lesezentrums" vor. Vgl. Geisteskrankh. des Kindesalters, l. c. S. 125 (Alexie).

[3]) Ich brauche nicht auszuführen, daß neben partiellem Ausfall auch partielle Herabsetzungen des ethischen Gefühlslebens vorkommen, und daß die allgemeine Herabsetzung sich mit partiellen Ausfällen kombinieren kann.

[4]) Als Beispiel einer solchen Gruppe korrelativer Charakterzüge nenne ich den Komplex: Ängstlichkeit (oft ohne Traurigkeit s. str.), Pedanterie, übertriebene Gewissenhaftigkeit und Vorsicht, übertriebenes Verantwortlichkeitsgefühl, Neigung zu obsessiven d. h. zwangsvorstellungsartigen Vorstellungen.

Digitized by Google

Gegen die Zusammenfassung solcher Fälle, wie sie beispielsweise H. I. darbietet, mit den Fällen moralischer Debilität zu einer großen Gruppe könnte man noch den Einwand erheben, daß bei denjenigen Individuen, die man gewöhnlich unter dem Namen „moral insanity" zusammenfaßt, nicht nur ein Fehlen ethischer Gefühle, sondern zugleich eine abnorm starke Entwicklung des Hangs zum Bösen (Schadenfreude, Grausamkeit, Bosheit, Heimtücke, Mißgunst, Unwahrhaftigkeit usf.) besteht. Meines Erachtens beruht ein solcher Einwand auf derselben falschen Voraussetzung, die oben bereits angefochten wurde. Man berücksichtigt nur die extremen Fälle einer ausgeprägten „moral insanity", die durch unsittlichen bzw. verbrecherischen Lebenswandel besonders auffällig sind, und isoliert dieselben in ganz unberechtigter Weise von den leichteren Fällen, in denen die positiv schlechten Charakterzüge nicht so stark entwickelt sind oder ganz zurücktreten.

Sehr auffällig ist bei vielen Fällen sowohl von Anethie wie von Hypethie das mehr oder weniger vollständige Fehlen der normalen Einfühlungsvorgänge[1]). Beispielsweise beruht die Mitleidlosigkeit (vgl. die Antworten des H. I. bei der Probe mit der Erzählung vom Beinbruch) und Schadenfreude dieser Individuen zu einem guten Teil darauf, daß die Einfühlung des eigenen Ichs in den Leidenden mehr oder weniger ausbleibt. Gefühls- und Intelligenzdefekt hängen hier in einer für die Charakterlehre sehr bemerkenswerten Weise zusammen. Solche Einfühlungen des Ichs (egotistische Einfühlungen, vgl. Anm. 1) setzen nämlich sehr komplizierte assoziative Vorgänge[2]) voraus, insbesondere die Abstraktion von dem tatsächlichen eigenen Zustand, und es ist sehr wohl begreiflich, daß deshalb schon bei leichtesten Intelligenzdefekten diese Vorgänge ausbleiben oder nur abgeschwächt zustande kommen. — Auch für eine andere Beobachtung, die ich in Fällen von Hypethie oft gemacht habe, gewinnen wir so ein besseres Verständnis. Der Mangel an Einfühlung und die konsekutive Rücksichtslosigkeit, Mitleidlosigkeit usf. macht sich nämlich vorzugsweise gegenüber Abwesenden geltend. Manche dieser hypethischen Individuen sind gegenüber Eltern, Freunden, Ehegattin, solange sie anwesend sind, leidlich rücksichtsvoll und selbst liebenswürdig; tritt jedoch eine räumliche Trennung ein, so hört jede Rücksicht auf: die abwesende Ehegattin wird monatelang ohne Nachricht gelassen, die abwesenden Freunde werden verleumdet usf. Die Einfühlung in Abwesende, die unter dieser Rücksichtslosigkeit leiden, ist eben noch sehr viel schwerer als die Einfühlung in Anwesende, deren Leiden Gegenstand einer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung ist, die den Einfühlungsvorgang erleichtert.

Beachtenswert ist gerade für die charakterologische Betrachtung auch das Erhaltenbleiben der ästhetischen Gefühle bei H. I. Es ist in der Literatur schon sehr oft hervorgehoben worden, daß bei schweren Gewohnheits- bzw. Berufs-

[1]) Ich habe dabei selbstverständlich nicht die animisierende (beseelende) Einfühlung, sondern speziell die egotistische im Auge, bei welcher der Einfühlende sich selbst (sein Ich) in das Objekt versetzt (vgl. meine Ästhetik, Halle 1925, Bd. 2, S. 77 u. 97 ff.).

[2]) Wer die Zurückführung auf Assoziationsvorgänge bestreitet, kann ganz unbestimmt von „seelischen Vorgängen" sprechen.

Digitized by Google

verbrechern[1]) mitunter künstlerische Begabungen und auch Neigungen in nicht unbeträchtlichem Maße vorhanden sind. Ebenso ist bekannt, daß — allerdings aus naheliegenden Gründen viel seltener — gelegentlich begabte Künstler auf den Weg des Gewohnheitsverbrechers[2]) gelangt sind. Es muß hinzugefügt werden, daß ein solches Erhaltenbleiben der ästhetischen Gefühle auch bei solchen Gewohnheits- bzw. Berufsverbrechern, deren Hyp- bzw. Anethie auf angeborener Anlage beruht, also bei Moralisch-Debilen der verschiedensten Abstufungen vorkommt. Durchweg pflegt sich allerdings bei diesen die ästhetische Neigung und vor allem die ästhetische Begabung und das ästhetische Verständnis in engen Grenzen zu halten. Die Leistungen beschränken sich meistens auf geschickte Nachahmungen. Immerhin bleibt charakterologisch die gelegentliche Divergenz der ästhetischen und der ethischen Gefühlsanlage und Gefühlsentwicklung bemerkenswert[3]). Man wird behufs Erklärung dieser Tatsache, für die ich zahlreiche Beispiele beibringen könnte, nicht zu der Kahlbaumschen Hypothese besonderer „moralischer Fasersysteme" seine Zuflucht nehmen, sondern mit der sehr plausiblen Annahme auskommen, daß — ganz unabhängig von verschiedener Lokalisation — die psychophysiologischen Prozesse des ethischen und des ästhetischen Gefühlslebens neben manchen Übereinstimmungen doch auch wesentliche Unterschiede aufweisen und daher der Korrelationskoeffizient hinter + 1 in diesen Fällen erheblich zurückbleibt. Eine ausführliche Darstellung der in Betracht kommenden Unterschiede habe ich in meiner Ästhetik gegeben (l. c. Vorlesung 1), hier sei nur hervorgehoben, daß für das ethische Verhalten das dominierende Bewußtsein eines positiv betonten Gesetzes („Soll-Gesetzes") von entscheidender Bedeutung ist, während viele ästhetische Leistungen, auch etwas erheblichere, allgemeiner Gesetzesvorstellungen gar nicht bedürfen, sondern unmittelbare Gefühlsprodukte sind. Besonders gilt dies von solchen ästhetischen Leistungen, bei denen der sinnliche Faktor (Empfindungsfaktor, direkter Faktor Fechners) überwiegt[4]). Sehr schön habe ich dies z. B. auf dem Gebiet derjenigen Charaktereigenschaft beobachtet, die wir kurz als Ordnungsliebe bezeichnen. Die in Rede stehenden an- bzw. hypethischen Individuen schmükken ihr Zimmer zuweilen (!) recht hübsch aus und kleiden sich zuweilen nicht ohne Geschmack, wozu offenbar ein gewisser Entwicklungsgrad rein sensorieller Gefühlstöne ausreicht; dagegen sind sie sehr oft nicht imstande — trotz Ermahnungen und Strafen — Ordnung in ihren Schränken, Heften, Büchern usf. zu halten, weil sie für abstrakte Soll-Gestze kein ausreichendes Verständnis und Gefühl haben[5]). Auf die schwerwiegenden sozialen Konsequenzen braucht hier kaum hingewiesen zu werden.

[1]) Vgl. über diese Unterscheidung 43. Jahrb. d. Gefängn. Gesellsch. f. d. Prov. Sachsen u. Anhalt 1927, S. 48.

[2]) Von Gelegenheitsverbrechen ist selbstverständlich in diesem Zusammenhang ganz abzusehen.

[3]) Ich betone nochmals, daß hier nicht von erworbenen Divergenzen die Rede ist; diese sind ebenso häufig wie leicht verständlich.

[4]) Vgl. die Bemerkungen auf S. 382 über die Bedeutung der Gegenwart (Anwesenheit) für die ethischen Gefühle bei diesen Individuen.

[5]) In manchen Fällen erstreckt sich dies auch auf die körperliche Reinlichkeit.

Digitized by Google

Eine Komplikation mit psychopathischer Konstitution (im prägnanten Sinn einer leichten allgemeinen psychischen Abnormität ohne Defekt)[1]) liegt im Fall H. I. nicht vor, sonst ist sie gerade bei Hypethie durchaus nicht selten (hysteroide, paranoide Züge usf.).

Schließlich erhebt sich die übrigens meines Erachtens für die Charakterlehre sekundäre Frage, ob das eigentümliche Bild, welches H. I. darbietet, als pathologisch zu bezeichnen ist, und wo überhaupt im Bereich der angeborenen Hypethien die Grenze des Pathologischen liegt. An dieser Stelle beschränke ich mich auf einige kurze Bemerkungen. Eine scharfe Definition der Begriffe „Krankheit" und „krankhaft" („pathologisch") ist bisher noch nicht gelungen und wird auch wahrscheinlich niemals gefunden werden. Virchow und andere haben bekanntlich versucht, die Gefahr bzw. Gefährdung (Gefährlichkeit) als Kriterium der Krankheit zu verwerten. In der Tat erweist sich dies Merkmal in vielen Fällen als praktisch brauchbar, aber in anderen versagt es vollständig. Auch die Gefahr ist ein durchaus relativer Begriff, der überdies oft von äußeren Begleitumständen in hohem Maße abhängig ist. Ebensowenig reicht der Rekurs auf anerkannte pathogene Ursachen aus. Gewiß werden wir eine Charakterveränderung, die sich im Anschluß an eine infektiöse Hirnentzündung (z. B. Encephalitis lethargica) oder Typhus einstellt, ohne weiteres als pathologisch bezeichnen, und gewiß werden wir umgekehrt mit Recht Bedenken tragen, eine lediglich durch mangelhafte Erziehung oder Verführung zustande gekommene Charakterveränderung in das Gebiet der Pathologie zu verweisen. Indessen in anderen Fällen wird diese Entscheidung äußerst schwierig. Soll z. B. erbliche Belastung schlechterdings immer als eine anerkannte pathogene Ursache gelten und den auf ihrem Boden zustande gekommenen Charaktereigenschaften des Belasteten pathologische Natur sichern? Ist der Jähzorn des Sohnes eines jähzornigen Vaters stets als pathologisch anzusehen? Offenbar erhebt sich dagegen u. a. auch das Bedenken, ob der Jähzorn des Vaters selbst als eine pathologische Eigenschaft zu betrachten ist usf. Auch wird sich für eine tiefere Betrachtung alsbald die kritische Frage erheben, weshalb der Erreger der Encephalitis lethargica, der Tuberkelbazillus usw. als pathogene „Ursachen" anerkannt werden, hingegen mangelhafte Erziehung, Verführung usf. nicht. Bei dieser Sachlage, die hier nicht ausführlicher dargestellt werden kann[2]), wird man zugeben müssen, daß der Begriff des Krankhaften relativ ist und nur aus Zweckmäßigkeitsgründen festgehalten werden muß; zu seiner praktischen Abgrenzung aber ist folgendes zu bemerken. Die einzelnen Organe und Funktionen zeigen allenthalben exogene und endogene Variationen; die große Mehrzahl dieser Variationen bleibt innerhalb einer gewissen Schwankungsbreite N, diesseits und jenseits von N nimmt die Häufigkeit der Fälle in der Regel sehr rasch ab; Fälle, die außerhalb N liegen, sind „abnorm", und zwar um so abnormer, je weiter sie sich von N entfernen; abnorme Fälle werden insbesondere dann als pathologisch bezeichnet, wenn sie im Hinblick auf Heilung, Besserung, symptomatische Linderung, Ansteckungsgefahr usf. Hilfe notwendig oder

[1]) Geisteskrankh. u. psychopath. Konst. d. Kindesalters, l. c. S. 403 ff.

[2]) Auch die Histopathologie liefert kein einwandfreies Kriterium.

Digitized by Google

wünschenswert machen, die wir dann als „ärztlich" zu bezeichnen gewohnt sind. Wenn z. B. jemand auf Grund gleichartiger Belastung mitten im blonden Haupthaar von Kindheit an einen kleinen weißen Haarbüschel hat, so ist dies Bündel „abnorm", aber nicht „pathologisch" in dem eben definierten engeren Sinn[1]). Wendet man dies auf die Charakterlehre an, so wird man auch hier mit einigem Recht normale und abnorme und innerhalb der letzteren pathologische Charakterzüge und entsprechende Charaktere unterscheiden können. Schwierigkeiten ergeben sich hier nur insofern, als man — namentlich im kindlichen Alter — die zur Heilung, Besserung usf. leichterer abnormer Charakterzüge und Charaktere notwendige oder wünschenswerte Hilfe zur „Erziehung" zu rechnen und nicht von dem Arzt zu erwarten gewohnt ist und daher auch viele hilfsbedürftige abnorme Fälle, weil eben eine nicht-ärztliche Behandlung genügt, als nicht-pathologisch ansieht. Daß diese Einengung des Pathologischen auf dem Gebiet der Charakterabnormitäten keinen prinzipiellen Einwand gegen unsere Auffassung involviert, ergibt sich bereits aus der Tatsache der Existenz der sog. „Heilpädagogik". Daß bei dem Erwachsenen in analoger Weise der erzieherische Einfluß der Strafe und namentlich auch des Strafvollzugs als nicht-ärztliche Hilfe aufgefaßt wird und daher eine analoge Einengung der Anwendung des Terminus „pathologisch" zustande gekommen ist, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Es ist nur sehr beachtenswert, daß man unter dem Einfluß der modernen Strafrechtstheorie mehr und mehr dazu kommt, dem Arzt auch bei dem Strafvollzug eine wichtige Rolle zuzuteilen[2]).

Von der Frage, ob eine An- oder Hypethie pathologisch ist oder nicht, muß die Frage, ob jemand für eine aus An- bzw. Hypethie hervorgegangenen Strafhandlung strafrechtlich verantwortlich ist (§ 51 des zur Zeit geltenden RStGB., § 17 des neuen Strafgesetzentwurfs), total getrennt werden. Es gibt sehr viele aus abnormer und auch pathologischer Charakterverfassung hervorgegangene Strafhandlungen, die in keiner Weise eine Exkulpation auf Grund des § 51 des RStGB. gestatten. Die Unzurechnungsfähigkeit ist eben immer an einen höheren Grad des Pathologischen gebunden: die krankhafte Störung der Geistestätigkeit muß so erheblich sein, daß — wie es zur Zeit noch heißt — „die freie Willensbestimmung aufgehoben ist".

Wendet man dies alles auf den Fall H. I. an, so ist sicher, daß bei H. I. eine abnorme Hypethie vorliegt, und auch an dem pathologischen Charakter (in dem soeben definierten Sinn) wird man kaum zweifeln können, dagegen liegt bzw. lag

---

[1]) Ich habe dies Beispiel absichtlich gewählt, weil es zugleich zeigt, wie durchaus unsicher und fließend die Grenzen des Pathologischen innerhalb des Abnormen sind. Man denke sich z. B., daß das weiße Haarbüschel etwas größer ist oder an auffälliger Stelle liegt und dadurch entstellend wirkt; dann wird seine Beseitigung durchaus wünschenswert sein können, und damit ist das pathologische Moment eingetreten.

[2]) Dies kommt auch in dem Entwurf des neuen Strafvollzugsgesetzes zur Geltung, der zu Anfang dieses Jahres veröffentlicht worden ist. Vgl. darüber W. Gentz, Der Strafanstaltsarzt im Entwurf des Strafvollzugsgesetzes, D. Ztschr. f. d. ges. gerichtl. Med. 1927, Bd. 10, S. 219.

Digitized by Google

für die Anwendung des § 51 kein ausreichender Grad vor: die pathologische Charakterveränderung ist nicht so erheblich, daß sie unter § 51 fällt.

Die Charakterologie umfaßt auch die Charakterotherapie. Dies gilt selbstverständlich auch für die kriminellen Fälle. Es frägt sich also, welche Behandlung (im weitesten Sinn) im Falle H. I. und in vielen ähnlichen Fällen einzutreten hat. Diese „Behandlung" betrifft erstens die Strafe selbst, zweitens den Strafvollzug und drittens die Behandlung nach Abbüßung der Strafe. Ich erwähne hier nur kurz, daß in dieser Beziehung der jetzt bald zur Beratung im Reichstag gelangende amtliche Entwurf zum neuen Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuche viele auch für die Charakterologie höchst bemerkenswerte Bestimmungen enthält und ihr zahlreiche wichtige und verantwortungsvolle Aufgaben stellt. Die Frage der sog. „Sicherungsverwahrung" nach Abbüßung der Strafe, der unbestimmten Verurteilung, der Erziehungsnachhaft, der Verweisung in das Arbeitshaus u. a. gehören hierher[1]). Im Fall H. I. käme in Anbetracht seines Alters und seiner Gefährlichkeit nach meiner Überzeugung als zweckmäßigste Maßregel nur eine Sicherungsverwahrung auf unbestimmte Zeit in Betracht, wenn seine Strafhandlungen jetzt neu zur Aburteilung gelangten und im Strafgesetz eine solche Sicherungsverwahrung auf unbestimmte Zeit vorgesehen wäre[2]).

Ich wende mich nun weiter zu einigen Fällen, deren Besprechung bestimmt ist, zwei charakterologisch und speziell kriminell-charakterologisch höchst wichtige Charaktereigenschaften etwas mehr aufzuklären, nämlich den sog. „Leichtsinn" der populären Redeweise einerseits und die im ersten Aufsatz S. 204 bereits kurz gestreifte „Impulsivität" des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs. Dabei sollen auch die Termini „Haltlosigkeit", „Triebhaftigkeit" und „Überwertigkeit" berücksichtigt werden.

Ich beginne mit einem Fall L. M. Der zur Zeit meiner Untersuchung 50jährige Strafgefangene hat ca. 18 Gefängnisstrafen hinter sich. Es handelt sich fast ausschließlich um Jagdvergehen und um Diebstähle und Einbrüche. Die ersteren beruhen, wie er selbst ausdrücklich zugesteht, nicht auf Jagdleidenschaft, sondern sind erfolgt, um das erbeutete Wild zu verkaufen und so Geld zu gewinnen. Hier interessiert nur die Art und Weise, in der seine Strafhandlungen zustande kommen. Er sagt wörtlich u. a.: „es ist Gelegenheitssache, man greift zu in der Rage, und schon ist die Sache geschehen." Damit hängt es auch zusammen, daß er bei der Vorlegung des Exemplum fictum von dem Geldbeutelverlust (S. 378, Anm. 2) erst erklärt, er hätte den Geldbeutel behalten: „wenn's ein reicher Mann ist und er hat's drüber, dann kommt's auf eine solche Kleinigkeit nicht an," dann aber meint[3]): „Das

[1]) Vgl. den oben zitierten Aufsatz im 43. Jahrb. der Gefängnisgesellschaft. In Betracht käme außerdem auch als Schutzmaßregel, namentlich bei jugendlichen Psychopathen und auch nichtpsychopathischen Verwahrlosten die Hinausschiebung der Volljährigkeit. Vgl. Kahlbaum, Mon.-schr. f. Psychiatrie u. Neurol. 1927, Bd. 66, S. 1.

[2]) Das jetzige deutsche Srafgesetz kennt eine Sicherungsverwahrung überhaupt nicht, der neue Entwurf nur eine solche auf 3 Jahre, die allerdings verlängerungsfähig ist.

[3]) Es war ihm gesagt worden, daß der Reichtum desjenigen, der den Geldbeutel verloren hat, zweifelhaft sei.

Digitized by Google

sind Momentsachen(!), das kann ich jetzt nicht sagen." Ethische Begriffe und Gefühle sind, wie u. a. auch die Fernaldsche Probe und die Probe mit der Beinbrucherzählung (S. 378, Anm. 2) bestätigen, vorhanden. Auf die Frage, wieso er doch fortgesetzt zu Strafhandlungen komme, obwohl er eingestandenermaßen nie in Not gewesen, erwidert er u. a., das sei sein Leichtsinn, „sein wildes Blut", das „Zigeunerblut", das in ihm liege (NB eine wirkliche Abstammung von Zigeunern kommt nicht in Frage, wird auch von ihm mit dieser Äußerung nicht gemeint). Bei der letzten Strafhandlung handelt es sich um einen Hühnerdiebstahl. Zunächst behauptete er, er habe die Besitzerin der Hühner nur ärgern wollen, gibt aber dann zu, er habe „auch mit" an das Geld aus dem Erlös der gestohlenen Hühner gedacht: „die Hühner saßen gerade da, sonst hätt' ich's nicht getan." Aus diesen und anderen Äußerungen wird man unbedenklich schließen können, daß seine meisten Strafhandlungen in dem Bd. 4, S. 204 definierten weiten Sinn impulsiv sind, d. h. durch Abkürzung und Einengung des Spiels der Motive zustande gekommen sind. Ethische Vorstellungen und Gefühle sind vorhanden, kommen aber gegenüber verlockenden Empfindungstatsachen oder Einfällen oder auch Verführung durch Kameraden[1]) gar nicht oder zu spät zur Geltung. Nun ist die Impulsivität ein äußerst weiter Begriff. Im vorliegenden Fall handelt es sich speziell um ein typisches Beispiel der Impulsivität des Leichtsinns, bei der ein positives und ein negatives Moment zusammenwirken: gefühlsbetonte Empfindungsreize und Einfälle wirken mit besonderer Stärke, demgegenüber sind die vorhandenen sittlichen Vorstellungen und Gefühle nicht liquid (etwa ähnliche wie manche Aktivposten von Banken) und wirken nur schwach oder gar nicht. So kommt es zu einer Abkürzung und Einengung des Spiels der Motive. Die Empfindungsreize bzw. Einfälle haben eine momentane Überwertigkeit. Insofern die Widerstandsfähigkeit gegen Verführung durch Situationen oder andere Personen in dieser Weise herabgesetzt ist, könnte man versucht sein, auch von „Haltlosigkeit"[2]) zu sprechen, doch hat man bei letzterer meistens mehr das Fehlen von festen Prinzipien des Handelns im Auge. Dem Leichtsinnigen fehlen solche Prinzipien durchaus nicht immer, sie bleiben nur im entscheidenden Augenblick im Spiel der Motive ohne Einfluß.

Die Zahl der auf einer solchen Impulsivität des Leichtsinns beruhenden Strafhandlungen ist außerordentlich groß. Die hierher gehörigen Personen liefern das Hauptkontingent der charakterologisch besonders interessanten gewohnheitsmäßigen Gelegenheitsverbrecher.

Ein sanguinisches Temperament liegt in diesen Fällen oft, aber keineswegs immer vor. In einzelnen Fällen habe ich eine Komplikation mit einer mehr oder weniger ausgesprochenen sog. hyperthymischen psychopathischen Konstitution beobachtet. Schwere Jähzornshandlungen, im Sinn eines cholerischen Temperaments, kommen dann oft hinzu.

In einem scharfen Gegensatz zu den momentanen Überwertigkeiten des impulsiven Leichtsinns stehen die dauernden Überwertigkeiten (Überwertigkeiten

[1]) So bei einem Einbruch, bei dem er als „Halbdummer" mitgelaufen sein will, und der ihm eine Zuchthausstrafe eingetragen hat.

[2]) Vgl. über diesen Begriff auch Reichmann, Allg. Ztschr. f. Psychiatrie 1926, Bd. 76, S. 663.

Digitized by Google

im prägnanten Sinn). Auch diese spielen in der Psychologie und insbesondere in der Charakterologie des Verbrechers eine wichtige Rolle. Sie sind im allgemeinen dadurch charakterisiert, daß ein ganz bestimmter gefühlsbetonter Vorstellungskomplex längere Zeit dauernd das Denken und Handeln einseitig beherrscht[1]). Französische Autoren sprechen von „Monoideismen". Am häufigsten sind sie auf dem Boden der erblichen Degeneration. Bald lösen sich die Monoideismen in größeren Zwischenräumen ab, bald — aber seltener — beherrscht ein Monoideismus nahezu das ganze Leben. Von den Zwangsvorstellungen (obsessiven Vorstellungen) sind diese Überwertigkeiten durch das Fehlen des sog. Fremdgefühls unbeschadet einzelner Übergänge durchaus unterschieden[2]). Ein einfaches und allbekanntes Beispiel ist in der Jagdleidenschaft mancher Wilddiebe gegeben. Im Einzelfall kann hier die Strafhandlung allerdings auch einmal impulsiven Charakter zeigen, aber meistens gehen diese Personen sogar mit großer Überlegung vor, so daß von einer Abkürzung des Spiels der Motive keine Rede sein kann.

Praktisch und theoretisch beanspruchen solche dauernden Überwertigkeiten eine besondere Beachtung, wenn sie in Beziehung zu der ganzen körperlichen Anlage stehen und dadurch zu triebartigen Handlungen führen. Im folgenden teile ich — wie immer, mit vielen Abkürzungen — einen Fall mit, der für die Problematik dieser triebartigen Handlungen besonders instruktiv und anregend ist.

O. P., zur Zeit meiner Untersuchung 20 Jahre alt, ist der Sohn eines Schnapstrinkers und büßt zur Zeit wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses eine Gefängnisstrafe von 9 Monaten ab. Er ist niemals sitzengeblieben, seine Schulleistungen sollen durchschnittliche gewesen sein, im Betragen will er die Note „gut" gehabt haben. Seine körperliche Kindheitsentwicklung soll normal gewesen sein, nur hat er im Schlaf viel phantasiert. Stets war er leicht erregbar, sehr wild, oft in Schlägereien verwickelt. Gegen seine Neigung kam er zu einem Kaufmann in die Lehre. Nach $2^3/_4$jähriger Lehrzeit „riß er aus" und begab sich nach Hamburg, um von dort nach Amerika zu gelangen. Nach Schilderungen eines Schwagers machte er sich von den amerikanischen Verhältnissen ganz falsche Vorstellungen. Angeblich verschaffte er sich das erforderliche Geld ohne Diebstahl oder Unterschlagung. Schon in Hamburg ging sein Geld aus, und er trieb sich nun in Matrosenkneipen herum und durchwanderte dann, ohne dauernde Arbeit zu finden, Mecklenburg und Holstein. Geschlechtlich war er von jeher „sehr heiß veranlagt". Seit seiner Lehrzeit onanierte er, mit 14 Jahren hatte er den ersten geschlechtlichen Verkehr, und zwar mit einem 14jährigen Mädchen (Verführung angeblich gegenseitig). In den Hamburger Kneipen war er öfters Zeuge homosexueller Akte, ohne sich selbst zu solchen herzugeben oder homosexuelle Neigungen zu verspüren. Dann schloß er sich auf einer Fußwanderung von Hamburg nach Bremen einem 38jährigen Mann Y. an. Auch mit diesem kam es, wie er bestimmt versichert, nicht zu homosexuellem Verkehr. Dagegen wurde er Zeuge, wie Y. Exhibition trieb, d. h. vor Mädchen seine Genitalien entblößte. P. hatte früher nie von solchen Akten gehört. Nun „machte

[1]) Im Anschluß an Meschede kann man auch von „phrenoleptischen" Vorstellungen und Handlungen sprechen.

[2]) Vgl. Charité-Annalen, Jahrg. 32, S. 113 ff.

Digitized by Google

er es gleich mit", die ersten Male ohne, später mit geschlechtlicher Erregung, die von Erektion und Ejakulation begleitet war. Zuweilen masturbierte er auch dabei. Daneben suchte und fand er auch noch normalen geschlechtlichen Verkehr, aber er „hatte nicht mehr dasselbe Vergnügen daran wie vorher". Mit den Mädchen, vor denen er exhibierte, fand niemals sexueller Verkehr statt. Seitdem ist er einer triebartigen Exhibition verfallen, die auch fortbestand, nachdem er sich von P. getrennt hatte und wiederholt deshalb mit Gefängnis bestraft worden war. Er äußert wörtlich: „ich konnte mich nicht halten, es war, als ob ich das müßte." Schon bei den ersten Exhibitionshandlungen war er sich des Unerlaubten und Strafbaren wohl bewußt, aber die geschlechtliche Erregung war zu groß: „ich hatte den Gedanken: du darfst es nicht, du willst es nicht," aber er konnte den Trieb nicht unterdrücken. Angstgefühle, von denen sonst der Unterdrückungsversuch solcher triebartigen Handlungen recht oft begleitet ist, fehlen bei ihm vollständig. Er hatte immer nur Angst vor dem „Erwischtwerden". Den normalen Geschlechtsverkehr hat er schließlich ganz aufgegeben, weil er „keinen richtigen Spaß" mehr daran hatte. Seiner Schwester gegenüber hat er nie exhibiert. Die Persönlichkeit, vor der er exhibiert, ist ihm nicht gleichgültig. Am liebsten exhibiert er vor jüngeren Mädchen, niemals — wie dies sonst ausnahmsweise vorkommt — vor alten Frauen oder Kindern[1]). Wie ein Berufsverbrecher geht er etwa alle 8—14 Tage vor die Stadt, um Gelegenheit zur Exhibition zu finden. Einmal wurde er zu einer 6wöchigen Gefängnisstrafe mit 3jähriger Bewährungsfrist verurteilt und beging noch am Abend desselben Tages wieder eine Exhibition. In der Nacht will er täglich Reue haben, namentlich „vor seiner Mutter", aber: „sobald es wieder Tag wird, ist die Reue weg." Einmal gelang es ihm, 8 Monate lang seinen Hang zu unterdrükken (er hatte einem Arzt ein dahingehendes Versprechen gegeben). Auf die Frage, weshalb er nicht auch sonst diese Überwindung gezeigt habe, weiß er nur zu erwidern: „es hat mich auch jetzt allerhand gekostet[2])." Mutuelle Onanie hat er nie getrieben. In seinen Träumen kommt Exhibition nie vor, wohl aber normale Kohabitation. Alkoholgenuß ist an seinen Exhibitionsakten niemals beteiligt; wenn er angetrunken oder betrunken ist, hat er sogar an dem Exhibieren kein „Interesse". Schnaps trinkt er überhaupt nicht, Bier erst seit ca. 1 Jahr öfters im Übermaß.

Seine intellektuelle Begabung entspricht etwa dem Durchschnitt. Die ethisch-charakterologische Prüfung ergibt u. a., daß die ethischen Gefühle etwa normal entwickelt sind. Auf die Frage, was er einmal im Leben Gutes getan habe, antwortet er: „auf der Wanderschaft habe ich für andere mitgebettelt." Auf die Frage, warum er nicht gestohlen habe, erwidert er in glaubhafter Weise: „ich krieg' es nicht fertig." Auf weiteres Fragen fügt er hinzu: „ich hab' mir gesagt, das hast du doch in 2 Abenden verpraßt". Er gibt an, nie an Sparen gedacht zu haben; habe er Geld gehabt (zeitweise hat er später viel verdient), habe er lustig gelebt. Zur Beinbruchgeschichte (vgl. S. 378, Anm. 2) äußert er: „ich hätte ihn (sc. den Reichen,

[1]) Ich kenne auch Fälle, in denen der Exhibitionist sein Glied entblößt und das Mädchen (z. B. ein 10jähriges Kind) auffordert, gleichfalls den Geschlechtsteil zu zeigen (mutuelle Exhibition).

[2]) Für die Ablehnung der Anwendung des § 51 RStGB. dürfte dies entscheidend sein.

Digitized by Google

der das Bein gebrochen hat) aufgepackt und in die Stadt getragen." Auf die Frage, ob er das auch getan hätte, wenn der Reiche ihn bei der ersten Abweisung geohrfeigt oder die Treppe hinuntergeworfen hätte, erwidert er, daß er dann bloß den Leuten (sc. in der Stadt) Nachricht gegeben hätte.

Mehrere Angaben sprechen für eine neuro- und psychopathische Konstitution. Seit seiner Kindheit leidet er an Kopfschmerzen (symmetrisch, okzipital und frontal), die zuweilen von Übelkeit begleitet sind und neuerdings fast jeden Abend auftreten. Eine Schwester scheint an Migräne zu leiden. Er schläft schwer ein, und der Schlaf ist durch beängstigende Träume von Blut, Schlägereien usf. gestört. Ganz unabhängig von den Exhibitionen hat er ab und zu präkordiale Angstzustände ohne bestimmten Gedankeninhalt, namentlich abends. Er gibt auch spontan an, daß er leicht betrunken wird (sog. Resistenzlosigkeit gegen Alkohol). Die Erinnerung für die Exhibitionsakte ist stets erhalten (weder partielle noch totale Amnesie). Auch sonst fehlt jeder sichere Anhaltspunkt für die Annahme einer Epilepsie.

Die Auffassung des Falles gestaltet sich nunmehr zunächst sehr einfach. Auf Grund einer schweren erblichen Belastung (Vater Trinker) hat sich bei O. P. eine neuro- und psychopathische Konstitution entwickelt, die sehr wahrscheinlich, wie er selbst angibt, von einer gesteigerten geschlechtlichen Erregbarkeit, einer sog. Hyperhedonie begleitet ist (vgl. S. 388). Schwerere Grade dieser Hyperhedonie beruhen meistens auf gleichartiger Belastung. Eine solche ist bei ihm nicht nachzuweisen, auch gewinnt man aus seinen Berichten nicht gerade den Eindruck, daß es sich um einen besonders schweren Grad handelt. Von An- oder auch nur Hypethie kann keine Rede sein. Auffällig und interessant ist nun aber die etwa seit dem 17. Jahr aufgetretene überwertige Neigung zu einer triebartigen Exhibition. Ein gewöhnlicher Hedoniker hätte seine gesteigerten geschlechtlichen Bedürfnisse durch häufigeren sexuellen Verkehr evt. Notzuchtsattentate oder durch gesteigerte Onanie befriedigt; bei O. P. wird dem normalen Geschlechtsgenuß die Exhibition substituiert. Da derartige Substitutionen das Wesen des sexuellen Fetischismus ausmachen (vgl. den ersten Aufsatz S. 205), so kann man bei O. P. auch kurz von einem exhibitiven Fetischismus sprechen. Wie ist nun diese Substitution und ihre triebartige Überwertigkeit („ich konnte mich nicht halten, es war, als ob ich das müßte") zu erklären? Erst damit bekommt der Fall ein großes charakterologisches Interesse. Vor allem ist festzustellen, daß es sich keinesfalls etwa um Zwangsvorstellungen[1]) (obsessive Vorstellungen) handelt. Das bereits oben für diese als charakteristisch angeführte Fremdgefühl fehlt bei O. P. Es handelt sich vielmehr um eine Überwertigkeit, die durchaus und eng mit seiner ganzen Persönlichkeit verwachsen, gewissermaßen organisch in sie eingegliedert ist. Hieran kann uns auch die oben angeführte Äußerung („du darfst es nicht, du willst es nicht") nicht irremachen; sie beweist nur, daß ihm Bedenken gegen seine Handlungsweise aufgestiegen sind, daß aber die Überwertigkeit des Exhibitionsantriebs

[1]) Für Nicht-Ärzte bemerke ich nochmals, daß nicht jede überwertige und daher übermächtig (zwingend) auftretende Vorstellung eine Zwangsvorstellung ist. Als Zwangsvorstellungen bezeichnet man vielmehr nur diejenigen überwertigen unrichtigen Vorstellungen, die von Unrichtigkeitsbewußtsein und Fremdgefühl begleitet sind.

Digitized by Google

so groß war, daß diese Bedenken oft (nicht immer) im Kampf der Motive unterlagen.

Psychologisch handelt es sich bei den meisten Exhibitionisten um folgenden Vorgang: der Exhibitionist stellt sich die geschlechtliche Erregung des Mädchens vor, die er durch seine Exhibition hervorzurufen meint, und erzielt so eine Zunahme seines eigenen geschlechtlichen Lustgefühls. Solche fast an konträres Sexualgefühl erinnernden und zuweilen sogar zu einem der natürlichen Anlage supraponierten, usuellen konträren Sexualgefühl Anlaß gebenden sexuellen Einfühlungen sind auch bei ganz normalen, nicht-exhibierenden Individuen häufiger, als man denkt. Dem Exhibitionisten kommen sie übrigens oft nur sehr unklar zum Bewußtsein.

Die Tatsache, daß es bei O. P. zu einer solchen Substitution gekommen ist, erklärt sich wohl hauptsächlich aus der schweren erblichen Belastung. Ohne letztere hätte er sich an der Exhibition ohne tiefergehende innere Anteilnahme beteiligt oder sich gegen das Mitmachen gesträubt, ähnlich wie er sich früher gegen die Beteiligung an homosexuellen Akten tatsächlich mit Erfolg gesträubt zu haben scheint. Es ist auch verständlich, warum er nur im letzteren Fall trotz erblicher Belastung Widerstand leistete: ein homosexueller Verkehr widersprach seiner normalen, d. h. auf das andere Geschlecht gerichteten hyperhedonischen Veranlagung durchaus, während die Exhibition ihr nicht nur nicht widersprach, sondern bis zu einem gewissen Grade entgegenkam. Aus derselben erblichen Belastung erklärt sich aber auch, daß diese Substitution unverhältnismäßig rasch einen überwertigen Charakter angenommen und die normale auf Kohabitation gerichtete Geschlechtslust so vollständig verdrängt hat. Erblich schwer belastete Individuen sind nicht nur überhaupt zu Substitutionen geneigt, sondern auch speziell in besonderem Maß zu überwertigen Substitutionen. Ohne die erbliche Belastung wäre nach meiner Erfahrung das Mitmachen der exhibitorischen Akte auf jener Wanderschaft sehr wahrscheinlich eine für sein späteres Leben gleichgültige Episode geblieben. Man wird aber auch zu bedenken haben, daß das Pubertätsalter, in dem O. P. damals stand, für Überwertigkeiten besonders zugänglich ist. Mit aller Reserve möchte ich sogar noch ein drittes Moment auf Grund mancher ähnlicher Beobachtungen vermutungsweise heranziehen. Zur Zeit jenes Herumwanderns befand sich O. P. in sehr erschöpftem Zustand: er lebte vom Betteln, oft mußte sein Begleiter für ihn betteln, manchmal will er 3 Tage lang nichts zu essen gehabt haben. Nun wissen wir, daß Überwertigkeiten sich bei Erschöpften besonders leicht einnisten und fixieren, es ist also nicht ausgeschlossen, daß auch die Erschöpfung eine auxiliäre Rolle als apsychonomes Moment (vgl. den ersten Aufsatz S. 207) gespielt hat.

Charakterologisch ist die Tatsache besonders beachtenswert, daß eine Triebanlage durch bestimmte Erlebnisse nach einer besonderen Richtung überwertig umgestaltet wird und so eine Tendenz zu triebartigen Begehrungen zustande kommt. Akzeptiert man den Begriff der usuellen Charakterreaktion, wie er im ersten Aufsatz (S. 208) aufgestellt wurde, so kann man analog bei O. P. von einer usuellen Triebreaktion sprechen. Während die in der Anlage begründete Hyperhedonie voraussichtlich unverändert fortbestehen wird, ist es nicht ausgeschlossen, daß

Digitized by Google

die exhibitorische usuelle Triebreaktion nach kürzerer oder längerer Zeit wieder erlischt, z. B. dadurch, daß sie längere Zeit unterdrückt oder durch ein anderes eindrucksvolles sexuelles Erlebnis verdrängt wird. Allzu günstig steht es um diese Aussicht allerdings nicht. Es ist bekannt, daß gerade solche Fetischismen meistens äußerst hartnäckig sind.

Auch in diesem Fall kann man fragen — und das war für seine Auswahl mitbestimmend —, ob die fetischstische Neigung mit dem ganzen Charakter schon zu einer Einheit verschmolzen ist oder noch eine relativ selbständige und isolierte „Insel" bildet (vgl. S. 206 des ersten Aufsatzes). Manche Äußerungen — auch einzelne hier nicht angeführte — sprechen zugunsten der zweiten Alternative, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß durch die Verknüpfung mit der angeborenen Hyperhedonie die exhibitorische Neigung mit der ganzen Persönlichkeit sehr eng zusammenhängt und nicht lediglich oberflächlich „supraponiert" ist (S. 206 des ersten Aufsatzes). Und dies gibt mir Anlaß zu einer ganz allgemeinen, auch für nicht-kriminelle Individuen gültigen Bemerkung. Bezüglich der Einbeziehung der sexuellen Begehrungstendenzen in den Gesamtcharakter zerfallen die Menschen in zwei große, allerdings durch viele Zwischenstufen verbundene Gruppen. Bei der einen Gruppe bildet der für das Individuum charakteristische Komplex der sexuellen Gefühle und Begehrungen dauernd eine „Insel" innerhalb des Gesamtcharakters und beeinflußt daher die mit dem sexuellen Gebiet nicht zusammenhängenden Charakterzüge und dementsprechend auch das nicht auf sexuellem Gebiet liegende Handeln nur sehr wenig oder gar nicht, während er bei der anderen Gruppe den ganzen Charakter mehr oder weniger durchdringt und abändert. Und auch umgekehrt wird bei der ersten Gruppe der sexuelle Komplex von dem übrigen Charakter nur wenig, bei der zweiten Gruppe relativ stark beeinflußt. Jeder, der Gelegenheit hat, Beobachtungen in dieser Richtung zu machen, und sie ausnützt, wird in seiner Umgebung zahlreiche mehr oder weniger ausgesprochene Vertreter der beiden Gruppen finden (unbeschadet vieler Übergänge). Auch die Literatur- und Kunstgeschichte liefert viele ausgezeichnete Beispiele. Daß bei dem weiblichen Geschlecht die zweite Gruppe im allgemeinen etwas stärker vertreten ist, ist wahrscheinlich, so viele Ausnahmen auch im einzelnen vorkommen mögen[1]).

Die Charakterbehandlung bzw. die Behandlung der Exhibitionsneigung muß bei O. P. vor allem darin bestehen, daß ihm sehr lange Zeit keine Gelegenheit zur Exhibition gegeben wird. Dies würde im Interesse des Gefangenen selbst wie auch der Allgemeinheit auch in diesem Fall am sichersten durch eine längere Sicherungsverwahrung in einer geeigneten Anstalt[2]) (nicht Irrenanstalt oder dgl.) erreicht.

---

[1]) Die bekannte, sicher im allgemeinen zutreffende Äußerung Jean Pauls: „So lang ein Weib liebt, liebt es in einem fort, ein Mann hat dazwischen zu tun" steht mit dem oben aufgestellten charakterologischen Satz nur in sehr entferntem Zusammenhang.

[2]) Norwegen vollstreckt die Sicherungsverwahrung in den gewöhnlichen Strafanstalten, doch kann Überführung in ein Zwangsarbeitshaus erfolgen. Der Schweizer Entwurf sieht gleichfalls Verwahrung in den gewöhnlichen Gefängnissen vor. Von anderer Seite sind spezielle Verwahrungsanstalten, „Arbeitsklöster" gefordert worden. Vgl. Aschrott u. Kohlrausch, Reform des Strafrechts, Abschnitt 7, S. 169 ff.

Digitized by Google

Falls der jetzige Entwurf zum Gesetz wird, muß jedenfalls in ähnlichen Fällen später die Frage der Sicherungsverwahrung aufgeworfen und Fall für Fall auf Grund einer sachverständigen charakterologischen Analyse, selbstverständlich unter Berücksichtigung der Anamnese, der Intelligenz, etwaiger psychopathischer Konstitution usf. beantwortet werden. In manchen Fällen wird eine längere Internierung in einem geeigneten Arbeitshaus ausreichen können.

Außer der Exhibition können auch mannigfache andere sexuelle Strafhandlungen in ähnlicher Weise auf einer usuellen Triebreaktion beruhen. So kenne ich einen Fall, in dem an Stelle der Exhibition die Berührung der Genitalien eines Mädchens triebartig überwertig auftrat. Zum erstenmal führte der bez. Gefangene eine solche Berührung bei seiner schlafenden Schwester aus, später an einem Kind, das er in seine Wohnung lockte. Der Drang war so stark, daß er nach seiner Verurteilung zu 6 Monaten Gefängnis, als man ihn auf freiem Fuß beließ, weil er ein Gnadengesuch eingereicht hatte, vor der Entscheidung über letzteres die gleiche Tat wieder beging[1]). In meiner Klinik äußerte er: „es kommt manchmal so über mich, daß ich das tun muß, ich kann mich nicht so beherrschen, daß ich das Gefühl bezwingen kann."

Man muß nur beachten, daß Exhibition ebenso wie andere sexuelle Strafhandlungen auch auf ganz anderen — normalen oder pathologischen — Grundlagen vorkommt. Hier will ich nur erwähnen, daß Exhibition auch zuweilen auf Grund momentaner Vorstellungsüberwertigkeiten auftritt, die ganz den Charakter von echten Zwangsvorstellungen tragen (vgl. S. 390, Anm. 1). Öfter hat es allerdings in diesen Fällen sein Bewenden bei der Vorstellung, die Umsetzung in die Handlung kann meist unterdrückt werden. So berichtete mir ein 19jähriger Schauspieler, der auch andere echte Zwangsvorstellungen hatte: „Auf der Bühne habe ich einmal den Gedanken gehabt, ich müßte mir den Hosenschlitz aufmachen. Ich habe mich nur schwer beherrschen können, es nicht zu tun. Ich glaube auch, ich hätte es getan, wenn ich nicht hätte abtreten können[2])."

Charakterologisch viel wichtiger sind sehr zahlreiche triebartige Reaktionen auf nicht-sexuellem Gebiet, die in ihrer psychologischen Entstehung eine weitgehende Analogie mit dem Fall O. P. zeigen. Vor allem gehört hierher das triebartige Naschen[3]) bei Kindern und Jugendlichen, das weiterhin oft genug zu gehäuften Diebstählen, Unterschlagungen und Betrügereien Anlaß gibt und daher in der Prophylaxe der Verbrechen eine außerordentlich große, leider noch sehr oft unterschätzte Bedeutung hat. Wie bei den usuellen sexuellen Triebreaktionen der normale oder hyperhedonisch gesteigerte Geschlechtstrieb das Fundament bildet, auf dem sich später durch besondere Erlebnisse usuelle triebartige Exhibition, Masturbation usf. entwickelt, so gibt hier der normale Nahrungstrieb zusammen mit der normalen

[1]) Einer meiner Schüler, H. v. Heuß, hat diesen Fall etwas ausführlicher in seiner Dissertation (Berlin 1910) mitgeteilt, betont aber den obsessiven Charakter zu stark (vgl. S. 390, Anm. 1). Ich selbst habe früher die obsessiven Fälle nicht scharf genug von den hier in Rede stehenden getrennt.

[2]) Vgl. v. Heuß l. c. S. 39.

[3]) In den meisten Lehrbüchern der Kinderpsychologie wird das Naschen in einer kaum verständlichen Weise ignoriert.

Digitized by Google

oder gesteigerten positiven Gefühlsbetonung des Süßgeschmacks die Grundlage für die Entwicklung eines überwertigen Naschtriebs im Anschluß an bestimmte Erlebnisse ab. Diese bestimmten Erlebnisse können sehr verschieden sein. Am häufigsten handelt es sich um eine direkte Angewöhnung an das Naschen durch eine Person in der Umgebung dieses Kindes[1]). Eine solche Angewöhnung spielt dann psychologisch und speziell auch charakterologisch dieselbe Rolle wie bei O. P. das Erleben der Exhibitionen des Y. bei seinem Herumwandern (siehe oben S. 388 und 391). Ich kenne Mütter, die ihre Kinder nicht nur an das Naschen gewöhnen, sondern das Naschen vor- und mitmachen (ganz wie Y.). Oft verbindet sich damit auch eine allgemeine Verwöhnung[2]). An Stelle der Verführung durch Personen tritt zuweilen die Verführung durch die Gelegenheit (offene Speisekammer, leicht zugängliche Zuckervorräte usf.).

Ich schließe damit diese Studien an dieser Stelle ab. Ich hoffe vor allem gezeigt zu haben, daß eine sorgfältige Analyse der seelischen Vorgänge des Verbrechers nicht nur praktisch wichtig, sondern auch sehr fruchtbar und anregend für die Charakterologie ist.

Nachschrift: Soeben habe ich die Gerichtsakten des Falles H. J. (S. 377) erhalten. Psychologisch bzw. charakterologisch ergeben sie nichts von wesentlicher Bedeutung. Bemerkenswert ist nur, daß ihm dreimal trotz schwerer Diebstähle Strafaussetzung bewilligt worden ist, und daß H. J. bei den letzten Einbrüchen äußerst raffiniert vorging. Not bestand in keiner Weise.

---

[1]) Vgl. die Beispiele in dem oben zitierten Aufsatz im 43. Jahrb. d. Gefängn.-Ges. f. d. Prov. Sachsen u. Anhalt S. 61 ff.

[2]) Vgl. l. c. S. 62.

Digitized by Google

Inhalt des Bandes I

Seite

ALLERS, Rudolf. Charakter als Ausdruck. Ein Versuch über psychoanalytische und individualpsychologische Charakterologie 1
BAUMGARTEN, Franziska. Charakterologisches im Berufe des Regulierungsbeamten 41
GESEMANN, Gerhard. Grundlagen einer Charakterologie Gogols 49
HEINDL, Robert. Strafrechtstheorie und Praxis 89
HILDEBRANDT, Kurt. Der Gelehrte 153
KLAGES, Ludwig. Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches 187
KRONFELD, Arthur. Der Verstandesmensch 227
LIEBERT, Arthur. Immanuel Kants geistige Gestalt 237
LINDWORSKY, J. Die charakterologische Bedeutung der Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola 271
PFÄNDER, A. Grundprobleme der Charakterologie 289
SCHEFFLER, Karl. Künstlerstudien 337
SCHNEIDER, Kurt. Der triebhafte und der bewußte Mensch 345
WALTER, Fr. K. Die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit 353

Inhalt des Doppelbandes II/III

Wege zur Charakterologie. Von Hans Prinzhorn 1
Charakter und Erlebnis. Von Richard Müller-Freienfels 21
Die Charakterologie des Carl Gustav Carus. Von Hans Kern 45
Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. Von Ludwig Klages 59
Die Struktur der Kultur. Von Ludwig Marcuse 131
Soziologie als Typologie. Von Paul Plaut 141
Charakter und Beruf. Von Franziska Baumgarten 155
Das Persönlichkeitsproblem in der Psychiatrie. Von Karl Birnbaum 167
Vom dichterischen Schaffen eines Geisteskranken. Von Robert Gaupp (mit einer Tafel) 197
Innere Sekretion und Persönlichkeit. Von Alexander Lipschütz (mit 9 Tafeln) 227
Über Prophetie. Von Franz Brentano † 257
Peter von Meyendorff, Ein russischer Staatsmann der Restaurationszeit. Von Willy Andreas 265
Albert Schweitzer, Zur Charakterologie der ethischen Persönlichkeit und der philosophischen Mystik. Von Oskar Kraus (mit 2 Tafeln und einem Faksimile) 287
Zum Problem der Handschriftensammlung. Von Hans Schneickert 333
Der Berufsverbrecher. Von Robert Heindl (mit 16 Tafeln) 339

Inhalt des Bandes IV

EVERTH, Erich. Individualität und Geistesgeschichte 1
LIEBERT, Arthur. Die Angst vor der Technik 43
PETZELT, Alfred. Vom Problem des Verstehens 63
UTITZ, Emil. Charakterologie und Ethik 97
PRINZHORN, Hans. Die Begründung einer reinen Charakterologie durch Ludwig Klages 115
GUNDEL, W. Individualschicksal, Menschentypen und Berufe in der antiken Astrologie 133
ZIEHEN, Th. Charakterologische Studien an Verbrechern 195
ERISMANN, Th. Der Massenmensch 211
KRONFELD, A. Zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie des Wollens und der Triebe 239
WALTER, Fr. K. Über die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften („Diagnoskopie") nach Bißky. Eine kritische Besprechung 297
HOFFMANN, Hermann. Charakterforschung und Vererbungslehre 325
LIPMANN, Otto. Der Periphertrieb 351
KATZ, David. Charakterologie und Tierpsychologie 359
EILERS, Konrad. Hermann Löns als Mensch und als Dichter 385

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild 1

Digitized by Google

Digitized by Google

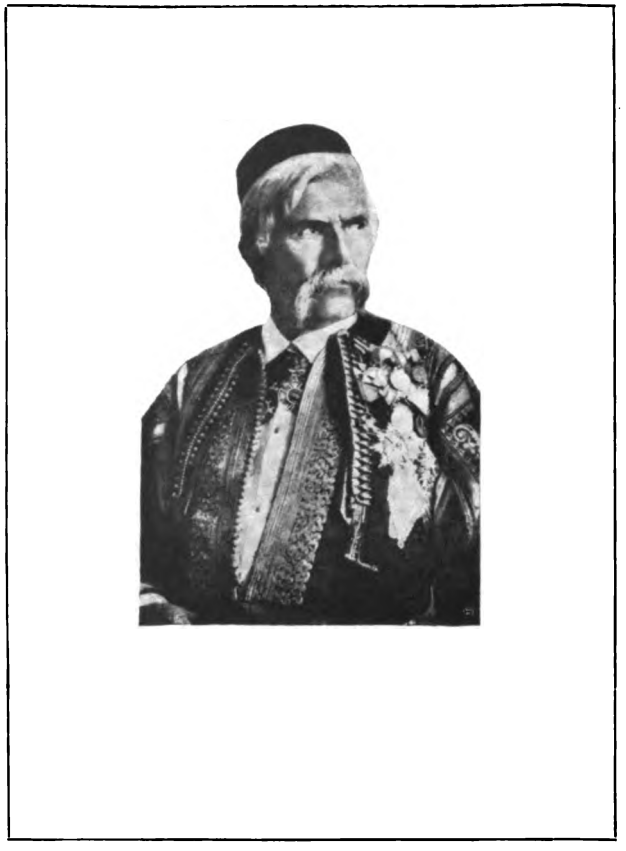


Bild 3

Bild 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild 5

Bild 6

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild 7

Bild 8

Digitized by Google

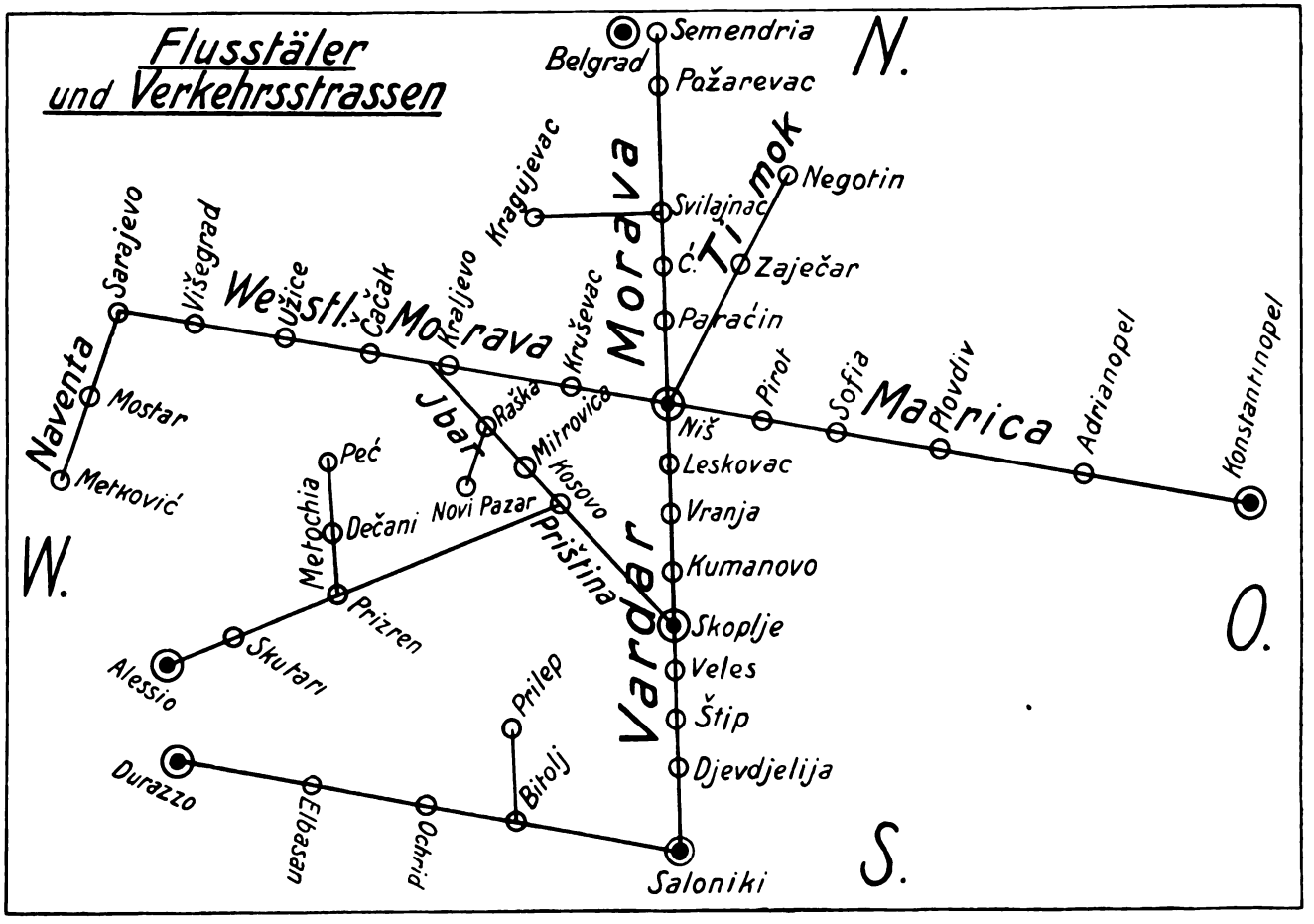
Digitized by Google

Bild 9

Bild 10

Digitized by Google

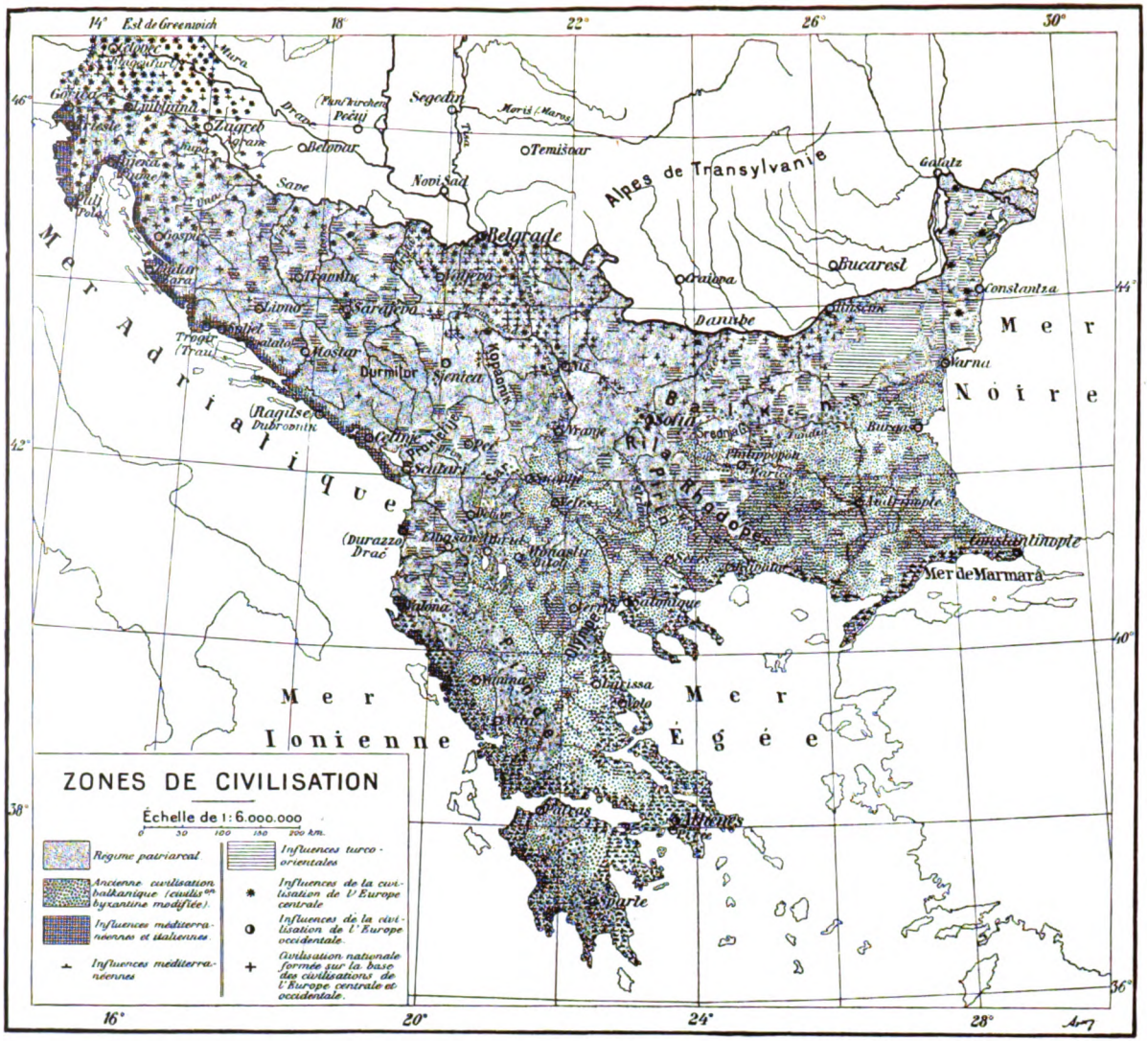
Digitized by Google



Karte 1.

Digitized by Google

Digitized by Google



Karte 2.

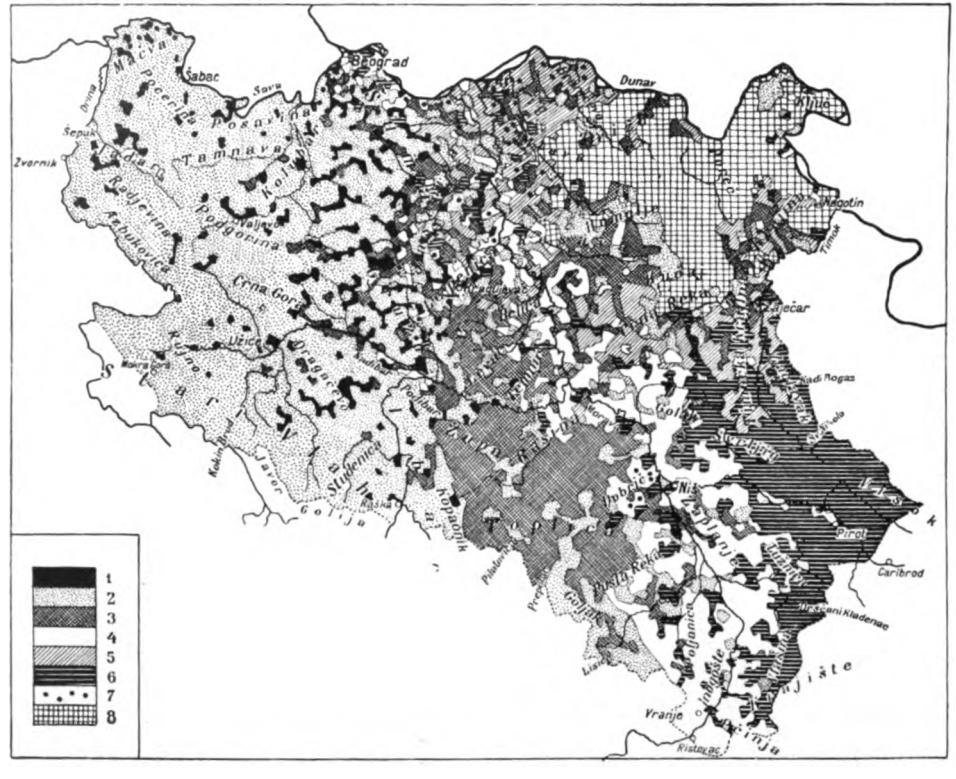
Digitized by Google

Digitized by Google

Karte 3. „Charaktertypenkarte".

Digitized by Google

Digitized by Google



Karte 4. Siedlungskarte der Šumadija.

Digitized by Google